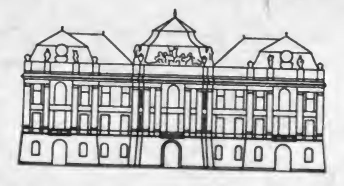
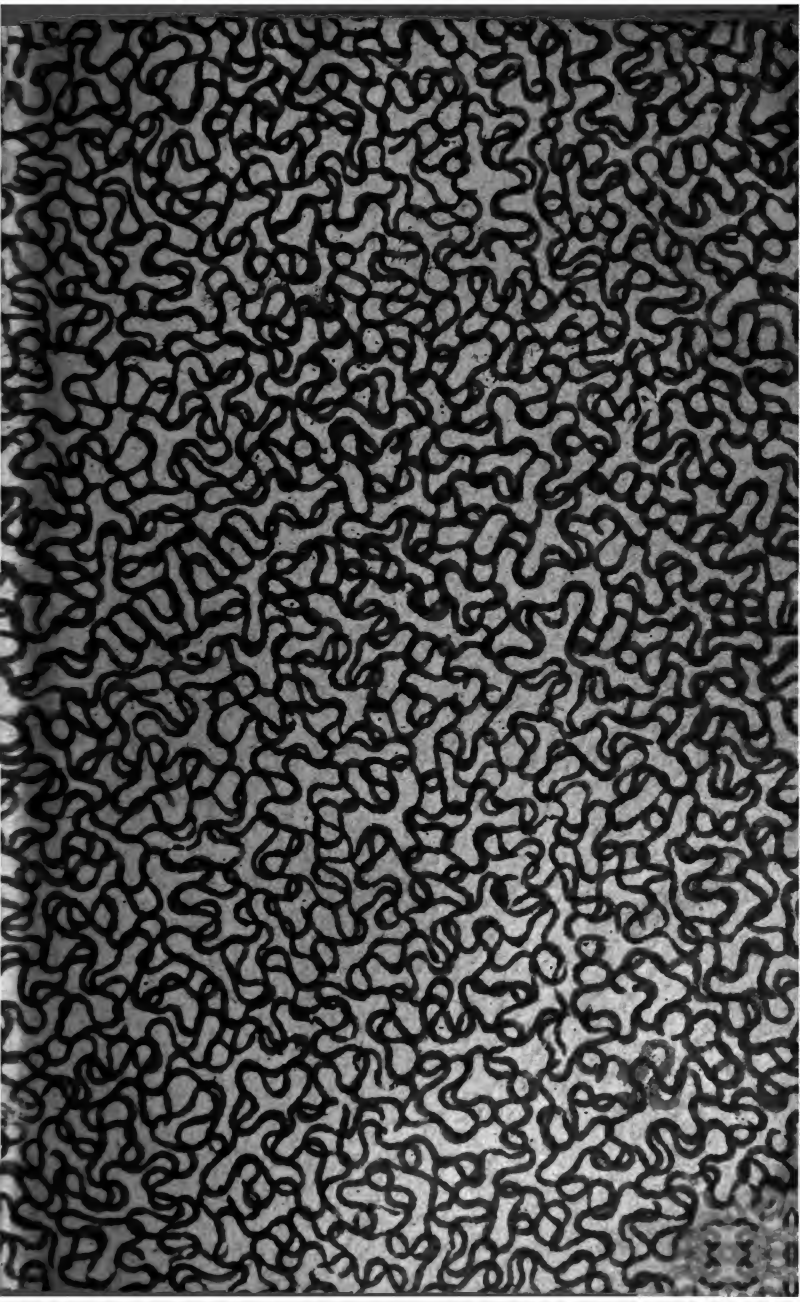
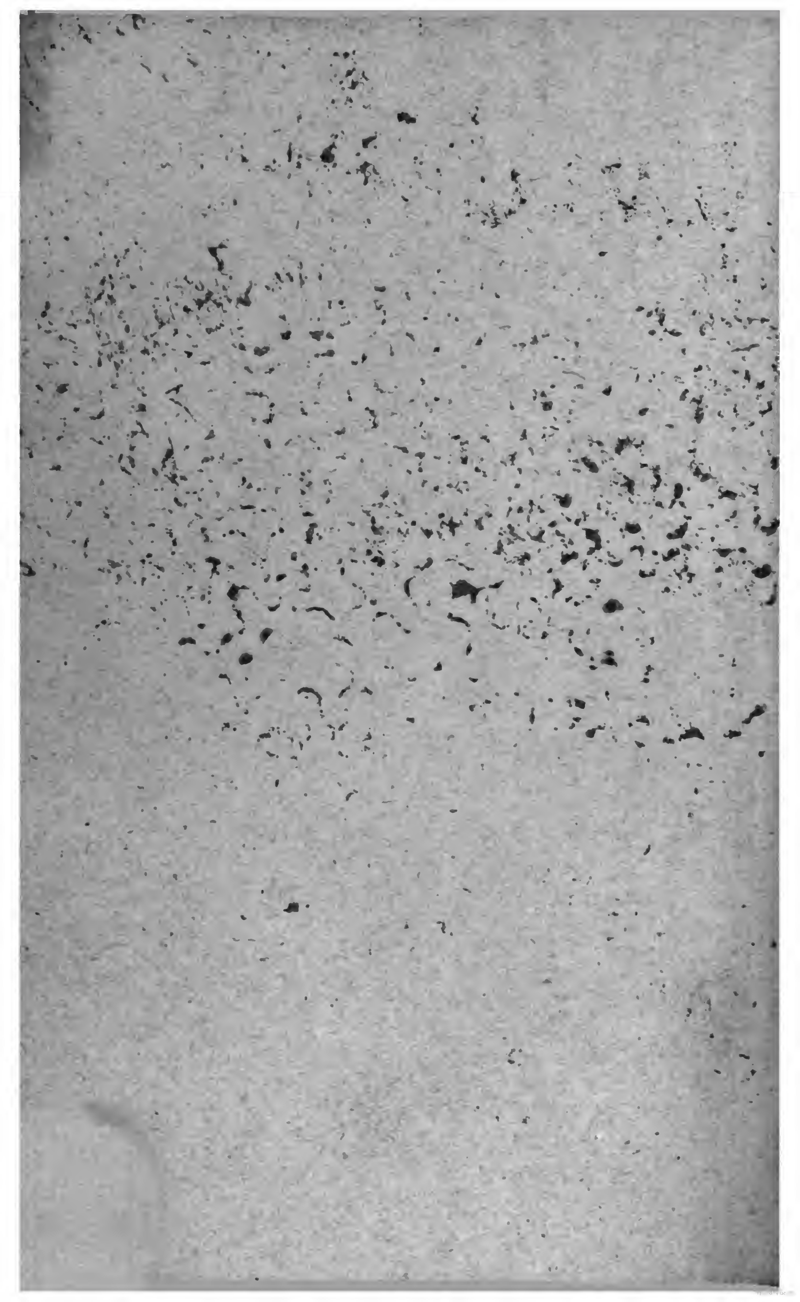








Was ich erlebte.

Neunter Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

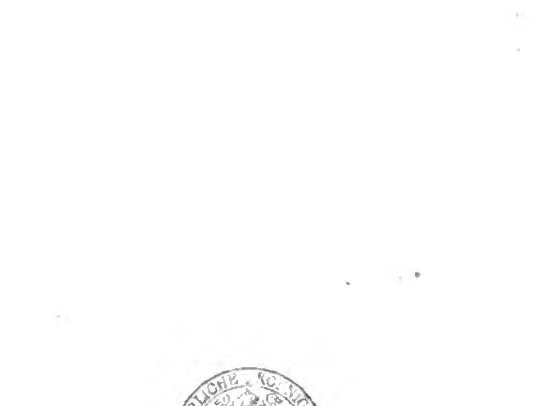
von

Henrich Steffens.

Neunter Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1844.



Reise im Gebirge mit dem Kronprinzen.
Fortgesetzte Turnstreitigkeiten.
Scandinavische Reise.
Die letzten Jahre in Breslau. 1825 bis 1832.



Reise im Gebirge mit dem Kronprinzen.

Nachdem wir die Wasserfälle besucht hatten, bestiegen wir die Koppe; das Wetter blieb meist regnicht, fortdauernd trübe. Wir fuhren auf schauderhaften Wegen durch Brückenberg, das höchste Dorf des Riesengebirges, und überhaupt des nördlichen Deutschlands. Nach diesem Dorfe hat der König jetzt eine in Norwegen gekaufte hölzerne Kirche hinbringen und wieder aufbauen lassen. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Olaf der Heilige, bei seinen kriegerischen Zügen durch die innern und nördlichen Provinzen von Norwegen zur gewaltsamen Verbreitung des Christenthums, diese Kirche erbauen ließ. Die Gegend von Vang, wo diese Kirche stand und zerfiel, war eine der bevölkertsten und galt immer von Alters her für eine

in der Geschichte bedeutende. Der berühmte norwegische Landschaftsmaler Professor Dahl in Dresden, der diesen Kauf veranlaßte, ließ auf seine Unkosten einige der merkwürdigsten und ältesten hölzernen Kirchen in Norwegen aufnehmen und in einem Werk über die höchst interessante alte Holzarchitektur Norwegens bekannt machen. Es ist auffallend, wie diese Bauwerke mit ihren seltsamen Holzverzierungen sich mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Zwei große, oben spitz zulaufende und gebogene, säulenförmige Balken, die an beiden Seiten des Haupteinganges in die Höhe ragen, haben offenbar in den ersten Zeiten des Christenthums, wie die alten heidnischen Normänner ihre Raubzüge noch trieben, als mächtige Vorderschnäbel der Raubschiffe (rostra der Alten) gedient. Solche Schnäbel wurden auf ähnliche Weise an den Herrenhäusern in der heidnischen Zeit aufgestellt.

Bei unserer Fahrt lernte der Kronprinz dieses Dorf zuerst kennen. So erhielt dieser alte Normanne sein neues Vaterland im schlesischen Gebirge, und erscheint hier wie die schwedischen Physiognomien der Einwohner im Haslithal.

Von der Schlingelbaude an ging nun der Weg den Seen vorbei bis auf den Koppenplan und auf die Riesenkoppe. Wir ruhten da im Nebel, und hatten freilich von dieser Fahrt nichts als das Bewußtsein, etwa 5000 Fuß über das Meer erhoben zu sein. Daß das Gespräch sich hier, wo eine jede Aussicht uns verschlossen war, auf Gebirgshöhen hinlenkte, war natürlich. Ich bestand im Ganzen nicht zum besten, denn obgleich ich seit vielen Jahren die Geognosie vortrug, und zwar frei, so verließ mich doch hier mein Zahlengedächtniß, welches überhaupt sehr schwach ist. Ein mehr reflectirender Naturforscher würde auf jeden Fall die Wahrscheinlichkeit einer solchen Nachfrage vorausgesetzt haben.

Der Fürst Biron hatte mit einer bewunderungswürdigen Aufopferung seinen ganzen Marstall bis auf den Koppenplan bringen lassen. Unser König hat später das Riesengebirge mehrere Male bereist, auch öfters die Koppe bestiegen, sogar aus dem Aupengrunde herauf, von wo aus der ganze Berg sehr steil in die Höhe steigt; ohne allen Zweifel die beschwerlichste Gebirgspartie in Norddeutschland.

Erlaube man mir hier eine spätere Besteigung der Koppe zu erwähnen, die mir höchst merkwürdig war. Da ich zwanzig Jahre hintereinander mit wenigen Ausnahmen jährlich mehrere Wochen im Riesengebirge zubrachte, so habe ich es öfters durchwandert. Die Koppe habe ich funfzehn Mal bestiegen, oft in Begleitung der Studirenden, die bei mir Geognosie hörten. Einst auf einer solchen Gebirgswanderung erreichten wir die Koppe einige Stunden nach Sonnenaufgang — unter meinen Begleitern sind mir noch erinnerlich der Professor v. d. Hagen, und der Sohn des Feldmarschalls Grafen York. Während wir den steilen Weg, der von dem Koppenplan zur Koppe führt, hinaufstiegen, sank der Nebel allmälig immer tiefer, die Kapelle, die Koppenhöhe mit einer Menge Menschen, die dort versammelt waren, lagen im hellen Sonnenschein; indem wir höher stiegen, sank auch der Nebel vor und unter uns; die Sonne warf unsern Schatten auf diesen, und da sahen wir unsere Köpfe von einem großen Regenbogenkreis umgeben. Diese Erscheinung der buntgefärbten Schatten ist nicht unbekannt, aber nach den Beschreibungen, die mir zukamen, muß eine so vollkommene Ausbildung des

Phänomens, wie diejenige, die hier stattfand, doch äu=ßerst selten sein. Alle Regenbogenfarben des Kreises waren blendend entwickelt, ja ein zweiter umgekehrter, wenn auch weniger deutlicher Kreis entstand um den ersten. Wenn nun mehrere sich dicht an einander schlossen und umarmten, so vereinigten sich die ein=zelnen Kreise in einen gemeinschaftlichen, der mit sei=nem farbigen Schein eine Gruppe von drei bis vier Köpfen zu umfassen vermochte. Ich bin überzeugt, daß die Heiligenscheine der Maler dem Anblick sol=cher Kreise ihre Entstehung zu verdanken haben. Während wir nun so, mit unsern verklärten Schatten sehr zufrieden, als selige Geister erschienen, traten uns die Gäste auf der Koppe ganz anders entgegen. Am Fuße der Koppe bewegte sich der Nebel unruhig, bald in dichteren, bald in dünneren Massen, mit dem Luft=strome aus dem böhmischen Aupengrunde über den Kop=penplan nach dem ebenfalls steil herabfallenden schle=sischen Melzergrund zu. Die Schatten der Menschen, die sich um die Kapelle herumbewegten, fielen dunkel und farblos, gewöhnlich riesenhaft verlängert, auf diese beweglichen Wolken. Diese Gestalten nun ver=wandelten sich wie im wilden Traume. Arme und

Beine verlängerten und verkürzten sich, die Nase wuchs zu einer grauenhaften Länge, und da die Schatten sich mit dem Wolkenstrome nach dem Melzergrunde zu bewegten, hatte es nicht selten den Anschein, als stürzten sich unselige Geister in den Abgrund hinab. Es ist nicht möglich, eine Erscheinung zu erleben, die der Entstehung einer Mythe näher wäre; mir ist sie unvergeßlich geblieben.

Das ganze Gefolge war mit Pferden versehen, und ich gestehe, daß, indem ich die edelsten Racen hier preisgegeben sah, ich doch gereizt war, den Fürsten zu tadeln. Wir erreichten die Hampelbaude, und ich erstaunte, als ich diese sonst so schmutzige Schenke wie feenartig verwandelt sah. Die Schenkstube war bis auf den Flur verlängert, die dunklen Wände mit Baumzweigen verdeckt; Blumengehänge wanden sich darüber, und ein gedeckter Tisch mit einem Silberservice geziert, trat uns glänzend entgegen. Nach der Mahlzeit fing schon der Tag an sich zu neigen, wir eilten zu Fuß die Seifenlehne herunter bis Krummhübel, wo ich den Kronprinzen auf die merkwürdigen,

hier übrig gebliebenen Reste der paracelsischen Schule aufmerksam machte. Es waren Familien, die im siebzehnten Jahrhundert, um der religiösen Verfolgung zu entgehen, aus Prag auswanderten, und sich hier durch Zubereitung kräftiger Pflanzenessenzen ernährten. Diese genossen lange Zeit hindurch in der Nähe und in weiter Ferne ein großes Vertrauen. Mehrere der Familien hatten ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, ihre Wohnungen nahmen sich stattlich aus. Es war natürlich und billig, daß dieser Handel unter die Aufsicht des Staats gestellt wurde. Die Männer mußten sich einer pharmazeutischen Prüfung unterwerfen.

Abends kamen wir sehr ermüdet nach Ruhberg. Es war der erste Tag, den ich das Glück hatte, in der unmittelbaren Nähe des Kronprinzen zuzubringen. Auch die Fahrt des zweiten Tages glaube ich ausführlicher darstellen zu müssen. Das Schloß Ruhberg ist nur klein und war mit Menschen überfüllt. Ein Theil des Gefolges war in nahe liegende Häuser einquartirt; ich verbrachte die Nacht mit einem Theil meiner Freunde in einer großen Stube eines Nebenhauses und ward lebhaft an die Nächte im Haupt-

quartier während des Krieges erinnert. Der heutige Tag ward für Besuche bei den verschiedenen bedeutenden Familien bestimmt, die das reizende Schmiedeberger und Hirschberger Thal bewohnten.

Dieses ist in vieler Rücksicht merkwürdig, und es ist nur zu bedauern, daß kein mächtiger Fluß dasselbe durchströmt. Der Bober, welcher alle Flüsse des nördlichen Abhanges des Riesengebirges aufnimmt, reicht nicht hin, das Thal hinlänglich zu bewässern. Seen von Bedeutung fehlen, und wenn man die Gegend bei Erdmannsdorf und Fischbach ausnimmt, erscheint meistens das Thal auf eine nicht angenehme Weise trokken, aber man muß gestehen, daß es dennoch sehr reizend ist. Die Gebirgsdörfer, die sich am Fuße des Riesengebirges hinziehen, zeigen doch noch immer die Spuren eines jetzt leider immer mehr verschwindenden Wohlstandes. Wo die Armuth nicht Alles niedergedrückt hat, sind die Häuser freundlich; durch die hellen Fenster blickt die Reinlichkeit der Stuben hervor, und das Fahren durch diese Dörfer, wo wir allenthalben anmuthige Blumengärten entdecken, die vor den Wohnungen liegen, macht doch einen sehr heitern Eindruck. In einiger Entfernung von einander liegen

die Schlösser, die von dem Prinzen Wilhelm und von einem Theil des mächtigen Adels bewohnt sind. Die großen Parks, welche die Schlösser umgeben, grenzen in einer langen Strecke, die fast 2½ Meilen reicht, aneinander: vortreffliche Chausseen durchziehen das Thal in allen Richtungen. In Fischbach bringt Prinz Wilhelm, der Bruder des verstorbenen Königs, mit seiner Gemahlin den größten Theil des Sommers zu, und verläßt nur ungern das alte Schloß, welches erneuert und mit geschmackvoller Pracht eingerichtet ist. Die Anlagen werden unter seinen Händen immer anmuthiger; mit den armen Einwohnern des Dorfes und der Umgegend unterhalten er und seine Gemahlin ein fortdauernd wohlwollendes Verhältniß. In der That kennt die Prinzessin diese armen Weberfamilien nicht allein, sondern auch ihre häusliche Lage, und die Einwohner segnen die Anwesenheit des Königlichen Paares. Der Park von Fischbach grenzt nahe an den von Buchwald, wo die Gräfin von Rheden ein reizendes Landschloß in der Mitte ihres Parks bewohnt. Diese edle Frau war seit vielen Jahren die unermüdliche Wohlthäterin der Gegend, mit einer klaren Uebersicht hat sie alle Verhältnisse der armen Weber aufgefaßt,

ja mit ihrer Schwester, Fräulein von Riedesel, sich ein wahres Studium daraus gemacht. Diese höchst verständigen, geistreichen Töchter eines ausgezeichneten Vaters haben die Königliche Familie mit der Lage der armen Weber bekannt gemacht, und wie viel schrecklicher würde das Elend, bei dem gesunkenen Leinenhandel, in dieser Gegend gewesen sein, wenn ihre langjährige Erfahrung nicht eine jede mögliche Hülfe herbei gerufen hätte. Der Graf Rheden, früher Minister, bekannt durch den Aufschwung, den der preußische Bergbau durch ihn nahm, hatte mehrere Jahre in England zugebracht, und der Park, den er anlegte, hat durch seine Kenntniß der englischen gewonnen. Hier brachte er die letzten Jahre seines Lebens in ruhiger Zurückgezogenheit zu. Der Park grenzt unmittelbar an den von Erdmannsdorf, jetzt bekanntlich der reizende, durch neue Anlagen und Bauten ausgezeichnete Sitz des Königs, früher der Wohnsitz des Generals Gneisenau. Die Neigung des Generals zum geselligen Leben, und seine grenzenlose Gastfreiheit versammelte hier oft eine große Menge der im Kriege ausgezeichnetsten Offiziere der preußischen Armee, und Gäste aus der Umgegend strömten seinem gastfreien Hause zu. Eine

Berghöhe trennt Erdmannsdorf von Stonsdorf, doch ist die Entfernung dieser beiden Schlösser unbedeutend. Hier lebte der liebenswürdige, in die religiöse Richtung ganz versunkene Graf Reuß. Er starb in seinem 85sten Jahre. Wie ganz anders war die Richtung des Lebens, welche sich in seinem Kreise darstellte. Der alte Graf hatte sich ganz der Brüdergemeinde angeschlossen, christliche Prediger, die durch den Ernst, mit welchem sie sich mit den innern Kämpfen des religiös bewegten Gemüths beschäftigten, sich auszeichneten, waren, wenn sie in diese Gegend kamen, jederzeit willkommen. Es fanden Andachtsstunden in der Schloßkapelle statt; eine kindliche Religiosität, eine stille, heilige Ruhe herrschte in diesem Hause. Nach allen Weltgegenden von der Brüdergemeinde Ausgesandte, aus Amerika und Afrika heimkehrende Missionäre versammelten sich bei ihm, und in seinem stillen Hause trat auch die merkwürdige, in der That großartige, mehrere Weltgegenden umfassende schöne Thätigkeit der Brüdergemeinde hervor. Da die Missionäre, wenn sie ausgesandt worden, nicht versäumten, von dem Greise, der für sie ganz lebte, Abschied zu nehmen, und seinen Segen zu empfangen; da die zu-

rückkehrenden ihm die Berichte von dem Zustande der Missionen zu überbringen eilten: so vereinigten sich hier die neuesten Nachrichten, wie sie später gedruckt in den Missionsblättern erschienen; und man ward in den Kreis der wenig bemerkten, aber tief greifenden, segensreichen Thätigkeit der Brüdergemeinde versetzt, nicht ohne von der stillen Macht dieser unscheinbaren christlichen Gesinnung ergriffen zu werden. Wie verschieden lauten diese Berichte von allen übrigen, die eine allgemeine Aufmerksamkeit der Geister hervorriefen. Hier Aufruhr unter den Negern, dort Kämpfe der europäischen Ansiedler mit den Einwohnern, hier antiquarische, dort wichtige naturwissenschaftliche Entdeckungen, hier die immer mehr verwickelten Weltverhältnisse der Kolonien, dort Uebersichten über den Zustand des Handels, dessen Interesse doch eigentlich das Hauptelement des ganzen Lebens und Daseins der europäischen Kolonien bildet. Vergleichen wir nun die Wirksamkeit der Brüdergemeinde mit diesen in der Geschichte laut werdenden Verhältnissen, wie still, wie Wenigen bekannt erscheint sie; wie abgewandt von den mächtigen geschichtlichen Bewegungen, wie beschränkt, und dennoch wie bedeutend.

Der alte Graf Reuß war, wie ich ihn in den letzten 14 bis 15 Jahren seines Lebens kannte, einer der liebenswürdigsten Greise, die ich jemals sah, klein, höchst beweglich. Eine grenzenlose Gutmüthigkeit sprach aus allen seinen Gesichtszügen, und seine fast zu große Dienstfertigkeit setzte seine Gäste nicht selten in Verlegenheit. Seine Einfalt war unbeschreiblich rein, und man würde ihm unrecht thun, wenn man sie Beschränktheit nennen wollte. Er überschaute seine Verhältnisse sehr klar, er brachte der Armuth manches Opfer, aber er wußte auch, was er that, und ein verständiger Plan lag der Anwendung seiner Gaben zum Grunde; man konnte ihn im edelsten Sinne ein Kind nennen, aber die Kindlichkeit hatte mit dem Kindischwerden des Alters nichts gemein. Er lebte nur für den christlichen Tod; er ging in seinen Glauben, in seine höheren Hoffnungen ganz auf. Er war taub, und wenn man sich mit ihm unterhalten wollte, mußte man, wenn auch nicht laut, doch sehr klar, langsam und deutlich in das Hörrohr hineinsprechen, aber diese Taubheit machte, wenigstens auf mich, einen ganz besondern Eindruck; es war mir, als würde er geisterhaft in die Ferne gerückt, als hätte er sich in die

innere Tiefe des jenseitigen Daseins zurückgezogen, wie ermüdete Greise sich wohl räumlich in eine entfernte Einsamkeit verbergen; aber Alles, was aus dem stillen Glauben entsprang, war grenzenlose Liebe. Alles, worauf die Hoffnung hinwies, quoll aus der Liebe hervor. Der Graf hatte einige meiner Freunde sehr lieb gewonnen; mir versprach er einmal, uns in Breslau zu besuchen, ich wußte kaum, ob ich wagen dürfte, dieses Versprechen anzunehmen. Er kam wirklich und hielt sich einige Tage unter uns auf. Alle Gespräche waren religiösen Inhalts; es war unmöglich, für die Unterhaltung einen andern Gegenstand zu wählen, und wenn man den Greis, der sich dem Grabe näherte, sich nach dem Tode sehnte, und um seine Geheimnisse uns zu verkündigen, nur noch auf der Erde zu verweilen schien, sah und hörte, ward man geneigt, ihm mit ganzer Seele dahin zu folgen, wohin er uns zu führen beabsichtigte, um so mehr, da die Schmerzen des Todes, die Qualen einer peinigenden, strafenden Rückerinnerung ihm völlig fremd zu sein schienen. Es waren die Freuden dieser letzten Entwickelungsstufe des Lebens, die er erwartete, und die er allein aussprach. Hier sollte ich nun eine jener merkwürdigen

Stunden, die in der Brüdergemeinde eine so große Bedeutung haben, erleben, die von den Brüdern so genannten Stunden der Erweckung. Es ist bekannt, daß sie in der Geschichte der Brüdergemeinde eine wichtige Rolle spielen, daß man ihr Andenken da, wo sie tief in die Geschichte der Gemeinde und ihrer Entwickelung eingriffen, noch immer feiert. Der Greis hatte von der innigen Liebe zum Heilande gesprochen, wie das Bewußtsein des ganzen Daseins und Lebens in dieser Liebe aufgehen müsse, wie wir von ihr durchdrungen, unberührt von jedem Kummer, alle Sorge leicht tragen würden, und selbst durch das Dunkel des Todes von dem Heilande geleitet, fröhlich dem höchsten Dasein entgegen gingen, welches uns unmittelbar zu ihm führte. Wir waren in der That alle von der Rede ergriffen; er hatte uns der letzten Stunde, gegen deren unvermeidliche Annäherung das menschliche Gefühl sich sträubt, ganz nahe geführt; wir alle folgten ihm gern, ja freudig; da erhob er sich, forderte uns alle sämmtlich auf, im Kreise stehend, uns wechselseitig die Hände zu reichen. Wir sollten uns unter einander treue Liebe in Ihm, unserm Heilande, Ihm aber die Liebe unbedingt schwören,

dann umarmten wir uns, und ein jeder gab dem andern den Bruderkuß. Ich erinnerte mich der freundlichen Zusammenkünfte der begeisterten Jugend. Waren wir da nicht öfters erst dann fröhlich und heiter gestimmt, wenn wir, von einem tiefen Ernste ergriffen, einander in die Arme sanken, und uns wechselseitig verpflichteten, für Wissenschaft und Kunst, in bedenklichen und gefährlichen Zeiten für den bedrohten Staat, ganz zu leben und zu sterben: war nicht in solchen Augenblicken die innerste Wahrheit des Daseins uns nahe gerückt? Es war, ich mußte es bekennen, derselbe Geist, der uns jetzt durchdrang, aber, verglichen mit jenem, noch immer in der Erinnerung theuren, der reinste, heiligste, gewaltigste; und als der einfache Greis in seiner tiefen Einfalt uns so an den Rand des Grabes hingeführt hatte, wären wir mit Freuden hinabgestiegen. Diese Stunde bildet einen wichtigen Moment in meinem Leben. — Wie merkwürdig ist es doch, wenn wir in spätern Jahren solche Ereignisse in die Erinnerung zurückrufen. Auf wie verschiedene Weise drängt sich uns das Göttliche des Daseins in den abweichendsten Formen auf, reißt uns von allem Aeußern los und verbindet uns doch

eben dann in der göttlichen Liebe am innigsten mit Allen! —

Vielleicht etwas über eine halbe Meile weiter hat in Warmbrunn Graf Schaffgotsch seine ansehnliche und prachtvolle Residenz. Die Familie ist eine der geschichtlich bedeutendsten Schlesiens, die Erinnerung mehrerer Jahrhunderte lebt in ihr; sie bildet eine Hauptrepräsentantin der katholischen Vorzeit, und wo sie mit innerer Sicherheit hervortritt, lebt noch in ihr die mächtig imponirende Loyalität und zügelnde Sitte der katholischen Vergangenheit. Warmbrunn, Hermsdorf, die allgemein bekannte schöne Ruine Kynast, bilden, durch ihre Nähe vereinigt, eine Gegend, die als verschiedene Abtheilungen der Residenz betrachtet werden kann.

Später, als Fürst Biron starb, ward Ruhberg die Sommerresidenz des Fürsten Radziwil. Wer das Glück hatte, in der Nähe dieser, in jeder Rücksicht geistig bedeutenden Familie zu leben, wird mit Freuden an die genußreiche Zeit zurückdenken. Der Fürst, mit offenem Sinne für alles geistig Bedeutende, noch im Alter ein schöner Mann, durch sein geistreiches musikalisches Talent ausgezeichnet, seine königliche Ge=

mahlin in enger Verbindung mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt, die liebenswürdige, milde, treffliche Tochter, deren frühzeitiger Tod allgemein betrauert wurde: diese bildeten einen Kreis der geistreichsten Geselligkeit der Hauptstadt. Nichts Bedeutendes ward laut, was nicht aus diesem Kreise wiederklang; ein jeder ward nach seiner Art verstanden, und in allen Gliedern der Familie herrschte der nämliche Geist. Wer erinnert sich nicht mit Wehmuth der tief tragischen Zeit, welche den Fürsten so plötzlich, dann die Tochter, und nach geringer Zeit auch die Mutter tödtlich traf! Wenn wir nun die bedeutenden Geschlechter, die in kurzer Entfernung von einander damals die schönen Thäler am Fuße des Riesengebirges bewohnten, überschauen, müssen wir doch gestehen, daß hier ein höchst bedeutendes Leben in den verschiedensten Elementen sich aufgeschlossen hatte. Ein vermittelndes Glied zwischen Adel und Hof, zwischen beiden und dem Volke, ward durch die Gräfin Rheden und ihre Schwester dargestellt. Die Erinnerung an den mächtigsten Kampf, der jemals Europa erschütterte, lebte wieder auf im Hause einer der mächtigsten Genien dieses Krieges.

Abgewandt von allem Aeußern wurden wir von dem innersten Leben, der tiefsten Religiosität ergriffen durch den Grafen Reuß, und die geschichtliche Vergangenheit der Provinz trat uns durch einen mächtigen Repräsentanten in Warmbrunn entgegen.

In den lieblichsten Monaten des Jahres erscheinen Hirschberg, Warmbrunn und Schmiedeberg, mit den dazwischen liegenden Dörfern, wie eine große, mächtige Sommerresidenz; die Chausseen, die sie trennen, als fortgesetzte Straßen derselben Stadt; ein in der Mitte durchgehender Park, unter die angesehensten Bewohner vertheilt, vereinigt die getrennten Theile der mächtigen Residenz. Warmbrunn ist einer der ansehnlichsten Badeörter des Gebirges, die übrigen Bäder, Altwasser, Salzbrunn, Reinerz, Kudowa, Landeck, schicken ihre Badegäste sämmtlich hierher.

Schaaren von Reisenden aus Norddeutschland, auch aus entfernteren Gegenden des Reichs, ja aus fremden Ländern vereinigen sich hier. Auf den schönen Chausseen drängen sich glänzende Reisewagen und jugendliche Fußgänger. In den günstigsten Monaten ist es kaum möglich, in den besuchteren Bauden eine Streu für die nächtliche Ruhe zu finden; die größten

Schenkstuben sind dann nicht etwa von Bauern, sondern von der glänzendsten Gesellschaft, Herren und Damen, angefüllt, die oft durch das Seltsame und Ungewöhnliche der Situation freudig aufgeregt sind. Kaum ist es möglich, in dieser Zeit die Koppe zu besteigen, ohne Gäste aus den verschiedensten Gegenden zu treffen. Wie oft traf ich hier, wie in den Bauden, Freunde und Freundinnen, die in ihrer Noth theils wirklich geängstigt, theils mit der Lage, in welcher sie sich befanden, launig spielend, bei mir Hülfe suchten. Mehrere Jahre hindurch verlebte ich hier in Fischbach, Ruhberg, Buchwald, Erdmannsdorf und Stonsdorf, mir unvergeßliche Stunden. Seltner zwar erschien ich in Warmbrunn, aber dann doch immer von der gräflichen Familie wohlwollend aufgenommen.

Diese vereinigten Thäler, die doch ein großes gemeinschaftliches bilden, haben etwas höchst Besonderes und Eigenthümliches, in den Gebirgsgegenden Seltenes. Durch einen großen Bildungsprozeß der Erde ist hier in der Mitte des Gebirges eine ungeheure Granitmasse verschwunden, die nur in ihren zertrümmerten Resten übrig blieb. Durch heftige Ströme übereinandergewälzt und abgerundet, von Moosen

überwachsen, nach und nach mit fruchtbarer Erde überdeckt, entstand an der Stelle wüster und rauher Gebirgsgegenden das liebliche Thal mit seiner starken Bevölkerung.

Hier wohnen jetzt die von dem verstorbenen Könige aufgenommenen, aus Zillerthal vertriebenen Tyroler in ihren Gebirgshäusern, und neue Anlagen, prachtvolle Gebäude werden immer mehr und mehr der Gegend zur Zierde dienen, seit Erdmannsdorf ein königlicher Besitz geworden ist.

Dieses Thal nun ward am zweiten Tage bereist; noch war es von keinem Mitgliede der königlichen Familie bewohnt. Die Absicht war zugleich in den vier Schlössern Besuche abzustatten, und ich kann nicht umhin, hier einen Umstand zu erwähnen, der auf diese Art in meinem Leben einzig dasteht. Wir hatten in Ruhberg, wie sich von selbst versteht, gefrühstückt, ehe wir ausfuhren. In Buchwald, eine Viertelmeile weiter fanden wir ein zweites, zwar leichtes, aber elegantes Frühstück, in Erdmannsdorf ein drittes; Gneisenau war zwar nicht da, aber die Generalin hatte für eine glänzende Tafel gesorgt. Ein großer Tisch war prächtig servirt, und bog sich unter der

Menge ausgesuchter Speisen: ich wurde an Camacho's Hochzeit im Don Quixote erinnert.

In Stonsdorf wurden die königlichen Prinzen in eine unangenehme Verlegenheit gesetzt. Ich hatte die Besteigung des Prudelberges vorgeschlagen, weil wir da den Schieferring, der den in der Mitte zertrümmerten Granit umgiebt, vollständig übersehen konnten. Dieser Vorschlag war von den wißbegierigen königlichen Prinzen angenommen, und dem alten Grafen Reuß mitgetheilt; aber er fand nicht den Beifall des Fürsten Biron. Dieser, mit seinen Einwendungen abgewiesen, wollte seine Absicht dennoch durchsetzen; er fuhr dem Prudelberg vorbei, und führte den Kronprinzen unmittelbar nach dem unten liegenden Schlosse. Das ganze Gefolge fuhr nach. Ich sah die Verwirrung, die daraus entstehen mußte, voraus. Der alte Graf hatte das vierte Frühstück auf der Spitze des Berges auftragen lassen; er selbst erwartete uns da. Das Schloß stand leer, die Prinzen erschraken und eilten dem Prudelberge zu. Indessen sah der Graf alle Wagen dem Schlosse zufahren, und erschrak ebenfalls. Der alte Herr eilte den beschwerlichen Berg herunter, und die Prinzen trafen ihn am Fuße desselben. Höchst theil-

nehmend und entschuldigend äußerten sie sich nun über die so bedeutende Beschwerde, die dadurch für den Greis entstanden war; aber ich bewunderte die Rüstigkeit, mit welcher er den Berg zum zweiten Male erstieg. Hier also genossen wir das vierte Frühstück. Aber das eigentliche, das fünfte, welches bestimmt war mit Ruhe genossen zu werden, fand zwischen den Ruinen des Kynast statt. Hier war der Graf Schaffgotsch der Wirth. Es dauerte wohl einige Stunden, alles Auserlesene war im Ueberfluß da.

Der offene Sinn der königlichen Prinzen für jede Naturschönheit ist bekannt; sie genossen, was die liebliche Gegend darbot, mit voller Seele. Hier in diesen Gegenden drängte sich das Volk in großen Massen um uns her; es hatte keine Störung zu fürchten. Schon bei der Ankunft der Prinzen in Ruhberg erschienen eine Menge Gensd'armen und bewiesen sich höchst geschäftig: das Toben, welches dadurch entstand, zog die Aufmerksamkeit des Kronprinzen auf sich; er ließ den Offizier kommen und fragte ihn: was er hier mit seinen Untergeordneten wolle? Dieser äußerte seine Furcht vor Unordnungen durch die beschwerliche Zudringlichkeit des Volkes. „Ich will keinen Gensd'ar-

men sehen, entfernen Sie sich mit Ihren Leuten; ich will auf eine solche Weise nicht von dem Volke getrennt sein; sein Sie unbesorgt, und überlassen Sie es uns, wie wir mit einander fertig werden.“ Bei dem ersten Souper in Ruhberg standen die Einwohner, selbst die angeseheneren dicht an den Fenstern des Salons. Alles blieb ruhig, kaum wurde das leiseste Gespräch gestört. An dem Tage der Reise durch das Thal aber, durch das schöne Wetter begünstigt, strömte das Volk aus allen Gegenden laut jubelnd herbei. Die Menge erwartete die Prinzen an allen Orten, viele standen geduldig harrend an den Landstraßen aufgepflanzt, nur um den eilig vorüberfahrenden Wagen zu erblicken. Aber der waldige Berg, auf welchem der Kynast liegt, war in allen Richtungen von den dicht zusammengedrängten Menschen besetzt; die Stunden, die hier zugebracht wurden, lockten einen immer mehr wachsenden Haufen herbei. Als das Frühstück beendet war, trat der Kronprinz unbefangen in die Mitte der dichtesten Haufen, grüßte diese, unterhielt sich mit Mehreren; der Muth der Menge wuchs, die Vertraulichkeit zwischen dem versammelten Volke und seinem zukünftigen Herrscher steigerte sich, und als der

Kronprinz den schroffsten Abhang des Berges eilig herunterging, umgab ihn von allen Seiten die Volksmasse; sie drängten, stießen sich unter einander; die Eile, mit welcher das Volk herunter lief, schien immer bedenklicher, oft fürchteten wir, daß hier und da ein Haufe im unaufhaltsamen Fortlaufen sich auf die Prinzen stürzen würde, doch dies geschah nicht. Wo sonst ein polizeilicher Zwang Widerstand und schlechte Stimmung erzeugt hätte, da gehörte es zum Jubel des Tages, daß das Volk sich selber beherrschte. Wo die Prinzen erschienen, bildete sich in ehrfurchtsvoller Entfernung ein Kreis, der die hinablaufenden zurückdrängte; lachend und jubelnd hatte, was sonst ein unerträglicher Zwang erschien, sich in ein heiteres Spiel verwandelt. Die unsägliche Freude, die hier mit der treuen Verehrung verbunden, laut ward, gestaltete das unbefangene, nirgends gehemmte Leben als ein Fest, und wo sich das Volk am freiesten gehen ließ, lag doch etwas unsichtbar Feierliches im Hintergrunde, welches die wilde willkürliche Bewegung zu zügeln und zu beherrschen schien. Wir besahen in dem herrschaftlichen Hause in Hermsdorf die gräfliche Bibliothek, die doch Manches geschichtlich Merkwür-

dige und Seltene enthält, und übersatt ruhten wir an der glänzenden Mittagstafel, bei der sechsten Mahlzeit, aus. Ermüdet, brachten wir den Abend in Ruhberg zu. Am dritten Tage wurden die Falkenberge bestiegen.

Das Wohlwollen und die Aufforderung, die an mich erging, an den Gesprächen des Abends Theil zu nehmen, traten lebhafter hervor, und diese Stunden, in welchen der Kronprinz sich mit Zeichnungen beschäftigte, geistreich componirte Gruppen ersann, und, über die Zeichnung weg, die Unterhaltung lebhaft fortsetzte, sind mir unvergeßlich.

Die Prinzen reisten ab, ich kehrte mit dem Grafen Anton Stolberg (dem jetzigen Staatsminister, den ich aus dem Kriege kannte, und der mir sein Vertrauen schenkte, und mich öfters in Breslau mit seinem Besuche beehrte), nach Schweidnitz, und von dort allein nach Breslau zurück.

Fortgesetzte Turnstreitigkeiten.

Nach meiner Rückkehr ward mein Verhältniß zu den Turnplätzen immer bedenklicher.

Da meine Aeußerungen über das Turnen, sowie sie in den Caricaturen des Heiligsten, dem größern Publicum nicht zugänglich erschienen, und eben da, wo ich sie bekannt wünschte, nicht gelesen wurden, so beschloß ich, jemehr in ganz Deutschland der Fanatismus der Jugend sich steigerte, desto entschiedener ihm entgegen zu treten. Eine Veranlassung dazu fand sich bald. Professor Passow hatte eine Schrift herausgegeben unter dem Namen: „das Turnziel," und Professor Kayßler suchte die Ansicht, welche die Turnplätze beherrschte, speculativ zu begründen. Meine kleine Schrift führte den Namen der Passow'schen; der Titel sollte bezeichnen, daß das, was Passow wollte, nicht so friedlich zu erreichen sei, daß vielmehr eine kaum mehr zu überwältigende Macht ein anderes verworrenes Ziel verfolgen würde. Die Schrift war an Kayßler gerichtet. Daß es ganz besonders meine Absicht war, das ruhige Maaß der Erziehung und des Unterrichts unter den Knaben, unter den Studien

der Jünglinge auf den Universitäten zu erhalten, welches allein ein Gedeihen der Wissenschaft und Kunst verspricht, kann man in jeder Zeile erkennen. Aber zugleich war der Streit jetzt in Breslau sehr heftig geworden. Harnisch, der sehr verdiente Director eines Schullehrer-Seminars in Breslau, hatte sich mit seinen Seminaristen den Turnplätzen angeschlossen, und fand sich veranlaßt, sie öffentlich zu vertreten. Gegen ihn war der Professor Menzel aufgetreten; außerdem erschienen unbedeutende Flugschriften, die ein immer mehr wachsendes leidenschaftliches Gepräge annahmen; auch die Regierung erklärte sich, obgleich nicht öffentlich, für die Turnplätze. Ich suchte meine Ansicht völlig objectiv aufzufassen. Nicht wie das Turnen in Breslau, sondern wie es in Deutschland erschien, nicht wie es hier oder da mit seinen Excessen hervortrat, bekämpfte ich es, vielmehr in seiner allgemeinen geschichtlichen Bedeutung. Von einer politischen Tendenz, die sich hinter den Turnplätzen verbergen konnte, war gar nicht die Rede. Das Wartburger Fest, und was dieses veranlaßte, ward nicht erwähnt; eben deswegen nahm ich von den Streitigkeiten, die um mich her stattfanden und immer heftiger wurden, keine No-

tiz. Schon waren mehrere Bogen der kleinen Schrift gedruckt, als mein Verleger und Freund Max zu mir kam und mir berichtete, es sei von der Regierung eine Verfügung an die Buchdrucker ergangen, keine Schrift für oder wider die Turnplätze mehr zu druk-ken; auch den Druck meiner Schrift wagte der Buch-drucker nicht fortzusetzen. „Sie wissen ja," antwortete ich ihm, „daß ich als Professor Censurfreiheit habe; es steht nicht in der Gewalt der Regierung, den Druck meiner Schrift zu verhindern, das Verbot derselben geht also nur auf andere Schriften, und trifft mich gar nicht." Ich ließ dieses dem Buchdrucker bekannt machen, fand es aber zugleich nothwendig, durch ein paar Zeilen die Regierung zu bitten, dieses Mißver-ständniß sobald als möglich zu heben. Es vergingen mehrere Tage, aber von Seiten der Regierung geschah nichts. Ich besuchte selbst den Regierungs-Director, welcher mir ausweichend antwortete; und da noch eine längere Zeit fruchtlos verstrich, schrieb ich an das Mi-nisterium und forderte es auf, meine Censurfreiheit gegen die gesetzwidrigen Eingriffe der Regierung in Schutz zu nehmen. Nachdem dieses Schreiben abge-gangen war, ließ mich Herr v. Merckel, der Chef-

Präsident der Regierung, auffordern, ihm einen Besuch abzustatten. Er war damals zugleich Regierungs-Bevollmächtigter der Universität. Ich erschien. Es ward viel hin und her gesprochen. Das Gespräch ward warm, ja heftig. Ich konnte nur versichern: daß meine Schrift mit den Turnstreitigkeiten, wie sie in Breslau stattfanden, nichts gemein hatte; daß ich mehr ganz im Allgemeinen gegen die Gefahren solcher Erziehungsversuche, die noch keineswegs klar in sich abgeschlossen wären, aufträte, um auf die bedenkliche Seite derselben aufmerksam zu machen; daß eine solche Untersuchung doch nicht allein erlaubt, sondern selbst erwünscht sein müsse, wenn von einer so wichtigen, um sich greifenden Unternehmung die Rede sei. Wenn ich mich auf meine schriftstellerische Stellung berief, so glaubte ich voraussetzen zu dürfen, daß ich nicht unter diejenigen gerechnet würde, die eine so wichtige Sache oberflächlich behandelten. Wenn ich auch in persönlichem Streite oft heftig erschiene, so wäre meine Feder doch ruhig und leidenschaftslos, und ich pflegte genau zu erwägen, was ich drucken ließe. Das Gespräch endigte ohne Erfolg. Aber eine Verfügung an meinen Buchdrucker fand immer noch nicht statt. Herr

v. Altenstein antwortetete schnell, und wie ich erwarten konnte: meine Censurfreiheit sei ein mit meiner Stellung als Professor verbundenes, von Sr. Majestät ausgehendes Recht, und es könne von keiner Behörde, eben so wenig durch das Ministerium, als von irgend einer anderen, angetastet werden. Aber er ersuchte mich dringend, die Schrift zurückzuhalten, die mich in die unangenehmste Verwickelung hineinziehen würde. Aus diesem ministeriellen Schreiben, wie überhaupt aus den Nachrichten, die jetzt von allen Seiten warnend mir zukamen, sah ich, daß die höchsten Behörden einen Angriff auf die Turnanstalten bedenklich fanden. Desto nothwendiger erschien er mir. Ich darf mich darauf berufen, meine Feder war ruhig und besonnen; was ich anzugreifen beschloß, war mir wichtig: aber wenn ich schrieb, kannte ich weder äußere Rücksichten, noch Vorurtheile. Die Schrift erschien. Wenn ich eine solche Arbeit vollendet habe, mag ich nichts weiter von ihr hören. Ich kenne das Glück vieler Schriftsteller nicht, die sich selbstgefällig in einem fertig gewordenen Werke bespiegeln. Ich war nie mit irgend einer Schrift zufrieden, ich suchte sie zu vergessen. Was Deiner Ueberzeugung nach geschehen

mußte, ist geschehen, dachte ich mir, und vertiefte mich in andere Arbeiten, in die Fortsetzung der Caricaturen des Heiligsten: aber an meine letzte kleine Schrift sollte ich noch auf eine andere und unerwartete Weise nur zu sehr erinnert werden. Ich fand eines Tages einen Brief unter der Serviette. Die Handschrift der Adresse war mir unbekannt; ein Siegel mit einem einfachen Buchstaben verschloß den Brief; ich erbrach ihn gleichgültig, und erschrak nicht wenig, als ich die Unterschrift des Fürsten Hardenberg fand. „Ich habe," schrieb der Staatskanzler, „diesen Weg gewählt, um Sie, ohne daß es auffällt, über ihre Schrift, „das Turnziel", im Geheimen zu sprechen. Verfügen Sie sich sogleich nach Berlin; ersinnen Sie aber eine Privatangelegenheit, die diese schnelle und plötzliche Abreise begreiflich macht." Gehorchen mußte ich zwar, aber mir war seltsam zu Muthe. So rein meine Feder war, so fing ich doch an, zu fürchten, daß der Staatskanzler Etwas zwischen den Zeilen herausgelesen, woran ich nicht entfernt gedacht hatte. Es war Weihnachten 1819. Ein eigentlicher Urlaub war also nicht nöthig. Ich zeigte dem Regierungs=Bevollmächtigten meine Abreise an, und eilte

mit Extrapost Tag und Nacht nach Berlin. Ich glaubte den Befehl des Staatskanzlers genau befolgen zu müssen, stieg in dem goldenen Adler an dem Dönhofsplatz ab, in der Nähe der damaligen Wohnung des Fürsten. Spät Abends angekommen, ließ ich mich weder bei Verwandten noch Freunden sehen; und meldete mich am andern Morgen früh bei dem Fürsten. Ich ward sogleich vorgelassen, und der Fürst schien einigermaßen verlegen. Was ich befürchtete, traf leider ein, er schien vorauszusetzen, daß ich von bedenklichen, vielleicht sogar gefährlichen Unternehmungen der Turner etwas wisse. Er erwartete von mir Auskunft in dieser Rücksicht, ja sogar wohl Entdeckungen. „Ihro Durchlaucht, rief ich erschrocken und heftig aus, irren sich völlig. Ich habe von den Ansichten der Turnplätze geschrieben, von ihren Absichten weiß ich nichts. Es ist ein Streit zwischen mir und meinen besten Freunden, die ich schätze und liebe, es sind die treuesten Bürger, die besten Unterthanen, die trefflichsten Menschen, eben deswegen schien es mir um so nothwendiger, sie zu bekämpfen; ich that es mit blutendem Herzen. Ich bin nicht geboren ein Angeber zu sein. Ich kann es nicht

werden. Gegen eine Andeutung gefährlicher Art würde ich entschieden auftreten, sobald sie sich auch noch so leise zu äußern wagte." Wir sprachen hin und her, der Fürst äußerte sich auf's Gütigste, und von einer Angeberei meinerseits war nicht mehr die Rede. Aber jetzt kam ein anderes Verhältniß zur Sprache, welches ich in meiner aufgeregten Stimmung völlig unbefangen und ohne Bedenken hervorhob. „Ihro Durchlaucht, sagte ich, ich bin es meiner Ehre schuldig, von jetzt an das Geheimniß aufzuheben; ich werde meine hiesigen Turnfreunde, es sind nicht wenige, aufsuchen, dieses Gespräch so günstig darstellen, wie möglich, aber es muß bekannt werden, daß ich in keinem geheimen Verhältniß zu Ihrer Durchlaucht stehe." Der Fürst war ein zu edler Mann, um nicht einzusehen, daß dieses nothwendig war. Bevor das Gespräch die bedenkliche Wendung nahm, hatte der Staatskanzler von meiner finanziellen Lage gesprochen, die er kannte, da ich mich, auf sein Wohlwollen vertrauend, einige Monate früher unmittelbar an ihn gewandt hatte. Er gab mir die besten Versicherungen. In der Aufregung des nachfolgenden Gesprächs war diese ganze Sache von mir vergessen worden.

Als ich nach einer Audienz von fast zwei Stunden den Staatskanzler verließ, eilte ich Reimer aufzusuchen. Er erschrak, als er mich sah. Ich erzählte ihm im Vertrauen Alles. Er lud mich zum Abend ein. „Aber — sagte er, so gern ich Dich sehe, so weiß ich nicht, ob ich Dir rathen darf, zu kommen. Den Turnfreunden ist es nicht unbekannt, daß Du hier bist, ganz heimlich von dem Staatskanzler herberufen, und gerade heute Abend werden sich Viele bei mir versammeln." — „Desto besser, antwortete ich, ich suche sie." Ich verließ ihn, und besuchte Schleiermacher; auch dieser war sehr unzufrieden mit meiner Schrift. „Steffens, sagte er, Du weißt nicht, was Du gethan hast." Ich fing jetzt an zu glauben, daß eben die Ruhe und Unbefangenheit, mit welcher ich die Schrift ausgearbeitet hatte, gefährlich geworden, daß sie in einer schwankenden Zeit den grenzenlosen Verdacht wahrscheinlich genährt hatte. Ein so fremdes Element in meinem Leben, ein solcher fremder Tropfen in meinem Blut, schien mir mein ganzes Dasein zu verpesten, ich war innerlich tief erschüttert. Ich besuchte meine Verwandten, meine Freunde. Alle waren erschrocken, als sie mich sahen, sie schienen mich

mitleidig als einen Menschen zu betrachten, dessen ganzes bürgerliches Dasein von jetzt an erschüttert wäre. Alles, was mich innerlich zerstörend beschäftigte, seit ich den unglücklichen Brief eröffnet hatte, senkte sich wie ein düsterer Schatten in meine Seele. Aufgefordert von meinem Schwager, Geheimen Rath Alberti, zog ich zu ihm. Ich weiß kaum, wie ich den Tag zubrachte; der Abend näherte sich, und ich erschien bei Reimer.

Hier nun stürzte der ganze Haufe der aufgeregten Erzürnten, wie sie mir entgegenschrieen und wohl auch sich darzustellen suchten, als die durch mich verrathenen Menschen, schimpfend auf mich ein. Wohl sah ich unter diesen Männer, die mir stillschweigend Theilnahme bewiesen, keiner wagte es sich zu äußern. Daß ich mich diesen Menschen gegenüber zu stellen vermochte, war fast undenkbar, alle schienen von einer grenzenlosen Wuth ergriffen. Wenn man bedenkt, wie bedeutend die Aufregung in dieser Zeit war, wie mächtig, ja fanatisch sie das Volk, besonders die Jugend beherrschte, und selbst die Behörden in Furcht setzte, wie große Hoffnungen man auf eine Umgestaltung der Erziehung und des Unterrichts, auf eine frische Zu-

kunft Deutschlands bauete; und wenn man nun zugleich voraussetzt, daß ich am Vorabend ihrer bedeutenden geschichtlichen Erwartungen ihnen auf eine gefährliche Weise entgegentrat, und daß sie einen drohenden Widerstand da fanden, wo sie früher Unterstützung erwarteten: so ist ihre Wuth leicht zu erklären. Es waren die Häupter der Turnplätze, diejenigen, von welchen die Bewegung nicht allein in der Hauptstadt, sondern in ganz Deutschland ausging; es war eine Gesinnung, die sich unter dem Drucke mit großer intensiver Kraft genährt hatte; sie, sowohl wie ich, hatten für diese Gesinnung gekämpft, was sie gedacht, gehofft, erstrebt hatten, war ihnen, wie mir, wichtig und bedeutend: aber ich stand ganz allein, von Allen verlassen, nicht hier allein, in ganz Deutschland hatte keine Stimme sich für mich erhoben; selbst Freunde zogen sich zurück; ansehnliche Bürger, hochgestellte Beamte waren durch den Fanatismus in Schrecken gesetzt. Wer am heftigsten die Ansichten der Turner mißbilligte, wagte sich nicht zu äußern, sondern schickte zitternd die Kinder nach den Turnplätzen; ganz im Geheimen hörte ich die Klagen vieler Eltern. Der Minister Herr v. Altenstein brach selbst in solche Kla-

gen aus, die er nicht wagte laut werden zu lassen. Und nun drang sich mir die furchtbare Vorstellung auf, daß ich nicht hier allein, daß ich in ganz Deutschland als ein Angeber erscheinen mußte, und mich dem Heer der Nichtswürdigsten aller Menschen zugesellen sah; ja an diesem Abend gab es Augenblicke, wo ich ein solcher zu sein glaubte. Ich war tief erschüttert, mein ganzes innerstes Dasein war aufgeregt, ich war, ich muß es bekennen, in diesem Augenblicke von mir selbst verlassen. Und wenn man es Schwäche nennen will, wenn ein Mensch, der ganz und gar für Ideen lebte; wenn man die unermeßliche Gewalt der Verzweiflung, die uns ergreift, wenn sich die Geschichte gegen uns zu erklären scheint, so nennen will: so war ich schwach, ich brach in einen heftigen Thränenstrom aus, und eilte, die wüthende Versammlung zu verlassen. Ein armer junger Mensch, dessen Fanatismus später in Wahnsinn überging, und dessen trauriges Schicksal ich betrauert habe, eilte mir nach: „Ich fluche Dir,“ schrie er, „denn Du hast das Heiligste verrathen.“

Ich mußte noch einige Tage in Berlin zubringen. Ich ward nach Glienicke zum Staatskanzler eingeladen. Er war, wie er hier in seiner häuslichen Um-

gebung saß, doch sehr altersschwach; ich fand bei ihm die Fürstin, Koreff, eine somnambule Dame, von der viel die Rede war, und einen dicken Pächter, der sich etwas einfältig darstellte, und über dessen Verhältniß zur Familie viel gesprochen wurde. Der Staatskanzler war taub, und schien ein Gegenstand der unwürdigsten Behandlung von Seiten seiner Umgebung zu sein. Nur sein noch immer schöner, ja wahrhaft vornehmer Anstand imponirte. Nach Tische hatte ich noch ein langes Gespräch mit ihm. Mit Thränen versicherte mich der Greis, wie sehr er die wirkliche Freiheit liebe. „Ich habe, sagte er, nach einer constitutionellen Verfassung lange Jahre gestrebt: sollte ich das Werk meines Lebens im hohen Greisenalter aufgeben wollen? Die Wuth dieser Menschen aber hat diese Absicht völlig vernichtet." — „Ihro Durchlaucht, erwiderte ich, Sie hätten diese blinde Hoffnung einer abstracten Constitution nie nähren sollen; Sie haben durch eine unbedingte Einführung der Gewerbefreiheit den vermessensten Eigennutz gepflegt, und alle Bürger gerade da, wo die schönste freie Gesinnung sich entwickeln, die hoffnungsvollste Vereinigung stattfinden konnte, von einander getrennt, ja feindselig einander gegenüber

gestellt. Diejenigen, deren Vereinigung allein alle gesunde Zukunft begründen sollte, verfolgen sich mit wechselseitigem Haß, und ein jeder denkt nur auf die Vernichtung aller übrigen. So aus der schönsten natürlichen Verbindung gerissen, ist jeder Bürger ein Einzelner geworden, und ist als solcher dem Staate preisgegeben, den er nicht lieben kann, den er hassen muß, weil er in ihm keine Heimath gefunden hat. Daher ist der Staat ihm ein abstracter Gedanke, eine vereinzelte Meinung geworden, und das Heiligste, was der Mensch besitzt, hat sich in ein Gespenst verkehrt die Freiheit ist das finstere Zauberwort geworden, welches alle freundliche Bande gelöst hat, als sollten die wild träumerischen Zeiten früherer Staatsphilosophen, die den Krieg Aller gegen Alle nähren, nun wirklich realisirt werden. Wir werden die Zeit erleben, wo particuläre Interessen den Staat völlig beherrschen werden; aber selbst wo diese Verbindungen hervorrufen, sind sie doch nur scheinbar; ein jeder will nur das Recht erwerben, die Uebrigen zu verdrängen. Wenn Sie es noch vermögen, schloß ich, so geben sie den Zünften ihre Gewalt wieder, daß sie, gereinigt von den Sünden, die ihnen den Untergang bereiteten, wie-

der erstehen.“—„Die Zünfte, antwortete der Staatskanzler, sind nicht aufgehoben, sie haben das Recht, sich zu vereinigen, nicht verloren.“ — „Aber, fragte ich, ist das innere Princip der Vereinigung nicht völlig erlahmt, wo äußert es sich?“ — „Durch die Polizei,“ antwortete der Fürst. Ich erschrak; bis zu einem solchen Grade konnten die verwirrenden Meinungen der Zeit einen geistreichen, edeln, erfahrenen Staatsmann verblenden. Ich sah ein, daß es unmöglich war, mich einem Manne, der eine polizeiliche Aufsicht mit dem corporativen Lebensprincip verwechseln konnte, auf irgend eine Weise verständlich zu machen.

Die Rede kam auch auf die Turner. „Ich habe es erfahren, äußerte ich, wie mächtig der erregte Fanatismus ist; ihm geradezu entgegenzutreten, scheint mir für die Staatsbehörden eben so bedenklich, wie für die Turnplätze. Das Mißverständniß, der wechselseitige Verdacht wird sich steigern, und von Seiten des Regiments, wie von Seiten der irre geleiteten Bürger nur Uebles erzeugen. Eine wechselseitige Verständigung scheint mir aber, wie ich die Turner kenne, nicht unmöglich; auch verdienen die Turnplätze nicht, daß man schlechthin feindselig gegen sie auftritt; die

Doctrin muß sie bekämpfen; denn sie ist dazu da, frei und unbefangen sich den drohenden Excessen gegenüber zu stellen. Der Staat aber muß sich an das Wahre, welches sich in den Verirrungen verbirgt, anschließen, wie es ja auch die edelsten und einsichtsvollsten Männer gewonnen hat. „Erklären Ihro Durchlaucht, daß man wohl eingesehen hat, wie wichtig für die Erziehung der Bürger die Turnplätze geworden sind, daß solche Institute aber erst durch eine wechselseitige Verständigung der Staatsbehörden und der verdienstvollen Leiter der Turnplätze ihre tiefste Bedeutung erhalten. Bilden Sie fürs Erste hier eine Abtheilung der Regierung, die mit der Ordnung dieses Geschäfts beauftragt wird, wählen Sie ohne Bedenken solche Räthe, die den Turnlehrern angenehm sind. Der Formalismus des Geschäftsganges ist im Preußischen so entschieden, ja hart ausgebildet, daß ein jeder, selbst der unbesonnene Beamte, schon hinlänglich durch ihn gefesselt wird. Fangen Sie den wilden Jahn ein, nennen Sie ihn Regierungsrath, und machen Sie ihn zum Mitglied einer solchen Regierungsabtheilung. Ich darf den Vorschlag völlig uneigennützig nennen, denn wird er angenommen und

ausgeführt, so verliert keiner mehr als ich; werden die den Turnern angenehmen Beamten ernannt, und Jahn in ihre Mitte versetzt, dann wird ein höhnendes Jubelgeschrei sich eben gegen mich erheben; ich, wird man rufen, habe sie verdächtigen wollen, so wenig sei meine schlechte Absicht gelungen, daß jetzt eben die Turnplätze die verdiente Schätzung erlangt haben. Jahn aber, wenn die Beamten gut gewählt sind, wenn das Netz des Formalismus über ihn geworfen ist, wird erst sich in seiner neuen Stellung glücklich fühlen, und zuletzt zahm werden." Der Staatskanzler lächelte. Auch bin ich überzeugt, daß, wenn etwas Aehnliches mit Vorsicht und Besonnenheit ausgeführt worden wäre, das Unglück eines Mißverständnisses, welches die beste Jugend wie außerhalb des Staatsvereins stellte, nicht entstanden wäre.

Ich verließ den Fürsten, und mußte noch einige Tage in Berlin, wo mich Alles von der Seite ansah, immer der innern quälenden Unruhe preisgegeben, zubringen. Ich schrieb an den Staatskanzler und stellte ihm vor, daß ich jetzt keinerlei Art Gunstbezeigung annehmen dürfe, eine jede solche, die mich sonst, nicht allein des Vortheils wegen, erfreuen würde, könnte

jetzt nur einen Schatten auf meine öffentliche Stellung werfen.

Ich hatte einen kleinen leichten Wagen, ein Mantelsack lag zu meinen Füßen; der General-Postdirector v. Segebart hatte die Güte, mir eine Empfehlung an alle Postämter zu geben; diese ließen mir unaufgefordert drei, auch vier Pferde vor den leichten Wagen spannen. Es war in den ersten Tagen des Januar; keine Chaussee verband Berlin mit Breslau, die Wege waren grundlos, und dennoch erreichte ich in 32 bis 33 Stunden meine Heimat. Es war mitten in der Nacht; die Familie erwartete mich, ich wollte meine Frau aufsuchen. — Da trat, noch auf dem Flur, die Raumer, meine Schwägerin, mir entgegen, ich sah, wie sie einen tiefen Kummer zu überwältigen bemüht war. „Du kannst, sagte sie mit bebenden Lippen, Deine Frau jetzt nicht sehen. Wir haben Deine bestimmte Ankunft ihr verheimlichen müssen, wie Dir ihre Krankheit. Sie ist von einem Nervenfieber ergriffen, das sehr gefährlich war. Bartels fürchtete noch gestern das Schlimmste."

So war der Kelch dieser schauderhaftesten Zeit meines Lebens gefüllt. Schon seit einigen Jahren fingen

meine Haare an grau zu werden, jetzt erbleichten sie plötzlich in wenigen Tagen. Den Tag darauf sah ich meine Frau, sonst die gesündeste aller Frauen, wie sie eben dem Tode entronnen war. Es war wohl eine sehr ernsthafte Epoche meines Lebens.

Allmälig erholte sich meine Frau, und auch ich fing an, meine Stellung besonnener und ruhiger zu übersehen. Mein Einfluß auf die Jugend früher, ich darf es wohl sagen, so mächtig, war doch nicht ganz verschwunden; dem Uebermuthe der Turnplätze gegenüber traten diejenigen, die sich mir anschlossen, wie es der Jugend recht ist und geziemt, trotzig auf. Den Tag nach meiner Ankunft wurde mir ein Vivat gebracht, und warum soll ich es leugnen, diese Aeußerung war mir lieb, sie tröstete, sie erquickte, sie rührte mich.

Ich war in einen Zustand gerathen, der sich nun einmal nicht mehr abweisen ließ; so unerwartet, ja unmöglich er mir bis dahin schien, so war er doch nun einmal da, und die Nothwendigkeit hat über einen jeden Menschen eine große Gewalt. Ich mußte mich in diesem Zustande zurechtfinden, ich mußte mir

die Frage vorlegen, ob er wirklich ein bleibender wäre, ob er, wie ich in der Verzweiflung des unerwarteten Ereignisses glaubte, ein solcher wäre, der durch den Kampf gegen die ewigen Gesetze der unveränderlich gebietenden Geschichte hervorgerufen war, so daß ich durch ihr Fortschreiten von jetzt an keine Unterstützung, keine Hülfe irgend einer Art zu hoffen hatte? Die Geschichte schreitet fort nach göttlichen Rathschlüssen, wir werden durch sie bestätigt, durch einen Glauben, der in der Form der Vergangenheit uns trägt, durch eine Liebe, die als Gegenwart uns in ihrem Sinne in Bewegung setzt, durch eine Hoffnung, die als Zukunft uns tröstlich entgegenkömmt, und uns zuversichtlich verspricht, daß sie die heilige Geschichte selber sei. Alles aber, was in uns ein Nichtiges ist, soll vertilgt werden; insofern wir von diesem gefangen sind, geht die Geschichte über uns weg, wie die erbarmungslose Natur, die in ihrem unwandelbaren Gange sich um unsere Wünsche und Hoffnungen nicht bekümmert. Sie aber — die Geschichte selber — sagte ich mir, hat mein ganzes Leben geleitet, sie hatte mir selbst die Natur in eine sorgfältig pflegende Mutter verwandelt, die mich trug, sie war meine Amme gewesen in meiner

Kindheit, meine Lehrerin in meiner Jugend, sie leitete des Mannes That: sollte sie jetzt plötzlich aufhören meine Trösterin zu sein?

Schon als die vereinigten Turner persönlich über mich herfielen, in der mitternächtlichen Stunde der höchsten Verzweiflung, als ich geneigt war, das Heiligste in mir zu verleugnen, hörte ich mahnend, strafend den Hahn krähen, der die noch ferne Morgenröthe verkündete und mir weissagte, daß ich berufen sei, dasjenige zu vertreten und zu vertheidigen, was ich jetzt aufzugeben schien. Der härteste Widerspruch, der sich im Innersten meines Daseins regte, sollte gelöst werden, und inmitten der Wuth, die sich über mich ergoß, und mich zu vernichten schien, hörte ich den tröstlichen Laut einer siegreichen Zukunft; leise zwar, ja kaum vernehmbar, aber die ewige Liebe, die sich der Verirrung opferte, wandte mir mahnend ihr Gesicht zu, und der Thränenstrom, der sich ergoß, ward durch sie, und nicht durch die Wüthenden, die mich umgaben, hervorgerufen.

Das ward mir nun völlig klar, als das furchtbare Geschrei, welches sich damals um mich erhub, öffentlich fortgesetzt wurde. Eine Zeitschrift, die lange

geruht hatte, ward wieder erneuert, es war „der Freimüthige." Ob sie eine ununterbrochene Fortsetzung der von Merckel und Kotzebue herausgegebenen war, oder nicht, weiß ich nicht; aber da sie den nämlichen Titel führte, mußte ich, als das erste Blatt mir zu Gesicht kam, unwillkürlich lachen. Dasselbe Blatt, welches im Anfange des Jahrhunderts ein Gegenstand meines jugendlichen Muthwillens war, sollte sich also doch nach achtzehn Jahren, wenigstens vorübergehend, auf eine empfindliche Weise rächen. Denn die erste Nummer war doch eigentlich die zweite. Die erste, die mich in der That tief erschütterte, ward nicht gedruckt, sondern in der Fülle der leidenschaftlichsten Aufregung, die mich überwältigte, gesprochen, und das erste gedruckte Blatt war offenbar nur die Fortsetzung des Gesprächs. Ein gewisser Simonsky hatte als Redacteur den Freimüthigen erneuert. Das Blatt fing mit einem Aufsatze an, „die Runensteine" überschrieben, die bestimmt waren mich zu steinigen. Die Schrift enthielt wahrscheinlich eine Anspielung auf meine skandinavische Herkunft, als wollte man die Gräber meiner Vorfahren aufwühlen, und die Denkmäler benutzen, um mich mit diesen sittlich zu tödten

Auch schien es die Absicht, die alten Runen der benutzten Steine auszulöschen, um neue Inschriften an ihre Stelle zu setzen. Ich habe zufällig irgendwo gelesen, daß Herr Gutzkow gegen mich einen Aufsatz verfertigt hat, der selbst in unsern Tagen das Maaß eines jeden persönlichen Angriffs überschreiten soll. Ich zweifle indessen sehr daran, daß dieser Angriff leidenschaftlicher gewesen sein kann, als der der Turner. Diese schienen in der That so verblendet, daß sie den Sand der Hasenhaide, mit welchem sie mich, und gelegentlich das Publikum, bewarfen, für tödtende Steine, und diese sogar für Runensteine ansahen. Der Aufsatz ist merkwürdig durch den bewundernswürdig großen Reichthum der Schimpfworte. Unter diesen sind einige, die meine Aufmerksamkeit erregten, weil sie mir völlig unbekannt wie unverständlich waren. Vielleicht sind sie wirklich für die linguistische Untersuchung der germanischen Sprache von Interesse. Wer der Verfasser dieses Aufsatzes war, und in wiefern ich dem Gerüchte trauen darf, das damals mehrere nannte, weiß ich nicht. Daß Jahn unter diesen war, versteht sich wohl von selbst, aber auch einige wissenschaftlich verdienstvolle Männer wurden genannt.

Dieser Angriff nahm mehrere Blätter ein. Daß man damit eine erneuerte Zeitschrift anfing, hatte ohne Zweifel einen doppelten Grund; von Seiten des Verlegers und des Redacteurs: der erste glaubte voraussetzen zu dürfen, daß die Popularität des Angriffs dem Blatte neue Leser verschaffen würde; meine uneigennützigen Gegner aber, daß ein solcher Vernichtungsprozeß, eine solche Steinigung, die nicht aufhören würde, bis ich wirklich todt wäre, mit welcher eben daher eine neue Zeit anfing, die Aufmerksamkeit der Leser erregen würde, die schon durch einen solchen, ohne alle Einleitung anfangenden Kampf bewogen werden müßten, mich völlig aufzugeben. Ich konnte mich geschmeichelt fühlen, wenn ich erwog, daß es die Freimüthigkeit selber, der Freimüthige par excellence war, der gegen mich sich von neuem rüsten mußte. Den Eindruck, den dieser Angriff auf mich hatte, hatten die Turner wohl nicht erwartet, er beruhigte mich völlig. Ich mußte über mich selbst lachen, wenn ich bedachte, daß ich den so lächerlich gerüsteten Feind wirklich ein Mal für die Geschichte selber ansah; je wüthender er erschien, desto ruhiger, zuversichtlicher ward ich. Einem Don Quixote ähnlich, hatte ich die Staubwolke der Hasenhaide für

das Zeichen eines herannahenden mächtigen Heeres angesehen, und sah schon die alten germanischen Helden gegen mich anrücken: bei der Annäherung aber verwandelten sie sich in eine blökende Schafheerde, die ruhig vorüberschritt. Die Runensteine nahmen die vier bis fünf ersten Blätter des Freimüthigen ein, und es war schon zu verwundern, daß der dünne Inhalt sich soweit ausdehnen ließ. Der Angriff ist vergessen, wie der Gutzkowsche in noch kürzerer Zeit. Ich habe den Aufsatz nicht durchgelesen, der Geist, in welchem er geschrieben war, (wenn man berechtigt ist, einen solchen hohen Ausdruck zu gebrauchen, indem von einem Aufsatz der Art die Rede ist,) ließ mich nichts erwarten, worauf ich zu achten hätte. Dinge der Art wirklich durchzulesen, fehlte es mir an Geduld; durchgeblättert habe ich ihn. Dennoch hielt ich es für nothwendig, nicht gegen den Angriff durch die Runensteine, wohl aber der falschen Richtung der Zeit gegenüber, dasjenige, was ich die gute Sache nannte, durch eine kurze, ruhige, und soviel wie möglich populäre Zusammenstellung von kurzen, innerlich zusammenhangenden Sätzen darzuthun. Diese kleine Schrift: „Die gute Sache. Eine Aufforderung, zu sagen, was sie sei, an

Alle, die es zu wissen meinen, veranlaßt durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin" ist erschienen in Leipzig bei Brockhaus im März 1819. Ich schrieb eine Erzählung als Einleitung, und die Schrift mag darthun, wie schnell ich mich auf die alte Weise zurecht gefunden hatte. Es ergötzt mich, wenn ich den Schluß dieser Schrift nachlese. Er enthält in der That den Beweis meiner mich immer noch beherrschenden Jugend. Ich war thöricht genug, zu hoffen, daß nun wirklich ein Kampf stattfinden würde, der auf die Sache einging. Ich nannte ihn einen fröhlichen, und man erlaube mir die letzten Zeilen dieser Schrift herzusetzen:

„Da meine Studien mir nicht erlauben, die Zeit zu zersplittern, da es sich auch mit meiner Stellung als Lehrer schlecht vertragen würde, wenn ich mich in die Mitte der Schimpfenden und Verleumdenden versetzte, und einem jeden leichten Angriffe mit gleichen Waffen begegnen wollte, so habe ich folgenden Beschluß gefaßt. Bis zum Ende des Sommers werde ich gar keinen Angriff, auch keine Widerlegung beantworten, bis dahin, hoffe ich, mit dem zweiten Theile der Caricaturen, und einiger anderen literarischen Arbeiten fertig zu sein, und ich ersuche einen Jeden, der

sich entschließt, mich anzugreifen, daß er diesen Termin gütigst benutzen möge. Meinem Verleger habe ich aufgetragen, Alles, was gegen mich erscheint, sorgfältig zu sammeln, und mir vierteljährlich mitzutheilen. Ich werde auf Alles achten, wo ich mich besiegt fühle, es redlich bekennen; was ich abzuwehren vermag, nach Kräften abwehren, ja wenn unter einer Masse von Anfällen, Verdrehungen und Verleumdungen sich irgend etwas einem Grunde Aehnliches verbergen sollte, dieses, als stünde es in dem besonnensten und gründlichsten Aufsatze, ruhig herausheben.

Ich habe gelehrt, daß die unbedingte Preßfreiheit nie der Wahrheit, dem Rechte schädlich werden könnte; ich will nicht hoffen, daß irgend eine Censur irgend eine Zeile, gegen mich gerichtet, streichen werde. Ich habe es nicht um sie verdient.

So das, was ich die gute Sache nenne, dem drohenden Sturme anvertrauend, will ich erfahren, ob, was ich vertheidige, von Gott ist, oder nicht; entsprungen aus eitler Einbildung, oder von höherer Bedeutung; zum Voraus die Freunde begrüßend, die um den nämlichen Preis Kampf und Anfälle allerlei Art nicht scheuen."

Kotzebue, dessen Ruf seit seiner Verbindung mit Merkel, seit der Herausgabe des Freimüthigen, seit der Angriffe der Schlegel so tief gesunken war, suchte seinen Einfluß in der Literatur unter andern Verhältnissen wieder zu heben. Er erschien in Deutschland mit dem kaiserlich russischen Auftrage, Berichte über den Zustand der deutschen Literatur auszuarbeiten. Er trat in der Stellung eines russischen Staatsraths, bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, hervor. Der Auftrag gab ihm Veranlassung, ein literarisches Wochenblatt drucken zu lassen, in welchem er sich Urtheile über die verschiedenen Zweige der Literatur erlaubte, und es war natürlich, daß man aus diesen Blättern auf die Natur der eingeschickten Berichte an den Kaiser Schlüsse zog. Da in dieser Zeit meine Schrift „die gegenwärtige Zeit" vielseitig besprochen wurde, so war es eine der ersten Schriften über welche Kotzebue an den Kaiser berichtete, und auch in seinem literarischen Blatte sich öffentlich äußerte. Ich galt nach seiner Ansicht für einen Ultraliberalen, und da Kotzebues Urtheile eine lebhafte und heftige Opposition erweckten, da nun diese eine bedenkliche politische Tendenz zu ahnen anfing, suchte

man auch meine Schrift gegen Kotzebues Angriffe zu vertheidigen.

Nicht allein der politische Tagesschriftsteller Wieland, sondern auch der berühmte Geschichtsforscher Luden in Jena machten das Publikum auf die Seichtigkeit, auf die gegen mich Verdacht erregenden Verdrehungen Kotzebue's aufmerksam, und es war natürlich, daß ich dadurch eine Art von Popularität erhielt, die ich weder suchte, noch beabsichtigte; aber eben diese ward mir später gefährlich. Schon auf dem bekannten Wartburger Feste ward die Schrift erwähnt. Wir können doch nicht leugnen, daß dieses Fest einen fanatischen Charakter hatte, und jetzt nach so langer Zeit darf man es wohl unbefangen betrachten. Es war die erste Demonstration der deutschen Jugend. Das, ich möchte sagen, Rührende in dieser Aeußerung war der tiefe Ernst, mit welchem sie hervortrat. Die Gegner fanden es fast blasphemisch, daß sie eine religiöse Wendung nahm, daß der Genuß des heiligen Abendmahls, der hier herrschenden Gesinnung die Weihe ertheilen sollte: aber dieses religiöse Gepräge trug sie ja vom Anfange an; mochte sie auch von Einigen, im Verborgenen das Ganze Leitenden, benutzt werden,

wie ja die Religion, wo sie der Aufregung zugänglich ist, von jeher auch in den großartigsten politischen Unternehmungen benutzt wird (und daß man die Wartburg wählte, war ohne Zweifel das Erzeugniß einer solchen Erregung), so war es der Jugend doch gewiß Ernst. Ich betrachtete das ganze Ereigniß nicht so wohl politisch, als gewissermaßen pädagogisch. Es gibt keine fanatische Ausschweifung irgend einer Art, die für die freie und erfolgreiche Entwickelung der Wissenschaft und Kunst gefährlicher ist, als die religiös=politische. Eben der politische Enthusiasmus der heranwachsenden Jugend führt nothwendig zur geistig tödtenden Bornirtheit. Mag bei einer solchen Jugend aus einer religiöser Gewissenhaftigkeit der Fleiß nicht verdrängt, ja selbst gesteigert werden, im Hintergrunde liegt dennoch eine unklare, und leider auch beschränkende Welt, in welcher alle Gegenstände verkümmern. Politik ist nicht das Lebensprinzip, welches aller geistigen Entwickelung eine Reihe eigenthümlicher, und dennoch auf die tiefe Einheit hinweisender Formen zu geben vermag. Wissenschaft und Kunst gedeihen nur, wo die Persönlichkeit ganz mit voller Liebe sich in ihren Gegenstand versenkt. Jede politische Gährung,

wenn sie sich in die Tiefe des Gemüths der Jünglinge hineinfrißt, wenn sie ein fanatisches Gepräge trägt, zerstört schon deswegen die frische Knospe zukünftiger Blüthen, weil sie von einer düstern Unzufriedenheit ausgeht, die von allen Seiten genährt wird. Hier sah man die erste Aeußerung einer nationalen Richtung, die leider seitdem nicht verschwunden ist. Wie traurig ist unsere Jugend seitdem geworden! Vergleiche man doch die heitere, wenn auch unreife Zeit, mit welcher das Jahrhundert anfing, mit der altklugen der späteren Jahre. Eine Fülle der geistigen Productivität drängte sich aus allen Gemüthern hervor. Die Kritiker späterer Zeit haben ein Herbarium angelegt von den verkümmerten Pflanzen jener fruchtbaren Periode, haben sich verloren in ein einseitiges Studium der Pflanzen-Pathologie, welches freilich selbst um desto kümmerlicher erscheinen mußte, weil ihnen der Blick auf die Totalität der fruchtbaren Zeit versagt war, so daß die Wissenschaft, welche die heitere Welt der Entwickelung auffaßte, ein Schimpfwort ward; das Heiligthum dieser Anschauung war nun verschwunden; eine zerstörende Politik, die das Bestehende geringschätzte, ja vernichten wollte, jagte einem unklaren

Ideale nach, welches der Wissenschaft wie der Kunst völlig fremd war. Wo der Sinn für geistige Beschäftigung sich nicht verdrängen ließ, mußte man das vereinzelte todte Material mühsam zusammensuchen. Der Tempel, der anfing, sich aufzubauen, in welchem sich die beste Jugend versammelte, um durch einen heitern Gottesdienst die heranwachsende schöne Zeit zukünftiger Jahrhunderte zu begrüßen, lag zertrümmert da; die Macht, aus welcher der Bau entstand, war verschwunden; und wenn man ein Fragment mit mikroskopischer Genauigkeit beschrieb, glaubte man den Sinn der großartigen Productivität bannen zu können. Ja, die Zeit, die ich frisch und fröhlich in heiterer Jugend erlebt hatte, war eine unreife, aber sie deutete hoffnungsvoll auf eine zukünftige Reife. Eben die üppigste Vegetation rief die häufigsten Auswüchse hervor, aber sie fand, weil sie ein mächtig Lebendiges ist, ihr richtiges Maaß. Jetzt stand demjenigen, was dem geistlosen Fleiße zugewiesen ward, das absolut Maaßlose gegenüber, und ich sah mit einer Art von Schauder die Zeit der geistlosen Virtuosität, die Barbarei vereinzelter Bestrebungen, wie sie später hervortrat, sich drohend nahen. Daher sprach sich selbst das

Vaterland, bei der Wartburger Versammlung, als ein von jeder Vergangenheit abgesondertes, abstractes Deutschland aus; Keiner hatte in diesem gelebt, alle Begriffe des heitern Lebendigen, Heimatlichen waren verschwunden; alle Erinnerungen aus einer fröhlichen Kindheit verstummten. Man sollte kein Baier, kein Würtemberger, kein Sachse, kein Preuße mehr sein, und wären alle Keime des heitern heimatlichen Lebens zu vertilgen gewesen, ein Geschichtsforscher wäre überflüssig geworden; denn wie könnte dieser hervorwachsen aus einer Abstraction, welche seinen ganzen Sinn in Anspruch nahm?

In meiner Schrift war nun eben die Absicht klar, den Sinn für das Eigenthümliche zu nähren und zu pflegen; von dem allgemeinen Deutschthum hatte ich gesprochen; ich sah wohl, wie es herannahte, aber ich wollte nicht der sein, welcher es heranlockte. Eben weil diese Schrift durch Kotzebue's Angriff auch unter dem heranwachsenden fanatischen Haufen einen Eingang gefunden hatte, war von ihr auf dem Wartburgfeste die Rede. Sie ward, wie sich von selbst versteht, bekämpft, aber doch mit einer gewissen Mäßigkeit, die das Fest sonst nicht auszeichnete. Man glaubte, mich

noch gewinnen zu können: doch war ich eben dadurch in eine schiefe Stellung gerathen, und ich erkannte das Bedenkliche, welches in ihr lag, vollkommen.

Man hatte die Wartburger Demonstrationen leider höhern Orts schief aufgefaßt. Der Deutsche ist nun einmal ein ungeschickter Politiker. Die Turnschulen waren freilich mit derjenigen Bewegung, die sich auf der Wartburg aussprach, in Verbindung, aber man würde sich irren, wenn man glaubte, daß alle Freunde der Turnschulen die dort verkündigte Gesinnung theilten. Die besseren bewegten sich in einem natürlich beschränkteren Kreise; sie fühlten die Nothwendigkeit, eine Stätte zu finden für eine frischere, mit der lebendigen Natur verbundene kindlichere Gesinnung, die durch die modernen Erziehungsresultate aus den Familien, und durch die erstarrte Lehre aus den Schulen verschwunden war. Unter meinen Collegen waren es eben solche, die entweder früher als Gymnasiallehrer das Unlebendige der Schulen kennen gelernt hatten, oder solche, deren ganzer Sinn noch in einer lebendigen Schulzeit lebte. Sie wußten in der That, was sie wollten, ja, wäre es möglich gewesen, ihre wohlmeinenden Versuche von der allgemeinen Bewegung

zu isoliren, ihre Thätigkeit würde eine durchaus heilsame gewesen sein. Ich aber lebte unter Studenten und für diese. So war es freilich unmöglich, die politische Bedeutung zu verkennen. Die Maaßregeln, die von Oben her getroffen wurden, waren dazu geeignet, der thörichten Demonstration der Jugend eine größere Bedeutung zu geben.

Die lautesten Turner gaben zu, daß das, was sie erreichen wollten, in einer fernen Zukunft läge, sie wollten so früh wie möglich die Kinder gewinnen. Die Gegenwart, meinten sie, tauge nicht für ihre erhabenen Zwecke. Wenn sie nur die Kinder festhielten, und unbemerkbar und im Stillen die Schullehrer gewonnen hätten, dann wäre doch noch die Ausbildung eines politischen Sinnes möglich. Aber jetzt posaunten sie mit einer wunderbaren Naivetät die Absicht aus: alle bestehende staatsrechtliche Verhältnisse in Deutschland umzustürzen, und das alleinige Deutschland, geleitet von dem alleinigen deutschen Gott, auf immer zu begründen. Das Heer, welches diesen Zustand herbeiführen sollte, bestand aus Kindern, und man glaubte naiver Weise, die Herrscher würden diese Kinder heranwachsen lassen, ja,

eine Unternehmung billigen, die alle staatsrechtliche Verhältnisse in Deutschland in Frage stellte. Ein so naives und unverstelltes Auftreten hätte nun, wie mir schien, eine gewisse Duldung verdient; was mit bloßem Zank anfing, würde, wenn das Gerede zu Ende ginge, von selbst verstummen, wie man keinen Betrunkenen durch verständige Gründe zu gewinnen sucht, auch nur selten genöthigt ist, eine gefährliche Opposition gegen ihn hervortreten zu lassen. Man läßt ihn den Rausch ausschlafen: — in vino veritas — der Verständige erfährt, wenn er den Berauschten anhört, Manches, was diesen später dem Besonnenen preisgiebt. Was wirklich, wenn auch nur vorübergehend, eine verwirrte geschichtliche Bedeutnng hat, muß anerkannt werden von denen, die es beherrschen wollen, und hier lag im Hintergrunde Etwas, was anerkannt zu werden verdiente, und aus welchem alle Excesse ihre Macht erhielten. Der zukünftige Kampf fing auf der Schule an, auf diesen Kampfplatz hätten sich die Behörden stellen sollen; hätten sie da gelten lassen, was Geltung verdiente, dann hätten sie das organisirende Maaß für eine mehr zu verdrängende Richtung des Volks gewonnen.

Nun läßt sich zwar nicht leugnen, daß mit dieser Unternehmung der Turnplätze, die nicht hier allein ihren ersten Anfang nahm, vielmehr historisch betrachtet, schon als eine Consequenz der Pädagogik, die mit Rousseau in Frankreich, und mit Basedow in Deutschland anfing, betrachtet werden mußte, sich auch Menschen verbanden, die eine gewisse stille Gährung, wie sie sich hier und da im Volke äußerte, zu benutzen die Absicht hatten, und eine wirkliche Revolution in Deutschland hervorzurufen dachten; eine Gährung, die eben so wie die neuere Pädagogik vor der Revolution in Frankreich anfing, und nach Deutschland fortgepflanzt ward. Zwar würden die Deutschen sich lebhaft gegen diese Verwandtschaft mit den Franzosen sträuben, aber eine geschichtliche Auffassung der europäischen Verhältnisse wird sie dennoch festhalten. Wir können von dieser strafbaren Absicht einiger Männer nach Verlauf von einem fast halben Jahrhundert jetzt unbefangen sprechen, aber eben so entschieden ist es, daß sie, selbst dann, wenn hier und da ein gewisses Unbehagen laut ward, im Volke gar keinen bedeutenden Anklang fand. Der Preuße, der Sachse, der Würtemberger und Baier hatte keine Neigung, seine

Geschichte zu vertilgen, und sich in einen allgemeinen Deutschen verwandeln zu lassen. Wenn es auch entschieden ist, daß eine jede geordnete Regierung das Recht, ja die Verpflichtung hat, sich zu erhalten, und gegen ein Bestreben, welches nur bei Wenigen eine hochverrätherische Tendenz zeigte, mit Kraft hervorzutreten, um so mehr, da die verbrecherische Absicht über die klare That hinausreichte, und auch da, wo der Entschluß kein strafbares Gepräge trug, durch die unmerkbarsten Uebergänge hineindrang, so hätte die rechtmäßige Verfolgung des Staats doch nicht weiter reichen sollen, als die bewiesene That. Jetzt fing man aber an, ein Netz über ganz Deutschland zu werfen; es war für Raubvögel bestimmt, aber man behandelte die eingefangenen Sperlinge ihres Geschnatters wegen, als wären sie eben auch Raubvögel. Daß die Jugend, und eben je unreifer sie ist, wenn sie von geheim Verbündeten zu Hülfe gerufen wird, leicht in Bewegung kommt, läßt sich nicht leugnen; jugendliche Verbindungen entstehen dann, die, oberflächlich betrachtet, gefährlich erscheinen, ohne es zu sein; denn zwischen dem unreifen Entschluß und der überlegten, verständigen Ausführung liegt ein unendlicher Abgrund.

Der junge Mann, der ohne Bedenken in eine Verbindung eingeht, ja Eide schwört, denkt zwar nicht, sie zu brechen, indem er sie leistet, aber er kennt ihren Inhalt nicht. Dieser schwebt ihm nur dunkel vor. Ich darf behaupten, daß die Tendenzprozesse, die jetzt gegen den größten Theil der bewegten Jugend statt fanden, eben deswegen ihren Zweck nicht erreichten, weil sie sich ins Unbestimmte ausdehnten, und eben die unbefangensten, mit scheinbarer Schuld Beladenen angriffen, während die wahrhaft Schuldbewußten einer jeden Untersuchung sich zu entziehen verstanden. Diese benutzten die aufgeregte Masse mehr, um hinter ihr sich zu verbergen, als um sie in wirkliche gefährliche Thätigkeit zu setzen. Je besonnener, und eben daher gefährlicher die wahren Hochverräther waren, desto klarer sahen sie ein, wie unbedeutend die Aufregung der Jugend und das vollkommen Unverständige der wenigen Attentate waren, wie z. B. die beabsichtigte Ueberrumpelung der Festung Petersberg bei Erfurt, die aber, wenn sie hätte ausgeführt werden können, für sie am gefährlichsten gewesen wäre. Durch die Tendenzprozesse aber erhielt die ganze Aufregung erst ihren bedenklichen Charakter. Ein mit

großen Gefahren verbundener innerer Krieg gegen die herrschende Staatsgewalt hat jederzeit in einer bestimmten Epoche der Jugend etwas Lockendes; je größer die äußere Macht ist, gegen die man aufzutreten sich entschließt, desto mehr befestigt sich die Opposition als innere Gesinnung. Die Jugend wird von dem Standpunkte der äußeren, besonnenen Ueberlegung, welche die bestimmte That ergreift, diese in ihren äußeren Verhältnissen erkennt, Mittel und Zweck zu beurtheilen weiß, in eine freie, phantastische Welt hineingetrieben, in welcher in der Gegenwart kein Widerstand sich zeigt, und die von den äußeren Verhältnissen wenig berührt wird. In dieser treten selbst die Gefahren in den Hintergrund; der Reiz, ein Märtyrer zu werden, der Kitzel, eben da, wo die Gefahr am größten ist, mit ohnmächtigem Trotze hervorzutreten, zeigt sich dann am entschiedensten. Die weichsten Gemüther werden am entschiedensten gelenkt, und die besten Geisteskräfte von der geordneten und ordnenden Thätigkeit abgelenkt, zerstreuen sich ins Unendliche.

Diese unangenehme Richtung traf mich nun in meinen Bemühungen, die Jugend für eine beschränktere, nach innen gerichtete, geordnete Thätigkeit zu

gewinnen, am schwersten. Ich hatte mich nicht durch die geringe Anzahl, auf welche mein Einfluß beschränkt war, abschrecken lassen; denn diejenigen, die Macht erhalten in der Geschichte, sind immer nur Wenige, ja die höchste Gewalt, die eine neue Zeit schuf, drängte sich von jeher in eine Persönlichkeit zusammen, und nur durch den einen Luther konnte die Reformation sich gestalten und entwickeln, obgleich die zerstreuten Elemente allenthalben herumlagen. Aber das war mir furchtbar, daß die polizeiliche Gewalt, welche die jugendlich unreife Gesinnung belauerte, und eben die Tüchtigeren am stärksten lockte, eine immer größere Theilnahme für die Verfolgten und eine allgemeine Mißbillignng der polizeilichen Maaßregel, die auch mich traf, erregte. Unmöglich konnte mein nicht zu vertilgendes Ehrgefühl gleichgültig bleiben, wenn die Menge eine Verbrüderung da vorauszusetzen anfing, wo ich sie am aller entschiedensten abzuweisen suchte. Daß die Turner mich ohne Unterschied zu den Gegnern zählten, war zu natürlich, und ich mußte erscheinen als ein Mensch, der Maaßregeln unterstützte, die ich eben so entschieden mißbilligte, wie meine Gegner. Ich fand mich verpflichtet, meine Unzufriedenheit

unbefangen, öffentlich auszusprechen. Es war, irre ich nicht, am Ende des Jahres 1819, als ich mich entschloß, eine Schrift: „Ueber Deutschlands protestantische Universitäten" auszuarbeiten. Was mich unmittelbar dazu veranlaßte, war ein an mich gerichtetes, ausführliches Schreiben des Regierungspräsidenten von Lüttwitz. Ich war eben in die Verlegenheit versetzt, mich mit ihm in eine beschwerliche Correspondenz einlassen zu müssen, schob die Antwort, wie nur zu oft, von einem Tage zum andern auf, als ich nicht ohne Ueberraschung sein Schreiben gedruckt in die Hände bekam. Herr v. Lüttwitz war mit meiner Mißbilligung der gegen die studirende Jugend getroffenen Maßregeln wohl bekannt, und trat nun als ein unbedingter Vertheidiger derselben hervor. Mir war diese Veranlassung, das Sendschreiben öffentlich beantworten zu müssen, sehr angenehm, denn ich hatte jetzt Gelegenheit, was ich tadeln zu müssen glaubte, in eine Vertheidigung gegen eine Privatperson verwandeln zu können. So entstand die kleine Schrift. Wie die Sachen vorlagen, fand ich es bedenklich, sie der Breslauer Censur zu unterwerfen, und sandte das Manuscript unmittelbar an das Obercensur-Collegium nach Berlin. Ich war nicht willkürlich und

durch eigenen Entschluß, vielmehr durch den Staatskanzler wider meinen Willen in eine eigene politische Stellung gerathen, und glaubte daher ein Recht zu haben, mich unbefangen und freimüthig zu äußern. In meinem Schreiben an den Staatskanzler setzte ich dieses auseinander, und glaubte etwarten zu dürfen, daß in meinem Manuscript nichts gestrichen werde. In der That erhielt ich es auch mit der Erlaubniß, es unverändert drucken zu lassen, zurück. Es ist noch neulich ausgesprochen, daß man fast alles in Preußen mit Freimüthigkeit öffentlich beurtheilen kann, ohne durch die Censur gehindert zu werden; daß diese nicht den Inhalt einer Schrift, wohl aber eine ungeeignete Form zu unterdrücken suche, und mehr gegen das Ungeschick des Schriftstellers, als gegen seine Absicht auftreten solle. Ob die Censur sich wirklich immer innerhalb dieser verständigen Schranken hielt, wage ich nicht zu behaupten; meine Schrift aber, die in der That so freimüthig war, wie irgend eine in dieser Zeit, scheint doch zu beweisen, daß die Censur eine mit besonnener Ruhe abgefaßte Schrift wohl zu dulden wußte; auch hier ist der Unterschied zwischen Aufregung und Anregung wohl fest zu halten. Die letzte

fordert uns zu eigener ruhiger Ueberlegung auf, und keine Censur setzt sich der Verantwortung aus, wenn sie diese nicht zu hemmen, sondern zu fördern sucht: die Aufregung aber zu verhindern, ist sie freilich verpflichtet. Merkwürdig war in dieser Rücksicht die Aeußerung der Vertheidiger der Turner. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ich sie etwa durch meine Schrift gewonnen hätte. Auch sah ich dies voraus, meine Absicht wurde durch ein Ehrgefühl hervorgerufen, welches mich zwang, das scheinbar Verdächtige meiner Stellung auf jede Weise zu vernichten. Die Vertheidiger der Turnplätze aber äußerten sich sehr unzufrieden mit der Duldung, die ich bei dem Obercensur-Collegium erfuhr. „Er darf, sagten sie, drucken lassen, was ihm beliebt; wenn Einer von uns Etwas der Art zu sagen wagte, wie ganz anders würde man ihn behandelt haben.“

Man darf dennoch nicht glauben, daß ich den heftig Angreifenden gegenüber so ganz isolirt dastand, wie im Anfange. Eine in guter Laune geschriebene Flugschrift forderte ironisch zu einem gemeinschaftlichen Angriff gegen mich auf. Unter den Vertheidigern fand sich ein seltsamer Mann, Pauli, der in seinen Schriften

kenntnißreich und originell erschien. Ich habe einige Briefe mit ihm gewechselt, lernte ihn aber nicht persönlich kennen. Er trat mit vielem Muthe, mit vieler Entschlossenheit hervor, und ein sehr starker Band enthielt manche in der That treffende und bedeutende Aeußerungen. Es war eine Art Vertheidigung der in den Caricaturen geäußerten Ansichten mit beständiger Beziehung auf die laut gewordenen Gesinnungen der Turner. Die Schrift selbst würde nur wenige Bogen betragen, aber dem Herrn Pauli fielen eine Menge Gegenstände ein, die er in Noten erläutern zu müssen glaubte, und diese verschlangen oft den Text selbst. Eine Zeile des Textes ward von diesen Noten so umgeben, daß jener zuweilen einige Seiten hindurch ganz abgebrochen wurde; selten sah man mehr als zwei oder drei Zeilen Text, und man konnte recht eigentlich das Buch einen kurzen Text zu langen Noten nennen. Die ganze Schrift selbst wand sich wie ein dünner Faden durch diese Anmerkungen hindurch.

Die einzelnen Schriften, die so von beiden Seiten erschienen, bildeten in der That einige Zeit hindurch einen Hauptzweig der Literatur; wurde doch sogar im

Journal des Débats verkündigt, daß in Preußen zwischen den Ultralegitimen und den Ultraliberalen sich eine dritte gemäßigte Partei, eine Art juste milieu gebildet habe, als deren Anführer ich genannt wurde. Unter allen Ansichten von meiner schriftstellerischen Thätigkeit in dieser Zeit war wohl keine schiefer als diese; keiner war unfähiger ein Parteihaupt zu sein als ich. Alle meine Schriften waren von jeher völlig rücksichtslos gedacht und entworfen, ganz einer innern Aufgabe gewidmet, die ich in ihrer Consequenz in allen Richtungen zu verfolgen suchte. Der Angriff auf die Turner, der den Schluß des ersten Theils der Caricaturen bildete, stand ganz als ein einzelner Theil der ausführlichen Schrift da, und der zweite Theil enthält keine Stelle, die eine unmittelbare Beziehung zu den heftigen Streitigkeiten, die eben damals stattfanden, hätte. Während ich diesen Theil ausarbeitete, dachte ich kaum an die Angriffe, die allenthalben laut wurden. Ich vertheidigte mich gar nicht unmittelbar, wenn man nicht die beiden Schriften: „Die gute Sache", und die „Ueber die Bedeutung der protestantischen Universitäten" als Vertheidigungsschriften betrachten will. Ueberhaupt gibt

es kaum einen Schriftsteller, der seine Schriften auf eine rücksichtslosere Weise sich selbst überließ, als ich. Von allen äußeren Verbindungen, selbst wo sie sich darboten, hielt ich mich entfernt, und je heftiger ich angegriffen wurde, desto mehr zog ich mich von dem äußern Kampfplatze zurück, desto innerlicher und einsamer verfolgte ich meine Aufgabe, als wäre der Kampf gar nicht da; dieser fand vielmehr ganz in meinem Innersten statt, und was da den Sieg errang, betrachtete ich selbst für die Geschichte als das Siegende, welches sich von jetzt an durch die eigene innere Kraft behaupten mußte. Das Unterliegen in der vorübergehenden öffentlichen Meinung war mir völlig gleichgiltig und werthlos. Ein Parteihaupt lebt ganz in der Gegenwart, ist von lauter Rücksichten umgeben: ich lebte nur für, dachte nur an die Zukunft, und überließ es getrost der Geschichte, alle Hindernisse zu überwinden, und dem, was mir das Heiligste war, den Weg zu bahnen durch alle drohende Verwickelungen des Tages hindurch. Keine Partei kann einen solchen Anführer brauchen.

Indessen entwickelte sich die traurige Zeit immer mehr. Die Tendenzprozesse erhielten einen immer

größern Umfang. Eine Central-Commission bildete sich, und was bekannt wurde, war sehr geeignet, die allgemeine Theilnahme für die Verfolgten immer wärmer zu erregen, je schuldiger man sie darzustellen suchte. Eine merkwürdige Demonstration trat hervor durch die Bildung von Gesellschaften, die aus den ruhigsten und besonnensten Männern bestanden, die oft bedeutende Aemter im Staate bekleideten, und sich alljährlich versammelten, um das Andenken der glücklich verlebten Universitätsjahre zu feiern. Man fing an, diese schöne Zeit der freien Selbstbildung als eine bedeutende Ruine zu betrachten, man fürchtete selbst das Dasein der Universitäten, man dachte sich, daß diese als eine universitas literarum ganz verschwinden, daß sie in nebeneinander stehende Lyceen zerfallen, daß vielleicht sogar von der Regierung genehmigte Lehrbücher ein starres, armselig beschränktes Wissen, geistlos und ohne Zukunft, festhalten würden. Schon sah man die Hörsäle und die Vorträge der Professoren von geheimer Polizei belauert. Diese Zeit, der man mit Schrecken entgegensah, glaubte man immer näher. Die Furcht der besten und bedeutendsten Männer theilte sich der Jugend mit,

und verwandelte sich in einen starren Widerwillen, so daß immer größere Massen der jungen Männer sich entschieden feindselig dem Staate gegenüber stellten, und ein immer bedenklicherer Kampf, der durch keine äußere Gewalt zu bändigen war, zwischen dem Staate und seiner gesammten Jugend hervorzubrechen drohte. Daß dieser durchaus eine fanatische Richtung nehmen mußte, war natürlich.

Man weiß, wie selbst im Jahre 1818 die grauenhaft fanatische Ermordung Kotzebue's durch den unglücklichen Sand die herrschende Stimmung nicht zu überwältigen vermochte; daß hier, wo man das Symptom einer gefährlichen Krankheit sich äußern sah, die Urtheile noch schwankend waren, und weder auf der einen, noch auf der andern Seite, weder unter den Freunden, noch unter den Gegnern der irre geleiteten Jugend warnend oder belehrend erschienen.

Meine Stellung war nun eine äußerlich ungünstige und innerlich widerwärtige. Unter allen Männern, die sich dem Universitätsleben gewidmet hatten, gehörte wohl keiner diesem wärmer und innerlicher zu, als ich. Ich blieb selbst damals in meinem herannahenden Alter, als Lehrer dennoch Student; ein

Philister ward ich nie. Die fortdauernde freie Selbstbildung nahm mein ganzes Leben ein. Ich hätte, was ich jugendlich erlebte, vergebens niedergeschrieben, wenn dieses nicht einem jeden Leser klar geworden wäre. Und nun sollte ich als verbündet mit den Feinden des freien Universitätslebens erscheinen. Es quälte mich sehr. Turner, die in meiner Nähe lebten, zogen sich von mir zurück, oder äußerten sich doch eben so, wie in jener tumultuarischen Versammlung bei Reimer. Ich ward als der gefährlichste Feind dargestellt. So weit der Einfluß der Turnplätze reichte, ward ich verdammt und verflucht, und eine jede versuchte Annäherung an meine Person als eine unsittliche und verdammliche Unthat bezeichnet. Ich erhielt wohl sogar Nachrichten von Proscriptionslisten, in welchen ich obenan stehen sollte. Freunde glaubten mein Leben bedroht, ich aber war überzeugt, daß diese Freunde meine Stellung ganz falsch beurtheilten. Daß die leidenschaftlichsten Aeußerungen, die kein Maaß kannten, da, wo junge Turner ihre Erbitterung steigerten, stattgefunden haben konnten, sah ich wohl ein: daß aber irgend ein fester Entschluß gefaßt war, glaubte ich keineswegs; ich hielt mich vielmehr für überzeugt,

daß, während alle Hauptangriffe der Turner gegen mich gerichtet waren, dennoch eine Stimme zu meinem Vortheil in der Mitte der Turner laut ward; ich vermuthete sogar, daß Persönlichkeiten, die einen gewaltigen sittlichen Einfluß auf die Turner ausübten, die rein und mit faltenloser Integrität in ihrer Mitte lebten, und denen, weil sie selbst rein waren, Alles rein blieb, mich zwar bekämpfen zu müssen glaubten, aber mir dennoch innerlich zugehörten. Und wie ich auf der Universität nicht selten Gelegenheit hatte, die Freunde der Turnplätze unter den Studirenden höher zu schätzen, als ihre Feinde, und als diejenigen, die sich mir äußerlich anschlossen, ohne irgend Etwas innerlich mit mir gemein zu haben: so war ich auch überzeugt, daß ich unter den Turnern Freunde besaß, die, wenn die Verhältnisse es fordern sollten, vertrauensvoll meinen Beistand erwarteten.

Ich arbeitete in dieser Zeit auf meine gewöhnliche Weise. Ich vollendete die „Caricaturen" und eben so das Handbuch der Oryktognosie. Aber es war doch, äußerlich genommen, eine betrübte Zeit; die äußere Trennung von den besten Freunden quälte mich unaufhörlich. Habe ich doch selbst bei einem

vorübergehenden Streite keine Ruhe, bis er geschlichtet ist, und hier hatte sich eine undurchdringliche Scheidewand zwischen mich und meine liebsten Freunde gestellt, die mir um so schmerzlicher erschien, weil die innigste und tiefste Verbindung doch nicht zerrissen werden konnte.

Hier muß ich nun den Einen nennen, unter Allen mir der Liebste. Es war Karl von Raumer. Wie freundlich hatten äußere Verhältnisse, Verwandtschaft und gegenseitige Zuneigung sich vereinigt, um uns in der nämlichen Stadt, in einem verwandten Amte, ja in dem nämlichen Hause zusammen zu führen. Und nun, obgleich durch die lichte Richtung unseres innern Daseins auf immer verbunden, warfen wir uns gegenseitig unsere dunklen Schatten zu. Die beiden Schwestern litten durch die Trennung der Männer. Jeder wußte, wie sehr dieser Schmerz den Andern verzehrte. Ich habe nicht das Recht, v. Raumers Stellung zu den Turnplätzen hier darzustellen; er lebt ja, und nur ihm gebührt es, wenn er will, diese Zeit und wie er sie auffaßte, öffentlich zu entwickeln. Nur so viel weiß ich, und muß es aussprechen: was er von den Turnplätzen erwartete, war nichts Einzelnes,

Willkürliches; auch seine Hoffnungen und Erwartungen waren durch eine Einheit zusammenhängender und sich wechselseitig unterstützender Betrachtungen begründet. Ich spreche mich mit Leichtigkeit über Alles aus, was mich innerlich bewegt, und dennoch gelingt es mir selten, dasjenige, was Alles trägt, in klaren Worten laut werden zu lassen. Aber in Raumers Gemüth ruht eine Tiefe, die mehr durch die stille, reine That, als durch das verkündigende Wort sich zu äußern vermag. Habe ich doch die jetzt mich noch erfreuende Hoffnung, daß sein treffliches, allgemein geschätztes Werk: „die Geschichte der Pädagogik" in der Fortsetzung Aufschlüsse geben wird, die mir auch jetzt in meinem hohen Alter, und nachdem die Mißverständnisse einer traurigen Zeit längst verschwunden sind, theuer und werth sein werden.

K. von Raumer hatte die Mineraliensammlung der Universität, wie man mit Recht sagen kann, erschaffen und in eine bewunderungswürdige Ordnung gebracht. Eine vollständige geognostische Sammlung schlesischer Gebirgsarten bildete einen nothwendigen Commentar zu seiner wichtigen Schrift über das Riesengebirge. Seine geognostischen Untersuchungen hatte

er seinem Sinne nach abgeschlossen; er wünschte einen neuen Kreis seiner Thätigkeit. Nach Halle lockten ihn frühere Erinnerungen, die Aussicht, auch da eine größere Mineraliensammlung, die während der traurigen Zeit nicht entstehen konnte, zusammenzubringen und nach seiner musterhaften Art zu ordnen, dann aber auch die Hoffnung, in Gibichenstein die alte Reichardtsche Wohnung beziehen zu können. Aber ich darf mir es nicht verbergen, daß ein Hauptgrund seines Wunsches, Breslau zu verlassen, das peinliche Verhältniß, in welchem er mit mir lebte, gewesen ist, und es trug nicht wenig dazu bei, meine ganze Lage, wie meine Stimmung zu trüben. Er ging nach Halle, und wir standen nun in unserm Hause einsam da. Die Art und Weise, mit welcher die Turner sich um ihn versammelten, versetzte ihn auch hier in eine bedenkliche Lage; ja später, nachdem er Halle verlassen hatte, wo er jede Aussicht, irgend eine Erweiterung der Mineraliensammlung zu erhalten, nach langem Warten völlig aufgeben zu müssen glaubte, sollte sogar eine Untersuchung in Berlin gegen ihn eingeleitet werden: aber man mußte gleich von vorne herein erkennen, daß er keinen Antheil hatte an den hier und da hervortretenden

Verirrungen der Turner, daß er vielmehr auf ihre Gesinnung einen durchaus heilsamen, religiös sittlichen, ordnenden Einfluß ausübte, der ohne allen Zweifel selbst für den Staat wohlthätiger wirkte, und zwar von innen heraus, als die polizeiliche Untersuchung.

Mir ward nun die Direction der Mineralien-Sammlung übertragen, die ich nicht ohne eine schmerzliche Empfindung übernahm. Die kleine Zulage verbesserte meine finanzielle Stellung.

Im Jahre 1821 ward ich zum Rector gewählt. Diese Wahl war eine wahre Demonstration. Wachler galt für einen Anhänger der Turnplätze. Turner oder nicht Turner, das war die Frage, und es zeigte sich, daß beide Parteien einander völlig das Gleichgewicht hielten. Nach der statutenmäßigen Anordnung der Wahl wird sie, wenn nicht bei einer zweimaligen Wiederholung entschieden, zum dritten Male wiederholt, und eine Stimme gab mir die erforderliche absolute Majorität. Ich glaube dieses Rectorat hier erwähnen zu müssen, weil es mich zu den Turnern in eine ganz eigene Lage versetzte. Die gegen diese eingeleitete Untersuchung hatte eben die bedenklichste Wendung genommen, und die Breslauer Universität er-

schien besonders verdächtig. Der Senat erhielt den Befehl, eine strenge und genaue Untersuchung gegen die geheime Studenten-Verbindung, Arminia genannt, einzuleiten. Daß der Regierungs-Bevollmächtigte, damals Geheimer Regierungsrath Neumann, der eben diese Function übernommen hatte, weil der Oberpräsident v. Merckel sich zurückzog, eine Hauptrolle spielte, versteht sich von selbst.

Ich glaube doch, hier eine Anekdote nicht übergehen zu dürfen, die sich auf Neumanns kurz vorhergehende Lage bezieht, und die seltsam genug ist. Neumann war früher bei der Einrichtung der Universität Königlicher Commissarius. Als hier Alles geordnet war, ging diese Stelle ein. Man hatte aber in Reichenbach eine von der Breslauer abgetrennte Regierung gestiftet. Nach einigen Jahren fand man diese überflüssig und beschwerlich, und beschloß sie wieder aufzuheben. In dem Conferenzsaale der Behörde saßen die Mitglieder in ihren Geschäften vertieft; auf dem vorliegenden Platze der stillen Stadt entdeckten sie ein ungewöhnliches Zusammenströmen von Menschen. Dieses erregte die Aufmerksamkeit der hier versammelten Herren. Der Präsident, Herr v. Lüttwitz, rief einen

Boten herein und trug ihm auf, sich nach der Ursache dieser Bewegung zu erkundigen. Der Bote kam ganz erschrocken zurück.

Ein Bürger in Reichenbach hatte eine Bittschrift, welche mit der Anwesenheit der Regierung im Zusammenhange stand, bei dem Staatskanzler eingereicht. Dieser ließ den Bürger wissen, daß die Bitte ihre Bedeutung verloren habe, weil eben der Beschluß gefaßt war, die Reichenbacher Regierung aufzuheben. Das Antwortschreiben des Staatskanzlers war unmittelbar an den Bürger gerichtet. Der Beschluß, die Regierung aufzuheben, aber ward zuerst dem Ober-Präsidium in Breslau mitgetheilt, dieses sollte die Regierung in Reichenbach damit bekannt machen. Der Bürger las das Schreiben, welches alle Einwohner schmerzlich berührte, öffentlich vor. Die traurige Neuigkeit verbreitete sich pfeilschnell durch die ganze Stadt, und erschrocken strömten alle Bürger hinzu, um ihren bevorstehenden Verlust aus der authentischen Quelle zu vernehmen. Der Bote ward abermals abgesandt, der Bürger mit seinem Briefe citirt, und während die Mitglieder hier zu dem wichtigen Regierungsgeschäfte versammelt waren, erfuhren sie zuerst auf eine so un-

gewöhnliche Weise, daß sie eigentlich aufgehört hatten zu regieren.

Neumann war bei dieser Regierung Director, und nach der Aufhebung ward er Regierungs-Bevollmächtigter der Universität in Breslau. Er war ein durchaus redlicher und wohlgesinnter Mann, aber man hielt ihn wohl für zu gutmüthig, und mir traute man nicht. Ich konnte mich nicht darüber beklagen, da meine öffentliche Aeußerung nach dem Berliner Begebniß nicht dazu geeignet war, mir das Vertrauen einer inquisitorischen Behörde zu erwerben.

In der That hatte ich mich überzeugt, daß auf der Universität eben die besten Studirenden Anhänger der Turnplätze waren. Die Arminia war zwar eine verbotene, und deswegen auf jede Weise und von Rechts wegen hart zu tadelnde und streng zu bestrafende Verbindung, aber sie war, obgleich dadurch in Widerspruch mit sich selbst versetzt, dennoch dem alten in Verwesung begriffenen Studenten-Burschenleben gegenüber eine sittlich reinigende, und auf einen größeren Ernst des Lebens gerichtete. Ich hatte zwar die unbestimmte, halb politisch-grenzenlose, halb religiös-beschränkte Ansicht, von welcher sie be-

herrscht wurde, heftig bekämpft: aber oft und sehr ernsthaft hatte ich mir die Frage gestellt, ob man sich nicht lieber dem sittlichen Momente, welches doch auch in der Verbindung ruhte, hätte anschließen sollen, als die Verirrung nähren, indem man sie bekämpfte, das Vertrauen der Verbündeten sich erwerben, anstatt sie immer mehr in ihrem Mißtrauen zu bestärken. Ich konnte den meisten Mitgliedern der Arminia meine Achtung nicht versagen, wenn ich sie mit den Uebrigen verglich. Diejenigen, die mir nicht bloß äußerlich, sondern innerlich zugehörten, zogen sich von allen Verbindungen zurück, bildeten aber eine Minorität, die gar nicht in Betrachtung kommen konnte. Die der Arminia gegenüber tretenden Gesellschaften suchten das alte schlechte Frankfurter Studentenwesen fortzusetzen, und wenn sie sich auch, wenigstens theilweis, mir anschlossen, so blieben sie mir doch innerlich durchaus fremd. Von meinem ersten Leben auf deutschen Universitäten her waren mir alle geheimen Studentenverbindungen widerwärtig und verhaßt.

Diese meine Gesinnung konnte in Berlin nicht unbekannt sein; daher geschah das Ungewöhnliche, daß ein zweiter, mit dem Gange der Inquisition sehr

vertrauter, Inquisitor nach Breslau geschickt wurde. Es war der Berliner Universitätsrichter, jetzt Geheimer Oberlandesgerichtsrath Krause.

Gleich im Anfange trat ein eigenes und besonderes Verhältniß hervor. H., ein Breslauer Student, dessen Vater da lebte, zeichnete sich durch bedeutende Geistesgaben aus. Er war ein eifriges Mitglied der Arminia, und hatte als solches Störungen veranlaßt, die bedeutend genug waren, um ihm die Relegation zuzuziehen. Er ging nach Berlin, und wie er hier mit Krause bekannt wurde, weiß ich nicht. Kurz, er kam mit ihm nach Breslau zurück. Nun erfuhr ich, da ich in dieser Zeit voll Sorge auf alle Bewegungen der Studirenden, besonders auf die Mitglieder der Arminia lauschte, stets befürchtend, daß eine schädliche Aufregung ihre ohnehin bedenkliche Stellung gefährlicher machen würde, daß H. sich unter seinen früher Mitverbundenen herumtrieb, ja ihr Vertrauen besaß. So unbefangen, so naiv und unschuldig ist die Jugend, daß ein Jüngling, der in einer so bedenklichen Begleitung in ihre Mitte zurückkehrte, keinen Verdacht erregte. Ich aber dachte mir, wie gefährlich dieser vertrauliche Umgang war; wie leicht, ja fast unvermeidlich konnte

er nicht allein persönliche Aeußerungen, sondern selbst unbesonnene Bewegungen veranlassen. Es blieb mir nur ein Mittel übrig. Er war als Relegirter nach Breslau zurückgekehrt, und als solcher den Universitätsgesetzen verfallen. Auf Neumann konnte ich rechnen. Dieser fand sich natürlich durch Krause's Anwesenheit beleidigt. Der Polizeipräsident war Neumanns Schwager, an diesen wandte ich mich. Ich hatte die Gesetze nicht bloß für mich, ich handelte durchaus meiner Pflicht gemäß. Ich drang auf seine Entfernung. Da diese, weil sein Vater in Breslau lebte, nicht stattfinden konnte, auf seine Festnehmung. Er blieb längere Zeit, und bis seine Anwesenheit unschädlich war, ein Gefangener der Polizei, und entfernte sich, als er losgelassen wurde, auf immer von Breslau. Ich habe mich später überzeugt, daß ich ihm ohne allen Zweifel Unrecht that. Er benutzte, irre ich nicht, das Vertrauen, welches ihn in meinen Augen verdächtig machte, mehr, um die Arminier zu warnen, als aufzuregen; er hat sich später als Schriftsteller ausgezeichnet, und so hart mein Verdacht ihn traf, hat er mir nachmals Zeichen des Vertrauens gegeben. Ich konnte, wie die Verhältnisse waren, nicht anders han=

deln, aber ich glaube dem Manne, der jetzt eine allgemeine Achtung besitzt, diese Erklärung schuldig zu sein.

Die Untersuchungen fingen nun an. Insofern sie die Arminia betrafen, bin ich zwar überzeugt, daß eine Verzweigung der Untersuchungen stattfand, die dem Universitätsrichter nicht unbekannt war; der Theil nämlich, der sich über alle Universitäten gleichmäßig erstreckte, und also von der Central-Commission ausging. Uns lagen lediglich die Beweise vor, die durch eine Untersuchung der hiesigen Universität erlangt werden konnten. Ich muß dieses schon daraus schließen, daß eine harte, ja mehrjährige Gefängnißstrafe einige der damals in Breslau studirenden jungen Männer traf. Die Untersuchung, die ich als Rector mit dem Breslauer Universitätsrichter zu führen hatte, fiel mir fast allein zu. Dieser, der bei der Stiftung der Universität angestellt wurde, war ein katholischer Jurist und mit dem Studentenleben wenig bekannt; die ganze Inquisition fiel daher mir allein anheim. Die Papiere der Arminia, ihre Statuten, und die Namen ihrer Mitglieder kamen in unsere Hände. Die als Führer der Verbindung genannt waren, gehörten in der That zu den besseren Studenten, und betrugen sich während der

Untersuchung völlig ehrenhaft. Sie können sich, sagten diese, auf unsere Aussagen völlig verlassen, in so fern sie uns betreffen, aber Angeber werden wir nicht, und Verhältnisse, die Andere compromittiren, entdecken wir nicht. Es war mir angenehm, junge Männer kennen zu lernen, die ein sittliches Verhalten, den Universitätsgerichten gegenüber, als Grundsatz festhielten. Es war mir leider nur zu bekannt, welches Verderben sich in dieser Rücksicht auf den Universitäten in die meisten Verbindungen eingeschlichen hatte. Eine Menge Briefe der Studirenden waren mit Beschlag belegt, und mir zum Durchlesen mitgetheilt; in diesen fand ich nun freilich seltsame Aeußerungen, und oft Spuren eines politischen Fanatismus, der nicht selten wunderlich genug hervortrat, meistens aber mit jenem unwahren Pathos ausgedrückt, der uns beweist, daß in solchen Aeußerungen keine eigene Ueberzeugung, keine zur wirklichen Gesinnung gewordene Ansicht, vielmehr eine nur geliehene, von außen her entstandene, angeflogene sich ausspricht. So widerwärtig nun auch diese Briefe mir meistens waren, so sehr ich diesen wachsenden Fanatismus bedauerte und bekennen mußte, daß er besonders für die ruhige und tüchtige wissen=

schaftliche Ausbildung höchst gefährlich sein würde, so wenig unerwartet kam er mir. War es doch, was ich als Folge der Turnplätze erkannt und bekämpft hatte; aber wie gefährlich nun auch manche solcher Aeußerungen in der Feder dieser jungen Leute klangen, so konnte ich doch unmöglich in diesen Briefen als Richter irgend eine wirklich verbrecherische That entdecken. Gedanken sind zollfrei, sagt das bekannte Sprichwort, aber unbefangene, in dem Momente einer vorübergehenden Aufregung den vertrauten jugendlichen Freunden mitgetheilte Aeußerungen sind den Selbstgesprächen ähnlich, und die Jugend für solche Aeußerungen gerichtlich verantwortlich zu machen, schien mir durchaus unerlaubt. Ich war kein Inquisitor von Profession, und gestehe, daß ich, indem ich auf eine solche Weise das geheime, stille Gespräch vertrauter Freunde belauschte, von einem widerwärtigen Gefühle durchdrungen wurde, als hätte ich einen vertrauten Brief entsiegelt, um mich mit seinem Inhalt bekannt zu machen. Nachdem ich diese Briefe durchlesen und mich überzeugt hatte, daß freilich eine bedenkliche Gesinnung sich unter den besseren Studenten zu verbreiten anfing, die wir, die Lehrer, von innen heraus auf

das eifrigste zu bekämpfen verpflichtet waren, daß aber keine hochverrätherische That vorlag, die wir denunciren, und dann auch den höchsten Gerichten zur Bestrafung übergeben mußten, hielt ich es für nothwendig, einen Bericht unmittelbar an den Staatskanzler, der mir wohlwollte und sein Vertrauen schenkte, einzureichen. In diesem Berichte legte ich meine ganze Absicht dar. „Wenn ich," schrieb ich unter Anderem, „die politische Aufregung, die in ganz Deutschland herrscht, betrachte, so setzen mich vielmehr die schwachen Spuren, die sich davon auf unserer Universität zeigen, in Erstaunen; überhaupt ist jene in Schlesien, wo man sich gern provinziell abzuschließen versucht, niemals bedeutend gewesen. Wenn man eine Freiheit sucht, so müßte es eine schlesische sein; man scheint hier noch nicht vergessen zu haben, daß die Schlesier vom Reiche ausgeschlossen waren, und von einer allgemein deutschen nationalen Einheit hat man nur einen sehr unklaren Begriff. Vergleiche ich, was mir von einer politischen Aufregung unter den hiesigen Studirenden bekannt geworden ist, mit dem, was ich selbst in jugendlichen Tagen während der französischen Revolution erlebt habe, so ist, was ich hier eben

nicht auf dem gradesten Wege erfuhr, völlig unbedeutend. Einige Papiere aus jener Zeit habe ich als ein Zeugniß meiner damaligen Stimmung aufgehoben, und obgleich ich nie ein Jakobiner war, würde man dennoch bei einer polizeilichen Untersuchung Aeußerungen einer vorübergehenden Aufregung finden, die viel tadelnswerther lauten, als was ich in den Briefschaften der jungen Leute gelesen habe."

Ob dieser Bericht irgend einen Eindruck gemacht hat, weiß ich nicht; ich habe Grund es zu bezweifeln. Hatte man doch zu entschieden einen Weg eingeschlagen, den man von jetzt an zu verfolgen genöthigt war. Gewiß, es lauerten Unternehmungen, nicht bloß Ansichten, in Deutschland, die mit Entschiedenheit unterdrückt und bestraft werden mußten; ob es aber deswegen nothwendig war, die beste Jugend auf allen deutschen Universitäten als eine angesteckte zu behandeln, das ist die Frage; so viel ist gewiß, eben diese maaßlose Ausdehnung der Untersuchungen gab den besonnenen Leitern Gelegenheit, sich zu verbergen oder zurückzuziehen, und ich möchte fast behaupten, daß man die Häupter gar nicht kennen gelernt hat, daß man bloß die Symptome, nicht die Quelle der Krank-

heit traf; daß eben daher diese aus ihren verborgensten Tiefen, immer von neuen, von andern Symptomen begleitet, hervorquoll.

Nachdem ich nun eine bestimmte Ansicht von der Lage der Sache auf der Breslauer Universität gewonnen hatte, reifte ein Entschluß, der mir unter allen der geeignetste schien. Ich beschloß, alle jene, mir auf eine nicht ganz erlaubte Weise bekannt gewordenen unverständigen Aeußerungen gerichtlich völlig zu ignoriren; sie sollten durch Lehre und inneren Einfluß auf die Studirenden verschwinden; — in sofern war ihre Entdeckung mir allerdings wichtig — aber nicht durch gerichtliche Bestrafung, die, wo man eine keimende Gesinnung bekämpfen will, nur gefährlichen Trotz erzeugt, überwunden werden. Wir hatten den strengen Auftrag erhalten, die Arminia, als eine verbotene geheime Verbindung, gerichtlich zu verfolgen: aber wie konnten wir mit gutem Gewissen die Verfolgung nur auf diese Verbindung beschränken, da es uns wohl bekannt war, daß andere, eben so strafbare, neben jener zur Verantwortung gezogene, sich gebildet hatten, und ihr Wesen trieben? Ich beschloß daher, daß die Untersuchung mit gleicher Strenge über alle

geheime Verbindungen der Universität sich ausdehnen sollte. Es war mir schon seltsam genug, daß der Auftrag der höhern Behörde nicht von vorn herein, diese, wie mir schien, nothwendige Ausdehnung enthielt. Mein schon schwieriges und mühseliges Geschäft ward freilich dadurch viel beschwerlicher, und ich mußte alle andere daneben ruhen lassen. Die Untersuchung, die sich nun über alle geheime Gesellschaften erstreckte, fing also an; keiner konnte sie verhindern, denn sie war völlig gesetzmäßig. Da die zwei übrigen Verbindungen sich völlig sicher glaubten, so konnte die geheime vorbereitende Untersuchung uns mit den Häuptern bald bekannt machen, und die Statuten dieser Verbindungen mit dem Verzeichniß ihrer Mitglieder kamen durch eine nicht geahnete Ueberraschung in unsere Hände. Aber wie widerwärtig trat jetzt die fortschreitende Untersuchung hervor. Ich mußte mich durch ein unheimliches Gewebe von Lügen und Widersprüchen hindurcharbeiten. Glücklicherweise traf diese Untersuchung die Verbindungen so plötzlich, daß die Widersprüche ihrer Angaben immer entschiedener hervortraten; und die Menge der Ueberwiesenen und Straffälligen wuchs täglich. Nun steht aber auf der

Theilnahme an verbotenen Verbindungen unvermeidlich die Relegation mit allen ihren bürgerlichen Folgen. Wird diese consequent durchgesetzt, so ist die ganze bürgerlichen Zukunft des jungen Mannes zerstückelt. Ich wage nicht, die Zahl der Ueberwiesenen hier mit Bestimmtheit zu nennen, aber so bedeutend war sie, daß es mir doch bedenklich schien, dem Senat die Relegation einer solchen Menge von Studirenden vorzuschlagen; es schwebte mir vor, wie so viele Familien in der ganzen Provinz in Schrecken dadurch versetzt würden. Dennoch beschloß ich, obgleich von einer innern Angst ergriffen, das strenge Recht walten zu lassen. Es schien mir, nachdem die Untersuchung vollendet war, unvermeidlich. Der Vorschlag, als er dem Senate mitgetheilt wurde, erzeugte eine heftige Bewegung. Die Senatoren erschraken, und viele glaubten eine solche Verantwortung nicht auf sich nehmen zu können. Wir alle sahen es ein, und ich, der ich mich so lange mit dieser Sache beschäftigt hatte, wohl am klarsten, daß eine bedenkliche Krise der Universität bevorstand, wenn ein so ungewöhnliches, so hartes Urtheil öffentlich bekannt gemacht, die Provinz in Schrecken setzen würde.

Als diese Strafe, die allerdings hart schien, ausgesprochen war, eilte ich nach Berlin, um mich mit dem Minister über die Ausführung des bedenklichen Urtheils zu besprechen. Ich stellte ihm vor, daß das Resultat der Untersuchung die gesetzliche Strafe von unserer Seite nothwendig mache, daß aber unter so extraordinären Verhältnissen, die das Vertrauen zu der Universität in der Provinz zu zerstören drohten, eine Milderung durch die höchste Behörde wohl stattfinden dürfte. Der Minister beschloß nun zwar, daß die Relegation unbedingt ausgeführt werden sollte, aber nur so, daß die härteste Folge derselben, nämlich die Entfernung von der Universität, also die Unterbrechung der Studien, vorläufig unterblieb. Diese konnte also bei einem jeden Vergehen stattfinden, und eine Garantie liefern für die Aufhebung der geheimen Gesellschaften. Dieser Beschluß nun schien mir so günstig wie möglich, und ich eilte zurück. Indessen waren doch einige durch die Untersuchung so gravirt, daß wir genöthigt waren, die unbedingte Relegation über diese auszusprechen, und die ganze Masse schwebte in der Ungewißheit ihres Schicksals, weil die öffentliche Bekanntmachung immer mehr verzögert wurde. Diese

Maaßregel ward eben kurz vor dem Schlusse meines Rectorats ergriffen, und ich überließ, wie ich gestehen muß, meinem Nachfolger, dem Professor Middeldorpf, die Universität in einer sehr bedenklichen Lage. Was gewonnen wurde, war die Gleichstellung der Arminia mit den übrigen verbotenen Gesellschaften. Dadurch ward nun der besondere Grund einer, gegen jene Gesellschaft gerichteten Untersuchung, der doch nur ein politischer sein konnte, aufgehoben. Aber ich hatte doch noch viel zu leiden. Die Eltern der Studirenden, welche Mitglieder der übrigen Gesellschaften waren, machten mir heftige Vorwürfe, weil ich, ohne dazu eine äußere Veranlassung zu haben, ihre Kinder unglücklich gemacht hätte. Ich erhielt nicht allein Briefe in diesem Sinne aus allen Gegenden von Schlesien, sondern auch persönliche Besuche, die mir höchst unangenehm waren. Ich selbst hatte die Beschlußnahme des Ministers herbeigerufen, weil ich in der That hoffte, auf diese Weise die mir durchaus verhaßten geheimen Gesellschaften mit der Wurzel auszurotten; aber dann, das sahe ich wohl ein, mußte eine eben so strenge Untersuchung nicht allein auf allen preußischen, sondern auf allen deutschen Universitäten stattfinden. Dieses

war aber nicht der Fall, meine Hoffnung ward nicht erfüllt, und am wenigsten nahm man auf meinen Vorschlag Rücksicht, solche Studentenverbindungen, denen man eine gewisse Freiheit gönnte, die selbst ihre Vorsteher wählen könnten, die aber unter der Aufsicht der Universitätsbehörden stehen müßten, zu begünstigen. Ich machte darauf aufmerksam, daß Verbindungen der Art einen geschichtlichen Grund hätten, der freilich, je strenger die Herrschaft der höhern Behörden sich ausbildete, desto mehr an Bedeutung verlöre, so daß zuletzt diese Verbindungen sich nur durch eine gesetzwidrige Opposition zu erhalten vermöchten. Dadurch ward das, die sittliche Gesinnung zerstörende Geheimniß fast nothwendig. „Wie kann man glauben, sagte ich, ja wie unnatürlich ist die Forderung, daß mehrere hundert junge Leute blos neben einander leben sollen, ohne inniger durch Erinnerungen aus der Heimat, durch gleiche Beschäftigung, ja bloß durch gleiche Neigung, Belustigung u. s. w. an einander geknüpft zu sein. Es kommt freilich darauf an, daß es den Lehrern gelingt, das Vertrauen der Studirenden zu gewinnen, um so nicht bloß durch Statuten und Verbote, sondern von innen heraus die bessere Gesinnung anzuregen. Dazu aber

wird eine freiere Stellung der Lehrer, eine Verbrüderung derselben, die zugleich eine freiere innere mit den Studirenden hervorrufen wird, erfordert. Jetzt sind die Professoren unter einander getrennt, und in ihrer Vereinzelung, von den höheren Behörden beherrscht; dadurch sind sie aber auch den Studirenden fremd geworden, und da in der Masse das Natürlichste eine nie zu verdrängende Macht erhält, so äußert sich dieses auf eine gesetzwidrige Weise, weil es sich nicht von den Gesetzen gefördert sieht. Freilich kann ein zwingendes gesetzmäßiges Verhältniß nie verschwinden: wird es aber nicht von einer vorwaltenden innern Gesinnung unterstützt, dann stärkt es nur die Opposition, hemmt sie nie. Es findet hier wirklich statt, was der Staatskanzler gegen mich, als von den Zünften die Rede war, äußerte: das innerlich verbindende, organisirende Princip ist ein durchaus äußerliches geworden, und hat sich in Polizei verwandelt. Aber eben diese Betrachtung überzeugte mich, daß man Recht hatte, meiner Vorstellung nicht Folge zu leisten. Das Zerfallen der Verhältnisse ist nichts Willkürliches, es ist vielmehr ein Geschichtliches. Das frühere organisirende Princip verschwand durch die eigene Schuld,

und die babylonische Gefangenschaft soll fortdauern, bis die Fülle der Zeit die Reinigung und Erneuerung hervorruft. Doch soll die Hoffnung lebendig bleiben, und unsere Handlungen leiten, sie soll in allen Gliedern der Trennung stille und anregend auf das Belebende hinweisen, welches von allen Punkten nicht durch menschliche Einrichtung, sondern unter göttlicher Leitung die ruhig schwellende Knospe der allseitig organisirenden Einheit hervorrufen wird. Eine jede unzeitige Einrichtung treibt zu einer Flucht, auf welcher man ergriffen, zu einem Widerstreben, welches nie unterdrückt wird." — Was ich in engerer amtlicher Umgebung erlebte, das erblickte ich nun auch in den größeren Verhältnissen des ganzen Staates. Diese vielversprechende Zukunft erkannte ich in der Persönlichkeit des Thronfolgers..

Ich hatte zwar mehrere erfreuliche Aeußerungen der Gnade und des hohen Wohlwollens erfahren, aber so lange der Kampf der Turner gegen mich in aller Heftigkeit stattfand, hielt ich es für meine Pflicht, mich von dem Kronprinzen zurückzuhalten. Jetzt hatte sich Alles geändert, es war mir gelungen, meine Gegner zu überzeugen, daß meine Angriffe nicht persönlich

seien, ja daß ich, so hart ich auch die Turner bekämpfte, doch auch das Schätzenswerthe ihrer Jugend anzuerkennen wußte. Ich habe mehrere mich tief ergreifende Beweise des schönsten jugendlichen Vertrauens dieser meiner heftigsten Gegner erfahren; und so war von meiner Seite wenigstens der Kampf zu Ende.

Jetzt glaubte ich nun auch, meinem Königlichen Gönner näher treten zu dürfen, und wenn ich in der Folge dasjenige freudig verkündige, was ich ihm jetzt schon in einem höhern Alter nicht bloß äußerlich, sondern innerlich zu verdanken habe, so wird es mit derselben Unbefangenheit geschehen, die in allen Darstellungen der früheren Epochen meines Lebens vorherrscht. Er ist jetzt mein König und Herr. Auch in meiner äußeren Stellung hat er mir Zeichen der Gnade und des Wohlwollens gegeben. Wenn ich nun aber wage, dasjenige darzustellen, was er mir in der großen Entfernung, in welcher ein bürgerlicher, unbedeutender Universitäts-Lehrer von einem hohen zukünftigen Herrscher steht, gewesen, so darf man dieses nicht als durch unmittelbare Mittheilung entstanden, betrachten, als wollte ich es wagen, dem Vertrauen, welches ich erworben habe, einen Umfang zu geben, von welchem

meine beschränkte Lage mich von selbst ausschließt. Wie er mich innerlich belebt hat, ist ihm völlig unbekannt. Ich darf es aber, indem ich die Verpflichtung auf mich nahm, was ich erlebte, bekannt zu machen, weder ihm noch dem Publikum verheimlichen. Es war von dem Augenblicke an, wo ich ihm näher trat, die reichste Epoche meines reichen Lebens.

Bevor ich nun diese Zeit, während welcher die Turnstreitigkeiten mich zu sehr beschäftigten, schließe, muß ich doch noch ein etwas früheres Ereigniß, welches durch diese veranlaßt wurde, erwähnen. In der Schrift über die Bedeutung der Universitäten hatte ich die Schuld der entstandenen Verirrungen zum Theil auf die Einrichtung der Gymnasien geschoben. Ich tadelte Manches, und dieser Tadel hatte die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf sich gezogen. Ich erhielt ein Schreiben, in welchem von meiner Behörde die Frage an mich gerichtet ward: ob ich die Einrichtungen, die ich tadelte, auf preußischen Gymnasien entdeckt hätte, und in diesem Falle wurde ich aufgefordert, meinen Tadel ausführlicher zu begründen. Ich hatte nämlich in der Schrift die preußischen Gymnasien nicht ausdrücklich genannt. Es vergingen einige Monate, ohne daß von

meiner Seite eine Antwort einlief, und ich erhielt eine strenge Mahnung, sie sogleich einzuschicken. Ich antwortete, daß mich eine so wichtige Sache fortdauernd beschäftige, bat mir aber die Erlaubniß aus, die nahe bevorstehenden Ferien zu benutzen, um dann meine ganze Aufmerksamkeit diesem Gegenstande widmen zu können. Auf welche Weise nun meine Gegner, gleich nachdem ich dieses Schreiben enthalten, den Inhalt desselben erfahren, ist mir unbekannt geblieben. Sie triumphirten und glaubten mich in eine große Verlegenheit versetzt. Ich wandte die Ferien dazu an, eine ziemlich ausführliche Abhandlung auszuarbeiten; ich glaubte mich um so unbefangener und freier äußern zu können, da ich dazu aufgefordert war. Auf diesen Aufsatz erhielt ich keine Antwort, und die Sache war geschlossen. Einer meiner Freunde im Ministerium aber, der seit vielen Jahren todt ist, ein gelehrter Philolog, und ein sehr gewissenhafter, aber zugleich äußerst melancholischer Mann, glaubte sich doch an mich wenden zu müssen. „Es ist leichter, sagte er in seinem Briefe, zu tadeln, als positiv zu verbessern; Sie sollten doch, äußerte er, was angemessener wäre, sich lieber mit sich selbst beschäftigen." Der ganze Brief

trug das Gepräge der trüben und bittern Laune, die ihn beherrschte; er warf mir vor, daß ich in den Caricaturen nicht allein dem Katholizismus das Wort geredet, sondern auch seine Einführung als die einzig wahre Consequenz einer fest begründeten geschichtlichen Ausbildung gefordert hätte. „Mir sind, schrieb er, die Sophismen nicht unbekannt, durch welche man eine solche Forderung zu begründen sucht, aber je mehr man auf diese hier und da zu achten scheint, desto mehr sollte ein gewissenhafter Protestant sich scheuen, an diesem finstern Treiben Theil zu nehmen." Ich antwortete meinem Freunde und versicherte ihn, daß ich mit Leib und Seele Protestant wäre, sollte ich aber in irgend einem Augenblicke bei der Ausarbeitung meiner Schrift von Gott und allen guten Geistern so verlassen gewesen sein, daß ich geschrieben hätte, wie mir jetzt vorgeworfen wurde, dann wollte ich seiner Forderung willig Genüge leisten; ich würde unbedenklich öffentlich hervortreten, meine Aeußerung feierlich zurücknehmen und streng richten. Obgleich ich mich nun vergebens auf eine Stelle besinne, die eine solche Anklage begründen konnte, so hatte dieser Tadel mich doch beunruhigt. Er antwortete sogleich und be=

zeichnete mir die Stelle, die allerdings, wenn man nicht auf den Zusammenhang achtete, eine harte Anklage zu begründen im Stande war. Die Caricaturen bilden ein Gespräch im weitesten Sinne. Von einem richtigen Gedanken ausgehend wird der Darstellende so sehr von diesem hingerissen, daß er die vereinzelten Consequenzen bis zur höchsten Einseitigkeit verfolgt. So entsteht die Caricatur. So hatte die bekannte Restaurationslehre von Haller damals in einigen Kreisen einen großen, ja selbst, wie mir schien, gefährlichen Beifall gefunden. Die Absicht des Verfassers ist bekanntlich, das Staatsrecht aus dem Privatrecht abzuleiten, und die Entwickelung der Völker und der Staaten als einen fortdaurenden privatrechtlichen Prozeß zu betrachten. Ich faßte die Aufgabe so, daß ich mir einen sehr reichen, allseitig gebildeten Mann dachte, der in allen Richtungen des Lebens bildend thätig wäre. Er gewann das Vertrauen vieler Gelehrten, Künstler, Handwerker, Ackerbauer, die in seinen Dienst traten, und, wie sich von selbst versteht, in seinem Sinne handeln mußten, ihm dienstlich unterworfen waren. Seine großen Pläne gelangen so entschieden, daß er in dem Staate, in welchem er lebte, allent-

halben auf Hemmungen stieß, und daher mit allen seinen verschiedenen Dienern nach Nordamerika ging, wo er nach seinen Gedanken immer mehr das bloße Privatverhältniß für eine Staatsform gewann. So bildeten sich, um die Existenz eines allmälig heranwachsenden Staats zu sichern, ganz seinem Sinne nach, verschiedene Stände. Beamte, religiöse, sowie administrative und richterliche, entstanden, alle verpflichtet, seine Gedanken auszuführen, denn sie waren seine Diener. Selbst ein bevorzugter Adel, ja ein Kriegsheer ward nothwendig; er allein war das Oberhaupt des werdenden Staates; und wenn nun dieser Staat von dem Congresse der vereinigten Staaten als ein solcher anerkannt wurde, völlig selbständig und souverain dastand, dann drängte sich die bedenkliche Frage auf, ob er seine einseitige privatrechtliche Form, aus welcher er entstanden war, und die immer noch ein höheres Recht, einen höheren Richter über sich anerkannte, welche die Untergebenen beschützten, beibehalten dürfte. Nachdem diese Caricatur dargestellt war, schloß ich mich nun enger Hallers Schrift an. Der vierte Theil war noch nicht erschienen; in diesem hatte der Verfasser beschlossen, die Entstehung und Fortbil-

dung eines kirchlichen Staats, wie er theils selbstän- dig auftrat, theils eine anerkannte Gewalt über andere Staaten erhielt, darzustellen. Haller war bekanntlich Protestant, keiner ahnete damals seinen Uebertritt, und eben die eifrigsten und frömmsten Protestanten waren seine Anhänger. Ich ließ aber Haller selbst aus sei- nem Standpunkte sprechen, construirte so seinen wirk- lichen Staat, und behauptete nun, daß dieser noth- wendig bei der gegebenen Form ein katholischer wer- den mußte und der Verfasser ein Katholik. Der vierte Theil erschien, der Verfasser trat zur katholi- schen Kirche über, meine Caricatur hatte ihre einseitige Spitze erhalten, und Haller selbst stellte sie dar. Ich halte diese Darstellung nicht für das Unbedeutendste von dem, was ich geschrieben habe, und diese positive Entwickelung für die entschiedenste Kritik.

Irgend ein Gegner hatte nun diese Stelle dem vielbeschäftigten, gewissenhaften Manne vorgelegt, sie klang, wie sich von selbst versteht, völlig katholisch, und hatte die Anklage veranlaßt. Ich konnte ihn nur bit- ten, den Zusammenhang mit dem Nachfolgenden zu be- trachten. Mein redlicher Freund erkannte seinen Irrthum und nahm die Anklage auf die feierlichste Weise zurück.

Noch muß ich hier von einer Verwickelung reden, die doch auch politischer Art war, und von einer Gährung in einem benachbarten Staate ausging. Der Großfürst Constantin sandte eine militärische Wache nach Breslau. Er forderte durch den General-Gouverneur, Grafen v. Zieten, die Auslieferung eines polnischen Studenten Kalinowsky. Der Gouverneur wandte sich an die Regierung, beide an den Geheimerath Neumann, und alle drei an mich, als Rector der Universität. Ich erfuhr, daß er unter militärischer Escorte nach Warschau gebracht werden sollte, um dort als Zeuge bei einer gerichtlichen Untersuchung aufzutreten. Das schien mir seltsam. Der Gouverneur, der damalige Vicepräsident Richter, der interimistisch die Functionen des Ober-Präsidiums versah, der Geheime-Rath Neumann und ich, traten zusammen um zu berathen, was in dieser Sache zu thun sei, weil ich genau von den Verhältnissen unterrichtet sein mußte, wenn ich mich entschließen sollte, den Studenten auszuliefern. „Es muß doch wohl, behauptete ich, ein Cartel zwischen uns und den russischen Polen stattfinden, nur ein solches kann unsern Entschluß bestimmen, bis etwa die höchste Behörde durch eine

Verfügung eine andere Bestimmung faßt." Nach einigem Suchen fand man das Cartel in den Amtsblättern, und dieses bestimmte freilich die wechselseitige Auslieferung der Entwichenen und der Verbrecher. Kalinowsky war aber mit gesetzmäßiger Erlaubniß nach Breslau gekommen, um da zu studiren. Er war weder ein Entwichener, noch ein Verbrecher; er stand als akademischer Bürger unter dem Schutze der Universität, und diese war nicht verpflichtet, einen jungen Mann unter militärischer Bedeckung abführen zu lassen, weil er in einer Untersuchung als Zeuge dienen sollte. Ich hielt es daher für meine Pflicht, gegen seine Auslieferung entschieden zu protestiren. Nach langem Hin- und Herreden ward nun beschlossen, schleunigst einen Bericht nach Berlin abgehen zu lassen; während der Zeit aber, den Kalinowsky hier festzuhalten und zu bewachen.

Während die Deliberationen stattfanden, hatte die Polizei es nothwendig gefunden, Kalinowsky zu arretiren; ich glaubte aber, ihn der Polizei abfordern zu müssen. Der Polizei-Präsident gab auch hierin nach; er ward ins Carcer gebracht, und dem Pedell, der dicht neben dem Carcer wohnte, zur Bewachung übergeben

Der junge Mann hatte sich auf der Universität ruhig und tadellos verhalten. Dennoch war der ganze Vorgang von einer solchen Art, daß wir für sein Schicksal besorgt waren. Die genaue Bewachung ausgenommen, ward er sowohl vom Geheime-Rath Neumann, als von mir mit großer Milde behandelt. Wir sandten ihm Wein und feinere Speisen, denn er schien nicht sonderlich mit Gelde versehen. So saß er einige Tage, und wir erwarteten mit Sorge die Antwort des Staatskanzlers, die, wie wir glaubten, nicht günstig ausfallen würde.

Da erschien eines Morgens der Pedell ganz erschrocken bei mir. „Kalinowsky ist entflohen, sagte er, und zwar durch ein Kamin, der mit einem Schornstein in Verbindung stand; von dem Dache hat er sich mit einem Strick herabgelassen, der noch unten liegt.“ Ich eilte nach dem Carcer, und ließ sogleich dem Geheimen Rath Neumann und dem Polizei-Präsidenten Streit dieses unangenehme Ereigniß melden. Sie erschienen, und wir untersuchten mit der größten Genauigkeit das Gefängniß. Ich gestehe, daß, wenn ich die ganze Sache erwog, mir die Art der Entweichung sehr verdächtig vorkam. Ich glaubte eine Veranstaltung zu erkennen,

und die wahre, viel leichtern Art der Entweichung zu entdecken; ich hielt mich überzeugt, daß er ganz bequem aus der Thüre gegangen war, und ein starker Verdacht fiel auf den Pedell. Aber die ganze Sache war doch äußerst unangenehm. Die höchsten Behörden der Stadt, wie der Universität, waren mit einem strengen Herrn in Collision gerathen. In der Schublade eines Tisches im Carcer fanden wir einen Brief, in diesem behauptete Kalinowsky seine Unschuld, glaubte aber dennoch einer großen Gefahr durch seine Flucht entronnen zu sein. Zugleich drückte er auf das lebhafteste seinen Dank aus für die theilnehmende und freundliche Art, wie er namentlich von dem Regierungsbevollmächtigten und von dem Rector behandelt worden. Geheime-Rath Neumann war schon gleich bei der ersten Nachricht sehr bestürzt, und dieser Brief brachte ihn zur Verzweiflung. „Wir können ja wohl," meinte er, „das Schreiben vernichten." „Keineswegs," antwortete der Präsident Streit, „es gehört zu den Akten;" auch ich versicherte, daß mir darum zu thun wäre, daß mein ganzes Verfahren in dieser Sache ganz offen vorliege; ich wünschte, daß nichts verborgen bliebe. Streit war Neumanns Schwager, und

ob dieser Brief wirklich bei den Akten geblieben ist, weiß ich freilich nicht. Neumann bereuete die unbefangene Menschlichkeit, die ihn ergriffen hatte; beide Herren wälzten alle Verantwortlichkeit auf mich. Später geschah dies eben so entschieden von dem General-Gouverneur, Grafen v. Zieten, und dem Vice-Präsidenten; ich scheute mich nicht, sie auf mich zu nehmen. Ich forderte die Herren auf, zu erklären, daß die Zurückhaltung des Kalinowsky sowohl, als seine Festhaltung im Carcer, trotz aller Protestation der übrigen Behörden, durch meine Opposition veranlaßt wäre. Sie waren doch in ihren Berichten genöthigt, wenn auch nur zu ihrer Entschuldigung, zu gestehen, daß gesetzliche Gründe, die für mich sprachen, sie zum Nachgeben gezwungen hätten. Die Berichte, die wohl ein jeder für sich, von seiner ganz verschiedenen Amtsstellung aus, eingereicht hat, blieben mir natürlich fremd. Auch ich eilte, eine eigne einfache Erzählung und die Gründe meines Verfahrens unmittelbar bei dem Staatskanzler einzureichen. Gegen den Pedell ward eine criminelle Untersuchung eingeleitet, seine Schuld war nicht zu beweisen, und er ward frei gesprochen. Die Gensdarmen bemühten sich

vergebens, den Entflohenen zu entdecken. Ziemlich viele Polen studirten damals in Breslau, und mein Verhältniß zu diesen war ein ganz eigenthümliches. Als Kalinowsky festgesetzt wurde, ließ ich sie alle vorladen, hielt eine kleine Anrede an sie, in welcher ich ihnen die Lage der Sache auseinander zu setzen suchte und sie aufforderte, sich von einer jeden Verbindung mit dem Gefangenen fern zu halten. Sie mußten mir ein feierliches Versprechen leisten; indem sie mir die Hand reichten, das Ehrenwort verpfänden, und sie thaten dies sogleich und unbefangen. Nun ist es aber klar, daß sie dennoch in Verbindung getreten waren mit dem Gefangenen, und derselbe Weg, den sie zu seinem Gefängniß fanden, stand nach meiner Ueberzeugung dem Kalinowsky zur Flucht offen. Ich ließ sie wieder kommen, sie hörten meine harte Rede, suchten sich durchaus nicht zu entschuldigen, ich glaubte sogar zu entdecken, daß ich ihre Zuneigung erworben hatte, doch wagten sie nicht, diese laut werden zu lassen.

Ich erwartete nun mehr mit neugieriger Spannung als mit Furcht die Antwort des Staatskanzlers. Diese enthielt keinen eigentlichen Tadel, doch meinte

er, daß ich dem Menschen aus Mangel an Erfahrung ein zu großes Vertrauen geschenkt habe.

Wie ich später erfahren habe, hat der Großfürst sich wirklich in Berlin heftig beklagt; auch hat die Universität wohl einigen Verlust erlitten, denn später wurde es der polnischen Jugend sehr erschwert, die Universität zu besuchen. Zugleich hatte ich mich überzeugt, daß eine stille Gährung fortdauernd unter den Polen herrschte. In den schlesischen Bädern, besonders in solchen, die weniger besucht werden, fand man sie häufig, und es war unmöglich, sich einige Tage dort aufzuhalten, ohne zu bemerken, daß sie in äußerst thätiger Verbindung unter einander und mit ihrem Vaterlande standen. Die Correspondenz ward nach allen Gegenden hin fleißig unterhalten; Briefe, die ankamen, veranlaßten lebhafte Zusammenkünfte, und eben die geheimnißvolle Weise, mit welcher sie sich abschlossen, mußte den größten Verdacht erregen. Von Kalinowsky's Schicksal nach seiner Entweichung erfuhr ich nach mehreren Jahren durch einige Polen Folgendes: Er war in der That nicht so unschuldig, wie von Warschau aus angezeigt wurde; er war ein von Polen aus unterstütztes, vermittelndes Glied der

ausländischen Unternehmungen, und so stark compromittirt, daß eine Untersuchung ohne allen Zweifel ihn nach Sibirien gebracht, ja ihm vielleicht das Leben gekostet hätte. Während die Polizei ihn auf allen Landstraßen suchte, war er, was man allerdings das Klügste nennen muß, ruhig in Breslau geblieben; dann, als die Verfolgung aufgehört hatte, reiste er nach Frankreich. Die letzten Nachrichten, die man damals von ihm erhalten hatte, kamen aus Marseille. Von seinem ferneren Schicksale habe ich nichts erfahren.

Ich beschließe hiermit die Epoche meines Lebens, in der ich mich vorzüglich schriftstellerisch durch die Lehre und politisch durch die That beschäftigte. Wie ich von jetzt an mich mehr der Wissenschaft und der religiösen Thätigkeit zuwandte, soll Gegenstand einer spätern Darstellung werden. Die Politik hatte mich seit wenigstens 16 Jahren ununterbrochen in Bewegung gesetzt, und obgleich meine Thätigkeit niemals ihre wissenschaftliche Richtung verlor, ward ich doch mehr, als ich wünschte, nach außen beschäftigt. Von jetzt an beschloß ich nun, mich ganz der Wissenschaft und den speculativ-religiösen Untersuchungen zu widmen. Alle Streitigkeiten nach außen widerstanden mir, meine li-

terarische Stellung stellte mir keine Hindernisse entgegen; ich hatte alle persönliche Angriffe stillschweigend über mich ergehen lassen; mein Rectorat gab mir, wenngleich auf eine nicht angenehme Weise, Gelegenheit, meine eigentliche Gesinnung kund zu thun. Die in bedenkliche Untersuchungen verflochtenen Studirenden hatten offen die Absicht, durch öffentliche Demonstrationen ihre Zuneigung kund zu geben. Es gelang mir jedesmal, es zu verhindern. Offenbar würde eine solche ihnen schädlich gewesen sein, und mir nicht gestattet haben, mit der redlichen Unbefangenheit ihre Sache zu behandeln, die mich, ich darf es sagen, fortdauernd leitete. Das für mich erfreulichste aber war dieses, daß die leidenschaftliche Opposition gegen meine Lehre allmälig verschwand, daß selbst meine Anhänger ruhiger wurden; daß aber die besseren Köpfe, die bedeutenderen sogar, sich mir anschlossen. Zwar war die Zahl derer, die mir ganz zugehörten, niemals groß; selbst solche, die sich später besonders als Naturforscher auszeichneten, hörten mich zwar, aber trennten sich von mir in ihren Ansichten, nachdem sie für die selbständige Untersuchung gewonnen waren. Ich nenne unter diesen Hemprich, der mit

Ehrenberg die Untersuchungsreise nach Egypten und Nubien anstellte und dort starb, und unsern berühmten Professor Dove. Ich war auch mit diesem Resultat als Lehrer sehr zufrieden. Einige meiner eifrigsten Zuhörer der physikalischen Vorträge stifteten unter sich einen naturforschenden Verein. Ich schloß mich zwar an sie an, ließ sie aber durchaus gewähren. Gegenstände für naturwissenschaftliche Vorträge wählten sie selbst, und beurtheilten sich streng unter einander. Ich wurde lebhaft an die frühere ähnliche Verbindung meiner Jugend in Kopenhagen erinnert, und ich hatte es nicht vergessen, wie der ganze Reiz solcher jugendlichen Vereine auf ihrer Selbständigkeit beruht. Sie ermunterten sich wechselseitig, und der Grund einer wissenschaftlichen Beschäftigung für das ganze Leben ward gelegt. Wie auch Alter, fortgesetzte Studien, und die großen Fortschritte der Wissenschaft ihre damaligen jugendlichen Ansichten verändert haben mögen, werden sie doch gewiß Alle jener Zeit der frühern wissenschaftlichen Begeisterung mit Freuden gedenken. In der kurzen Zeit ihrer Blüte war sie ganz, was sie sein sollte, und was ich so eifrig wünschte. Ihre beste Thätig-

keit fand in dem Jahre 1822 statt, und die Mitglieder werden mir hoffentlich zugestehen, daß ich die entschiedene empirische Richtung, die sie nahmen, niemals durch speculative Ansichten zu stören versuchte. Unter denjenigen, die sich später als Physiker und Mathematiker auszeichneten, nenne ich nur den früher schon erwähnten Professor Dove, dessen Verdienste um die Ausbildung der heutigen Physik allgemein anerkannt sind; Scholz, der als ordentlicher Professor der Mathematik und Astronomie in Breslau nur zu früh starb; Brettner, der mehr die pädagogische Richtung nahm, dessen Handbuch der Physik für Gymnasien viele Auflagen erlebte, und in eine große Zahl der höhern Schulen nicht allein in Preußen, sondern in ganz Deutschland eingeführt worden ist; dann auch den sehr verdienten Lehrer an dem katholischen Gymnasium in Breslau, jetzigen Director der dasigen Kunst- und Bauschule, Gebauer.

Mein Handbuch der Oryktognosie war nun beendigt; die durch die jetzt stille gewordenen Streitigkeiten entstandenen geselligen Trennungen verschwanden allmälig. Von jetzt an erhielt ich erst einen tiefern Einfluß auf die Universität, und mein Verhältniß zu der

Jugend und zu mehreren ausgezeichneten Studirenden, die sich nicht für die Naturwissenschaft ausschließlich bestimmten, werde ich später in Verbindung mit der Richtung, die meine eigenen philosophischen und religiösen Studien nahmen, zu entwickeln Gelegenheit finden.

Scandinavische Reise.

Eine tiefe Sehnsucht nach meinem Vaterlande, welches ich seit 17 Jahren nicht gesehen hatte, ergriff mich. Dreißig Jahre waren verschwunden, seit ich die norwegischen Gebirge sah, und wie wenig ich vermochte, ihre Structur wissenschaftlich aufzufassen, habe ich nicht verheimlicht. Seit der Zeit waren die Gebirge in mehreren Richtungen genau von den Meistern der Wissenschaft untersucht. Esmark, Hausmann, v. Buch, Naumann hatten die Structur der norwegischen Gebirge bekannt gemacht. Der Norweger Keilhau hatte sein herrliches Talent scharfer Beobachtung durch seine geognostische Beschreibung der Gegend um Christiania dargethan, und die Revolution, die nach Werners Tode in der Geognosie stattfand, war damals vorzüglich durch die wichtige Entdeckung

in den norwegischen Gebirgen veranlaßt; auch konnte ich hoffen, durch eine Reise nach Norwegen werthvolle Fossilien, an welchen die Universitäts-Sammlung sehr arm war, für diese zu gewinnen.

Ich ließ Frau und Tochter in Berlin, und reiste mit meinem Neffen, der mir von meinem sterbenden Bruder zur Erziehung anvertraut war, und seit seinem siebenten Jahre in meinem Hause lebte, weiter. Das erste Dampfschiff von Stralsund nach Ystadt in Schweden war eben eingerichtet, und wenige Tage nach meiner Ankunft in Stralsund kam mein Schwager, Geheimer Postrath Pistor, dort an, um die Maschine genau zu untersuchen, und eine Probefahrt auzustellen. Die Maschine ward gut befunden, und sollte ihre erste Fahrt unmittelbar nach Ystadt antreten; Pistor aber ließ sich bei Arcona aussetzen, ich begleitete ihn, und beschloß, die Zurückkunft des Dampfboots und die zweite Fahrt abzuwarten, um indessen mit meinem Schwager Stubbenkammer zu besuchen. Ich kannte diesen Ort schon aus der Zeit, da ich mich mit der Untersuchung über die Verbreitung der scandinavischen Kreideformation und ihrer Structur beschäftigte. Hier nun fand ich zwar, daß meine früher angestellten Be-

obachtungen keinesweges hinreichend waren, und daß besonders die verschiedenen Lagerungen, die nicht so ganz übersehen werden durften, wie es früher geschah, eine größere Aufmerksamkeit verdienten, konnte aber keine so Zeit raubende Untersuchung anstellen. Indessen erlebte ich hier ein merkwürdiges Schauspiel, nämlich eine optische Erscheinung, die mich, so viel ich auch davon gelesen hatte, doch in Erstaunen setzte. Möen mit seinen Kreidefelsen, das Gegenstück von Stubbenkammer, ist in einer Entfernung von 8 bis 9 Meilen, von Arcona aus, selbst bei klarem Wetter, kaum zu erkennen. Den ganzen Tag hindurch auf der Reise durch die kahlen Gegenden um Arcona, und von da nach Stubbenkammer, sahen wir die einzelnen Baumgruppen, die hier und da auf den Feldern vertheilt sind, durch eine Luftspiegelung gehoben, und die scheinbare Wasserfläche (mirage der Franzosen) dehnte sich nach allen Richtungen aus; aber auf eine überraschende Weise zeigte sich die Luftspiegelung, als wir von der Höhe der Stubbenkammer nach dem Ufer herunterstiegen. Hier sahen wir Möens Klint in die Höhe gehoben, und uns so nahe gerückt, daß ich glaubte, den Königsstuhl, jenen grotesken Fels, und einige mir

bekannte Schluchten erkennen zu können, ja selbst die Waldungen unterschied ich. Der Felsenabhang war von der sinkenden Sonne beleuchtet. So haben die Einwohner in Dieppe einige Mal mit Erstaunen die gegenüberliegende, sonst unsichtbare englische Küste sich erheben, und näher rücken sehen, daß sie Waldungen, Felder, Hügel und Dörfer unterscheiden konnten.

Von Möen nach Stralsund zurückgekehrt, trennte ich mich von meinem Schwager, und bestieg am frühen Morgen das Dampfschiff. Es war das erste Schiff dieser Art, mit dem ich reiste. Ich kann nicht sagen, daß es einen angenehmen Eindruck auf mich machte; der sichere Gang des Schiffes, der sich gegen den Wind behauptete, schien mir alle Poesie der Seereise zu vernichten, und die lärmende Maschine neben den schwellenden Segeln etwas durchaus Dürres, Prosaisches. Als ich das Schiff bestieg, hatte ich doch eine eigene Furcht, die ich nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Ich hatte achtzehn Jahre lang in der Mitte des Festlandes gelebt, und glaubte mich dem Meere so entwöhnt, daß ich wohl befürchten konnte, zum ersten Male von der Seekrankheit befallen zu werden. Als ich auf dem Wege nach Stralsund nach

so langer Zeit zuerst die größeren Schiffe, Briggs und Kauffahrteischiffe entdeckte, trat mir die Erinnerung meiner Kindheit gewaltsam entgegen; ich konnte mich der Thränen nicht erwehren. Als wir von Stettin nach Stralsund fuhren, sahen wir, der mich begleitende Knabe und ich, rechts durch das Gebüsch sumpfige Lachen, die, wie es schien, von der nicht sehr entfernten Ostsee hinein gedrungen waren. Ich glaubte den Meeresgeruch zu erkennen (was doch entschieden eine Täuschung war), und die Sehnsucht nach dem Meere stieg immer höher. Als ich das erste Mal das Dampfschiff betrat, war es fast windstille, ein schwacher Luftstrom traf das Schiff von der Seite, die Maschine war so gleichförmig, daß wir in der Cajüte völlig wie in der Stube saßen. Die zarteste Frau würde keine unangenehme Empfindung gespürt haben. Jetzt aber erhob sich in der frühen Morgenstunde ein heftiger Sturm; er war uns völlig entgegen, ich fühlte mich aber eben dadurch auf dem Schiffe heimisch, und war über eine mögliche Seekrankheit ganz beruhigt. Der Capitain war ein tüchtiger Seemann, mit Segeln hätte er, ohne allen Zweifel, so weit es möglich gewesen wäre, dem heftigen Sturme Trotz geboten, aber die

Leitung eines Dampfbootes war ihm fremd, neu und bedenklich. Er hatte mich wenige Tage vorher in der Gesellschaft eines Beamten seiner höchsten Postbehörde gesehen, und wandte sich an mich. Er schien nämlich geneigt, die Zeit abzuwarten, bis der heftige Sturm etwas abgenommen habe. Ich stellte ihm vor, daß sein Schiff ein Postschiff, und unter seinen Passagieren ein Gesandter wäre, daß er also wenigstens einen Versuch machen müßte, die bestimmte Stunde zu halten. Er wagte es, und es gelang ihm. Der Wind legte sich gegen Mittag, gegen Abend war das Meer völlig ruhig, aber während des Sturmes war die Bewegung des Schiffs stoßweise, nach allen Seiten gerichtet; nicht allein die Passagiere (unter diesen der spanische Gesandte in Schweden), sondern auch die Seeleute waren seekrank, nur der Schiffscapitain und ich nicht. Als wir uns der schwedischen Küste näherten, erholten sich alle bei dem ruhig gewordenen Wetter. Die Sonne schien hell und warm, eine große Menge Schiffe konnten bei dem herrschenden Nordwinde in entgegengesetzter Richtung fortsegeln. Segel, durch den obgleich unbedeutenden Wind unterstützt, erschienen, vom Sunde herkommend, in immer

größerer Menge; andere, aus Osten kommend, hatten zwar einen nicht so günstigen Wind, schritten aber doch ohne Störung vorwärts. Ich fühlte mich in meine Kindheit nach Helsingoer versetzt, und zugleich trat mir die Zukunft der Geschichte, der großartig wachsende Handel, nach einem neunjährigen Frieden mit seinen raschen Fortschritten entgegen.

Wir landeten, und jetzt betrat ich zum ersten Male den schwedischen Boden, um dieses Land auch in seinem Innern kennen zu lernen. Nur die Kopenhagen gegenüber liegende Küste, die Städte Helsingborg, Malmöe und die Universitätsstadt Lund waren mir aus einem frühern Besuche bekannt. Hier sollte ich mich für die weitere Reise vorbereiten, und zwar mit Rücksicht auf die eigenthümliche Einrichtung des Postwesens in Schweden und Norwegen. Die Bauern in der Nähe der Landstraße sind verpflichtet, die Reisenden fortzuschaffen, sie liefern dazu zweirädrige Karren; der Wagenkasten ruht ohne Federn auf den hohen Rädern; der hölzerne Sitz hängt in eisernen Ketten an dem Wagenkorbe, und ein Fahren auf einem solchen Wagen ist keinesweges bequem. Die Fremden pflegen sich wohl ein sogenanntes Cariol anzuschaffen, ebenfalls

zweirädrig; doch so, daß der Wagenkasten anständiger ist, der Sitz in Federn hängt. Aber man kennt in Ystadt die Verlegenheit der Reisenden sehr wohl. Die Summe, die man von mir forderte, war sehr groß; ich bedachte auch, daß bei der weiten Reise in den einsamen gebirgigen Gegenden der Wagen beschädigt werden könnte, in welchem Falle ich völlig rathlos gewesen wäre. Ich schaffte mir daher nur einen in Federn hangenden, mit Rücken- und Seitenlehne versehenen, gepolsterten Sitz an, den ich mit Stricken an den gewöhnlichen Bauerkarren befestigte, und in einer solchen, keineswegges glänzenden Equipage durchreiste ich einen großen Theil von Schweden und Norwegen. Die Beförderung ist höchst billig; man schickt seine Sachen auf einem Postkarren den Abend voraus, der Bauer liefert sie auf der nächsten Station ab, und bestellt zu gleicher Zeit Wagen und Pferde für den Reisenden. So gehen die Sachen immer voraus, bis dahin, wo der Reisende seine Nachtruhe zu halten denkt; immer aus einer Hand in die andere, und man befördert auf solche Weise selbst die größten Kostbarkeiten. Den Tag darauf reist man selbst ganz ohne Gepäck, und findet auf den Stationen Alles

bereit, muß aber freilich eine erhöhte Summe zahlen, wenn man mehr als eine Stunde über die bestimmte Zeit auf sich warten läßt. Die Reisekosten für eine schwedische Meile (= 1¼ geographische) sind verhältnißmäßig sehr gering, und die Trinkgelder, verglichen selbst mit den gesetzlichen in Deutschland, können als ein Minimum betrachtet werden. Die Reisestationen sind zugleich Gasthöfe, und ich hatte mir von einem Freunde ein Verzeichniß der besten geben lassen. Vor dem Getränke war mir bange. Wein ist dort selten, und höchst wahrscheinlich schlecht; das wechselnde Bier gar nicht zu trinken. Diese Furcht verschwand auf eine für mich sehr überraschende Weise. Ein bedeutender Handelsherr in Gothenburg hatte eine Porterbrauerei angelegt, die mit den englischen wetteiferte. Er schickte bedeutende Ladungen selbst nach London, wo er den Porter zu gleichen Preisen mit den Einheimischen zu liefern vermochte. Durch eine königliche Verfügung waren alle Gastwirthe verpflichtet, Porter zu halten. Die Absicht war zwar wohl, die große Unternehmung in Gothenburg zu unterstützen, aber sie kam doch auch den Reisenden, und nun vor Allen mir zu statten. In Schweden zirkulirte damals nur

Kupfermünze; neben dieser, Zettel von unglaublich geringem, aber doch größerem Werthe, als man sie ohne bedeutenden Verlust für die kleinsten Ausgaben brauchen konnte. Auf der ersten Station gab ich den Bauern ein Trinkgeld, welches ohngefähr die Hälfte betrug von dem, was ein Postillon in Deutschland zu fordern berechtigt ist, denn ich hatte gehört, daß eine solche Summe hier vollkommen hinreichend sei. So klein diese nun war, so betrug sie doch eine Menge Kupfermünze. Der Gastwirth war Zeuge, und ehe ich das Trinkgeld geben konnte, forderte er es mir ab, nahm etwa die Hälfte davon, und gab sie dem Bauer, und mir das Uebrige zurück. „Sie haben zwar, sagte er zu mir, das Recht, mit Ihrem Gelde zu machen, was Sie wollen; Sie können es wegwerfen, wenn es Ihnen gefällt: aber Sie dürfen nicht zum Nachtheil der übrigen Reisenden uns die Bauern verderben.“ Eine andere Entdeckung, die ich machte, verdient hier erwähnt zu werden. Gleich im Anfange der Reise hatte ich die Hutschachtel vergessen, ich wußte nicht, auf welcher Station, und gab sie preis. Mein Breslauer College, der Geheime Medicinalrath Otto nahm einige Wochen

später denselben Weg und brachte sie mit zurück. Es ist allerdings leicht, den Eigenthümer zu entdecken, denn durch eine polizeiliche Verfügung ist ein jeder Reisende verpflichtet, seinen Namen in ein dort liegendes Buch einzutragen. Später, auf einer Reise von Loka-Brunn nach Hedemora, hatte ich eine sehr starke Tagereise, und vermißte nach Zurücklegung derselben ein kleines Packet, welches für mich freilich einen bedeutenden Werth hatte. Wo auf dem langen Wege dieses Packet zurückgeblieben war, konnte ich nicht wissen. Es enthielt, außer einigen Büchern, einen Dollond von bedeutendem Werthe. Ich war in der Zeit in eine andere Provinz von Schweden gekommen, und zeigte den Verlust der höchsten Behörde, dem Landshöfding, an, der in Hedemora wohnte, an den ich empfohlen war, und der mich mit ausgezeichneter schwedischer Gastfreundschaft aufnahm. Ich mußte diese Sachen lange entbehren, erhielt sie aber während des Winters in Berlin aus der Mitte von Schweden wieder, und hatte bei dem Empfange nur den Transport von Stettin zu zahlen.

Ein Reisender, der, wie ich, seine Reise beschleunigt, lernt freilich die Einwohner gar nicht kennen,

und die wenigen, die ihm näher treten, gehören nicht zu dem liebenswürdigsten Theile derselben. Doch muß ich bemerken, daß die Bauern, die mich beförderten, als ich aus Skåne in Småland eintrat, sich durch Nüchternheit, Heiterkeit und naive Offenherzigkeit vor Allen auszeichneten. Es ist die ärmste Provinz, die ich zwischen Ystad und Stockholm durchreiste. Ich kam nach Jönköping, einer der bedeutenderen schwedischen Provinzialstädte. Sie hat eine reizende Lage an einem der mächtigsten Landseen in Europa, der nur von dem größern Wenern, um Vieles, übertroffen wird. Der See ist 15 schwedische (etwa 26—27 geograph.) Meilen lang, freilich unverhältnißmäßig schmal. Ein kleiner Landstrich trennt gegen Süden diesen mächtigen See von einem andern, und die Hauptstraße von Jönköping mit ziemlich ansehnlichen Häusern ist eben auf diesem Landstriche gebaut. Nun machte es auf mich einen unvergeßlichen Eindruck, wenn ich durch die Straßen ging, und in die Nebengassen, die sehr kurz und rechtwinklich einander gegenüberliegend die Hauptstraße durchschnitten, hineinblickte. Auf beiden Seiten sah ich dann nichts als Wasser. Ich verweilte einige Tage in Jönköping, um von hier aus

den mächtigen eisenreichen Taberg zu besuchen. Es war ein Sonntag, und hier entdeckte ich nun zuerst die schauderhafte Trunksucht der geringern Klasse der Einwohner. Ich hatte zwar manchen betrunkenen Kutscher gesehen, aber, was ich hier sah, übertraf Alles. Ich kam ziemlich früh. Die Bergleute waren in dem Gasthofe versammelt, und jetzt schon am frühen Sonntag Vormittag alle betrunken. Ich erblickte unter ihnen keinen einzigen Nüchternen; der ganze Haufen stürzte auf mich ein; sie zankten mit einander, und es war mir unmöglich zu entdecken, was sie eigentlich wollten. Ich wandte mich an die Wirthin, und erfuhr nun, daß der Streit dadurch entstanden, wer unter diesen betrunkenen Männern mich auf den Berg begleiten sollte. Ich wollte natürlich keinen von ihnen mitnehmen, aber es schien doch bedenklich, sie sämmtlich abzuweisen. Ich wandte mich abermals an die Wirthin, und ohne meine Absicht merken zu lassen, ließ ich mich an einen Beamten weisen, der mich nun selbst begleitete. Der merkwürdige Berg beschäftigte mich den ganzen Tag.

In Jönköping lernte ich einige angenehme Familien kennen, besonders fielen mir die Frauen auf, die

schlank, oft schön, von ansehnlicher Gestalt, wenn sie, in ihren blauen Mantel eingehüllt, über die stillen Straßen schritten, in der That etwas Imponirendes zeigten.

Der Eindruck, den Jönköping auf mich machte, ist mir unvergeßlich geblieben; die hohen waldbedeckten Gebirge, die in einem großen Kreise die Stadt umgaben, die mächtigen Wasserflächen und die ganz eigenthümliche Lage der Stadt geben dieser Gegend einen bedeutenden Reiz.

Ich reiste durch Ostgothland über Linköping und Norköping nach Stockholm. Gothland ist eines der fruchtbarsten Getreideländer in Schweden. Ich sah auf der ganzen Reise kaum einen nüchternen Menschen. Alle Bauern, die mich beförderten, waren schon am frühen Morgen noch vom gestrigen Rausche betäubt. Ich war schon gewohnt, selbst zu fahren; der Bauer lief neben dem Wagen her, was in Schweden und Norwegen fast immer der Fall ist. Er kam später bei der nächsten Station an, ich sah ihn nicht wieder. Sein Trinkgeld erhielt er im Voraus, und es ist wohl kein Zweifel, daß er es vertrank. Zwar kann man aus diesen armen Menschen, die einen großen

Theil ihrer Zeit auf den Landstraßen und in den Gasthöfen zubringen, keinen Schluß auf die übrigen Einwohner machen; aber doch auf die dort herrschende Trunksucht, wenn man die Anschläge der Behörden in den Gasthöfen liest. Da findet man nicht allein Strafen für wiederholten Rausch, und die Drohung, daß der Trunk nicht als Entschuldigung dienen dürfe, vielmehr die Strafe bei begangenen Verbrechen erhöhen würde, sondern man findet auch die Strafe angegeben, die einen Prediger treffen soll, wenn er durch Trunkenheit in der Kirche seiner Gemeinde Aergerniß gäbe, oder berauscht die Kanzel bestiege. Es ist so entsetzlich, daß es unglaublich scheint, und ich würde nicht gewagt haben, es anzuführen, was ich doch selbst in mehreren Gasthöfen las, wenn es nicht in Schuberts schätzbarer Reise durch Scandinavien gedruckt stände. Er durchreiste Schweden ein paar Jahre früher. Die Trunksucht soll aber in neuerer Zeit sehr abgenommen haben.

In Norköping, einer der bedeutenden Städte Schwedens, wo der Motalafluß sich schäumend über Felsen mitten durch die Stadt stürzt, wohnte einst als Apotheker der berühmte Chemiker Scheele, der den Um-

schwung in der Chemie, den Lavoisier bewirkt hat, vorbereitete, einer der tiefsinnigsten Naturforscher seiner Zeit.

Als Gustav III. sich in Paris aufhielt, hörte er allenthalben diesen berühmten Mann nennen, kannte ihn aber durchaus nicht. Er war dadurch in keine geringe Verlegenheit versetzt. Ging es doch der Kaiserin Katharina von Rußland in Petersburg ebenso, als der französische Gesandte den Naturforscher Pallas als einen der ausgezeichnetsten Männer nannte; am Hofe war Pallas völlig unbekannt. Die Fürstin Dolgorucki erhielt den Auftrag, sich bei der Akademie zu erkundigen, wer dieser Mann sei und in welcher Lage er lebe; und als er aufgefunden, wurde er an den Hof gerufen; seine glänzende Carrière in Rußland fing an, und er erhielt einen bedeutenden Einfluß auf die Kaiserin. So glücklich war der Apotheker Scheele nicht. Der König schrieb zwar eilig nach Stockholm und forderte seine Minister auf, dem verdienten Scheele ein Adelsdiplom auszufertigen. Seine Stellung in Schweden war aber höchst wahrscheinlich den französischen Naturforschern unbekannt, wie dem Könige und seiner Umgebung, der daher in seinem Schreiben nur den Namen nennen konnte. Die Minister waren in gro=

ßer Verlegenheit. Sie erkundigten sich allenthalben bei ihrer Umgebung, nur nicht bei der Akademie, und erfuhren daher nichts. Vielleicht nahmen sie auch nur die Gelegenheit wahr, um dem Günstlinge irgend eines Großen den Adel zu ertheilen. Man hörte nun einen Scheele, der nach Finnland hinauf sich als einen tüchtigen Oekonomen auszeichnete, nennen. Ihm sandte man das Adelsdiplom; der Chemiker starb ungeadelt.

Wie sehr ich durch Stockholms Lage überrascht wurde, wird einem Jeden begreiflich sein, der sich des Augenblickes erinnert, als er diese durch ihre Lage großartige Stadt zum ersten Male sah. Ich ward in Stockholm auf eine für mich höchst interessante Weise empfangen, und dadurch an eine frühere, für mich sehr angenehme Zeit erinnert.

Als ich im Jahre 1817 von der Reise durch das südliche Deutschland, zurückkehrte, traf ich in Dresden den in seinem Vaterlande sehr geschätzten schwedischen Dichter Atterbom. Er ist bei uns nicht zu dem hohen Rufe gelangt, der dem Bischof Tegner zu Theil ward; aber er ist tiefsinniger als dieser, seine Phantasie außerordentlich reich; sein, auch ins Deutsche übersetztes ausführliches Gedicht: „Lycksalighetens Ö" (die Glück-

seligkeits-Insel) ist vielleicht hier und da zu breit, aber der Verfasser ist ein wahrer Dichter. Er zeichnete sich in seinen jüngeren Jahren unter denjenigen aus, die sich mit Enthusiasmus an die schöne deutsche Zeit im Anfange des Jahrhunderts anschlossen. Diese erhielten den Namen Phosphoristen, und fanden sowohl in den alten Dogmatikern der Universität Upsala, wie in den französisch Gebildeten der Stockholmer Akademie die heftigsten Gegner. Als der General Graf v. d. Gröben in den letzten Jahren des französischen Drucks über Petersburg nach Stockholm kam, fand er Gelegenheit, eine innige Freundschaft mit Atterbom zu schließen; später reiste dieser mit königlicher Unterstützung nach Italien, wo er in genauer Verbindung mit Thorwaldsen und dem Dichter Rückert lebte; auf seiner Rückreise nach Schweden machte ich seine Bekanntschaft in Dresden, und verlebte dort mit meinem Collegen Tölken einige, ihnen wie mir gewiß unvergeßliche Tage. Atterbom kam später nach Breslau, um seinem Freunde, dem Grafen v. d. Gröben, einen Besuch abzustatten, und theilte seinen Aufenthalt zwischen dem Grafen und mir. Der erstere hielt sich den Sommer über in der Nähe der Stadt auf. Hier verweilte

Atterbom einige Monate, und mir erschien er recht eigentlich als ein erfrischender dichterischer Geist, der mich tief in die glückliche Zeit der früheren Jugend versetzte. In München hat er Schellings Vorträge gehört, und sich ihm auch persönlich angeschlossen. Als ich ihm nun acht Jahre später meine Absicht, Stockholm und Upsala zu besuchen, bekannt machte, trug er einem seiner ausgezeichneten Freunde in der Residenz auf, mich zu empfangen. Es war der in Schwedens neuester Geschichte so bedeutend gewordene Staatsmann Herr v. Hartmannsdorf. Dieser scharfsinnige und streng nach seiner Ueberzeugung handelnde Mann erzeigte mir eine Güte, die noch immer dankbar in meinem Andenken fortlebt. Er hatte sich von seinen vielen wichtigen und mannigfaltigen Geschäften für die Tage meines Aufenthaltes losgemacht, und durch ihn wurde ich schnell in die bedeutendsten Kreise eingeführt. Was aber besonders meine Bekanntschaft auf eine höchst überraschende Weise erweiterte, war folgender Umstand:

„Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen." Es ist der eigentliche schönste Frühlingsanfang in Stockholm, und das Fest fiel in diesem Jahre glücklicher

Weise etwas spät. Der Mechaniker Owen hatte einige Dampfschiffe vollendet, die nun in diesem Sommer zu Lustfahrten auf Mälarne benutzt wurden. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Stockholm fand eine solche Fahrt nach Drotningholm am frühen Morgen statt. Diese Belustigung war Mode; Männer und Frauen aus Stockholms besten Gesellschaften fanden sich auf dem Dampfschiffe ein, 150 Passagiere hatten sich hier vereinigt, und ich segelte in einer so wünschenswerthen Umgebung heiter und erwartungsvoll zwischen den „tausend" Felseninseln von Mälarne dem Schlosse zu. Man wird bei einer solchen Gelegenheit, wo die Förmlichkeit der Visiten verdrängt ist, und die Heiterkeit der Stimmung schnell unbefangene Gespräche herbeiführt, bald mit einander bekannt. Ich ward schon jetzt mit mehr Einladungen überhäuft, als ich für die kurze Zeit meines Aufenthalts annehmen konnte, und mußte viele ausschlagen, weil ich schon andere, mir wichtigere erhalten hatte. Hier trat mir nun ein für mich auffallendes Verhältniß des geselligen Umgangs entgegen. Die Dänen haben ein Wort für die wechselseitige Ansprache, welches ganz dem „Sinn" der Deutschen entspricht und brauchen

es eben so. Die Schweden haben das Wort „Ihr" (Ni) das „vous" der Franzosen, aber dieses hat durch den Gebrauch eine geringere Bedeutung erhalten, so daß man es nur gegen untergeordnete Personen anwenden kann. Daraus entsteht eine große Unbequemlichkeit; man ist nämlich genöthigt im Gespräch unaufhörlich den Titel der Person wieder zu nennen, wenn man sie anspricht, und da nun hier eine Menge der ansehnlichsten Männer Schwedens auf dem Dampfboote vereinigt waren, so klang diese beständige Wiederholung der Titel während der mannigfaltigen und lebhaften Gespräche höchst seltsam, und je unbefangener und lustiger sie wurden, desto unangenehmer. Um nun dieser Unbequemlichkeit zu entgehen, sind die Männer von ungefähr gleicher Stellung genöthigt, sich Du zu nennen, wenn sie in irgend ein vertrauliches Verhältniß zu einander treten, und ich habe in keinem Lande in den gebildeteren Klassen der Gesellschaft so viel Duzbrüder gefunden, als in Schweden. Der Contrast zwischen dem vertraulichen Du und der beständigen steifen Wiederholung der Titel hat etwas ungemein Auffallendes. Ueberhaupt hat die seit mehr als 200 Jahren dauernde politische Verbin-

dung Schwedens mit Frankreich einen großen Einfluß auf die Form der Geselligkeit gehabt. Die Schweden zeichnen sich, wenigstens in Stockholm, durch ein den übrigen Scandinaviern fremdes ceremoniöses Wesen aus; aber dieses erhält doch eine etwas steifere, und durch die nordische Stimmung düstere Färbung; man kann sich in dieser Rücksicht keinen größeren Contrast denken, als zwischen dem derben freimüthigen Norweger und dem feinen höflichen Schweden. Man schreibt gewöhnlich solchen Verhältnissen einen geringern Einfluß zu, als sie in der That ausüben. Der Norweger, wenn er nach Stockholm kommt, findet sich durch das ceremonielle Wesen, welches ihm, der in seinem Lande seit vielen Jahrhunderten kein Hofleben kannte, und wo ja auch mehr als in irgend einem Lande Europa's eine nicht aus Principien geforderte, sondern natürliche Gleichheit herrscht, gequält, ja geängstigt. Mancher tüchtige Norweger erscheint in den schwedischen höheren Kreisen ungeschickt, und der Schwede benutzt wohl auch die Gelegenheit, ihn dann sein Uebergewicht fühlen zu lassen. Aber dadurch bildet sich immer entschiedener ein bitterer Trotz von Sei-

ten des Norwegers aus, der den nationalen Haß mehr nährt, als mancher glauben mag.

In der Gesellschaft, in welcher ich den Tag der Lustreise nach Drotningholm zubrachte, nahm sich die durch die Lust der Fahrt unwillkürlich hervorbringende nordische Treuherzigkeit neben dem starren ceremoniösen Wesen wunderbar aus.

Unter den vielen Männern und Frauen, deren Bekanntschaft zu machen ich Gelegenheit fand, bemerkte ich einen schlanken ansehnlichen Mann in geistlicher Tracht von imponirender Haltung. Er schien mit Allen bekannt, und wurde mit großer Aufmerksamkeit und Achtung behandelt. Ich ward ihm durch den Herrn v. Hartmannsdorf vorgestellt. Es war der in der neuesten schwedischen Geschichte wohl bekannte Schwerin, dessen Carriere, wie sie nur in Schweden möglich war, eine sehr auffallende gewesen ist. Er ist in Preußen geboren, und ward, irre ich nicht, im Cadettenhause erzogen, kam in schwedische Dienste als junger Garde-Offizier. Hier wuchsen seine Schulden so, daß er sich in seiner Verzweiflung unmittelbar an den König Gustav III. wandte. Dieser konnte zwar keine bedeutende Summe zur Tilgung seiner

Schulden verwenden, rieth ihm aber, ein paar Jahre Theologie zu studiren, er wolle ihm dann eine jener bedeutenden geistlichen Sinecuren ertheilen, die ihm für sein ganzes Leben eine ansehnliche Versorgung verschaffen würden. Er nahm es an, und ward Dompropst in Sala. Hier erschien er nur an hohen Festtagen, und der durchaus weltlich gesinnte Mann betrat dann die Kanzel.

Der harte und lange, selbst zweifelhafte Kampf bei der Einführung der Reformation in Schweden sicherte der Geistlichkeit ein bedeutendes Vermögen. Es ging hier fast wie in England. Die bischöfliche Einrichtung der Kirche ward strenger als anderswo aufrecht erhalten. Ist doch der Erzbischof von Upsala noch immer der summus episcopus. Arme Bürgerssöhne waren mit kleinem Gehalte zufrieden, daher wurden die großen Summen, die der Kirche blieben, als die Reformation alle Kämpfe überwunden hatte, benutzt, um berühmte Gelehrte zu besolden. So entstanden die ansehnlichsten Professorengehalte aus solchen reich dotirten Predigerstellen. Der Professor hielt einen Vicar, während er sich

selbst ausschließlich mit einer Wissenschaft beschäftigte, die fern von allen theologischen Studien lag. Nur an den Festtagen, und ich glaube kaum an allen, erschienen diese Pfarrer, wie sie doch eigentlich heißen müssen, in den Kirchen, sonst blieben sie den Gemeinden völlig fremd. Viele ließen sich wohl ihre Predigten von Anderen ausarbeiten; von Einigen erzählt man allerlei Anekdoten. Swanberg, ein ausgezeichneter Mathematiker und Professor in Upsala, soll einmal das Vaterunser vergessen haben; was mir freilich nicht ganz, aber doch zum Theil (ich ließ einige Bitten aus) in meiner Jugend begegnet ist. Die Prediger einer Provinz wählen aus ihrer Mitte den Bischof, und zuweilen trifft die Wahl einen solchen Universitätsgelehrten, der sich bis dahin gar nicht mit der Theologie beschäftigt hat, und von dem Augenblick an, wo er die Wahl annimmt, ganz Theologe sein und sein Leben in seinem Bischofssprengel zubringen muß. So ward der Dichter Tegner nach dem einsamen Städtchen Wexiö verwiesen, wo ihm das Unglück begegnete, von einer tiefen verwirrenden Melancholie befallen zu werden. Agardh, der berühmte Pflanzenphysiolog und systematische Bearbeiter der Algen, nahm

den Ruf als Bischof in Wermeland an, und residirt in Karlstadt an den nordwestlichen Ufern von Wenern. Dieser ist einer der geistreichsten Männer Schwedens, aber er sah es auch ein, daß er neue Verpflichtungen auf sich genommen hatte, die sich mit seinen bisherigen Studien nicht vertrugen. Er überließ seinem Sohne die Fortsetzung seiner Schriften über die Algen, und trieb von jetzt an das Studium der Theologie mit großem Eifer. Er übersetzte einige Theile der Bibel aus der Ursprache; und ist mit der speculativen Richtung der deutschen Theologie wohl bekannt. In Karlsbad lernte er Schelling genau kennen und beide sich wechselseitig achten und lieben. In Schweden wurden vor wenigen Jahren die Ansichten von Strauß populär bearbeitet und unter das Volk verbreitet. Auf eine höchst verständige und gelungene Weise ist nun Agardh aufgetreten, um dem gefährlichen Einflusse dieser Ansichten zu begegnen. Er gehörte in den letzten Jahren zu den ausgezeichnetsten Theologen Schwedens, und hat sich ganz seinem wichtigen Amte hingegeben. Ich freute mich vor Kurzem die persönliche Bekanntschaft dieses trefflichen Mannes zu machen. Geijer in Upsala ward ebenso zum Bischof gewählt, schlug aber die

Wahl aus und blieb seinen geschichtlichen Studien treu.

Auf eine solche Weise wurde nun auch Schwerin Domprobst, aber seine Muße benutzte er, um sich als Staatsmann auszubilden. Eine Schrift: „Grund-Linier till Staternes Historia.“ Upsala 1811. schenkte er mir. Er spielte in der früheren gemäßigten Opposition eine sehr einflußreiche Rolle, und ich konnte mich glücklich schätzen, zwei so bedeutenden Männern wie Schwerin und Hartmannsdorf so nahe treten zu dürfen.

Als wir nach Drotningholm kamen, gerieth ich mit ihm in ein lebhaftes Gespräch, während wir den großen Park, der das Schloß umgab, durchschritten. Dieser fiel mir durch den reichen und mächtigen Baumwuchs, wie überhaupt durch die üppige Vegetation auf, die mich vergessen ließ, daß ich in Schweden war. Hier nun nahm die mir immer interessanter werdende Unterhaltung mit Schwerin mich ganz in Anspruch. Was mich aber besonders überraschte, war, daß er durchaus zu umgehen suchte, deutsch zu sprechen. Er hatte in der That die Fertigkeit, sich in seiner Muttersprache auszudrücken ver-

loren, aber über die politischen, besonders administrativen Zustände der Staaten war er sehr wohl unterrichtet. Er suchte mit vielem Eifer durch mich Nachrichten über verschiedene Institute in Schlesien zu erhalten, aber was ich ihm Neues mittheilen konnte, war nur wenig, und meistens war er genauer unterrichtet als ich. Er schloß sich später mehr an die Regierung an, behielt bis zu seinem Tode einen bedeutenden politischen Einfluß im Lande, und starb als Bankdirector.

Ein kleines Ereigniß trug sich hier zu, welches doch ein national interessantes Gepräge trägt. Eine alte Frau hatte mitten im Garten unter den Bäumen einen kleinen Tisch sauber gedeckt, und bot den Vorüberschreitenden Milch für wenige Kupfermünzen an. Mein Neffe ließ sich ein Glas reichen, auch Schwerin. In Schweden ist es Gebrauch, die Ritterorden, die oft etwas sehr Auffallendes haben, immer zur Schau zu tragen; auch ich trug mein eisernes Kreuz und bemerkte, daß es sehr imponirte. Es hat in der That in seiner Einfachheit außerhalb Preußen, wo es selten ist, etwas Ernstes und Würdiges. Schwerin trug mehrere Orden. Als wir bezahlten, ließ uns die

Frau, doch keineswegs auf eine unbescheidene Weise, merken, daß wir als so ansehnliche Personen wohl eine etwas größere Summe geben könnten. Ich war überrascht, weil diese Forderung mir mit der sonstigen Würde und Zuversicht ihres Betragens, die mich für sie einnahmen, im Widerspruch zu stehen schien. Schwerin bemerkte, daß sie eine Medaille trug, einen Orden so gut wie wir. „Wie, fragte er, hast du diese erhalten?" Die gute Frau ward nun redselig und erzählte uns, wie eine Gesellschaft, welche bürgerliche Verdienste belohne, ihr diese Medaille ertheilt habe, weil sie, nachdem sie Mann und Kinder verloren, obgleich sie sich nur mühsam ernährte, arme Kinder zu sich genommen, erzogen, in der Religion unterrichtet und dann untergebracht habe. Die Unterstützungen, die ihr hier und da zuflössen, wären äußerst gering. Sie ließ ihre Milch stehen und folgte uns. Da kam ein etwa sieben- bis achtjähriges Mädchen, wenngleich arm, doch reinlich gekleidet, und ward uns als ein solches Kind vorgestellt, welches jetzt von ihr erzogen wurde. Ich erschrak, denn es war vorauszusehen, daß die geschwätzige Frau ihre Verdienste um die Kinder jetzt erst recht breit auseinandersetzen würde. Es

geschah, wie ich erwartete. Das Kind mußte sich hinstellen, und es fand eine Prüfung der seltsamsten Art statt. Mit den gewöhnlichen Fragen waren Mährchen verbunden, die eben so naiv von der Frau dem Kinde vorgelegt, wie von diesem beantwortet wurden. Gewöhnlich enthielten sie Erscheinungen von Engeln, die auf das Gebet armer Leute erschienen waren und sie aus der bittersten Noth errettet hatten. Nun war der politische Probst, besonders einem Fremden gegenüber, in keiner geringen Verlegenheit; er durfte doch nicht aus seiner Rolle fallen und war genöthigt sich in eine breite Zurechtweisung einzulassen. Ich fand ihn verdrießlich, die Frau verlegen, und mich, der ich auf eine solche Scene mit einem solchen Manne gar nicht gefaßt war, gestört. Endlich nahm das Gespräch ein Ende, ein Geschenk beruhigte die Frau und wir gingen weiter.

Der Graf fand es doch nothwendig, über dieses wunderbare Intermezzo sich zu äußern; und noch schneller, als ich ihm irgend eine Frage vorlegen konnte, fing er an über die Schwierigkeit, den religiösen Aberglauben unter dem Volke auszutreiben, ausführlich zu sprechen. Ich wagte die Behauptung, daß es

nicht allein schwierig, sondern auch, in so fern es gelänge, sehr bedenklich wäre; denn was mit dem Aberglauben verschwände, würde nur zu leicht das Tiefste der Religion gefährden, und die Stützen religiöser Sittlichkeit mit fortnehmen. Dieser Meinung war nun mein Begleiter keineswegs, und da er nicht Lust hatte, das Gespräch weiter fortzusetzen, brach er kurz ab und schlug mir vor, einen ganz in der Nähe wohnenden pensionirten Opernsänger, der in seinen jüngern Jahren ein großes Aufsehen gemacht hatte, zu besuchen.

Die schwedische Oper war unter Gustav III. berühmt, und hatte besonders die Kopenhagener ganz zurückgedrängt und überflügelt. So wie eine bedeutende Stimme hier hervortrat, verschwand sie schnell, um auf der Stockholmer Bühne sich weiter auszubilden und die Einwohner der Stadt zu entzücken. So erinnere ich mich aus meiner frühen Jugend, wie in Kopenhagen alle Welt von der schönen und talentvollen Carolina Walter sprach, die freilich schon seit vielen Jahren verschwunden, und irre ich nicht, damals schon todt war. Sie war es vorzüglich, die als Alles beherrschende Prima-Donna der Stockholmer Oper zu ihrer Zeit einen europäischen Ruf sich verschaffte; mir

aber war sie interessant, weil sie die Mutter meines Schulfreundes, des früher erwähnten Schauspielers Lindgren, war.

Es trat uns ein kleiner, höchst freundlicher Greis entgegen, der uns mit einer Art vornehmem Anstande empfing. Er war ein Liebling Gustavs III. gewesen, erinnerte sich der Zeit seiner Jugend, und schien sich an diesen Erinnerungen zu erquicken. Er war ein Deutscher, und der schwedische König hatte ihn von der Berliner Oper unter Friedrich II. hierher zu ziehen gewußt. Da ich mich als einen Schwiegersohn des Capellmeisters Reichardt zu erkennen gab, gerieth er in wahres Entzücken, seine ganze fröhliche Jugendgeschichte lebte wieder auf. Reichardt wurde auf eine, ich kann sagen, für mich rührende Weise gepriesen; er hatte sich des jungen Sängers wohlwollend angenommen, und wer Reichardt kannte, wird dies glauben. Auf eine so unerwartete Weise, fern von der Heimat in die Mitte meiner Familie versetzt zu werden, war mir höchst angenehm. Es schien fast, als wenn der alte Mann, so glänzend seine Stellung in Schweden auch geworden, es dennoch bedauerte, sein Vaterland verlassen zu haben. So ver-

ging die Zeit sehr heiter und für mich nicht ohne Bedeutung.

Man wollte die schöne Pfingstzeit nicht unbenutzt vorübergehen lassen; wenige Tage später fand eine Fahrt nach dem Schlosse Gripsholm statt. Es ward ein anderes von Owen erbautes Dampfboot gewählt; die Zahl der Passagiere war groß, und die Entfernung von der Hauptstadt bedeutend; man mußte sich für eine Nacht einrichten. Die mitreisenden Herren und Damen (man behauptete gegen dreihundert) sollten in der kleinen, höchst unansehnlichen Stadt Platz finden, und während wir schnell davon eilten, schwebten uns schon die bevorstehenden Abenteuer der Nacht vor. Mälarne blieb sich auch jenseits Drotningholm, so viel ich mich erinnere, einigermaßen gleich. Während der Reise, fast vom Anfange an, ward die wechselseitige Berührung lebhafter, das Bewußtsein, daß wir zwei Tage zusammenbleiben sollten, übte seinen Einfluß aus. Das Dampfboot war kleiner als das frühere, die Zahl der Reisenden verdoppelt, und die größere Nähe schien fast unvermeidlich eine größere Vertraulichkeit hervorzurufen. Auf der Hinfahrt war die Gesellschaft zwar etwas verwirrt, zersplittert, aber man

hatte sich doch einigermaßen zurecht gefunden, als man Gripsholm erreichte. Hier war nun die plötzliche Zerstreuung recht merkwürdig. Damals, in der Jugendzeit der europäischen Dampfschifffahrt, waren solche Scenen noch neu, jetzt sind sie freilich alltäglich geworden. So wie wir landeten zerstreute sich die ganze drängende Gesellschaft in alle Gegenden der Stadt; ein Jeder lief dem Anderen, wenn er ihm zufällig begegnete, eilig vorbei, ein Jeder dachte nur an sich selbst, denn er mußte für Nahrung und Wohnung sorgen. So verging etwa eine Stunde, als die Gesellschaft sich wieder zusammenfand. Für mich hatte Herr v. Hartmannsdorf freundlich gesorgt. Aber jetzt stand mir nun eine Beschäftigung bevor, die mir sehr peinlich war und vor der ich zurückschauderte. Ich sollte mit der Menge von einigen hundert Menschen alle Gemächer des Schlosses durcheilen, in jedem Gemach eine verwirrende Menge von Gegenständen betrachten. Von der Betrachtung abstrahirte ich zwar ganz; ich ließ mich gleichgültig durch alle Gemächer fortschleppen, hier wie in Drotningholm, auch ist mir von allen den Merkwürdigkeiten keine erinnerlich geblieben, und doch sollte ich eben hier auf eine Weise erschüttert

werden, die meine nicht geringe Erwartung übertraf. Das Schloß hat ein alterthümliches finsteres Ansehen. Vier Eckthürme geben ihm ein festungsartiges Gepräge. Diese waren von bedeutendem Umfange und zwei derselben haben eine große geschichtliche Bedeutung, denn in diesem Schlosse tritt uns die verhängnißvolle, nächtliche, tragische Geschichte Schwedens auf eine drohende Weise entgegen. Die ganze traurige Geschichte des Wasa-Geschlechts und der folgenden Dynastie drängt sich uns hier auf. Wenn Gustav Wasa, der Stammvater seines Geschlechts, als ein vertriebener Prinz einer unterdrückten Familie, aus der Fremde, in welche er verbannt war, ohne irgend eine andere Stütze, als seine eigene persönliche Kraft, in seinem gedrückten Vaterlande erscheint, es errettet, eine königliche Dynastie begründet, und nach einer langen, preiswürdigen Regierung stirbt, so erblicken wir durch ihn im fernen Norden einen jener lichten Punkte der Geschichte, in welchen der selten erscheinende und eben so schnell verschwindende Tag uns entgegenglänzt. Aber kaum hatte er die Augen geschlossen, als die unglückliche Zeit seiner hinterlassenen Kinder begann. Wenige Epochen zeigen eine solche finstere Mischung

von religiösen und politischen Verirrungen, von wechselseitiger Verfolgung der Brüder unter einander, von Verrath, Mord und Greuelthaten aller Art, bis der jüngste und listigste unter den Brüdern das Land und den stolzen Adel in sein Netz zog; das traurige Schauspiel allseitiger Verwirrung schloß, als der Vater Gustav Adolphs siegte. Man erstaunt, wenn man sieht, wie ein fast siebzig Jahre lang zerrüttetes Volk auf einmal so mächtig hervortritt, und auf die glänzendste Weise eine große europäische That beginnt; man könnte Gustav Wasa den schwedischen Gustav Adolph, diesen aber den europäischen Gustav Wasa nennen. Auch darin ließe sich die Vergleichung noch behaupten, daß an Beider Thaten ein geheimer Wurm nagte, daß der glänzende und begeisternde Anfang eine so furchtbare und zerstörende Zeit aus sich gebar. Um den Glanz, mit welchem Gustav Adolph in Deutschland auftrat, zu begreifen, muß man die mächtigen und wahrhaft großartigen Charaktere, die sich aus der Mitte des schwedischen Adels in der Zeit der allseitigen Verwirrung herausgebildet hatten, kennen. Es war ohne allen Zweifel Gustav Adolphs größte That, diese star-

ken, trotzigen, widerstrebenden Gemüther für sich zu gewinnen.*)

In dem Schlosse Gripsholm zeigten zwei Eckthürme zwei verhängnißvolle Epochen der schwedischen Geschichte. In dem einen sah man das Gefängniß, in welchem Erik XIV. Jahre lang eingeschlossen war. In der Mitte des runden Thurms war ein kleiner Raum, in welchem der König gefangen gehalten wurde, spärlich erhellt, denn das Licht fiel durch dreifache Fenster. Ein größerer Kreis umgab dieses Gefängniß und in diesem wurden die Wächter für die Zeit seiner Bewachung eingesperrt. Sie waren verpflichtet, beständig das kleine runde Gefängniß zu umgehen. In diesem sah man eingetretene Fußspuren

*) Ich mache auf eine der ausgezeichnetsten geschichtlichen Darstellungen der neuern Zeit aufmerksam, die ich nicht ohne eine innige Theilnahme durchgelesen habe. Es ist Fryxell's „Karakteristik af tiden och de utmärkta handlande Personerna i Sverige från år 1592 till 1600." Ob sie einen deutschen Uebersetzer gefunden hat, weiß ich nicht; auf jeden Fall verdient sie allgemein bekannt zu werden. Sie hat den großen Preis der Akademie gewonnen.

des unglücklichen Königs, der hier in Wuth und Schmerz, wie ein wildes Thier in einem Käfig, eingeschlossen, zwei Jahre lang herumlief. Wenn man sich dieses wilde Herumlaufen des Königs in dem Gefängniß, während die Wache, selbst eingeschlossen, dasselbe umkreisete, lebhaft vorstellt, dann hat man ein grauenhaftes Bild seines Unglücks; denn was ihn rastlos herumtrieb, war die innere Verwirrung seines vergangenen Lebens, und die Angst, mit welcher er einer gefahrvollen Zukunft entgegen sah. Er ward wahnsinnig und später durch eine Art förmliches Erkenntniß vergiftet. Die näheren Umstände seiner Ermordung haben wir durch den berühmten schwedischen Geschichtsforscher Geijer kennen gelernt.

In dem zweiten Thurme ward man an eine spätere, nicht weniger unglückliche Epoche der schwedischen Geschichte erinnert. Da hatte Gustav III., als er aus Frankreich zurückkam, sein französisches Hoftheater errichten lassen. Das Schicksal dieses Königs ist bekannt.

In diesem traurigen Schlosse verlebte endlich Gustav IV., der später vertrieben ward, seine trübselige Jugend.

Mir ist von jeher der wunderliche Gegensatz zwischen Dänemark und Schweden nach der Aufhebung der Kalmarischen Union merkwürdig gewesen. Hier eine fortdauernde Kette von leidenschaftlichen Familienstreitigkeiten; dort zwar eine bedenkliche Lage, aber die ruhige Folge der Könige blieb gesichert durch die Reihe mehrerer Jahrhunderte hindurch.

Solche bedenkliche Betrachtungen, obgleich sie sich unwillkürlich aufdrängen mußten, konnten dennoch nicht lange Stand halten in dem Gedränge so vieler Menschen, die sämmtlich entschlossen waren, die Freuden der Gegenwart ganz zu genießen. Das große veranstaltete gemeinschaftliche Mahl verband einen bedeutenden Theil der Reisenden noch enger. Die Reise hatte mich in ein so vertrautes Verhältniß zu einer Menge Menschen gebracht, als hätte ich mehrere Jahre in Stockholm verlebt, und besonders die Rückreise brachte uns einander noch näher. Das Gespräch war lebhaft und unbefangen, die Fröhlichkeit und jede Lust eine gemeinschaftliche, und unter uns trat ein junger Mann hervor, der an den berühmten schwedischen Dichter Bellmann erinnerte. Dieser merkwürdige Mann war während seines Lebens auf eine seltsame

Weise der Mittelpunkt der Geselligkeit in Stockholm. Seine Gedichte können, getrennt von der geselligen Lust, aus welcher sie entsprangen, voll grenzenlosen Uebermuths, und dennoch mit einem fast drohend trüben Hintergrunde, kaum verstanden werden. Auf mich machten die Gesänge, mit leicht tändelnden Witzen, mit fortdauernden Anspielungen auf jene vergangene Zeit des Dichters, einen seltsamen Eindruck. Zwar riß mich der Uebermuth hin, wie er die ganze Gesellschaft aufregte und in lebhafte Bewegung setzte. Es war die zusammengedrängte Lust eines vergangenen geschichtlichen Lebens, aber zugleich der wenigen Tage, die wir auf der Reise zugebracht hatten. Doch klangen mir die Wehklagen einer trüben Zeit aus dieser Lust heraus, wie das trübe Gripsholm im Hintergrunde unserer Reise lag. Es war Gustavs III. französisches Theater und Eriks XIV. Gefängniß, die einander ganz nahe gerückt wurden.

Ich brachte fast zwei Wochen in Stockholm zu, und lernte mehrere bedeutende Männer kennen; unter diesen den berühmten Berzelius, der schon den Grund gelegt hatte zu der großen chemischen Schule, die sich seitdem in Europa und besonders in Deutschland so

bedeutend ausgebreitet hat. Eben so ward mir sein seltsamer und einseitiger Gegner Schwarz bekannt. Auch in die schwedische Literatur, im engern nationalen Sinne, lebte ich mich hier ein. Hammerskjöld, der Oberbibliothekar, hatte eben eine Schrift über die Entwickelung des philosophischen Studiums in Schweden herausgegeben. Er gehörte zu meinem genauern Umgange. Unter den höchst interressanten Männern, die ich kennen lernte, war auch Beskow, der als Dichter die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und eine Sammlung alter schwedischer Gesänge mit ihren Compositionen herausgegeben hatte. Er lebte, reich wie er war, auf eine glänzende Weise. Sein Haus versammelte die interessantesten Familien Stockholms, und die geselligen Stunden, die ich da zubrachte, sind mir in angenehmer Erinnerung geblieben. Besonders fiel mir die Anmuth der schwedischen Frauen auf und die klangvolle Zartheit ihrer Stimmen. Die volle und helle Aussprache der Vokale theilt, unter den scandinavischen Sprachen, der schwedischen Mundart einen großen Reiz mit, und wenn die anmuthigen schwedischen Frauen die einfachen, aber tief ergreifenden National-Gesänge nach den alten Melodien sangen, war

ich völlig hingerissen. Es tönte eine Gewalt des tiefsten Schmerzes aus diesen heraus, die in großer Einfachheit das verhüllteste Geheimniß der Musik, wie es sich selbst in den heitersten Klängen des Frohseins verbirgt, zu verrathen schien.

Es ist merkwürdig, wie reich Stockholm schon damals an Dampfschiffen war, als man in Deutschland kaum angefangen hatte, sie zu bauen. Auf einem dritten Dampfschiffe verließ ich Stockholm, um nach Upsala zu reisen. Wir kamen an Sigtuna, jener Gegend der ältesten scandinavischen Mährchenwelt, dicht vorbei. Hier fand ich mich wieder in der Mitte einer großen Gesellschaft von Herren und Damen; denn das Glück, welches mich, ich möchte sagen, auf allen meinen Reisen zu begleiten pflegte, trat mir auch hier entgegen. Ein Fest, wie es nur in Schweden stattfindet, sollte eben beginnen.

Eine große Anzahl Prediger, die sich auf irgend eine Weise bemerkbar machen wollen, erwerben sich den Magister-Grad; auf der Universität wird der junge Candidat geprüft, angenommen oder zurückgewiesen, aber die Promotion findet nur alle 3 Jahre statt. Da der Magister-Grad in Schweden unter den Gelehrten fast so

häufig ist, wie verhältnißmäßig der medicinische Doctorgrad in Deutschland, da die höhere Doctorpromotion, die freilich seltener ist, bei dieser Gelegenheit zugleich stattfindet, so ist die Anzahl der Promovirenden nicht gering. Auch bei den Dissertationen zeigt sich eine in Deutschland unbekannte Eigenthümlichkeit. Gelehrte Aufsätze, besonders in der lateinischen Sprache, würden kaum möglich sein, denn der Verfasser würde ganz allein und ohne irgend einen Ersatz die Kosten des Drucks zu tragen haben. Es ist bekannt, daß noch bis tief in das vorige Jahrhundert hinein, ein Professor, als Präses bei der Disputation, Verfasser der von dem Doctoranden zu vertheidigenden Streitschrift war. Dasselbe Verhältniß setzte sich lange mißbräuchlich fort, als die Verpflichtung, die Dissertationen selbst zu verfertigen und zu vertheidigen, auf den Doctoranden überging. In Schweden ruht diese Ausarbeitung ganz offenkundig auf dem präsidirenden Professor; bei einer jeden Disputation läßt dieser eine bestimmte Anzahl Bogen drucken, die einen bestimmten wissenschaftlichen Inhalt haben. Die Abhandlung bricht ab, wenn die Bogen voll sind, oft mitten in einer Periode, wie viele heftweise erscheinende Journale unserer Tage. So

rückt die Abhandlung langsam fort, die Unterbrechung ist oft sehr lang und die Vollendung erscheint nicht selten erst nach mehreren Jahren.

Bei der jetzt bevorstehenden Promotion zählte man einige siebzig Candidaten, denen die Magisterwürde ertheilt werden sollte. Nicht Männer allein, sondern auch Frauen aus der ersten Gesellschaft Stockholms pflegten dieser Feierlichkeit beizuwohnen, und daher war die Gesellschaft auf dem Dampfboot eine sehr auserlesene. Viele waren mir bekannt. Herr von Hartmannsdorf hatte die Güte, mich auch nach Upsala zu begleiten. Der damalige Lector Atterbom erwartete mich. Wir kamen des Abends spät an und traten vorläufig in einem Gasthofe ab. Als ich meinen Freund begrüßt, und einige seiner nächsten Freunde, die uns empfingen, kennen gelernt hatte, vernahm ich in der Ferne eine Bewegung. Es war eine Anzahl Studirender, die, ohne allen Zweifel durch Atterbom dazu bewogen, mich mit einem Gesange willkommen hießen. Was mir besonders bei diesem, einem Universitätslehrer nicht ungewöhnlichem Empfange auffiel, war die nordische Ruhe, die sich dabei zeigte. Man würde ihre Annäherung kaum bemerkt haben, wenn

die Fußtritte einer Anzahl Menschen sich verbergen ließen. Der Gesang war leise, langsam, und tönte fast traurig, und das Vivat keinesweges laut; aber ich erhielt später überzeugende Beweise ihrer Zuneigung. Der lärmende Jubel, der auf den deutschen Universitäten statt zu finden pflegt, schien hier völlig unbekannt zu sein.

In den ersten Tagen meines Aufenthalts in Upsala war die Verwirrung groß, die Verwandten der siebzig Doctoranden, die große Menge der Besuchenden aus Stockholm füllten die Häuser; die paar Tage gingen mit Besuchen und Gesellschaften hin, während die Vorbereitungen zu den großen Festlichkeiten Professoren, Universitäts-Beamte und Studirende in unruhige Bewegung versetzten. Der Tag kam heran, und auch ich, der ich als fremder anwesender Gelehrter eingeladen war, und an dem Feste Theil nehmen sollte, war wenigstens mit einem Theil meiner Toilette in keiner kleinen Verlegenheit. Ich war seit drei Tagen nicht rasirt und in ganz Upsala war nur ein Barbier, der als ein solcher fast gar nicht in Thätigkeit gesetzt wurde; aber dieser war zugleich Friseur, und die jungen Männer, die promovirt wer-

den, die bei der Festlichkeit irgend eine Rolle als Anführer des Zuges, als Marschälle u. s. w. spielen sollten, mußten auf alterthümliche Weise frisirt und gepudert erscheinen. Der Mann hatte wenige Stunden nach Mitternacht angefangen und wahrscheinlich mehr als hundert Menschen frisirt. Ich kam ziemlich spät, hoffte, daß er schon mit den jungen Leuten fertig wäre, aber die ganze Stube war noch von nicht Frisirten angefüllt, und ich war in der That in Gefahr, mit einem höchst unanständigen Barte, bei einer so feierlichen Gelegenheit eine sehr sonderbare Rolle zu spielen. Da, wo die Professoren versammelt waren, hatte man auf mich gewartet, der Zug war schon geordnet, das Frühstück beendigt, und ich konnte mich nur eben dem Zuge anschließen. Dieser ging nach der großen Domkirche der Stadt, die im schönsten gothischen Styl gebaut, sich höchst stattlich und imposant ausnimmt; das große Portal war eröffnet, die vollkommen gefüllte Kirche lag dahinter. Für den Zug ward nur mit Mühe der Weg gebahnt, und wir fanden unsere Plätze im Chor. Alles war besetzt, die Galerien zwischen den schlanken Säulen von Stockholmer Damen eingenommen, und die Reihe der schönen Frauen bildete einen angeneh-

men Kreis. In dem weiten mittleren Theil der Kirche drängten sich Männer und Frauen; die Festlichkeit begann. Sie dauerte von 10 Uhr Vormittags bis gegen 4 Uhr Nachmittags; wenigstens vier, wenn nicht fünf lateinische Reden über verschiedene Gegenstände wurden gehalten, keine dauerte kürzer als eine Stunde; dazwischen wurden lateinische Gesänge gesungen. Es war schon nach 2 Uhr, als, wenn ich mich recht erinnere, der Professor Gruber die Kanzel bestieg, und eine lange Predigt begann, die ich, mit dem von der täglichen Redeweise völlig abweichenden Redepathos unbekannt, durchaus nicht verstand. Ich bewunderte die Damen. In Deutschland wären gewiß mehrere ohnmächtig geworden, und wie eine solche, die in der ersten Reihe ihren Platz gefunden, aus dem Gedränge gebracht werden sollte, war mir völlig unbegreiflich. Hier fand durchaus keine Störung statt. Ich war keineswegs in der Stimmung, eine solche lange Reihe von Reden anzuhören. Ich war früh aufgestanden, mein unanständiger Bart hatte mich zur Verzweiflung und um das schöne Frühstück gebracht. Als einige Stunden vorüber waren, erwartete ich den Schluß der Feierlichkeit, aber immer trat wieder ein neuer

Redner auf. Endlich ging der Zug von der Kirche nach dem Rittersaale, wo in einem mäßig großen Raum nur Wenige Platz fanden. Hier war ein königlicher Thron errichtet, und der Graf Flemming nahm, als Repräsentant des Königs, den Platz ein, so viel ich mich erinnere, auf einem zweiten niederen Sitze desselben; Ritterorden wurden an ein Paar Professoren, ganz auf alterthümliche Weise, vertheilt. Der Graf Flemming hielt eine Anrede, entblößte ein Schwert und ertheilte den Ritterschlag. Der Historiker Professor Geijer, als Secretair des Ordens, schnallte dem Ritter die goldenen Sporen an. Die Feierlichkeit schloß mit einem Glückwunsche von Seiten des Grafen, dann von den Wenigen hier im Saal Versammelten, und endlich schritt der festliche Zug weiter fort, um das glänzende Mahl einzunehmen. Dieses ward in dem von Linné angelegten botanischen Garten, und zwar in der großen Orangerie aufgetragen. Eine Tafel war gedeckt für wenigstens 200 Gäste; hier standen in bestimmten Entfernungen verschiedene ausländische, in Töpfen gezogene Bäume, die Stämme von den Tafeln umringt; in der Mitte der große, berühmte, von Linné gepflanzte Orangenbaum, der als ein Heilig-

thum des Gartens betrachtet wird. Ich fand mit dem Grafen Flemming, dem Rector der Universität und einigen älteren Professoren meinen Platz unter seinen weit ausgebreiteten dichten Verzweigungen. Es war der ansehnlichste Orangenbaum, den ich bis dahin gesehen hatte, und es überraschte mich, im hohen Norden unter seinem Schatten zu sitzen. Die Mahlzeit war prächtig. Als die Reihe an die Gesundheiten kam, wurde der König, wie sich von selbst versteht, durch den Grafen Flemming zuerst begrüßt, und ich sah es voraus, daß auch ein Toast ausgebracht werden würde, der mich zum Reden auffordern mußte. Bei solchen Gelegenheiten bin ich gewöhnlich höchst ängstlich, die Antwort gelingt selten, und die ganze Mahlzeit ist mir verdorben. Ich habe diese Qual nur zu oft erlebt. In einer sehr gewandten Anrede, vom Professor Geijer, ward die deutsche Literatur gepriesen, die Preußischen Universitäten in ihrer Bedeutung erhoben, und mir ein Willkommen gebracht. Ich hatte über die Antwort, dem allgemeinen Inhalte nach, nachgedacht, und war ungewiß, welche Sprache ich wählen sollte, da zwar der Inhalt schon ausgedacht und bestimmt war, die Form der Rede aber ein Produkt der unmittelbaren Gegen-

wart sein mußte. Schwedisch vermochte ich nicht mit Fertigkeit zu sprechen, denn die gebildeten Scandinavier verstehen sich unter einander, indem ein Jeder seine Sprache spricht. Dänisch fand ich bedenklich, eben der Verwandtschaft beider Sprachen wegen. Ein Ausdruck kann in dieser Sprache eine erlaubte rednerische Bedeutung haben, der im Schwedischen gering klingt; ich wählte daher die deutsche Sprache und gab den Grund an. Ich saß unter dem Schatten von Linné's Orangenbaum, ich war mittelbar durch Linné gebildet, einer seiner besten Schüler war mein Lehrer gewesen, einen der tiefsten Hauptmomente meiner jugendlichen Bildung verdanke ich seinem, im ganzen Norden hochgefeierten Dasein. So hatte ich einen Gegenstand, der sich mit Leichtigkeit an die gegebene Gegenwart anknüpfen ließ. Ich war in der That von diesem ergriffen, Linné's Name schloß sich von selbst an die vielen großen Namen ausgezeichneter Naturforscher, die das kleine nordische Reich in der Geschichte europäischer Wissenschaft verherrlichen. Die Rede gelang, wie mir nur wenige gelungen sind, und das Gerücht von diesem Toast breitete sich, wie ich auf meiner Reise durch Schweden mit einiger

Genugthuung erfuhr, selbst in entferntere Provinzen aus.

Jetzt kamen nun die Tage der Ruhe, und ich konnte mich den vielen Gelehrten nähern, deren Namen mir zum Theil schon bekannt waren. Nur zwei hatte ich schon in Deutschland kennen gelernt; es war Wahlenberg, der in Europa berühmte Botaniker, und mein trefflicher Freund, und in Upsala mein gastfreier Wirth Atterbom, auf jeden Fall einer der phantasiereichsten und anmuthigsten Dichter nicht allein in Schweden. Die Lage eines schwedischen Docenten ist nicht die glänzendste; sie müssen die beste Zeit ihres Lebens in einer beschränkten Stellung als Lectoren zubringen, die sich freilich mit den extraordinaren Professoren der deutschen Universitäten vergleichen lassen, und die meisten nehmen erst im höheren Alter den Platz eines ordentlichen Professors ein. Meine beiden Freunde waren Lectoren. Ueberhaupt ist das Verhältniß zwischen Lehrern und Studirenden auf den schwedischen Universitäten ein ganz besonderes. Die Eltern schicken ihre Söhne im dreizehnten oder vierzehnten Jahre auf die Universität; diese Kinder heißen Studenten, und stehen, wenn sie vermögend sind, unter

der Leitung und Aufsicht älterer Studirender, die eben, bei der im Lande herrschenden Armuth, dadurch in den Stand gesetzt werden, sich einigermaßen sorgenfrei den Studien zu widmen. Auf eine solche Weise haben sich die meisten später ausgezeichneten Notabilitäten der schwedischen Literatur fortgeholfen; es bildet sich aber auch dadurch ein stufenweiser Uebergang von den Kindern, die Studenten genannt werden, bis zu den in Upsala hochgeachteten ordentlichen Professoren; Verhältnisse halten die Aelteren, als Führer und Leiter der Jüngeren, oft viele Jahre auf der Universität fest, besonders solche, die sich für diese ausbilden. Sie erhalten durch den Magister-Grad schon eine höhere Bedeutung, und Einige zeichneten sich in dieser Lage, ohne irgend eine Anstellung, als Schriftsteller aus.

Durch Atterbom lernte ich nun mehrere Professoren kennen. Doch ehe ich von diesen rede, muß ich einer Frau erwähnen, die sich in der That um die Universität Upsala große Verdienste erworben hat. Es war die geistig bedeutende, liebenswürdige Frau Obristin Silfverstolpe. Sie lebt als Witwe, und hat gewissermaaßen ein offenes Haus für Professoren mit ihren Familien, für Lectoren und Magister und ältere ge-

bildete Studirende. Ich glaubte mich in einen Kreis versetzt, der in Deutschland sehr selten ist. Es herrschte eine Zartheit und höchst interessante Beweglichkeit in ihren Abendzirkeln. Es wurden die mannigfaltigsten Gegenstände der Wissenschaft und des Tages mit großer Gewandtheit behandelt, und ich habe einen ähnlichen angenehmen Vereinigungspunkt durch eine geistig interessante Frau auf keiner andern Universität gefunden. Mein Verhältniß zu dieser ehrwürdigen Dame ward schnell ein vertrautes; sie war eine der ältesten Freundinnen der berühmten deutschen Dichterin, der Generalin v. Hellwig, geb. von Imhof.

Unter den Professoren, deren Bekanntschaft ich in Upsala machte, waren noch zwei unmittelbare Schüler von Linné, der eine war der als Reisender in Afrika bekannte Afzelius, der auch kurz vor meiner Ankunft das Leben seines Lehrers herausgab. Diese Schrift hat einigen Werth, es sind Bemerkungen des Linné über sich selbst mit erläuternden Beiträgen von dem Herausgeber. Der zweite war Thunberg, bekannt durch seine Reisen am Cap der guten Hoffnung und in Japan. Er erreichte ein hohes Altrr und starb wenige Jahre nach meinem Aufenthalte in Upsala, tief in den Achtzigen. Ich fand

in Thunberg einen dürren Mann, wie eine Mumie ausgetrocknet, aber mit einer großen Beweglichkeit, die sich für sein Alter höchst seltsam ausnahm. Er führte mich ein paar Stunden ununterbrochen in dem botanischen Garten herum, und lief mit einer Schnelligkeit, die mich in Erstaunen setzte, von einem Orte zum andern. Diese Bewegung schien ihn durchaus nicht zu ermüden. Mit großer Leichtigkeit hüpfte er vor mir die Treppen herauf. Alles, was er dachte und that, bewegte sich innerhalb der engen Schranken seiner Pflanzenbestimmungen, mit welchen die Botaniker doch wenig zufrieden sind, so daß in diesen noch eine große Verwirrung herrscht, und es schwer ist, auszumachen, ob Pflanzen, die neuere Reisende finden, schon Thunberg bekannt waren oder nicht. Er war überhaupt nicht sehr geistreich, erwarb sich aber durch seine Emsigkeit und sein unermüdliches Pflanzensammeln unter den vielen Reisenden, die Linné in alle Gegenden der Erde aussandte, fast den größten Ruf. Am seltsamsten erschien er mir, als er mich, in der That mehr ermüdet, als er zu sein schien, in das Cabinet seiner japanesischen Merkwürdigkeiten führte. Hier glaubte ich einen Automaten zu erblicken, der mit

großem mechanischen Geschick verfertigt war, um die allerdings bedeutende Sammlung zu erläutern. Ich hielt mich für überzeugt, daß hier das Lebensprincip des alten Mannes zu suchen wäre: wenn er die Kleidung, die Bewaffnung, die Geräthe u. s. w. der Japanesen immer auf die nämliche Weise erklärte und täglich das Nämliche genoß. Ich konnte mir durchaus nicht vorstellen, wie dieses ausgetrocknete Perpetuum mobile jemals aufhören würde, sich auf die nämliche Weise zu bewegen. Wahrscheinlich starb er — da die Besuche, je älter er ward, desto mehr abnahmen — aus Mangel an äußerer Anregung. Für meinen Freund Wahlenberg, der so lange als Lector in einer wissenschaftlich wie finanziell beschränkten Lage leben mußte, war dies eine traurige Aussicht.

Ein zweiter seltsamer Mensch lebte damals noch in Upsala; er hieß Oedmann, war Professor der Theologie, irre ich nicht, ein Orientalist, und ward seiner großen Gelehrsamkeit wegen sehr geschätzt; er war Rector einer gelehrten Schule gewesen, und hatte kurz vor seiner Berufung nach Upsala an einem Fieber gelitten. Von jetzt an beherrschte ihn die fixe Idee, daß er nur leben könne, wenn er durchaus die freie

Luft von sich entfernte und im Bette bliebe. Nach Upsala ließ er sich hinbringen in einem fest verschlossenen Wägen, ganz von Betten umgeben, auch als Professor verließ er das Bette nie. Vor diesem mußten seine Zuhörer sich versammeln, Bücher und Papiere lagen auf dem Bette und auf nahe stehenden Tischen, ihm erreichbar. Hier empfing er auch die Besuche. Ich ward durch Geijer zu ihm geführt. Er war durchaus ferngesund. Der Anblick war nicht der angenehmste; denn für die Reinlichkeit war wenig gesorgt. Der lebhafte Mann bewegte sich mit großer Lebendigkeit, richtete sich auf, warf sich wieder hin, sprach und gesticulirte heftig, die Bettdecken, die Papiere flogen um ihn her. Von seiner seltsamen Grille durfte nicht gesprochen werden. Er starb erst im hohen Alter. Ob er in seinem Fache als Schriftsteller hervortrat, weiß ich nicht, aber durch die Güte der Frau von Tarrach, der Witwe des verstorbenen Preußischen Gesandten in Stockholm, die, als eine schwedische Gräfin Rosen, eine große Anhänglichkeit für ihr Vaterland bewahrt hat, habe ich eine höchst interessante kleine Schrift dieses wunderbaren Mannes kennen gelernt. Sie enthielt eine Darstellung seines Schul-

lebens. Er ward in dem Hause eines Oheims erzogen, der, als Landprediger, ein hohes Alter erreichte. Dieser lebte auch ganz in seine Schulzeit versunken, und so reichten Oedmanns Erinnerungen fast unmittelbar bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein. Wie die gelehrten Schulen in den schwedischen Provinzen jetzt sind, ist mir unbekannt, aber wie eine Menge alterthümlicher Einrichtungen der Kirche und der Universität, so haben auch die alten Schuleinrichtungen der Reformationszeit sich reiner in Schweden als in irgend einem andern Lande erhalten, und nachdem ich durch Raumers vortreffliche Geschichte der Pädagogik den Trotzendorf und Johannes Sturm kennen gelernt habe, war mir Oedmanns kleines Werk doppelt interessant. Von der demokratischen Einrichtung der alten Schulen, wie sie nicht allein für den Unterricht, sondern auch für die Disciplin bestimmt war, ist das reinste Bild bis zur letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts übrig geblieben. Als diese Schuldisciplin abstarb, und die organische Gliederung verschwand, blieb die frühere ordnungsmäßige Gewalt der älteren Schüler, von aller Aufsicht getrennt, als eine schädliche Schüler-Aristokratie zurück, und diese fand ich in

der Roeskilder Schule noch in meiner Jugend vor. Es war mir höchst interessant, diese stetige Entwickelung bis zu meiner eigenen Jugendzeit verfolgen zu können. Die Schrift liest sich gut, und ist mit einer Leichtigkeit und Laune geschrieben, die man dem alten wunderlichen Manne nicht zutrauen sollte.

Aber hier lernte ich auch einen der merkwürdigsten Männer Schwedens kennen, nämlich den Grafen Platen. Schweden hat sich durch seine großartigen mechanischen Werke, durch welche es das rauhe Land beherrscht, unter allen europäischen Völkern ausgezeichnet. Pohlheim hat sich durch die Schleußen zu Trollhaetta verewigt. Bekanntlich sieht man dort neben einem brausenden Wasserfall die Schiffe bis zu einer bedeutenden Höhe durch kühn angebrachte Schleußen in die Höhe steigen. Dem Grafen Platen aber verdanken wir den großartig kühnen Götha-Kanal, der sich durch den Fluß an Pohlheims Schleußen anschließt, und das schwedische Gneisgebirge queer durchschneidet. Dieser Kanal war bei meinem Aufenthalte noch nicht fertig. Ich durchschnitt ihn auf meiner Reise an mehreren Stellen, hier schon von Wasser gefüllt, dort noch

trocken und in der Arbeit. Ich habe kein mechanisches Werk gesehen, welches sich an Größe und Kühnheit mit diesem messen könnte. Man geräth in Erstaunen, ein solches Unternehmen in einem armen Lande zu entdecken, welches dem reichsten und mächtigsten Volke, England selbst zur Ehre gereichen würde. Graf Platen hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die große finanzielle Anstrengung, die schon lange stattgefunden hatte, lag den Gegnern zu nahe, und in der That schien es, als würden die heftigen Oppositionen der Stände ihn zwingen, das Werk aufzugeben, als die Vollendung schon nahe war. Aber er verstand es, dennoch durchzudringen; er ließ auf mehreren Punkten zugleich arbeiten. Es schien unverständig, diese mit vielen Kosten entstandenen Kanalstücke, die ganz nutzlos dalagen, und von allen Seiten geschlossen zu einer wechselseitigen Verbindung aufforderten, unbenutzt liegen zu lassen; selbst als jede Hoffnung zu verschwinden schien, sah er ein, daß das, was ihm vielleicht nicht gelänge, in der Zukunft nothwendig ausgeführt werden müßte.

Der Gegensatz zwischen Stockholm und Upsala ist merkwürdig, und könnte fast dazu dienen, die geschichtliche Eigenthümlichkeit Schwedens in allen Richtungen zu bezeichnen. Kein Land hat das alte nordische Gepräge in Sprache wie in Gesinnung und Denkweise, in Verbindung mit einer vollkommen modernen socialen Bildung, treuer bewahrt als Schweden. Diese Verknüpfung, die in der neuern Zeit in Rußland und Polen, in allen Ländern der österreichischen Monarchie, in Italien, auf der iberischen Halbinsel stattfindet, und ein äußeres Auftragen französischer Cultur auf die ursprünglich nationale Weise genannt werden muß, ist in Schweden am ältesten; sie reicht bis zum dreißigjährigen Kriege; unter den scandinavischen Völkern ist sie hervorragend. Die Verbindung wurde veranlaßt durch die größere Verwickelung Schwedens mit den allgemeinen europäischen Angelegenheiten, besonders durch die Verflechtung mit den polnischen, sie kam zur Reife durch Gustav Adolphs Zug und durch Frankreichs unselige Unterstützung der Protestanten. Der schwedische Hof ward immer französischer; und war es unter Gustav III. vielleicht mehr noch als jetzt unter einem Könige französischer Geburt. Upsala bildete in

wissenschaftlicher Rücksicht einen Gegensatz gegen Stockholm, die Universität dort, gegen die Akademie hier, und die ganze germanisch-scandinavische Cultur gegen die französische. Unter Gustav III. war in der ästhetischen Literatur die französisch gesinnte Stockholmer Akademie die durchaus überwiegende, und erst im Anfange dieses Jahrhunderts fand auch von dieser Seite jene bedeutende Reaction statt, in welcher mein Freund Atterbom eine bedeutende Rolle spielte. Sie hat ihre Früchte getragen, und will man sie mit dem Kampfe der Romantiker gegen die sogenannten Classiker der französischen Schule der Akademie vergleichen, so zeigt die schwedische Reaction dennoch zu ihrem Vortheil eine bedeutende Verschiedenheit; denn sie war hier das ursprünglich Nationale, welches, wenn auch verdrängt, doch noch immer mit vollem Bewußtsein im Volke lebte, ja selbst in allen Zweigen der Gelehrsamkeit thätig war. Diese Richtung verkannte ihre Verwandtschaft mit der deutschen nicht, und man konnte Upsala's Universität überwiegend deutsch nennen, während die Stockholmer Akademie ultra-französisch war. Eine Folge von diesem Gegensatze war eine gewisse Isolirung der Upsalaer Gelehrsamkeit. Die Professo-

ren waren von den Verhältnissen der großen Welt ausgeschlossen, und selbst die größte geistige Beweglichkeit verlor sich in eine gewisse trübe Erstarrung; eine alterthümliche Weise, die Wissenschaften zu behandeln theilte der Universität etwas Düsteres, ich möchte sagen Melancholisches mit. In der That war in Upsala zu meiner Zeit nur ein Professor, der es vermochte, die Universität außerhalb ihres engen Kreises mit Erfolg zu repräsentiren, dieses ward in Upsala selbst allgemein anerkannt; es war Geijer, der auch deswegen das fast nothwendig gewordene Mitglied der Stände-Versammlung war. Daß wenn eine gründliche Gelehrsamkeit den altnordischen gewissenhaften Ernst mit der französischen Gewandtheit paarte, der Erfolg bedeutend sein mußte, war begreiflich, und Geijer ist noch immer in seinem hohen Alter eine der ausgezeichnetsten politischen Persönlichkeiten in Schweden. Sein höchst bedeutendes geistreiches, für das Studium der nordischen Alterthumskunde eine wichtige Krise bezeichnendes Werk: „Svea Rikes Häfder" war kurz vor meiner Ankunft in Upsala erschienen, und war wohl geeignet, selbst bei einem flüchtigen Durchblättern, wie es die Zerstreuung des kurzen Aufenthaltes mir nur

erlaubte, den Reisenden in der klassischen Gegend der alten Mythenwelt einheimisch zu machen. Ich war während der Zeit, die ich in Upsala zubrachte, täglich in seinem Hause, ich gewann ihn sehr lieb, und diese Stunden sind mir unvergeßlich. Bei ihm versammelten sich mehrere Professoren, und unter diesen war mir der liebenswürdige Gruber, Professor der Philosophie, durch die genaue Bekanntschaft mit den Bewegungen des deutschen Geistes und durch die freie Auffassung derselben besonders merkwürdig. Den Magister Schröder, welcher mit Atterbom, also auch für die kurze Zeit mit mir, dem Gaste, in einem Hause wohnte, lernte ich zu meiner Freude hier kennen. Er hat sich später als Schriftsteller ausgezeichnet. Rührend war mir die große Neigung der Gelehrten in ihrer isolirten Lage, etwas Genaueres von den Bewegungen in der deutschen Literatur zu erfahren; Alles, was ich mittheilte und wie ich es mittheilte, schien wichtig und erregte die lebhafteste Theilnahme.

Philosophische Aeußerungen der kühnsten Art sind in Schweden nicht selten. Eine Geschichte der Philosophie in Schweden hatte Hammerskiöld kurz vor meiner Ankunft herausgegeben. Sie verdient Aufmerksamkeit und beweist, wie tief und selbständig Sweden-

borgs Landsleute sich mit den höchsten Problemen beschäftigten. Ein merkwürdiger, scharfsinniger schwedischer Philosoph, der in Greifswald angestellt war, Thorild, der auch in der deutschen Literatur bekannt ist, beschäftigte mich zu verschiedenen Zeiten. Hier sah ich ihn von meinen Freunden geschätzt und sein Andenken hoch gehalten. Prof. Hoyer war gestorben. Ich hatte die glückliche Zeit mit ihm in Jena zugebracht. Er vorzüglich hatte zur gründlichen Kenntniß des Schellingschen Idealismus in Schweden viel beigetragen. Mit einem merkwürdigen, freilich längst gestorbenen Manne ward ich einige Jahre früher durch ein Geschenk von Atterbom bekannt. Es war der anonyme Verfasser einer kleinen, in Aphorismen geschriebenen „Resa til Italien. Åren 1780, 81, 82." Das Buch gehört selbst in Schweden zu den Seltenheiten, und der Verfasser reiste, irre ich nicht, als Diplomat. Sein Name wurde mir genannt, aber ich erinnere mich seiner nicht mehr. Die Aphorismen sind voll der kühnsten Aeußerungen. Viele klingen wie aus dem neunzehnten Jahrhundert. Die ganze dreijährige Reise ist mit weitläufigem Druck auf 70 Seiten in Duodez abgefertigt; die Vorrede zu diesem Buche ist

charakteristisch, sie lautet folgendermaaßen: „Die Reise-beschreibung hat die möglichste Kürze, und wäre in der That zu kurz, wenn nicht andere Reisebeschreibungen zu lang wären.“ Eine Philosophie der freien Künste ist beigefügt. Viele der Aeußerungen verdienen noch jetzt Aufmerksamkeit.

Aber auch andere merkwürdige Männer lernte ich hier kennen; außer dem schon erwähnten afrikanischen Reisenden Afzelius, noch den tüchtigen bekannten Mathematiker Svanberg. Ein Bewußtsein der wissenschaftlich isolirten Lage schien sich aus diesen Männern, wie aus mehrern Andern, nicht verdrängen zu lassen; es mag jetzt, da die Reaction zwischen Stockholm und Upsala, wenn auch nicht verschwunden, doch offenbar milder geworden ist, im geringern Maaße vorherrschen, damals isolirte es auch die Mitglieder der Universität. Unter diesen Gelehrten nenne ich vorzüglich den bekannten Naturforscher Wahlenberg. Ich lernte ihn in Berlin kennen, er war in wissenschaftliche Verbindung getreten mit den berühmtesten Naturforschern Deutschlands, und von diesen sehr geschätzt, aber auf seiner Reise, wie in Upsala von der Gesellschaft, völlig getrennt. Ich sah ihn fast täglich, und er war höchst freundlich, offen und vertraulich.

Schweden hatte er ganz allein, in allen Richtungen, zu Fuß, mit seinem Bündel auf dem Rücken, durchwandert, und als einsamer, quer durch die Felder und Aecker fortschreitender Botaniker manches Abenteuer zu bestehen, welches er mit guter Laune erzählte. Ich wollte es versuchen, ihn für die Gesellschaft zu gewinnen; eine recht ansehnliche Partie kam zu Stande; eine Menge Männer und Frauen hatten sich vereinigt, nach Gamla Upsala zu wandern, wo eine ungeheure Menge Grabhügel, wie unzählige riesenhafte Maulwurfshügel, eine weitläufige Gegend bedecken, unter welchen die drei größten aller bekannten, der Sage nach die Götterhügel Odin's, Thor's und Freya's, als der geheiligte Mittelpunkt aller nordischen Mythen erscheinen. Geijer gehörte zur Gesellschaft, und ich freute mich, in einer so lehrreichen Begleitung diese geheiligte Hauptstätte scandinavischer Mythen zu besuchen. Hinter dem großen Haufen von Grabhügeln liegt der einzige übriggebliebene Rest der alten Stadt; es ist die Ruine einer Kirche, deren Thurm noch vollständig dasteht. Der Theil der Gegend, der durch die drei Götterhügel sich auszeichnet, mit der Kirche dahinter, ist als Titelvignette des Geijerschen Werks

erschienen. Der Verfasser der Originalzeichnung, ein Upsalaer Studirender schenkte sie mir zum Andenken, aber der Kirchthurm ist im Verhältniß zur Größe der Hügel zu hoch dargestellt, und dadurch verlieren diese das Imposante ihrer mächtigen Größe. Man sieht von der Spitze derselben auf den Thurm bedeutend herab; ein Theil der Mauern des Thurmes soll, wie man versichert, noch aus der heidnischen Zeit herrühren. Hier drängt sich die schon oft wiederholte Bemerkung, daß die ältesten scandinavischen Christen die schon in der heidnischen Zeit geweihten Stätten für ihre Kirchen wählten, auf eine großartige Weise auf.

Als die Verabredung getroffen war, machte ich den Vorschlag, Wahlenberg dazu einzuladen. Man rieth mir allgemein ab. Er würde, versicherten Alle, die Einladung nicht annehmen: indessen geschah das Unglaubliche, ich führte ihn in die Gesellschaft ein. Er erschien auch hier, wie wenn ich mit ihm allein war, freundlich und unbefangen; als wir aber in der baumlosen, wüsten Gegend unter den Grabhügeln herumirrten und so oft getrennt wurden, verschwand Wahlenberg, und ein Jeder in der Gesellschaft behauptete, es vorausgesehen zu haben.

Ich weile gern mit der Erinnerung in Upsala. Die wenigen Tage, die ich da zubrachte, verschwanden schnell, sie waren nicht allein belehrend für mich, sie waren auch reich an Liebe und an neuen Erfahrungen mancherlei Art. Der übrige Theil meiner Reise durch Schweden ging schnell durch viele Gegenden, ich eilte über Dannemora, Sala und Fahlun. Was ich von dem Lande und dessen Bewohnern erfuhr, konnte um so weniger durch das kurze Verweilen in den Gasthöfen von Bedeutung sein, da meine Reise einen durchaus wissenschaftlichen Zweck hatte. Ich sammelte Fossilien für das Breslauer Cabinet, und erhielt auch manches Bedeutende durch die Güte schwedischer Mineralogen, befuhr die Bergwerke, und dergleichen. Eine Gegend muß ich nennen; ich lernte sie kennen, indem ich, durch Empfehlung an den Grafen Hamilton gewiesen, mich einige Tage in dessen gastfreiem Hause aufhielt. Es war die reizende Gegend bei Kinnekulle in der Nähe von Lidköping und dem großen Landsee Wenern. Die Vegetation ist so reich, die ganze Gegend so lieblich, daß sie sich sehr lebhaft in meiner Erinnerung erhält; ich habe sie in der Novelle Malkolm zu einem Hauptschauplatze der Begeben-

heit gemacht. Malkolm ist dort sehr bekannt, und gewann zu seiner Zeit die Aufmerksamkeit und die Zuneigung der Schweden.

Ich lernte auch auf dieser Reise mehrere ausgezeichnete schwedische Staatsmänner kennen, unter diesen nenne ich in Fahlun besonders den mit den Verhältnissen des Landes sehr vertrauten Järta. Er theilte mir einen für den König bestimmten gedruckten Bericht über Stora Kopparbergs Län mit. Diese Provinz faßt die in der Geschichte Gustav Wasa's so merkwürdig gewordene Gegend Dalarne in sich, eine Provinz, die Järta als höchste Behörde (Landhöfding) verwaltete; er ward im ganzen Lande sehr geschätzt und hat mehrere Male eine bedeutende Rolle gespielt.

Zwar hatte sich damals schon eine Opposition gebildet, aber sie war in den Händen wohlunterrichteter Männer, und wer zu der Zeit zur Opposition gehörte, wird jetzt wohl zur Hofpartei gerechnet, wie mein Freund, der treffliche und durch die Integrität seiner Gesinnung selbst von den heftigsten Gegnern verehrte Herr v. Hartmannsdorf. Noch hatte das wilde Wesen der neuesten Zeit in Schweden sich nicht gezeigt. Der König ward im ganzen Lande geschätzt

und geliebt, und von Rechts wegen. Er war so frei gesinnt, wie ein König sein darf, hat mit dem redlichsten Willen manches schwere Opfer gebracht, und es ist in der That empörend, es zu erleben, wie eine gedanken- und herzlose Opposition den für sein Land unablässig bemühten Herrscher, dem sie selbst ihr Schicksal übergeben hat, in seinem hohen und rüstigen Greisenalter behandelt.

Zu den Männern, die ich mit großem Eifer aufsuchte, gehört besonders der berühmte Dichter Tegnér. Aber ich sollte ihn nicht treffen. Auf der Reise fand ich ihn auf dem Wege nach Stockholm kurz vor mir in dem Fremdenbuche der verschiedenen Stationen eingetragen; ich hoffte ihn zu erreichen: aber als ich nach Stockholm kam, hatte er die Stadt schon verlassen. Wie ich später in Berlin seine Bekanntschaft machte, werde ich nicht unerwähnt lassen. Ich war, wie man aus den angegebenen Orten wahrnehmen wird, durch Schweden in mancherlei Richtungen gereist, und eilte, nun von Lidköping aus über Wenernburg und Strömstadt, und begrüßte Norwegen bei dem imposanten Swinesund. Es war meine Absicht, den größten Theil des Sommers in Norwegen zuzubringen.

Ich kam nach Christiania, wenn ich mich recht erinnere, in den ersten Tagen des Juni. Das vierte Storthing war versammelt. Ein Theil desselben, und zwar der bedeutendste, bestand aus meinen alten Jugendfreunden aus Kopenhagen. Norwegens Zustand war oft Gegenstand unserer jugendlichen Betrachtungen gewesen, und nun näherte ich mich dieser Stadt, nachdem sie die freieste Constitution irgend eines europäischen Landes erhalten hatte. Unter den Freunden nenne ich Professor Sverdrup, der einen so großen Einfluß auf die Ausbildung der Constitution zu Eidswold hatte, daß er, selbst nach den genauen kritischen Untersuchungen der damaligen Verhältnisse durch einen andern meiner alten Freunde, Jacob Aal, nicht abgeleugnet werden kann. In allgemeiner Anerkennung seiner Verdienste hat das Storthing das seltene Beispiel gegeben, die von der Regierung ihm bewilligte sehr ansehnliche Pension noch bedeutend zu erhöhen. Der zweite Jugendfreund, den ich hier wiederfand, und der kurz vor meiner Ankunft als das Haupt der Finanzverwaltung des Staats eine Anklage auf eine so entschiedene Art abzuweisen vermochte, daß ein allgemeiner Jubel entstand, war der als Norwegischer

Statthalter vor wenigen Jahren verstorbene, allgemein verehrte Graf Wedell-Jarlsberg. Man wird sich erinnern, wie vertraut wir in unserer Jugend zusammen lebten. Eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die ich je kennen lernte. Er hat sich in der Geschichte Norwegens verewigt. Mehrere Freunde könnte ich noch nennen, einige als einflußreiche Mitglieder des Storthings, andere des Staatsraths, und es war mir seltsam zu Muthe, als ich meine Stellung zu meinem Geburtslande in meiner frühen Jugend mit derjenigen, in welche ich jetzt hineintreten sollte, verglich. Ich übersah von Egeberg aus die reizende, jetzt durch so viele Reisende bekannt gewordene Lage der Stadt. Christiania ist wie Stockholm durch die Lage eine der ausgezeichnetsten Städte in Europa. Es lag da in einer anmuthigen Hügelgegend von kühnen Bergen umgeben. Der botanische Garten, einzelne Landhäuser verherrlichten das fruchtbare, hier stark bewohnte Land. Die Vorstadt lief bis an den Fuß des Berges, von welchem ich auf damals noch nicht vollkommen ausgearbeiteten Wegen schroff herunter fuhr; links lag mit seinen kleinen Häusern das alte Opslo. Ueber der Stadt hinweg, zwischen kühnen waldbedeckten Felsen

entdeckte man den reizenden Fjord und Christiania's Hafen mit Schiffen bedeckt. Als ich die Häuser der Vorstadt erreichte, vermochte ich kaum fortzukommen; es war ein Markttag, das Gedränge der Bauern der Umgegend und die Masse der Wagen sperrten fast ganz den Weg. Ich stieg ab, um den Gasthof zu finden, in welchem Professor Holst, der Gatte meiner Nichte, der Schwester meines Pflegesohnes, der mich begleitete, eine Stätte bereitet hatte. Aber durch die Bauern war es schwer, einen leitenden Bericht zu erhalten. Da war der Erste, den ich traf, der ältere Ström, den ich als meinen eifrigen und mir geneigten Schüler in Halle, im Anfange des Jahrhunderts, erwähnt habe. Sein jüngerer Bruder hatte, wie man sich erinnern wird, den Krieg 1813—15 von Breslau aus mitgemacht; nachdem er während des Druckes mich ebenfalls in Halle aufgesucht. Beide bekleideten ansehnliche Stellen im norwegischen Bergwesen; der jüngere wohnte nördlich, und hatte seinen Sitz in Röraas, der zweite südlich in Kongsberg. Dieser traf mich jetzt, der jüngere erst später; beide waren nach Christiania geeilt. Ich war unbeschreiblich heiter gestimmt; die herrliche Aussicht, die ich genossen hatte,

der warme Sonnenschein, durch welchen die Gegend ein südliches Ansehen gewann, das Gedränge der Bauern, der lebhafte Verkehr, die Freude meines Neffen, der eine geliebte Schwester nach einer mehrjährigen Trennung als verheirathete Frau wiedersehen sollte, das neue seltsame Leben unter alten Freunden, denen ich erwartungsvoll entgegen ging, Alles regte mich auf die freudigste Weise auf. Und nun trat mir ein geliebter Mann entgegen, der auf einmal mich in meine deutsche Heimat nach Halle, und indem sein Bruder mir vorschwebte, auch in den bedeutendsten Moment meines Lebens versetzte.

Ström war mit dem mächtigsten Theile der Norweger keineswegs einig. Seine politischen Ansichten waren sehr abweichend und er lebte in großer Einsamkeit, aber wir waren durch Verhältnisse mit einander verbunden, die tiefer reichten als alle politische. Ich war nicht ganz unbekannt mit Norwegens Lage und mit Ströms Stellung, aber ich darf mit Wahrheit behaupten, daß er mir aus dem Gedränge der Vorstadt, wo ich ihn am wenigsten erwarten konnte, als der heitere Schlußpunkt der freudigen Reise erschien. Jetzt war es mir, als wäre ich zu Hause, nicht allein

nicht nur indem ich mit der Erinnerung zurückblickte nach dem Kreise der Meinigen in Deutschland, sondern auch hier.

Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man, noch im rüstigen Alter, unter persönlich unbekannte Menschen tritt, die uns nahe verwandt sind, denen man für eine Respectsperson gilt, und durch Verhältnisse so nahe getreten ist, wie man überhaupt durch Verwandtschaft einem andern nahe treten kann. Die wirklich schöne und anmuthige junge Frau, noch in den Frühlingstagen der eben geschlossenen Ehe, begrüßte mich als Oheim und als denjenigen, der die Vaterstelle bei ihrem geliebten Bruder vertrat. Seit vielen Jahren von Geschwistern und übrigen Bewandten getrennt, trat sie mir nun zuerst entgegen, und man kann wohl auf keine glücklichere Weise an sein heranrückendes Alter erinnert werden. Mein funfzehnjähriger Neffe hatte seit 7 Jahren die Schwester nicht gesehen, und fand das spielende Kind, das er verlassen hatte, als glückliche Frau. Er stürzte in ihre Arme und beide vergingen in Thränen. Mein Neffe, aus dem Kreise der Kinder, in welchem er bisher gelebt hatte, herausgerissen, hatte die letzten Spuren des Knabenalters abgelegt;

fast immer von bedeutenden Männern umgeben, fortdauernd auf Gespräche ernsthaften Inhalts achtend, hatte für ihn das Geringfügige, welches ihn mehr oder weniger beschäftigte, seinen Werth verloren. Er war ernst, stille und bescheiden geworden. Ein Grund, warum ich mich von ihm begleiten ließ, war nicht allein, ihn zu seiner Schwester zu führen, ihn mit seinem Schwager bekannt zu machen, wie mit meiner nordischen Verwandtschaft, sondern auch ihm die ganz vergessene Muttersprache wieder in Erinnerung zu bringen. Die Anstrengung, die es ihm kostete, besonders da er zuerst die ihm mehr entfremdete schwedische Sprache hörte, war ihm nützlich, und ich freute mich nicht wenig, wenn ich sah, wie mein Neffe nicht allein die Zuneigung, sondern selbst die Aufmerksamkeit bedeutender Männer auf sich zog. Es war mir sehr angenehm, ihn so seiner Schwester und seinem Schwager zeigen zu können. Solche Momente des Wiedersehens haben nicht allein etwas Freudiges, sondern zugleich etwas Heiliges. Wie mächtige Unglücksfälle, Belagerung, Feuer, Wassersnoth, die alle Kräfte in Bewegung setzen, nicht für eine selbstsüchtige, eigennützige, sondern für eine gemeinschaftliche, allgemeine

That, selbst unter Verlusten erheben und stärken, daß der Schmerz von einem tiefern, heiligern Grunde des innern Glücks begleitet ist: so eröffnet sich in dem Augenblick der Umarmung geliebter Menschen nach langer Trennung ein Abgrund der wärmsten Liebe. Alles Widerwärtige, Gehässige, Harte schmilzt und vergeht in diesem Gefühl, und man liebt das ganze Geschlecht, indem man den Geliebten umarmt.

Professor Holst genoß schon ein großes Ansehen, er hatte eine sehr bedeutende Praxis, und griff thätig in die medicinische Polizei des Landes ein, und in den Medicinal-Angelegenheiten ward seine Stimme gehört; besonders war der ernste und besonnene Mann für die ärztliche, aber auch für die sittlich religiöse Behandlung der Gefangenen thätig. Die zweckmäßigere Einrichtung der Gefängnisse hatte, damals von Nordamerika ausgehend, in London die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es war natürlich, daß in einem Lande, in welchem man sich nun selbständig in allen Verhältnissen zu gestalten bemühte, ein jeder tüchtige und wohlmeinende Bürger von seinem Standpunkte aus sich anstrengte, für diesen frischen und fröhlichen nationalen Bau thätig zu sein. Aber Holst

ist ein fast ängstlich gewissenhafter Mann, und wie es einem solchen ziemt, beschränkte er seine öffentliche Thätigkeit auf einen Gegenstand, der seinen übrigen Studien und Geschäften verwandt, ihm nahe lag, und den er hoffen durfte ganz beherrschen zu können.

Auf einer wissenschaftlichen Reise war er nach London gekommen. Die neu errichteten Gefängnisse, deren ganze Structur auf den sittlichen Zweck hinwies, beschäftigte ihn lebhaft, und als er von der Reise zurückkam, suchte er durch eine Schrift (die schon bei meinem damaligen Besuche, jetzt vor zwanzig Jahren, erschienen war), die Aufmerksamkeit des Staats auf diesen Gegenstand zu lenken. Er ist ihm seitdem treu geblieben, und ist in dieser Rücksicht ohne allen Zweifel der am besten Unterrichtete der scandinavischen Halbinsel. Die Verbesserung der Gefängnisse zog immermehr die Aufmerksamkeit der größeren Staaten auf sich. Holst trat mit dem eifrigen, und in dieser wichtigen Sache verdienstvollen Dr. Julius in lebhafte Verbindung; er bereiste im Auftrage seines Landes England, Frankreich und die Schweiz, so wie das leider in dieser Rücksicht noch in allen seinen Staaten sehr vernachlässigte Deutschland zu wiederholten Malen:

und dennoch verschwanden sechzehn bis achtzehn Jahre, ehe es ihm gelang, die wichtige Sache zum Gegenstande einigermaßen entscheidender Berathungen des Storthings zu machen. Erst das letzte Storthing hat einen für die Sache etwas günstigen Beschluß gefaßt.

Man erlaube mir, mich hierüber, wie ich gleich vom Anfange an bevorworten muß, von meinem, d. h. von dem sittlichen Standpunkte aus, mich zu äussern. Ich weiß recht wohl, daß hierbei so Manches in Betrachtung kömmt, worüber mir kein Urtheil gebührt. Eine Masse von Erfahrungen, von technischen Fertigkeiten, eine genaue Kenntniß der Verhältnisse, unter welchen, wenn auch auf eine höchst tadelnswerthe Weise, die Gefängnisse sich geschichtlich gestaltet haben, sind erforderlich, wenn man den noch immer mächtigen Gegnern einer gründlichen Veränderung der Gefängnisse entgegentreten will.

An einem jener mir so lehrreichen und herrlichen Abende, die ich mehrere Jahre vor seiner Thronbesteigung das Glück hatte mit unserem Könige zuzubringen, war die Rede von den amerikanischen Gefängnissen, und von den Principien, die man bei deren Einrichtung verfolge. Die Schrift von Beaumont

und Tocqueville über diesen Gegenstand war eben herausgekommen, und der Kronprinz hatte sie mit der größten Aufmerksamkeit gelesen. Das Gespräch zeigte, wie genau er sich alles eingeprägt hatte. Ein hoher Staatsbeamter war zugegen, der Kronprinz vertheidigte mit warmen Eifer das philadelphische System, als das einzig zweckmäßige und wahre. Jener machte auf die Schwierigkeiten, besonders auf die durchaus unüberwindlich finanziellen, die sich der Isolirung aller Verbrecher entgegen stellten, aufmerksam. „Ich habe," rief der Kronprinz mit hinreißender Wärme, „erfahren, daß unsere Gefängnisse die eigentlichen Schulen der Verbrechen sind; diese sollen aber hier nicht bloß bestraft, sondern in ihrer Ausbildung gehemmt werden, und sie werden auf die furchtbarste Weise befördert und vervielfältigt. Seit ich dieses erfahren habe, darf der Gedanke mich nie verlassen, ich darf vor keinen Schwierigkeiten zurückbeben, kein Opfer, selbst das größte nicht scheuen; denn es ist nicht von einer Unbequemlichkeit die Rede, die man geduldig ertragen muß, wenn sie nicht beseitigt werden kann, es gilt ein Grundübel des ganzen Staats, eine beständig im Volke wachsende Krankheit, die, wenn sie wächst, wenn sie, wie

bisher, immermehr um sich greift, das Wesen des Staats in seinen innersten Tiefen verzehrt."

Man muß unsern König hören, wenn sein großer ihm von Gott anvertrauter Beruf ihm vorschwebt, wie ganz er von diesem erfüllt und durchdrungen ist, und ein jeder weiß, daß das, was ihn damals durchdrang, ein fester unerschütterlicher Gegenstand seines ganzen Lebens geworden ist; auch hat er es eingesehen, daß das philadelphische System richtig verstanden, und mit stiller Thätigkeit und Aufmerksamkeit ausgeführt, das einzige wahre genannt werden muß. Die Einwendungen, die dagegen gemacht werden, die nach den Versuchen in Nordamerika und England immer lauter werden, sind mir keineswegs unbekannt. Besonders beruft man sich auf die Erfahrung, daß die isolirten Gefangenen so häufig wahnsinnig werden. Vieles wird in dieser Sache von den Gegnern übertrieben. Die Thatsache wird hier mit Heftigkeit behauptet, dort geleugnet, und ist noch keineswegs festgestellt. Doch ich will zugeben, daß isolirte Gefangene wahnsinnig werden können. Man erlaube mir, auf den Grund dieses Unglücks aufmerksam zu machen.

Es beruht sowohl in England, wie in Amerika, auf einem tiefen Mißverständnisse, welches hier wie dort stattfindet, keineswegs aber in dem Princip des Systems liegt, dieses vielmehr völlig verkennt.

Es sind 70 Jahre verflossen, seit Howard im Jahre 1773 als Sheriff in England die Aufmerksamkeit des Staats auf die Gefängnisse lenkte; er war für die Gefangenen was später Wilberforce für die Sclaven. Die Verbesserung der Gefängnisse ist seitdem, wie die Unterdrückung des Sclavenhandels, eine geschichtliche Aufgabe aller gebildeten Völker geworden, die sich nie mehr abweisen läßt; und wie unzufrieden man auch mit vorgeschlagenen Verbesserungen sein mag, so ist doch in der That zu fordern, daß ein wesentliches Element der europäischen Cultur nicht ignorirt werde. Wenn wir in die vergangenen Zeiten, ja in unsern Tagen einen Blick auf die furchtbaren Gräuel der Gefängnisse werfen, dann drängt sich uns die bedenkliche Frage auf: ob die Sclavenschiffe reicher sind an barbarischem Frevel, als die Gefängnisse. Die Behandlung der Gefangenen findet in der Mitte der Bildung statt, und ihre Folgen verpesten die Gesellschaft. So behandelte man früher psychisch Kranke. Die Schwan-

kenden wurden entschieden rasend oder wahnsinnig, — wie die Gefängnisse die Masse der Verbrechen vermehren, die sie verhüten sollen, — bis Reil allgemein die Aufmerksamkeit auf die Irrenanstalten lenkte. Nach allen Seiten sind in guter Meinung große Irrthümer begangen, aber die Aufgabe ist eine geschichtliche geworden, und daß die europäische Bildung in ihrer Mitte Barbareien duldete, die ihrem Wesen widersprachen, wird von keinem geleugnet.

Ich finde mich verpflichtet, mich hier über diesen Gegenstand zu äußern, denn seit 20 Jahren, seit ich damals in meinem Vaterlande durch den Eifer eines geliebten Verwandten angeregt, anfing mich damit zu beschäftigen, habe ich die Verhandlungen innerlich durchgelebt, indem ich sie mit Aufmerksamkeit verfolgte. Sie bilden ein wesentliches Moment meines Lebens. Holst ward für Scandinavien, was Julius für das nördliche Deutschland, und man sollte nie vergessen, was man beiden verdankt. Sie sind meine Freunde, und ihr unermüdlicher Eifer, indem sie mit Hindernissen und Schwierigkeiten mancherlei Art kämpften, riß mich freilich mehr zur inneren Betrachtung als zur äußern Thätigkeit hin. Ich verdanke beiden viel,

und wage zu glauben, daß die stille Betrachtung, wenn sie gleich der Noth der Gegenwart nicht abzuhelfen vermag, dennoch ein wesentliches Moment des geschichtlichen Fortschreitens einer so wichtigen Sache genannt werden muß.

Was will das philadelphische System, wenn es rein und scharf aufgefaßt wird, im Gegensatz zu dem sogenannten Auburnschen? Das Letzte, obgleich es noch viele Anhänger findet, ist das verwerflichste unter allen. Die Entstehung desselben ist begreiflich. Eine gewisse Sentimentalität war in der Behandlung der Verbrecher fast herrschend geworden; man behandelte die Gefangenen besser, man sorgte für eine gesunde Nahrung, für eine bessere Wohnung im Winter, für eine gemäßigte Temperatur. „Wie viele Tausende, sittlich tadellose Menschen," wandte man dagegen ein, „arbeiten unablässig unter den mühsam Strebenden. Viele mit ihrer ganzen Familie, sie hungern, frieren und vergehen halb nackt in den elendesten Wohnungen. Und die Verbrecher sollen büßen für ihre That, ihre Zahl wird durch eure unverständige Güte vermehrt, das verletzte Gefühl, durch die Theilnahme an dem unglücklichen Schicksale der verlassenen Armen in

Bewegung gesetzt, wird empört." Staatswirthschaftliche Betrachtungen verbanden sich mit den sittlichen; diese fanden um so mehr Eingang, je mehr die Gefängnisse sich vermehrten. So war es schon seit langen Jahren gebräuchlich, die Gefangenen für bestimmte schwere Arbeiten zu benutzen, und zu bestimmter Beschäftigung zu zwingen. Zwei Richtungen bildeten sich nun einander gegenüber in immer größerm Gegensatz; sie trugen wechselseitig zu ihrer Entwickelung bei; das philadelphische System war dem Princip nach das entwickelte Howard'sche. Dieses förderte die strenge Isolirung, daher hörte man die Anhänger des Auburnschen Systems über Grausamkeit klagen. Beide wollen die gräßliche Fortpflanzung der Verbrechen durch die Gefängnisse, das Hauptübel dieser, zu unterdrücken suchen. Daher trennt das Auburnsche System die Gefangenen nächtlich. Am Tage arbeiten sie zwar in Gesellschaft, sind aber zu fortdauerndem Stillschweigen verdammt. Die strengste Aufsicht macht sie stumm, und die härteste Strafe trifft einen jeden, der durch einen Laut, oder durch Mienen sich einem Andern verständlich zu machen sucht. Es ist eine Frage, ob die völlige Isolirung grausamer ist, als diese fortdauernde tanta-

lische Qual. Und doch hat man nicht den hervorbrechenden Wahnsinn in den Auburnschen Gefängnissen beobachtet. Der Grund ist ohne allen Zweifel folgender.

Wenn man tief sittlich auf die Gefangenen wirken will, darf man sich nicht bloß zu den Symptomen der Krankheit wenden; ein Verbrechen aber ist ein solches, und hält man sich nun an dieses, so trifft man die Krankheit, die von den Gefängnissen aus weiter um sich greift, keineswegs. Ein Verbrechen, welches den heftigsten Zorn, ja Abscheu erregt, kann aus einer weniger angesteckten Gesinnung entspringen. Zwar muß es von den Strafen des Gesetzes getroffen, und äußerlich nicht geschont werden; aber innerlich bildet es vielleicht eine Krise besserer Art. Eine geringere Unthat, vielleicht durch Umstände gesetzliche Milderung hervorrufend, kann aus einer vollkommen verstockten Gesinnung hervorgehen, ja die Verstockung kann zunehmen. Nun ist die verbrecherische Gesinnung diejenige, der man heilend entgegen gehen muß, und ist diese innerlich durch und durch verkehrt, dann ist es freilich begreiflich, daß das ganze verständige Dasein in seinen innersten Tiefen zerstört und der

Mensch wahnsinnig wird. Wo nun diese bedauernswerthe Erscheinung nicht stattfindet, da muß man ohne allen Zweifel voraussetzen, daß die verkehrte Gesinnung sich noch zu behaupten weiß, und keineswegs die Hoffnung aufgegeben hat. Mag ein Gefangenwärter viele Jahre seines Lebens unter Verbrechern zugebracht haben; mag die Gefahr, in welcher er lebt, das Pflichtgefühl und ein beobachtendes Talent, welches, je mehr es sich ausbildet, desto mehr Nahrung sucht, ihn in jeder Rücksicht auszeichnen, daß er mit Recht auf seine Erfahrungen pocht: er irrt sich, wenn er glaubt, daß diese erschöpfend sind; in dem wechselseitigen Kampfe unterliegt er doch zuletzt. Der Kampf für eine verbrecherische Welt wird, je größer die Schwierigkeiten sind, welche der Verbrecher zu überwinden hat, ein verzweifelter für die Selbsterhaltung, und wirkt zuletzt mit der ganzen Unergründlichkeit des Instinkts. Mir ist eine Schrift eines englischen Arztes über die nicht allein verstellten, sondern auch wirklich künstlich erzeugten Krankheiten, die das gepreßte Volk, um dem Soldaten- und Matrosendienst in England zu entgehen, hervorzurufen vermag, sehr merkwürdig geworden. Auch diese Welt eigenthümlicher Erfah-

rungen bildet sich epidemisch aus; man kann die Schrift nicht durchlesen, ohne überzeugt zu werden, daß diese unergründliche Täuschung viel weiter reicht, als der erfahrene Mann sie zu verfolgen wußte: und dennoch ist das Uebel, dem der gepreßte Soldat oder Matrose entgehen will, verhältnißmäßig viel geringer, als die Gefahr, mit welcher der Verbrecher kämpft. Der Grund zu der verderblichen Schule wird zwar in den Gefängnissen gelegt, aber sie reicht viel weiter, sie bildet einen verborgenen Staat im Staate, und wird in den Auburnschen Gefängnissen eine Mienensprache ausbilden, die sich mit der aufgedrungenen Beschäftigung der Gefangenen selbst verbindet; in jener ist der Verbrecher unterrichtet, ehe er ergriffen wird, und die schon erlernte stumme Sprache bleibt dem Erfahrensten und scharf Beobachtenden nothwendig verborgen. Mit dieser Fertigkeit verbindet sich der tiefe sittliche Haß, die Aufforderung zur Rache gegen die unnatürlich zwingenden Aufpasser. Neben diesem Ingrimme kann kein besserer Gedanke Raum finden, die verbrecherische Gesinnung steigert sich in einem jeden Moment, und der so gehaltene Gefangene, in der Nacht seinen eigenen quälenden Gedanken einsam überlassen, am Tage fort-

dauernd zur Erbitterung aufgefordert, ist recht eigentlich seiner innern Hölle preisgegeben.

Das philadelphische System ist nun das völlig entgegengesetzte. Es bietet dem Gefangenen nichts als Gutes. Die Wohnung ist gesund, ja es widerstrebt dem Princip keineswegs, daß sie selbst heiter, licht sei. Der isolirte Gefangene erhält eine gesunde Nahrung, ein bequemes Lager, er wird zu nichts gezwungen, und nur hartnäckige, unruhige Widersetzlichkeit führt körperliche Strafen herbei. Und wenn man nicht durch eine beschränkte religiöse Richtung bewogen wird, den Gefangenen in die Tortur einseitiger Erbauungsformeln hinein zu bannen, so wird man sich nicht scheuen, ihm Schriften mitzutheilen, die durch Schönheit erheben, durch rein menschliche Gesinnung anziehen, durch tiefe Gefühle gewinnen. Er kann sie liegen lassen, er kann sie lesen; es ist heilsam, ihm eine lange Zeit nichts als die Bibel zu geben: diese, wenn sie die verstockte Seele mit der Allgewalt trifft, die die ganze Geschichte besiegt, wirkt wie ein Wunder; sie ist die verborgene Stätte der neuen Welt, die aus der gegenwärtigen sinnlichen nie verstanden werden kann. Wenn er sie aus langer Weile, die bis

zur Verzweiflung steigt, nicht äußerlich gezwungen, wohl aber innerlich in sich zerknickt, in die Hände nimmt, dann wäre es seltsam, wenn nicht eine jede Stelle des neuen Testaments, hineingetaucht in stille, wenn auch noch so fern tönende Erinnerungen der Kindheit, eine Bewegung hervorriefe, die, wenn auch mit Unwillen abgewiesen, dennoch in der stillen Einsamkeit wie ein immer erneutes Echo wiederklänge. Man hat die staatswirthschaftliche Absicht einer bestimmten, für die Erhaltung der Gefängnisse erzwungenen Arbeit völlig aufgegeben. So wie es von dem Gefangenen abhängt, ob er die Bücher lesen will oder nicht, so hängt es auch von ihm ab, ob er arbeiten will oder nicht; wenn er zuletzt, um den peinigenden eigenen Gedanken zu entgehen, sich beschäftigen will, so hat er die Wahl der Arbeit; alle Mittel sich auf die selbst gewählte Art zu beschäftigen, werden ihm gereicht. Er wird täglich in die freie Luft geführt, sich da zu bewegen. „Aber die Isolirung," ruft man, „das Ausgeschlossensein von allen Menschen, ist etwas so Furchtbares, daß, wie die Erfahrung immer deutlicher zeigt, es keine grausamere Strafe gibt." Worin besteht aber diese Absperrung? darf kein menschliches

Wesen sich dem Gefangenen nähern? — Das ist keineswegs der Fall. Alles, aber auch ganz entschieden, was die Krankheit nährt, was ihr verwandt ist, wird entfernt gehalten.

Der Gefangenwärter soll zwar stumm sein, bis er zu sprechen aufgefordert wird, denn der Trotz soll überwunden werden; der Prediger kömmt erst, wenn der Gefangene ihn verlangt; der Arzt, der freilich auch ein psychischer sein muß, bei jeder Krankheit; und Menschen, deren Gesinnung bekannt ist, werden zugelassen. Aber eben auf alle diese kömmt es an, ob sie das Vertrauen der Gefangenen zu erwerben wissen, ob sie Zuneigung zu ihnen zu fassen vermögen. Alles hängt von der Umgebung ab, die zugelassen wird, nicht allein von ihrer Religiosität, die die eifrigste und wahrste, nicht allein von ihrer Güte und Theilnahme, welche die tiefste sein mag: es hängt vielmehr ganz vorzüglich von der Umsicht und Klugheit der Umgebung ab, ob das Resultat ein günstiges sein soll, oder vielleicht ein höchst trauriges. Wir haben behauptet, daß selbst dem stummen trotzigen Gefangenen die Bibel, (wohl im Anfange nur das neue Testament) mitge-

theilt werden soll; oft hat dieses allein das verderbliche Gemüth bewegt und im Innersten erschüttert: aber nicht selten hat eine unverständige religiöse Mittheilung die traurigsten Folgen, und eine beschränkte Form den Verbrecher nur noch verstockter gemacht. Die einzige Absicht darf nur sein, zuerst und vor Allem das Vertrauen des Gefangenen zu gewinnen, daß er sich nach den Besuchen zu sehnen anfängt; dahin müssen Gefangenwärter, Arzt, der Prediger, theilnehmende Freunde unablässig streben; sie dürfen sich dem Gefangenen nur in den reinsten Momenten des eigenen Daseins nähern; Leidenschaft, Zorn, Ungeduld darf ihm nie nahe treten. Der strenge, aber zugleich liebevolle Ernst soll ihm allein entgegenkommen, aber dieser muß tief religiöser Art sein, und hinter ihm muß das Unvermeidliche, was das Verbrechen, einmal begangen, für das ganze Leben mit sich führt, niemals verschwinden. Der Freund darf den Kranken nie durch falsche Täuschungen trösten wollen; eben sein hartes unabweisbares Schicksal soll der Gefangene ertragen lernen. Die Religion, der Glaube soll sein eigenster innerster Trost werden, soll daher dieser aus ihm hervorwachsen, so darf er ihm nicht äußerlich aufgedrungen

werden. Alles äußerlich Aufgedrungene ist ein Hemmendes, die stille Entwickelung Störendes. Auf dem einen Punkte der Religiosität kann der Mensch nicht in allen Momenten seines Daseins allein mit vollem Bewußtsein verweilen; denn er lebt sinnlich, und wie sein Leib mit den Naturelementen, ist seine Seele mit der Welt der sinnlichen Gedanken organisch verknüpft, und kann von ihr nicht getrennt, ohne vernichtet zu werden. Glücklicherweise ruht in der Sinnlichkeit selbst eine Freiheit, ein Höheres verbirgt sich in ihr, welches fortdauernd auf das Höchste hinweist, und das Erkennen und Schauen, Wahrheit und Schönheit sind dann Stützen des Glaubens!

Aber Regeln können dem Besuchenden nicht gegeben werden; diese müssen in jedem Fall aus der Theilnahme für die bestimmte Persönlichkeit sich lebendig entwickeln.

Man wird einsehen, daß das, was hier angedeutet ist, viel ausführlicher dargestellt werden könnte, ja müßte, wenn es an diesem Orte erlaubt wäre. Ich habe geflissentlich die ganze, reine, unerreichbare Idee des Verfahrens sich aussprechen lassen, wie hier, wie allenthalben, wo von einer sittlichen und religiösen Ab-

sicht die Rede ist. Sie kann nie verwirklicht werden in ihrer vollen Reinheit, aber sie, und sie allein muß fortdauernd einem jeden vorschweben, der sich dem Gefangenen nähert, und alle Mittheilung muß von ihr durchdrungen sein. Schriften nicht religiösen Inhalts müssen mit der größten Vorsicht gewählt sein, man darf nie vergessen, daß, wie dem Reinen Alles rein, so dem Unreinen Alles unrein ist. Läßt nun diese Idee sich nicht verwirklichen, so läßt doch die Richtung sich fest halten: aber sie geht, wie alle Sittlichkeit, von der Freiheit aus. Wenn der Fromme spricht von der göttlichen Gnade, so sagt er dasselbe, denn in Gott sind wir frei. So ist der Ursprung, die Quelle des philadelphischen Systems; es kann nicht geboten werden, alles Innere muß sich der durch göttlichen Beistand frei gewordenen Gesinnung anschließen. Jede gebotene Einrichtung ist eine taube Schaale ohne Kern, wo die freie sittliche Persönlichkeit fehlt. Hier, wo das tiefste Grundübel der Staatsbildung unserer Tage uns drohend entgegenkommt, rückt uns auch die Lösung des Widerspruches unmittelbar nah. Das Uebel ist da und läßt sich nicht übersehen, es muß überwunden werden: nicht bekämpft, wächst es unaufhaltsam und

droht mit Vernichtung; und nur die in Gott gereinigte Gesinnung führt die Waffen, die es bekämpfen kann. Aber alles wahrhaft innerlich Belebende und Rettende wächst im Stillen, der Saamen verbirgt sich im Dunkeln. Auch hier vermag so allein das Beste zu gelingen. Die Staaten haben die Neigung, Alles im Großen zu treiben: große Summen werden verwandt, und die Unterthanen klagen über den Druck der Auflagen; Einrichtungen werden getroffen, und auf jeden Schritt trifft man auf Einwendungen und Schwierigkeiten, die sich nicht abweisen lassen. Wenn die Summen verwandt, die Gebäude fertig, die Einrichtungen getroffen sind, dann sieht man sich nach Menschen um, die das äußerlich Zubereitete innerlich beleben sollen; als könnte man einen organischen Leib fertig machen und hinterher eine Seele suchen, die ihn in Bewegung setzte: und darauf beruht allein das Mißverständniß. Das philadelphische System reicht nicht weiter als der freisittliche, ächt religiöse, durchaus innere, eigene Entschluß; wo dieser nicht zuerst und vor Allem vorhanden, ist die ganze Einrichtung vom Uebel, und ein jeder vergeblicher Versuch ist ein gefährlicher. Nur die freie Religiosität der Umgebung

des Gefangenen vermag ihn zu befreien, und wo diese nicht thätig ist, verwandeln sich die Menschen, die sich dem Verbrecher nähern, in stumme Mauern, die ihn noch enger einschließen. Dann bohrt sich das Gefängniß in die Tiefe der Seele hinein; wo Rettung sein sollte, entsteht hoffnungslose Verzweiflung, und man schreibt der Verstockung des Gefangenen zu, was man ein Verbrechen der Umgebung, und zwar auf der heiligsten Stätte, nennen muß. Dieser Irrthum ist so grauenhaft, wie die Gefängnisse selbst. Wenn man in England, in Nordamerika die Gefängnisse gebaut und künstlich eingerichtet, den Gefangenen in seine einsame Zelle eingesperrt hat, aber so, daß das wache Auge des Gefangenwärters ihn wie eine Spinne aus dem Mittelpunkte Tag und Nacht verfolgt; wenn die Gefangenwärter, die nicht innerlich getrieben, sondern bloß äußerlich angestellt sind, gelobt werden; wenn sie nach Vorschriften handeln, wo nichts vorgeschrieben werden kann; wenn fanatische Methodisten, kalte Aerzte die finstere Seele in die innersten Räume ihres Daseins hinein scheuchen, wo sie, wie das wilde Thier, in das Innerste der tiefsten Höhle gedrängt, unruhig, ingrimmig und trotzig sich wehrt; und wenn, was der

Absicht nach Errettung sein sollte, die furchtbarste Tortur wird, die je der Mensch erfand: da kennt der gequälte Mensch keine andere Hülfe, als den Wahnsinn.

Ja es lauern furchtbare Uebel in der Mitte der gebildeten Staaten. Ich gehörte einmal zu einer Gesellschaft, die Dr. Julius vor etwa vierzehn bis funfzehn Jahren veranlaßt hatte; von dieser ward ich mit Professor Huschke gewählt, das Criminalgefängniß zu besuchen. Es ward uns durch die nächste Behörde eröffnet, und wir sahen die Gefangenen in den verschiedenen Zellen. In einer waren drei Gefangene. Der eine, ein Mann von mittleren Jahren, war eingesperrt wegen sinnlicher Ausschweifung crimineller Art; der zweite ein Abenteurer, der als gewandter Betrüger mancherlei Rollen gespielt hatte, und der dritte ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, der freilich schlecht genug sein mochte, hier aber zur Correction eingesperrt war. Je schlechter er aber war, desto verwerflicher war die Gesellschaft. Ist der Wahnsinn, wenn er auch entstehen sollte, schrecklicher, als diese Verpestung?

Eben, indem ich mich mit diesem Gegenstande beschäftige, höre ich eine Geschichte, die als ein furcht-

bar lehrreiches Beispiel für viele ähnliche gelten mag, und hier den Hauptzügen nach erwähnt zu werden verdient.

Ein zwölfjähriger Knabe zündet ein Haus an; es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Kind die Folgen der That gar nicht überlegte, daß es bloß aus kindischem Muthwillen geschah. In Schlesien ward ein Mädchen Brandstifterin, bloß, weil sie während eines Brandes zu Hause bleiben und ein Kind warten mußte. Die aufgeregten Menschen in ihrer Umgebung sprachen mit einer von ihr noch nie erfahrenen Lebendigkeit von den prasselnden Flammen, von den einstürzenden Mauern; die Phantasie des Kindes war angesteckt, die criminelle Untersuchung bewies, daß nur kindische Neugierde die That hervorrief. — Jener zwölfjährige Knabe ward zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt; er theilte das Gefängniß mit einem verloren gegangenen Candidaten der Theologie, und dieser ward nun sein Lehrer und legte den Grund zum Unterricht des unglücklichen Knaben. Der Candidat hatte sich aus dem Abgrund seines sittlichen Verderbens zum Atheisten ausgebildet; wenn seine Kenntnisse auch noch so oberflächlich und seicht

sein mochten, so pflegen doch eben solche verwilderte Menschen Manches wie im Fluge zu treiben, das zerstörte Gemüth sucht eine vorübergehende Ruhe, eine Betäubung, in, wenn auch flachen, wissenschaftlichen Beschäftigungen, durch welche freilich die innere Verwirrung vermehrt, nicht gehoben wird. Der Knabe zeigte eine lebhafte Wißbegierde. Alles, was innern Zusammenhang verrieth, zog ihn stark, ja leidenschaftlich an; so horchte er Tag und Nacht mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Unterricht, der, ohne ihn zu ermüden, ohne Störung in den einsamen Stunden stattfand. Eine eigene geistige Thätigkeit ward in ihm wach, und bildete sich in eigener Consequenz aus. Alle Religion, alle Sittlichkeit, die ihm früher heilig erschien, und den unbändigen Trieb der mächtigen Natur zu fesseln drohte, erschienen ihm als Betrug, als Erfindung der Klügeren um die Einfältigen zu beherrschen. Der Jüngling ward sich seiner innern geistigen Kraft immer mehr bewußt. Er ward im Gefängniß in der Religion unterrichtet, aber neben ihm ging der satanische Geist der Lehre, in deren Gewalt er gerathen war, und die ihm die Religion als ein Mittel zukünftigen Betruges auffassen lehrte. Er ward im

Gefängniß confirmirt und eingesegnet; sein einziger Gedanke war jetzt die Freiheit; er wollte in die Welt hinein, in die schlechte, um sie zu beherrschen. Wirklich gelang es ihm, sich zu befreien, aber er hatte einen Gefangenwärter angegriffen und verwundet; er stand auf dem offenen Hofe, die Welt stand ihm offen, aber dieser mächtige Jüngling war nicht mit jenen stumpfen Gesellen zu vergleichen, die, in Verbrechen herabgesunken, bloß von einem dumpfen thierischen Instinkt geleitet werden. Hier auf dem Hofe überwältigte ihn so das Gefühl der Freiheit, daß er ohnmächtig hinfiel. Er ward ergriffen, aber er hatte jetzt das gesetzliche Alter erreicht, die ganze Härte der Strafe traf den Unglücklichen, der den Gefangenwärter verwundet hatte. Jetzt saß er noch mehrere Jahre, jede Gelegenheit zum Entweichen suchte er zu ergreifen, sein einsamer Geist faßte sich in stiller Macht, schien aber nicht zu ermatten. Zum zweiten Male wollte er entweichen; der Gefangenwärter, der sich ihm widersetzte, ward tödtlich verwundet, und jetzt fing gegen den armen Menschen, welcher seit seinem zwölften Jahre eingesperrt war, ein Prozeß auf Leben und Tod an. Ein Prediger ward ihm beigegeben, wahrschein-

lich aus der gewöhnlichen Masse genommen. Selbst fähigere werden gegen einen consequenten Atheisten, dem die Lehre Gesinnung geworden ist, wenig ausrichten. Dieser, im Gefühl seiner Unfähigkeit, gestand sie ein und bat, daß ihm das aufgetragene Geschäft abgenommen werde. Ein besserer ward ihm zugetheilt, und die Fähigkeiten des Gefangenen, die Stärke seiner Gesinnung, die Klarheit seines Verstandes zogen den Prediger unwiderstehlich an, daß er sich ihm völlig hingab. Hier war nun ein Mensch mit ungewöhnlichen Gaben versehen, der sich völlig isolirt in grauenhafter Einsamkeit gegen eine Natur, die sich ihm verbarg und ein Geschlecht, das ihn aus der Mitte ausgeschlossen hatte und feindselig verfolgte, von seiner Kindheit an im finstern Brüten ausgebildet hatte. Keine leise Spur von Liebe war ihm entgegengetreten. Als der Prediger ihn traf, war er in der eigenen Consequenz befangen, verhärtet und unzugänglich geworden. Die Theilnahme des Predigers hatte ihn dennoch erwärmt. Wie ich die Geschichte hörte, muß ich glauben, daß er sich freuete, einen Menschen gefunden zu haben, dem er sich mittheilen konnte, daß er gern und mit Vorliebe sein System entwickelte,

und mit eiserner Folgerichtigkeit es festzuhalten und darzuthun suchte, daß er es ganz durchgearbeitet hatte. „Du scheinst, sagte der Prediger einst, doch eine Zuneigung zu mir zu haben, wie bringst du diese mit deiner vollkommen selbstsüchtigen Ansicht in Uebereinstimmung?“ — „Ich, eine Zuneigung? antwortete der Gefangene kalt, das ich nicht wüßte.“ — „Wir sitzen hier allein, du könntest mich ermorden, wärst du einer solchen That fähig?“ — „Daß ich ein Thor wäre; draußen lauern die Männer auf jeden meiner Schritte, könnte ich durch Ihre Ermordung meine Freiheit erhalten, sie würde unbedenklich stattfinden.“ — Der Prediger, als er ihn nach dem Schaffot begleitete, ergoß sich in Thränen. Der Verbrecher blickte ihn seitwärts ingrimmig an. „Wozu das Geheule, sagte er, begehen Sie so eine Schwäche, wenn Sie einen andern, Ihnen Fremden sterben sehen, wie werden Sie sich gebärden, wenn Sie selber sterben müssen! Muß ich mich nicht freuen, eine Welt zu verlassen, die mich von meiner Kindheit an verfolgte und verstieß?“ Er mußte in seinem Gefängnisse einige Thaler aufgespart haben; er fragte, ob er über diese frei disponiren könne? Man versicherte ihn, daß es ihm freistehe.

„Dann vermache ich sie den Richtern, daß sie sich Stricke kaufen, um sich daran aufzuhängen,“ sagte er, legte seinen Kopf auf den Block und starb.

Kann man leugnen, daß dieser Mensch zu den Außerordentlichen gehört? Das Gefühl der Freiheit erschütterte sein inneres Dasein, daß er in sich zusammenstürzte. Wenn der Ton der rein theilnehmenden Liebe den noch Schwankenden früher getroffen hätte, würde er ihn, den tief zu Bewegenden, nicht ergriffen haben? Wie erscheint das sogenannte gebildete Geschlecht, der gesetzlich und rechtlich zusammengefügte Staat diesem Trotzigen gegenüber? Muß nicht in finsteren Stunden das ganze Dasein uns ein düsteres Räthsel werden, wenn solche Uebel in ihrer zerschmetternden Wirklichkeit uns entgegentreten?

Der General=Superintendent Herzbruch in Holstein war der Prediger, der den Unglücklichen auf seinem letzten, nur zu entschlossenen Gange begleitete. Bekehrungsgeschichten von Verbrechern haben wir nicht selten erhalten, viele sind lehrreich und erbaulich. Eine solche Geschichte ist unangenehmer, schmerzlicher, aber ohne allen Zweifel nothwendiger. Möchte der verdienstvolle, allgemein geschätzte General=Superintendent

meiner Bitte, die innere Geschichte dieses Mannes öffentlich bekannt zu machen, Gehör geben.

Wenn nun aber sich nicht leugnen läßt, daß dieses Unglück in der Mitte der Gesellschaft ruht und wuchert, was muß geschehen? Darf der Staat sich beruhigen, wenn er es immer mehr um sich greifen sieht? Ruht nicht die Verpflichtung auf ihm, Alles zu thun, was er vermag, diesen gefährlichsten seiner verborgenen Feinde zu bekämpfen? Hat der Staat Alles gethan, was man von ihm fordern kann, wenn er für sichere Bewachung und gesetzliche Bestrafung der Verbrecher sorgt?

Hier ist nun eine Aufgabe, die an den Staat ergeht, und wo dieser aufgefordert wird, sich zuerst und vor Allem an die menschliche Freiheit in ihrer reinsten und edelsten Quelle zu wenden. Es ist keine Aufgabe äußerer Art, die durch äußere Mittel gelöst werden kann, es ist auf jede Weise nur von einer Gesinnung die Rede, nicht von einer äußeren Verpflichtung von Seiten derjenigen, die hier für den Staat thätig sind, nicht von einem Zwange von Seiten der Verbrecher. Nur der freie sittliche, oder bestimmter ausgesprochen, religiöse Entschluß derer, die sich der Besserung der

Gefangenen hingeben wollen, soll angeregt werden. Selbst der Gefangenwärter, in sofern er für die sichere Bewahrung des Gefangenen zu wachen hat, kann zwar durch Verpflichtungen in seinem Amte geleitet werden, und die treue Befolgung derselben enthält ein sittliches Moment: aber in sofern er die eigentliche Aufgabe des Staats hier erfüllt, ist er in ein anderes Bündniß getreten, und steht so frei da, wie die religiösen Freunde, die sich für die Gefangenen zu opfern entschlossen sind. Eine jede Spur von einer bloß äussern Verpflichtung würde ihn unfähig machen, den Gefangenen innerlich zu gewinnen. Sind nun solche Menschen äußerst selten, täuscht man sich sehr oft bei ihrer Wahl, so ist es klar, daß eine Veranstaltung der Art nie im Großen stattfinden kann. Aber alles tief in der Geschichte Erzeugende ruht, wie der Keim der Pflanze im Dunkeln, gebiert im Verborgenen und kann nur im Wachsthum und Entwickeln gefördert, nie von außen her hervorgerufen werden. Seit mehr als einem halben Jahrhundert ist dieser Keim in die Geschichte gesäet, es kommt darauf an, nicht ihn zu erzeugen, denn er ist da, wohl aber ihn zu pflegen auf alle Weise. Was wir Glück nennen, jene gött-

liche Leitung der Geschichte, die unsere Schritte lenkt, muß uns den Reingesinnten und zugleich Fähigen zuführen, muß ein wechselseitiges festes Vertrauen zwischen den Behörden und den frei Entschlossenen hervorrufen, daß sie sich wechselseitig fördern, nicht hemmen. Nur soweit ein solches Bündniß reicht, darf der Versuch stattfinden. Auch die Gefangenen müssen mit großer Vorsicht gewählt werden. Ein großer Haufe eignet sich keinesweges für einen solchen Versuch. Man darf nicht unbesonnen mit dem Schwierigsten den Anfang machen; das Vertrauen, welches man den für ein Höheres und Besseres Gewonnenen schenkt, muß selbst langsam und besonnen fortschreiten, und zwar um desto mehr, je leichter die Selbsttäuschung von Seiten der Bekehrer, wie die Verstellung von Seiten der Verbrecher sich einfinden wird. Zwar wird sich diese letztere nicht lange behaupten können, und darin liegt ohne allen Zweifel der Grund, warum die Verzweiflung hier und da die verstocktesten Verbrecher ergreift; denn wo die Behandlungsweise rechter Art ist, sind diese freilich in einer völligen Einsamkeit. Die bösen Geister sind von ihnen weggetrieben, die guten weisen sie trotzig ab, und sehen sich, so schlechthin

wahnsinnig macht. Aber Menschen der Art sprechen sich selbst das Urtheil, und sie würden, wenn sie nicht der Wahnsinn ergriffe, eben die allergefährlichsten sein; sie dürfen nicht gesund werden, denn was sie, wenn sie dem Wahnsinn entgingen, mit aus dem Gefängnisse nehmen, ist die bösartige Verhärtung, der noch mehr befestigte Entschluß, durch ein fortgesetztes Verbrecher-Leben dem Staat und seinen Gesetzen Trotz zu bieten.

Freilich schreitet eine solche Unternehmung langsam, schwankend und unter mancherlei Verirrungen fort. Erst eine immer reifer werdende Erfahrung vermag nach und nach der zweckmäßigen Behandlungsweise eine wachsende Sicherheit zu ertheilen; so tritt ein neues, lebendig wirkendes, heilsam thätiges Organ in die Geschichte hinein. Es wird auch außer sich wirken, es wird für die Behandlung der ganzen Masse der Gefangenen immer heilsamer werden; man wird das rechte Verhältniß der Strenge zur Schonung, bis jetzt noch so wenig gekannt, daß man unsicher schwankend von einem Extrem zum entgegengesetzten sich bewegt, richtig kennen lernen. Man wird einsehen, daß das Verbrechen für den Staat eine ansteckende Krank-

heit ist, deren Ausbruche man mehr durch eine sittliche Diät vorbeugen, als nach dem heftigen Ausbruch sie durch eine drastische Behandlung zurückdrängen muß. Wird aber die Unternehmung im verkehrten Sinne ausgeführt, fängt der Staat mit großen Mitteln an, die eine bedeutende Anstrengung fordern, werden mit unermeßlichen Summen große Gebäude aufgeführt, und dann erst die Menschen gesucht, die diese für den wohlmeinenden Zweck benutzen sollen, dann ist unzweifelbar der Erfolg schon mit diesem Anfang als mißlungen zu betrachten. Besonnene, an so vielen einzelnen Punkten, wie möglich, im Kleinen angestellte Versuche aber sind auch für diejenigen, die sich ihnen mit reinem Sinne hingeben, ja für die Staatsbehörden wie für die Verbrecher heilsam; denn immer heller wird das Bewußtsein der innern Freiheit in den Befehlenden, wie in den Gehorchenden sich fassen, der Gehorchende wird die Stätte seiner Freiheit, der Befehlende, wo er sich unterwerfen muß, erkennen. Neben der negativen mißtrauischen Controle, neben dem verdachtsvollen wechselseitigen Auflauern wird das reine Vertrauen sich die heilsame Bahn brechen, und man wird einsehen, wo ihm das Recht, ja die Herrschaft

gebühre. Es versteht sich aber von selbst, daß das philadelphische System das leitende Prinzip aller Verbesserungen der Gefängnisse sein muß, wie die reinste Sittlichkeit, oder christlich gesagt, das Beispiel des Heilandes, das Vorbild aller unsrer Handlungen, wie wenig erreichbar es auch ist.

Das Storthing von 1824 war wichtiger, als alle vorhergehende. Von der Regierung wurden eine große Menge Vorschläge zur Modificirung der Constitution vorgelegt, und durchgängig von dem Storthing abgewiesen. Unter diesen Vorschlägen trat besonders die Einführung eines norwegischen Adels und das Zugeständniß eines unbedingten Königlichen Veto's als höchst wichtig hervor. Ein eigentlicher norwegischer Adel war verschwunden; einige bedeutende adlige Familien rührten von der dänischen Herrschaft her, ein ächt nationaler ruhte, wie die norwegische Literatur (die isländische vielmehr), in der fernen dunkeln Vergangenheit des Volks. Die Reste dieses Adels fand man, wie die alten Sagen, unter den Bauern, und es wäre eine

Thorheit gewesen, sie unter ganz andern Verhältnissen wieder beleben zu wollen. Auf sie zu achten, sie mit Besonnenheit zu benutzen, wie die Reste der alten Sprache und Literatur, ziemte sich wohl, ja dies mußte die nicht zu verdrängende Aufgabe für eine besonnene nationale Thätigkeit sein. Ein neu eingeführter Adel konnte nur auf Reichthum basirt, nur ein Handelsadel sein, der gefährlichste und schädlichste von allen.— Das norwegische Storthing besitzt ein Vorrecht, welches in unsern Tagen in allen constitutionellen Staaten Europa's einzig ist. Hat ein Vorschlag des Odelthings den Beifall des Lagthings, also des gesammten Storthings, gefunden, so wird er durch eine, aus beiden Abtheilungen des Storthings erwählte Deputation unmittelbar, oder wenn die Verhältnisse es nicht erlauben, mittelbar an den König gesandt, und dessen Sanction nachgesucht. Ertheilt der König die Sanction, so versieht er den Vorschlag mit seiner Unterschrift, wodurch er Gesetz wird. Genehmigt der König den Vorschlag nicht, so sendet er ihn mit der Erklärung, daß er nicht dienlich erachtet, die Sanction zu ertheilen, an das Odelthing zurück. In diesem Falle darf der Vorschlag nicht mehr auf dem gegenwärtigen

Storthing berathen werden, wohl aber auf dem nächsten, wo der König ihn nochmals verwerfen kann. Wird er dennoch von einem dritten Storthing dem Könige zur Genehmigung übersandt, so wird er Gesetz, wenn auch des Königs Sanction nicht erfolgt, bevor das Storthing auseinander geht. Ein jeder vernünftige und besonnene norwegische Staatsmann sah ein, daß diese Beschränkung der königlichen Gewalt ein Uebel wäre, dennoch glaubte man den Vorschlag, sie aufzuheben, abweisen zu müssen. Zu den Gründen, die angeführt wurden, glaube ich einen hinzufügen zu dürfen, den man verschwieg, diesen nämlich: So lange Dänemark und Norwegen vereinigt waren, fand eine wechselseitige Aushülfe statt. Dänemark (ein Getreideland) besaß, was Norwegen nicht selten schmerzlich entbehrte; Norwegen (ein Gebirgsland) leistete Dänemark ebenfalls bedeutende Hülfe. Wenn nun auch diese wechselseitige Stellung beider Länder gegen einander von der dänischen Regierung nicht mit umsichtiger Freiheit überschaut und behandelt wurde, so drängte sich hier doch nicht eine Collision auf, die bei der Stellung zwischen Schweden und Norwegen unvermeidlich ist. Diese beiden

Reiche stehen mit verschiedenen Constitutionen völlig selbständig neben einander, wie, bis auf die neueste Zeit, England und Hannover, als sie durch Einen König regiert wurden. Beide Länder haben aber fast durchgängig dieselben Bedürfnisse und denselben Ueberfluß. Die dadurch entstehenden Collisionen können durch denselben König nicht gehoben werden; es sind Verhältnisse denkbar, welche den mächtigeren schwedischen König zwingen werden, Gesetze zu geben, die für Schweden fördernd, für Norwegen aber hemmend sind; Gesetze entgegengesetzter Art von Norwegen ausgehend, können das dadurch entstandene Uebel, wenn auch nicht aufheben, doch wenigstens mindern, können aber diese von demselben Könige genehmigt werden, der die ersten Gesetze im entgegengesetzten Sinne einführte, und ihnen Macht gab? Daß dieser Widerspruch sich nur dadurch heben ließe, daß in solchen Fällen, wo der schwedische König nicht zugleich als ein vollkommen freier norwegischer handeln konnte, die Repräsentanten des norwegischen Volks dem gebundenen schwedischen Könige gegenüber, entscheidend hervorträten, sah der norwegische Staatsmann wohl ein. Aber bei der Neuheit der Vereinigung beider Staaten war dieses ein

zarter Punkt, den man wohl öffenlich zu berühren sich scheute.

Die Verhandlungen des Storthings im Jahre 1824 zeigten eine Gewandtheit, ein Geschick, welches in der That von einem so entfernten nördlichen Staate, der Jahrhunderte lang unter der Vormundschaft Dänemarks gestanden hatte, kaum erwartet werden konnte. Unumwunden äußerten sich damals die ersten und größten schwedischen Staatsmänner: sie bewunderten die Verbindung einer vorsichtigen, schonenden, ja ehrerbietigen Sprache mit der größten Entschiedenheit; es waren Staatsschriften, die sich mit den vorzüglichsten aller Länder messen konnten. Der verstorbene Staatsrath Krogh, der die Entwürfe der Antwortschreiben des Storthings ausarbeitete, hat sich dadurch in der Geschichte Norwegens verewigt. Die bedeutendsten Männer im Storthing waren größtentheils meine Jugendfreunde. Ueber die Verhandlungen, über die Lage des Landes erhielt ich mannigfaltige Aufschlüsse. Erzählungen aus den Jahren des Krieges über die Veränderung, die in der Lebensweise der Einwohner stattgefunden hatte, bildeten den Hauptinhalt aller unserer Gespräche.

Ich blieb diesmal nur eine Woche in Christiania, denn ich sehnte mich, eine Schwester, die an den Sorensscriver Hagerup in Hedemarken verheirathet war, nach einer fast zwanzigjährigen Trennung zu umarmen.

Den Weg nach Hedemarken setzte ich in kurzen Tagereisen fort, und verbrachte die Zeit mit den Bauern. Die Gegend, die ich durchreiste, war die nämliche, die ich in meinem siebenten Jahre mit den Eltern passirte, und ich glaubte einige Stellen wieder zu erkennen. Besonders trat mir auf eine überraschende Weise ein damaliges Nachtlager in die Erinnerung zurück. Ich kam in der Dämmerung an, das Haus und ein großes Nebengebäude lagen ganz wie in meiner Knabenzeit vor mir, und ich fand mich so lebhaft in diese zurückversetzt, daß ich mich selbst in einen Knaben verwandelt und in der Begleitung meiner Eltern zu befinden glaubte. Zum Theil mochte dies daher rühren, weil meinen Eltern eine grauenhafte Mordgeschichte erzählt wurde, die vor langen Jahren, als der Wirth ein furchtbarer Räuber war, stattgefunden haben sollte. Sie beschäftigte meine Phantasie sehr lange und mochte dazu beitragen, die Oertlichkeit

mir lebendiger einzuprägen. Jetzt schwebte diese Räubergeschichte mit allen Verhältnissen mir lebhaft vor, und ich brachte die Nacht in einer seltsamen Stimmung zu.

Die Tage, die ich unter den Bauern verlebte, waren mir höchst interessant und wichtig. Allmälig lebte ich mich in ihre Lebensweise ein. Was sie hofften, wünschten und wollten, wie sie die Zeit des Krieges durchlebt hatten, was sie von der eingeführten Constitution erwarteten, und wie die dunkeln Begriffe von einer zukünftigen größern Volksthätigkeit in ihrer Seele dämmerten, sah ich mit lebhafter Theilnahme. Noch herrschte in diesen keimenden Begriffen eine gewisse naive Unschuld. Nach der früheren Gewohnheit ihres einsamen Lebens, bezog sich noch Alles auf die engen Zustände, in welchen sie lebten. Die Constitution sollte ihnen behülflich sein, die Hindernisse zu überwinden, mit welchen sie täglich in ihrem rauhen Leben zu kämpfen hatten. Einige hörten von Christiania aus meinen Namen nennen, und wie ich ein alter Freund der mächtigsten Männer im Lande wäre. Das politische Treiben hatte noch die unschuldigen Ansichten, wie sie von alten Zeiten her herrschten,

nicht gestört. Von der sogenannten Freiheit konnte nicht die Rede sein, denn in der That, Keiner war freier als der norwegische Bauer; eine gemeinschaftliche Berathung fand periodisch statt, Alles, was die Einwohner interessirte, war Gegenstand der freien Beschlüsse auf dem sogenannten Thing, und wenn sie auch geleitet wurden von dem kundigern Sorenscriver, so übte er doch keinen Zwang. Was er gab, waren Rathschläge, die, wenn er Vertrauen genoß, öfters angenommen, aber doch auch nicht selten abgewiesen wurden. Der norwegische Bauer ist hartnäckig. Der Beamte mußte zu überreden wissen, gebieten konnte er nicht. An einer Stelle hatte ein Thing eben stattgefunden, in dem Gasthofe war es versammelt gewesen, und ich hielt mich den Tag über da auf, weil einige Bauern noch immer zusammenblieben, um die Berathungen des gestrigen Thinges zu besprechen. Ich bemerkte, wie sie den Wunsch hatten, mir einige dieser Gegenstände vorzulegen, mich um Rath zu fragen. Der norwegische Bauer ist zwar gegen Fremde verschlossen, aber es gelang mir, ihr Vertrauen zu erwerben. Nicht an allen Orten war ich so glücklich, und oft erregte ein jeder Versuch, mich den Bauern

zu nähern, Verdacht. Viel trug auch das eiserne Kreuz, welches ich hier niemals zu tragen versäumte, dazu bei, wenn es mir gelang; man hatte es nie gesehen, und es macht, wo es erscheint, in seiner Einfachheit einen höchst würdigen Eindruck. Einige glaubten, daß ich eben als Norweger Vertrauen verdiene, und trauten mir eine viel genauere Kenntniß des norwegischen Lebens zu, als ich besaß. Besonders mochten sie voraussetzen, daß mein Leben voll merkwürdiger Ereignisse wäre, mich daher als einen sehr erfahrenen Mann betrachten, der wohl einen tüchtigen Rath zu geben wisse. Nun hatte ich von dem norwegischen Bauerleben zwar Manches gehört, durfte aber keineswegs behaupten, es genau zu kennen. Ich war daher genöthigt, ihnen so kurz wie möglich eine allgegemeine Vorstellung von meinem Leben und von meiner Stellung zu meinem Vaterlande zu geben. Sie lauschten aufmerksam auf meine Worte, und durch mein offenherziges Geständniß wuchs das Vertrauen, anstatt abzunehmen. Ich konnte nun eine Menge Fragen stellen, die mich sonst als einen Unkundigen von ihnen entfernt haben würden, und ich gerieth in Erstaunen, als einige Männer nicht allein mit großer

Gutmüthigkeit mich belehrten, sondern auch mit der größten Schärfe und Klarheit mir ihre Lage, ihre Bedürfnisse im Ganzen auseinandersetzten, und an diese Belehrung dasjenige knüpften, was sie jetzt in Bewegung setzte. Mir war dieses Gespräch höchst wichtig, denn in kurzer Zeit that ich einen tiefen Blick in die Lebensverhältnisse norwegischer Bauern. Es gelang mir, einige Gedanken zu äußern, die ihnen einleuchtend waren, und wir trennten uns als die besten Freunde.

Als ich Korsegaard erreichte, warf ich von da den ersten Blick in das fruchtbare Hedemarken. Das rauhe Gebirge, die düsteren Tannenwälder, traten zurück, und ich sah von einer ziemlichen Höhe bei klarem Sonnenschein in ein lichtes, breites, grünendes Thal hinein. Zerstreute, recht ansehnliche Häuser mit ihren rothen Ziegeldächern gaben, besonders an den Abhängen, dem Thale ein lustiges Ansehen. Es trat mir fast wie eine südliche Gegend mit ihren zerstreut liegenden Villen entgegen. Dörfer findet man im Innern von Norwegen nicht; ein jeder Hof wird von einem Bauer als Eigenthümer bewohnt und hat seinen bestimmten Namen. Auch die Beamten der Ge-

gend bewohnen ähnliche Häuser, die recht ansehnlich und anständig eingerichtet sind, und sich vorzüglich durch helle Räume und große Reinlichkeit auszeichnen. Ich erreichte den Hof meines Schwagers, und brachte dort sechs Wochen in stiller Einsamkeit höchst angenehm zu. Meine Schwester hatte eben eine bedenkliche Krankheit überstanden; eine verheirathete Tochter lebte in der Ferne, drei unverheirathete Töchter waren noch zu Hause, und der Sohn, Henrich Steffens Hagerup, machte eben als Marinecadet sein Offizier-Examen. Mein Aufenthalt hier war mir um desto angenehmer, da meine Gegenwart durch die fröhliche Aufregung offenbar der genesenden Schwester heilsam ward.

Das Amt eines Sorenscrivers ist in der Provinz, wo er lebt, ein sehr bedeutendes. Er bildet die erste richterliche Instanz, alle Notariatsgeschäfte hat er zugleich, und ist der juridische Rathgeber der Bauern. Ich denke mir, daß die sogenannten Schreiber der alten würtembergischen Verfassung, deren Einfluß auf das Volk so mächtig war, eine ähnliche Stellung eingenommen haben. Sie kennen ganz genau alle Familienverhältnisse der Bauern, und wer sich, wie mein

Schwager, Vertrauen zu gewinnen weiß, gehört mit dem Prediger zu den einflußreichsten Personen. Ich benutzte diese Gelegenheit und die Einsamkeit meines Aufenhalts, um ohne Störung mich mit den Bauernfamilien und ihrer Lebensweise so genau wie möglich bekannt zu machen. Und hier entstand zuerst der Entschluß, eine Darstellung des norwegischen Lebens zu wagen. Ueber die Form war ich noch nicht mit mir einig. Alle meine Erinnerungen von Norwegen, Alles, was ich mittelbar durch Freunde und Verwandte vernommen hatte, erhielt nun erst einen ordnenden Mittelpunkt. Ich war jetzt ein alternder Mann, lebte in sorgenloser und angenehmer Ruhe bei einer geliebten Schwester, bei einem geschätzten nahen Verwandten, der vollkommen kundig und willig war, mir eine jede nützliche Aufklärung zu geben. Mein früheres jugendliches Leben an der norwegischen Küste war doch sehr phantastisch, meine damalige Lage versetzte mich in einen gereizten Zustand und bildete einen völligen Gegensatz zu dem gegenwärtigen.

Mein Schwager hatte eben einen Auftrag vollendet, der ihn in eine seltsame Lage versetzte. Handelnde Engländer wollten eine Niederlassung begründen im

höhern Norden, in Baadöe, dem berühmten Stockfischfang bei Lofodden gegenüber. Es entstand ein Streit mit den Einwohnern, offenbar durch das eigennützige und zugleich übermüthige Betragen der Engländer. Die Streitigkeit ward so bedeutend, daß sie selbst eine bedenkliche Collision mit der englischen Regierung hervorrief. Die letztere forderte im drohenden Tone Genugthuung; schwierige diplomatische Unterhandlungen hatten stattgefunden, und mein Schwager ward nach Baadöe geschickt, um die Sache, als ein parteiloser aus einer entfernten Gegend, genau zu untersuchen. Verhöre fanden statt, viele Zeugen wurden vernommen, das Resultat der genauesten Untersuchung fiel aber zum Nachtheil der Engländer aus. Obgleich, wie es bei solchen Streitigkeiten mit Norwegern, die stolz und trotzig sind, gewöhnlich und unvermeidlich ist, auch ihr Betragen nicht ganz zu rechtfertigen war. Ich bin im Besitz aller Acten, und habe eine Abschrift aller Verhandlungen. Die Sache machte damals viel Aufsehen und ward nicht allein in Scandinavien, sondern auch in Frankreich und Deutschland besprochen.

Der Hof in Stockholm war nicht geneigt, der Einwohner in Baadöe wegen, sich in einen gefährlichen Streit mit den mächtigen Engländern einzulassen. Wie die Genugthuung, die den Engländern gegeben wurde, beschaffen war, weiß ich nicht mehr. Die Sache ward unterdrückt, und verursachte meinem Schwager viele Sorge und Verdruß. Es ist unmöglich die Acten durchzulesen, ohne zu fühlen, daß die Einwohner verdient hätten, in dieser Sache fester und entschiedener vertreten zu werden.

Dieses Ereigniß fing schon damals an, jene für Norwegen unangenehme Wendung zu nehmen. Hagerup gestand, daß die Einwohner in Baadöe, die wohl einige Hemmungen in dem Fischhandel, den sie bis jetzt ausschließlich getrieben hatten, durch die Engländer befürchteten, diesen mancherlei Hindernisse, die nicht ganz zu billigen waren, in den Weg gelegt hätten. Er hatte auch darauf aufmerksam gemacht, aber die höchst gewaltsame Weise, mit welcher diese verfuhren, hätte doch eine Rüge verdient; ihm war die ganze Untersuchung von vorn herein sehr unangenehm, und auch er fand sich durch meinen Aufenthalt erheitert.

Allmälig ward ich in der Gegend einheimisch, ich besuchte die in der Nähe wohnenden Bauern, ward mit ihrer Lage und Lebensweise vertraut, und die Einsamkeit und Ruhe des Daseins gefiel mir sehr. Auch machte ich die Bekanntschaft des ausgezeichneten, von Leopold v. Buch sehr gerühmten Probstes Pihl in Vang. Kleine Reisen in der Umgegend unterbrachen die Stille des häuslichen Lebens; auf dieser lernte ich die Gegend um Norwegens größten Landsee (eine Erweiterung des Flusses Lougen), und die einzige bedeutende Ruine einer Kirche der zerstörten und ganz verschwundenen Stadt Storhammer kennen. Sie war nicht unbedeutend, die Kirche muß ein ansehnliches Gebäude gewesen sein, wie der kleine Rest einer Wand mit großen Bogen hinlänglich zeigte. Sie ward von den Schweden verbrannt und später nicht wieder aufgebaut. Sie liefert den Beweis, daß in frühern Zeiten ein bedeutender Verkehr in dem Innern von Norwegen stattgefunden hat, der doch im Abnehmen gewesen sein mußte, als der Krieg ausbrach, weil sonst die Stadt wohl wieder erstanden wäre.

Jetzt hat der Landsee Dampfböte, und schon während meines Aufenthalts in Norwegen beschäftigte der

Gedanke, an irgend einem Ufer des Landsees wieder eine Stadt anzulegen, das Storthing sehr lebhaft. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier, in einer verhältnißmäßig stark bevölkerten Gegend, wo Miösen eine leichte Verbindung in einem weiten Umfang gestattet, nach und nach ein Ladeplatz sich von selbst bilden wird. Das Gedeihen eines solchen Platzes zu befördern, wenn er von selbst und naturgemäß entstände, wäre freilich zweckmäßig, eine durch Opfer des Staats bewirkte Anlage desselben kaum zu rathen.

Zu meiner Zeit war viel die Rede von einem vermögenden Gutsbesitzer H., der, irre ich nicht, in keiner großen Entfernung von Hedemarken wohnte, und sehr viel dazu beitrug, halb sittlich verdorbene Einwohner in völlig verworfene zu verwandeln. Eine Masse Anklagen bedeutender Verbrechen lastete auf diesem H. Eine ernsthaft religiöse Denkweise ist vielleicht nirgends in Europa ein nothwendigeres Element des sittlichen Lebens als in Norwegen. Der unbesonnene Rationalismus eines schlechten Predigers vermag eine ganze Generation zu verpesten, und wo ein verbrecherischer, zugleich schlauer und mit den Gesetzen wohl bekannter Mann, wie dieser H., haust, sind die Folgen

entsetzlich. So zeigten sich Spuren roher Barbarei leider auch in der Gegend, in welcher ich lebte. Eine Frau war gestorben, und einige Tage, nachdem sie begraben war, fand man das eine Bein von der Leiche getrennt im Hause des trauernden Mannes, im Grabe aber die verstümmelte Leiche. Ueberhaupt gehörten die Einwohner in Hedemarken keineswegs zu den bessern im Innern von Norwegen. Das ächt nationale Bauernleben war hier mit der alten Tracht verschwunden, und die Männer besonders nahmen sich in dem schlecht zugeschnittenen städtischen Rock meist widerwärtig aus. Ein lüderliches Leben hatte sich besonders dadurch ausgebildet, daß noch kräftige Bauern schon in ihren besten Jahren dem erwachsenen Sohne das Gut überließen, sich selbst aber eine bestimmte Summe, und eine gewisse Menge von Lebensmitteln ausbedangen. Diese eingeschlichene Sitte hatte sehr üble Folgen. Die noch kräftigen Eltern verzehrten das Gut in Trägheit, und der Sohn betrachtete sie als eine beschwerliche Last. So bildete sich nicht selten ein Familienverhältniß, durch welches die Sittlichkeit in ihrer tiefsten Wurzel erschüttert wurde. Doch fand ich auch hier Familien, welche die uralten Sitten

festhielten und in deren Kreisen ich gern und häufig verweilte.

Keilhau, dieser genau beobachtende, scharfsinnige Geolog hatte so eben seine Untersuchungen über die Christianiaer Uebergangsgebirge bekannt gemacht, die zu der Zeit unter den Mineralogen viel Aufsehen erregten. Er war damals, wie noch immer im Sommer, in Bewegung, und ich traf ihn nicht in Christiania. Er suchte mich aber in Hedemarken auf, und von da an war er mein beständiger Begleiter. Die kurze Zeit, die ich in seiner Begleitung zubrachte, war überaus lehrreich für mich. Sie bildete den vollsten Contrast gegen das verworrene Herumtreiben des 21jährigen jungen Mannes in den wüsten Gebirgen. Jetzt ward ich nicht allein auf verwickelte Verhältnisse aufmerksam gemacht, sondern auch aufgeklärt; und über die Lebensweise der Bauern konnte ich wohl keinen gründlicheren Unterricht erhalten. Er selbst ist eine ächt norwegische Natur; an das harte Leben des nordischen Landvolks von Kind an gewöhnt. Oft, wenn ich das einzige Lager in einem Bauernhause erhielt, warf er sich auf den harten, meist nicht gedielten Fußboden hin und schlief ruhiger als ich im Bette. Er

ist am tiefsten in die wilden Jötunsgebirge, die durch Naumann und ihn erst bekannt wurden, eingedrungen, und die grauenhaften Gefahren der rauhesten Gebirgseinsamkeit hatte er, nur von einem kühnen Norweger begleitet, durchlebt. Er lief im Winter pfeilschnell auf den Schneeschuhen in die ödesten Gebirgsgegenden hinein; nahm an der Rennthier-Jagd Theil, und brachte einen großen Theil seines Lebens unter den Bauern zu, da wo sie von Handel und Politik entfernt, sich am reinsten erhalten hatten; er lebte mit ihnen und wie sie. So hatte ich an ihm einen so erwünschten Begleiter, daß die doppelte Absicht meiner Reise nie glücklicher hätte erreicht werden können. Er ist einer meiner treuesten, liebsten Freunde geworden, und wenn eine bestimmte Eigenthümlichkeit, die sich gewissenhaft und rein ausbildet, bedeutungsvoll erscheinen muß, so tritt Keilhau in den Kreis der ausgezeichnetsten Männer, deren Freundschaft zu erlangen ich das Glück hatte. Auch übte er über seine Umgebung eine große Gewalt, und seine ganze, sowohl bürgerliche als literarische Thätigkeit trägt das Gepräge einer unerschütterlichen Selbständigkeit. Es ist nicht leicht, in den festen Sinn eines solchen Mannes einzudringen,

auch gelang es mir selten, weil, was ich durch ihn erfuhr, sich auch in meiner Seele auf meine Weise gestaltete und aussprach. Doch erinnere ich mich nie, daß dadurch ein Streit entstand, und am liebenswürdigsten erschien er mir dann, wenn der starke Mann fast furchtsam und schüchtern, aber zugleich offen und freimüthig meine Auffassung zu berichtigen suchte.

Da meine Zeit, weil ich so lange bei meinem Schwager verweilte, mir kurz zugemessen war, so hatte ich Keilhau ersucht, mich in eine Gegend zu führen, die nicht zu weit entfernt lag, und doch das eigenthümliche Gepräge der innern, rauhern, norwegischen Gebirge trug. Wir reisten, von meinem Schwager und meiner Schwester begleitet, am Ufer des Miösen durch Ringsager, und setzten da, wo der Landsee sich gegen den obern Theil des Flusses zu verengen anfängt, über nach Biri. Hier verließen mich Schwager und Schwester, und wir reisten durch eins jener weiten, wahrhaft großartigen Thäler längs dem Abhange desselben. Die kühne weite Wölbung, die durch ein solches Thal gebildet wird, überwältigte mich. Alle Thäler ähnlicher Art, die ich früher gesehen habe, erschienen mir dürftig. Riesentannen, schlank, hoch

und mächtig, wie in keinem andern Lande, bedeckten die Abhänge über uns, während wir auf die dichte Masse der Waldung unter uns, wie in einen dunkeln Abgrund starr nordischer Vegetation hinabsahen. Die spärliche Bevölkerung ist in diesem gewaltigen Thale verborgen; die ausgerodeten cultivirten und bewohnten Strecken liegen geheimnißvoll in den Waldungen, und werden nur entdeckt, wenn man in diese hineintritt. Alles scheint wüste und öde, und man erstaunt über die wohl unterhaltenen Landstraßen, die man nicht durch Menschen, sondern wie durch einen Zauber entstanden glaubt. Wir kamen zu einem Gasthofe in Valders, der an der Landstraße zwischen Christiania und Bergen, die über den hohen Paß Fiile-Field führt, liegt. Hier mußten wir den Wagen zurücklassen, um durch ein enges Thal, eine Schlucht könnte man es nennen, zu reiten. Eine norwegische Meile jenseit dieser engen Passage liegt auf einer mäßigen Höhe eine Kirche, deren Gestalt mir sehr unangenehm auffiel. Tief in dem erhabenen weiten waldreichen Thale fuhren wir an einer alt norwegischen Kirche vorbei, die von betheertem Holz gebaut, mit einem schönen spitzen Thurme, dicht von Tannen umgeben, dem Thale



naturgemäß zuzugehören schien. Hier erblickten wir ein gegen seine geringe Höhe unverhältnißmäßig breites, achteckiges Gebäude; welches in moderner Art gebauet, mehr einem schlechten Gartenhause als einer Kirche ähnlich sah. Von Norden mochte wohl ein leichterer Zugang zu dieser Kirche stattfinden; von Süden her bildete die enge Schlucht den einzigen Weg. Man konnte nur zu Pferde hingelangen, selbst die Leichen mußten auf diese Weise dahingebracht werden.

Wir erreichten nun ein bedeutendes und sehr wohl eingerichtetes Gehöfte, in welchem eine Familie von höherer Bildung lebte. Keilhau war, wie in allen Gegenden, welche ich mit ihm durchreiste, auch in diesem Hause bekannt. Wir wurden mit großer Freude aufgenommen, und brachten die Nacht nach einer vortrefflichen Mahlzeit dort zu, um den Morgen den Berg (Syndfieldet) zu besteigen. Der Gang durch eine sehr wilde Gegend war äußerst beschwerlich, und wir brauchten einen großen Theil des Vormittages, ehe wir die Höhe, zwischen 4—5000 Fuß erreichten. Ich hatte zwar einige Mal auch in Schweden die Alpenregion kennen gelernt; sah dann allmählig die Wälder verschwinden, die Bäume verkrüppeln, und eine ganz

andere Pflanzenwelt umgab mich, hier aber durchwanderten wir bedeutende Ebenen, ganz mit Alpenpflanzen bewachsen. Besonders auffallend war es, wenn diese Pflanzen an feuchten Stellen die Bäume überwuchsen; ganze Gruppen von alten Weiden und Birken bildeten Zwergwaldungen, in welchen wir, wenn unsere eigene Höhe bis auf einen halben Fuß herabsänke, vollkommen wie in unseren jetzigen Waldungen herumwandern würden. Meine Phantasie rief diese Umwandlung hervor. Ich dachte mir einen Wald, in welchem ich wandelte, in welchem aber die gewöhnlichen Kräuter und Blumen eine solche Höhe erreichten, daß sie hoch über die Wipfel der Bäume hervorragten. Die Seltsamkeit war da und ein bloßes Höhenverhältniß machte sie unmerkbar. Allmälig stiegen wir in enge Schluchten, über Gerölle von mächtigen Steinblöcken, oft sehr steil, empor; der Weg ward immer beschwerlicher, immer öder und wüster; denn wir ließen die Sätereien (Sennhütten) hinter uns. Auch die Alpenvegetation ward immer spärlicher; wir hatten den Anfang der Schneelinie erreicht, und wanderten auf der Hochebene. Um uns her traten die Berge auseinander, ihre Höhe ward unbedeutend, kahle

Gebirge lagen in der traurigen Gegend; Schneeflächen, zwar nicht zusammenhangend, aber von bedeutendem Umfange, umgaben uns (es war in den letzten Tagen des Juli-Monats), es herrschte eine ahnungsvolle Stille; schon hier fingen die bloßen Massen an, ihre erhabene Gewalt, von keiner bedeutenden und lebendigen Einzelnheit gestört, unverkümmert hervortreten zu lassen. Vor uns, gegen Westen, erhub sich eine etwas höhere und gedrängtere Gebirgsreihe, und in der wüsten Gegend folgten ich und mein Neffe dem Keilhau, der mit einer Sicherheit, die wir bewunderten, zwischen den irre leitenden Bergen fortschritt. Es war schon Nachmittag; vollkommen heller Sonnenschein, und obgleich der Wind auf diesen kahlen Hochebenen nie verschwindet, war er doch so mäßig, daß er uns nicht beschwerlich fiel. An einem Flusse, der noch durch Gebirgswände geschützt fortströmte, hatten wir unser Mittagsmahl genossen und uns durch Wein gestärkt. Noch war der Horizont beschränkt, wir fanden uns von einem labyrinthischen Chaos von Gebirgshöhen umgeben, und diese zerstreuten Gebirge, die einen in der Gegend Unkundigen, wenn er allein umherirren und eine bestimmte Richtung verfolgen wollte, völlig ver-

wirren müßten, erschienen schauderhaft; er wäre dann den hier herrschenden Steinmassen völlig preisgegeben. Aecker, Wälder, Hütten und Menschen, ja ein jedes Thier war verschwunden; alles Lebendige lag fern ab, und schien von den kahlen Gebirgen in die Thäler hinabgesunken, in den Gebirgsmassen begraben. Hier gestaltete sich mir das Bild eines Wandernden, der sich immer tiefer in das Labyrinth zerstreuender Höhen verlor, bis jede Hoffnung, sich aus den verlockenden Gebirgen zu retten, verschwand. Es war schon einige Stunden nach Mittag; wir bestiegen die westliche Gebirgsstrecke, und da lag plötzlich vor mir etwas so Erhabenes und Großartiges, wie ich es bis jetzt nie sah. Mir waren die hohen Alpen, mächtigere Massen als ich jetzt sah, nicht fremd. Ich befand mich an der Grenze der Schneelinie. Von hier aus übersah ich einen Halbkreis von Gebirgen, der volle dreißig Meilen im Durchmesser hatte. Schneehättan (das höchste Dovre-Gebirge) entdeckte ich zwar nicht, aber Rundane, eine seltsame Gruppe von unter einander getrennten, fast kreisförmig zusammengehäuften Gebirgen, an das Dovregebirge angrenzend, bildete den äußersten Gesichtspunkt gegen Nordost; der mächtige Mugna-

Field, ganz in Schnee gehüllt, lag uns näher; die Hurrunger, die höchste norwegische Gebirgsgruppe in der wildesten, unbewohntesten Gegend von Scandinavien, lag purpurglänzend vor uns, ihre weiße Masse, etwa 3000 Fuß höher als mein Standpunkt, von der klaren Sonne beschienen, war uns überraschend nahe gerückt. Der ganze Zug, über welchen der höchste Paß nach Bergen führt, bis nach Hardanger Fjeldene, wo wir Harteigen, etwas über 1000 Fuß höher als unser Standpunkt, sahen, bildete die Grenze unserer Aussicht gegen Südwest. Wir übersahen hier eine wellenförmige Ebene, in allen Richtungen von Thälern durchschnitten, wie zerrissen; die Berge der Hochebene, die unbedeutend schienen, würden doch, wenn man zwischen ihnen wanderte, hoch genug sein, um nach allen Richtungen die Aussicht zu verschließen, hoch genug, um den Wanderer völlig hoffnungslos in die Irre zu führen. Ich habe in der Novelle: „Die vier Norweger" (Theil 6, S. 94) die Verzweiflung eines so herumirrenden, wie ich glaube, nicht ohne Glück mit einiger Naturwahrheit darzustellen gesucht. In Malcolm (Th. 1, S. 29) kömmt eine verwandte Scene unter andern Verhältnissen vor; die Grundlage bildet

eine Reise von Keilhau auf Schneeschuhen (Skier), der etwas Aehnliches, wie Storm's Begleiter, in einer Hütte erlebte, welche die Wandernden nach einer bedenklichen Fahrt über das schneebedeckte Gebirge spät und im Dunkel erreichten.

Die Ebene, die wir übersahen, würde, nach einer tropischen Gegend verlegt, ja selbst unter dreißig Grad nördlicher Breite, eine wohlthätig temperirte, höchst fruchtbare, für die menschlichen Bewohner vortrefflich sein; ein mächtiges Königreich könnte sich hier gründen: jetzt lag sie vollkommen wüste da, alles Leben war verschwunden. Wir entdeckten nur die Leichen von jenen nordischen Wandermäusen (Lemmingen), die auf einem Zuge im frühen Sommer, wahrscheinlich aus Mangel an Nahrung, umgekommen waren, und die Fährten von Rennthieren, die über die Fläche geeilt waren. In unserer Nähe und wo die eingesenkten Thäler breit waren, konnten wir soweit herunter sehen, daß wir, wie in einem tiefen Abgrund, die blaue leuchtende Fläche einiger Landseen erblickten.

Aber vor Allem riß mich der Gebirgskreis hin, der mich im Großen umgab, und die hohen glänzenden Schneeflächen wie eine mächtige Gegend umschloß.

Ich stand in der innersten Mitte vom südlichen Norwegen, von Trondheim und Lindesnäs (Norwegens südlichste Spitze), von Schweden und der westlichen Meeresküste fast gleichweit entfernt, ich konnte mich von der großartigen Umgebung nicht losreißen, die Sonne sank auf eine bedenkliche Weise. Zwar war es auf der Hochebene noch hell, aber je tiefer wir herunterstiegen, je enger wir von dem Gebirge umschlossen wurden, desto dunkler ward es. Wir erschienen bei unserm gastfreien Wirth erst gegen Mitternacht.

Hedemarken liegt schon ziemlich hoch. Als ich meinen Schwager wiederfand, und wir uns beeilten zurückzureisen, trat ein harter Frost ein. Wir kamen mit ziemlich strenger Winterkälte zu Hause an; es war der erste August. Eine so frühe Kälte ist freilich auch in diesen Gegenden ungewöhnlich.

In Christiania ging es sehr lebhaft zu; das Storthing sollte geschlossen werden, und man erwartete täglich aus Stockholm den Kronprinzen. Auch für mich traten Verhältnisse hervor, die mir angenehm waren. Aus vielen Gegenden, selbst entfernteren, eilten

alte Freunde herbei, die mich sehen wollten, und doch blieb ich, ich möchte sagen nur Stunden in Christiania. Keilhau begleitete mich abermals auf einer geognostischen Untersuchungsreise in der Umgegend von Christiania, in welcher die berühmtesten Naturforscher Entdeckungen gemacht hatten, welche so viel dazu beitrugen, die zu eben dieser Zeit herrschenden Ansichten in der Geognosie zu verbreiten; die anhaltend und in einer Reihe von Jahren von Keilhau durchforscht auch den neuen Ansichten manche Schwierigkeiten darboten. Als wir nach Christiania zurück kamen, wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß Berzelius von dem Pariser Geognosten Brogniart begleitet, nach Christiania kommen würde. Diese Herren erwarteten den großen Naturforscher Davy aus London, und so schien es, daß nicht allein durch den Schluß des wichtigsten Storthings, durch die Gegenwart des Kronprinzen, sondern auch durch das Zusammentreffen von drei der berühmtesten Naturforscher, die Zeit meines Aufenthalts in Christiania verherrlicht werden sollte. Aber Davy kam nicht. Ein Brief an Berzelius meldete, daß er durch den für ihn so interessanten reichen Lachsfang an die westliche Meeresküste gelockt, und dort

festgehalten wurde. Berzelius hatte doch besonders, um mit ihm zusammenzutreffen, die weite Reise von Stockholm nach Christiania gemacht. Es war auffallend, wie Davy, den man durch sein inneres, phantasiereiches Leben sowohl, als durch seine großen Entdeckungen, die eine neue Physik schufen, zu den merkwürdigsten Menschen rechnen muß, sich bis zur Leidenschaft der neuen Mode der Engländer hingeben konnte. Es war die Zeit, als durch die fast gänzliche Vernichtung der Jagd in England der Fischfang eine herrschende Beschäftigung der reichen Einwohner ward, und sich auf eine bewunderungswürdige Weise ausbildete. Davy hat, wenn ich mich recht erinnere, eine eigene Schrift über den Fischfang herausgegeben. Auch nach Norwegen kamen damals schon manche Engländer als Angler. Ein solcher bewohnte im Gasthofe eine Stube neben mir; er war, wie seine Landsleute gewöhnlich, mit dem künstlich ausgearbeiteten Angelapparate versehen, der in eine sehr elegante Chatulle eingepackt war. Diese Engländer erschienen in Norwegen meist nicht sehr liebenswürdig; wenn sie im Innern des Landes dem Fischfange nachgingen, waren sie stumm und achteten nie auf die Einwohner.

Allerdings war ihre Geschicklichkeit fast unbegreiflich; in einsamen Gebirgsgegenden, wo es den Einwohnern kaum gelang, eine spärliche Fischermahlzeit zu finden, kamen sie mit ganzen Körben voll Fischen von ihren Fahrten zurück. Ein Deutscher oder Scandinavier würde sich gedrungen fühlen, eine solche Kunstfertigkeit den Einwohnern, so weit es möglich wäre, mitzutheilen. Selbst die Schwierigkeit, sich unmittelbar verständlich zu machen, würde sie von dieser wohlmeinenden Absicht nicht abbringen. Den Engländern schien ein solcher Gedanke völlig unzugänglich. Der stumme Hochmuth der Reisenden erregte den trotzigen Stolz der norwegischen Bauern, und wenn dennoch nur selten unangenehme Scenen stattfanden, so war es nur, weil der Norweger fühlte, daß, wie hochmüthig der Fremde sich auch stellen mochte, er dennoch ganz in seiner Gewalt und Gast war.

Brogniart bereiste die Umgegend, und entdeckte, wie sich von selbst versteht, allenthalben in den Gebirgsmassen Schmelzprozesse, wo sie Keilhau freilich nicht zu erkennen vermochte.

Ueberhaupt sind mir die chemischen Prozesse, aus welchen man die Bildung der Gebirge erklären will,

nicht bedeutender als die früheren Whistonschen und Burnetschen mechanischen Hypothesen. Ich gestehe, mir ist es unbegreiflich, wie diese irgend eine Aufmerksamkeit erregen können. Selbst technische Stümper erfinden Compositionen, deren Entstehungsweisen troß aller chemischer Analysen Geheimnisse bleiben: und man meint durch die chemische Analyse der Fossilien, durch die Betrachtung der Gebirgsmassen hinter den Prozeß ihrer Entstehung zu kommen!

Als ich nach Christiania zurück kam, brachte ich meine Zeit höchst angenehm mit meinen Freunden zu. Prinz Oskar war angekommen, ich machte ihm meine Aufwartung. Er hatte eine vielseitige Bildung erhalten, war in vielen Fächern wohl unterrichtet, in der Physik und Chemie ein Schüler des Berzelius. Er war in Norwegen sehr geschätzt und beliebt, und die, wenngleich etwas zurückhaltende Weise, nach welcher er vorsichtig erschien, verschwand nach kurzer Zeit völlig; ohne daß er seine hohe Stellung vergaß, fand man ihn unbefangen, und er ließ sich gern in ausführlichere Gespräche ein.

Er war damals 25 Jahre alt. In seinem elften Jahre war er mit seinem Vater nach Schweden gekommen, und nun ein ächter Schwede geworden. Selbst etwas von der ruhigen und langsamen Art der nordischen Völker hatte er angenommen, so daß man in ihm die südfranzösische Herkunft nicht leicht ahnen konnte. Er zeigte sich gegen mich äußerst gnädig; ich wurde öfters eingeladen, und sah daher auch seine schöne Gemahlin; auch diese erschien sehr herablassend und freundlich, und mir war die Auszeichnung, die ich genoß, sehr angenehm. Beide sprachen schwedisch; der Prinz ganz wie ein Eingeborner, seine Gemahlin, in München erzogen, sprach vollkommen fertig deutsch. Einmal brachte ich auch mehrere Stunden nach der Tafel in dem Landsitze des Prinzen zu, und immer waren die Gespräche ernsthaft und bedeutend. Ich wagte einige Bitten vorzutragen, die mit Aufmerksamkeit angehört und huldreich genehmigt wurden; sie betrafen die Stellung einiger junger Männer, die sich ausgezeichnet hatten. Der Prinz zeigte in seiner schwierigen Lage eine große Ueberlegung und Gewandtheit.

Nach der Constitution von Norwegen sollte der Kronprinz von Schweden zugleich Statthalter von

Norwegen sein; es zeigte sich indeß bald, daß dieses mit Unbequemlichkeiten verbunden war. Seine Gegenwart in Schweden war nothwendig, man versuchte es, an seine Stelle einen schwedischen Großen nach Norwegen zu schicken, doch die Norweger, auf ihre Selbständigkeit eifersüchtig, waren damit unzufrieden. Aber in der letzten Zeit haben zwei Norweger, der Graf Wedel-Jarlsberg und Löwenskiöld, durch Geburt und Vermögen ausgezeichnet, diese hohe Stelle zur Zufriedenheit der Norweger bekleidet. Der Kronprinz war jetzt da, um den Storthing zu schließen, der lange über die gesetzliche Zeit gedauert, und der an Bedeutung, wie schon gesagt, alle früheren übertraf. Ich war dazu eingeladen.

Die Beschlüsse des Storthings konnten dem Könige nicht angenehm sein. Die Rede des Kronprinzen war unter diesen schwierigen Verhältnissen meisterhaft, und er sprach mit so ruhiger Haltung, daß ich ihn bewunderte.

In Christiania war damals noch keine, dem zukünftigen Beherrscher des Landes angemessene Wohnung. Der schöne Platz für das zukünftige Schloß auf einem Felsen in der Nähe von Christiania, mit einer weiten

Aussicht in die herrliche Gegend, sollte erst geebnet werden, und die schwierige Arbeit hatte eben begonnen. Zur Wohnung für den Prinzen war ein langes einstöckiges niedriges Haus gewählt; es hatte dem reichen Handelsherrn Behrendt Anker zugehört. In dem großen Speisesaale fand, nachdem das Storthing durch einen feierlichen Act geschlossen, das Mittagsmahl statt. Ich saß dem Kronprinzen gegenüber, Berzelius an meiner Seite, und die Unterhaltung war lebhaft und interessant. Nach dem Essen fand ein Gespräch mit dem Kronprinzen statt, welches mir eine bedenkliche Wendung zu nehmen schien. Der Gegenstand war die politische Stellung der Völker in Europa gegeneinander, und das Verhältniß zwischen Völkern und Regenten. Der Kronprinz hätte das Gespräch über einen solchen Gegenstand abbrechen können; und wer würde gewagt haben es fortzusetzen? Er that es nicht, er ging auf den Gegenstand ein, äußerte sich als der Sohn eines Königs, der die Revolution durchlebt und für sie gefochten hatte; und dennoch zugleich mit der Besonnenheit eines Königssohns, der bestimmt war, wenn auch nicht eigentlich unruhige, doch auf ihre Freiheit stolze Völker zu beherrschen. Der bedenklichste

Hofmann konnte mit seiner Rede zufrieden sein, und dennoch wußte er sich den wärmsten Beifall der Norweger, die uns in immer größerer Menge umgaben, zu erwerben. Ich nahm auf eine unbefangene Weise an dem Gespräche Theil, und begriff die große Popularität, die er in Norwegen besaß.

Gleich nach dem Schlusse des Storthings reiste der Kronprinz nach Stockholm zurück. Berzelius, wenn ich mich recht erinnere, folgte ihm; Brogniart war schon früher nach Paris zurückgekehrt, und ich brachte noch einige Tage in dem Kreise der Verwandten, der Freunde und meiner neuen Bekannten auf die angenehmste Weise zu. Unter diesen waren mir die Brüder Ström besonders werth. Der ältere, der mich auf der Straße in Christiania zufällig zuerst begrüßte, hatte die schöne Zeit in Halle, vor dem Ausbruche des unglücklichen Krieges, mit mir verlebt. Er bringt einen großen Theil seiner Zeit auf Reisen zu; ich traf ihn öfter in Deutschland, und noch hier in Berlin habe ich ein paar Mal das Glück gehabt, ihn wiederzusehen. Der jüngere Bruder suchte mich in Halle in der unglücklichen Zeit auf, brachte dort ein halbes Jahr zu, und erschien während der bedeutungsvollen

Zeit in Breslau, um als Freiwilliger an dem Kampfe Theil zu nehmen. Mit dem Kreuze bezeichnet kam er nach Norwegen zurück; es war eine tiefsinnige aber zugleich trübe Natur. Er hatte die weite Reise von Röraas nach Christiania zurückgelegt, um mich zu sehen: ich sah ihn nie wieder. Der um das norwegische Bergwesen sehr verdiente Mann ist in seinen besten Jahren gestorben.

Ich trennte mich mit Wehmuth von meinem Geburtslande; fing ich doch selbst an, in ein höheres Alter einzutreten, und ich hatte wenig Hoffnung, jemals Norwegen wieder zu sehen; besonders aber mußte ich bedauern, meinen alten Freund Jakob Aal, der durch eine zahlreiche Familie und durch einen bedeutenden Besitz in einer von Christiania weit entfernten Gegend festgehalten wurde, nicht gesehen zu haben.

Mit dem Packetboot reiste ich, von meinem Neffen begleitet, der sich sehnte, die Stadt seiner Geburt und frühern Kindheit wiederzusehen, nach Kopenhagen. Die Reise war kurz und glücklich, und ich freute mich, als wir das Kattegat eilig durchsegelten, einmal wieder den Genuß einer Seereise zu haben.

Es waren fast achtzehn Jahre verflossen, seit ich Däne-

mark das letzte Mal sah; ich selbst war damals als Emigrant mit dem Könige des Landes zerfallen, in einer sehr bedenklichen Lage: das Schicksal meines mütterlichen Landes schwebte mir vor; es hatte schon das bis dahin ruhige Dänemark verhängnißvoll ergriffen und in die zerstörenden Verhältnisse des grauenhaften Krieges, der ganz Europa in Verwirrung brachte, gewaltsam hineingeschleudert; aber erst als der unglückliche Friede geschlossen wurde, trat das Elend des Landes immer furchtbarer hervor. Das Geld, der Besitz war fast völlig werthlos. Hatten doch selbst der Neffe, der mich begleitete, und seine Schwester ihr kleines Vermögen ganz eingebüßt. Ein Besitz in Hirschholm, einige Meilen von Kopenhagen, hatte so durchaus allen Werth verloren, daß der zuletzt nothwendig gewordene Verkauf nicht einmal die geringen Schulden, die darauf ruhten, zu decken vermochte. Als der Knabe Kopenhagen verließ, war er in einer Lage, die ihm seine Selbständigkeit, bis er einmal eine sichere Stellung in der Welt erlangte, zu bewahren versprach. Die geliebte Mutter lebte damals noch. Jetzt kehrte der Knabe elternlos und ohne Vermögen nach der Geburtsstadt zurück. Er war be-

sonnen genug, um das Trübe seiner Stellung einzusehen; die Erinnerung an seine Kindheit war nicht ganz verschwunden; er freute sich, die Obristin du Plat, die Schwester seiner Mutter, und seinen Oheim wieder zu sehen. Auch ich konnte nur mit Wehmuth an die Stadt so vieler kindlicher und jugendlicher Erinnerungen zurückdenken. Zwei Brüder, (der dritte war schon früher gestorben), hatte ich verloren, und war nur allein übrig geblieben. Einen bedeutenden Theil meiner Freunde fand ich nicht mehr, die übrigen aber bekeideten meist ansehnliche Stellen. Mynster bekleidete die erste und ansehnlichste Predigerstelle, er war Hofprediger, Königlicher Confessionarius und Deputirter des Departements für die Universitäten und gelehrten Schulen. Die Gebrüder Oersted gehörten beide zu den angesehensten Männern des Landes. Der älteste war Deputirter der dänischen Kanzlei (der höchsten Regierungsbehörde des Staats); der zweite hatte seinen großen europäischen Ruf durch die wichtige Entdekkung, die eine Krise in der ganzen Physik bewirkte, schon begründet.

Während Oehlenschläger in Dänemark von einer übermüthigen Jugend, aber auch von dem alten Bag-

gesen angefeindet wurde, ward er von andern jüngern Dichtern vertheidigt, aber der Kampf vermochte das Ansehen, welches er mit Recht genoß, nicht zu schwächen; er war Professor der Aesthetik bei der Universität geworden. Alle meine Freunde hatten Orden erhalten. Der alte Rahbek lebte noch, und wenn auch sein großer Einfluß auf die Jugend nicht mehr derselbe war, so war er selbst doch unverändert. Hornemann, der Botaniker, in meinen jüngern Jahren mein Reisegefährte, als ich Schelling in Jena aufsuchte, war Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens, Vahls, meines alten Lehrers, Nachfolger; er genoß unter den Botanikern Europa's ein großes Vertrauen. So trat ich nun in Kopenhagen in die Mitte der bedeutendsten Männer des Landes, als ein alter, noch nicht vergessener Freund, und sah, in welchem schönen und viel versprechenden Kreise ich meine jüngeren Jahre verlebt hatte. Der alte Etatsrath, Professor Dr. Bang, mein Oheim, war gestorben; sein Sohn, den ich vor achtzehn Jahren in einer verhängnißvollen Lage, als jungen Studenten verließ, bekleidete die Stelle seines Vaters als Professor bei der Universität, und als erster Arzt bei

dem Friedrichs-Hospital. Die medicinische Schule in Kopenhagen besaß noch ihren alten Ruf. Hieronymüs Mynster, Bangs Stiefsohn, der früher jene Stelle bekleidete, war gestorben. Meine weitläufige Verwandtschaft hatte sich bedeutend vergrößert, allenthalben stieß ich auf eine hervorwachsende, mir verwandte Generation, und verwickelte mich zuletzt, da mein genealogisches Gedächtniß niemals bedeutend war, so in den Haufen der jungen Verwandten, daß ich sie fast immer unter einander verwechselte.

Schon früher habe ich es erwähnt, wie mich die Gnade des gegenwärtigen Königs, des Erbprinzen Christian, beglückte, wie gnädig er und seine Gemahlin mich auszeichneten, und wie erfreulich sein Vertrauen sich aussprach; auch wie es mir gelang, die verlorene Gnade des Königs mir wieder zu erwerben, und wie sehr über alles Verdienst meine Landsleute mich auszeichneten. So war mein Aufenthalt in Kopenhagen, wo ich durch die Gunst königlicher Personen, durch das Ansehen meiner Verwandten und jugendlichen Freunde getragen und gehoben wurde, freilich ein sehr heiterer.

Unter den Verwandten, die in der Zeit meiner Abwesenheit ein großes Ansehen erlangt hatten, und einen großen Einfluß auf viele Menschen ausübten, muß ich den seltsamen, aber auch genialen Grundtvig nennen. Meine Mutter hatte eine Menge Geschwister, irre ich nicht, zehn bis zwölf. Die älteste war die Pastorin Grundtvig; meine Mutter war von allen die jüngste. Die Predigerfrau hatte in ihrem höheren Alter einen Knaben geboren, der, als ich früher von Deutschland nach Kopenhagen zurückkehrte, eben die Schule verlassen hatte, um die Universität zu beziehen; meine Frau und ich, trafen ihn bei dem alten Professor Bang, bei dem wir öfter zu Tische waren. Er saß scheu und schüchtern da, und ich ahnete das Aufsehen nicht, welches er später erregen sollte. Meine öffentlichen philosophischen Vorträge, die damals in Kopenhagen eine so lebendige Theilnahme fanden, machten auf den jungen geistreichen Mann einen großen Eindruck, wie er selbst öffentlich gestand. Ich wußte nicht, daß er meine Vorlesungen besuchte, er selbst blieb mir fern, ich lernte ihn zu der Zeit fast gar nicht kennen. Aber wenige Jahre später vernahm ich, wie wunderbar und

originell er sich ausgezeichnet hatte; ich wurde zuerst aufmerksam auf ihn gemacht durch eine Aeußerung von Friedrich Schlegel, der ihn unter den jungen Schriftstellern Dänemarks hervorhob. Schlegel ward besonders zu ihm hingezogen, durch seine entschiedene religiöse Richtung, die in seinen jüngeren Jahren höchst eigenthümlich, ja gewaltsam hervortrat. Ich hatte damals, kurz vor meiner Abreise aus Breslau, eine kleine Schrift: „die falsche Theologie und der wahre Glaube," durch welche ich zuerst meine sich immer mehr entwikkelnde religiöse Ansicht andeutete, herausgegeben. Sie schien diejenigen, die bisher meinen Schriften einige Aufmerksamkeit geschenkt hatten, zu überraschen, und ich werde später Gelegenheit finden, darüber zu sprechen. Sie war, als ich nach Kopenhagen kam, ins Dänische übersetzt, und trug viel dazu bei, meine Bekanntschaft mit Grundtvig einzuleiten.

Durch den Einfluß, den er ausübte, durch den leidenschaftlichen Eifer, mit welchem er kämpfte, war er mehreren von meinen Freunden sehr unbequem: selbst der Physiker Oersted gerieth mit ihm in einen heftigen Kampf. Am beschwerlichsten war sein dogmatischer Eifer. Mynster und meine übrigen Freunde glaubten

wohl, daß ich einigen Einfluß auf ihn haben könnte, aber dieses war hier, wie bei solchen Veranlassungen immer, nicht der Fall. Seine religiösen Lehren trug er hart und entschieden vor, und diese waren, wenn auch nicht selten genialisch, doch jederzeit einseitig. Wie damals, so geht noch immer neben seiner Religion die nordische Mythologie, die er fast eben so sehr verehrt, und in welcher er bedeutende Kenntnisse besitzt. Das letztere Studium hängt genau mit seinem Ultradanismus zusammen, und es gab Epochen in seinem literarischen Leben, in welchen er unbefangen glaubte, daß die Dänen Vorzüge vor allen Völkern der Erde hätten, daß sie bestimmt wären, die ganze europäische Cultur zu leiten, und da sie nicht mächtig genug waren, sich selbst auf diesen erhabenen Standpunkt zu stellen, so schien er zu erwarten, daß Napoleon durch seine Siege jene Vorbereitungen treffen würde, welche den Dänen für ihre erwartete große geschichtliche Bedeutung die Bahn brechen sollten. Er versteht nicht bloß die isländische, sondern auch die angelsächsische Sprache sehr gründlich, und hat Biöwulfs Drapa aus dem Angelsächsischen ins Dänische übersetzt; geistreich und auf ganz eigenthümliche Weise.

Er hat sich in die alte nordische Sprachweise hineingedacht und geschrieben, und offenbar dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der neuen scandinavischen Sprachen gehabt. Selbst diejenigen, die in religiöser Hinsicht seine Gegner sind, vermögen der Macht seines Geistes nicht ganz zu widerstreben. Seine mythologischen Studien hängen genau mit seinem einseitigen Danismus zusammen. Je mehr er in diesen hineingerieth, desto wärmer schloß er sich den Engländern an, die ihm freilich manche, bis dahin unbenutzte Quellen eröffneten; dagegen ist sein Haß gegen die Deutschen ein fast unversöhnlicher. Es giebt, behauptet er, in Europa zwei Urstämme, die noch frisch hervorwachsen aus ihrer mythologischen Urquelle, weil sie die alten Sprachen behielten; es sind die Griechen und die Scandinavier. Alle die übrigen Völker wären secundäre, die Römer mit den Griechen, die Deutschen mit den Scandinaviern verglichen; daher sollte die lateinische Sprache bei dem Unterricht nicht mehr die herrschende sein, vielmehr, wenn auch nicht vernichtet, doch zurückgedrängt werden, und eben so die deutsche Sprache ihre eigentliche Bedeutung durch die scandinavische erhalten. Er hat sowohl Snorre Stur-

leson als Saxo Grammaticus übersetzt; jenen aus dem Isländischen, diesen aus dem Lateinischen. Man muß eigentlich sagen, er hat seine Vorstellungen von den Texten wiedergegeben, und dieses ist wohl auch von der Uebersetzung des obengenannten angelsächsischen Gedichts zu sagen. Ich glaubte einen Widerspruch darin zu finden, daß er ein so großer Verehrer von Luther ist, und doch ein Feind der Deutschen, da wohl kein Mann ein reineres Erzeugniß seines Vaterlandes war, keiner weniger allein stand, als dieser. Aber, ohne daß er, wie ich glaube, es ausdrücklich äußert, hat er doch den Luther in der spätern Zeit weniger hervorgehoben. Das Nicäische Glaubensbekenntniß ist ihm jetzt alles, und diese gewaltige Präcipitation mag, ohne daß er es weiß, doch in einer geheimen Verbindung mit seinem Haß gegen die Deutschen stehen.

Um die gelehrte römische Bildung zu verdrängen, und besonders die deutsche Theologie, die den Rationalismus erzeugte, zu bekämpfen, verlangt er eine Laien-Bildung der gesammten Geistlichkeit. Die theologische Gelehrsamkeit soll ein Monopol der theologischen Facultät werden. Welch eine Quelle der Bildung würde im Lande verschwinden, wenn jede Spur gelehrter

Erziehung aus der ganzen Masse der Predigerfamilien verschwände!

Seine christliche Gesinnung ist warm und eifrig; er war sein ganzes Leben hindurch ein Opfer seiner redlichen Ueberzeugung; seine Kanzelreden haben einen großen Ruf, und er ergreift seine Zuhörer tief: aber welch einen mächtigen Contrast bildet er Mynster gegenüber. Diesen habe ich mit Fenelon vergleichen können, und sein Einfluß auf die Einwohner von Kopenhagen ist in einer langen Reihe von Jahren sehr mächtig gewesen; denn er weiß eben die Gebildeten und Verbildeten aus der Verwirrung des Tages, aus den Kämpfen geistiger Verlockungen besonnen und ruhig nach der Alles umfassenden und reinigenden Quelle des Christenthums hinzuweisen. So hoch ich aber auch meinen Jugendfreund schätze, so theuer er mir ist, und so sehr ich seine Ueberzeugung theile, so bin ich doch weit entfernt zu glauben, daß dieser Gegner ihm nicht heilsam wäre. Grundtvig hat ihm zwar manche Hindernisse in den Weg gelegt, manche Störung veranlaßt, aber auch den religiösen Ernst gestärkt.

Ich habe etwas ausführlich von diesem merkwürdigen Manne gesprochen, man muß ihn in der That

so nennen; durch Geist wie durch Kenntnisse zeichnet er sich aus, und wird jetzt in seinem höhern Alter sehr geschätzt.

Ich verließ Kopenhagen und bereiste Seeland, vor Allem Helsingör und Roeskilde, die Städte meiner Kindheit, und besuchte dann meine Schwester und Schwager in Fyen. Ich eilte nach Berlin, wo ich im November ankam. Den Winter brachte ich mit verlängertem Urlaub in Berlin zu, und hielt Vorträge für die Studirenden über Anthropologie, die sehr besucht wurden. Die Generalin Helwig, geborne von Imhof, die bekannte Dichterin und Uebersetzerin von Tegners Frithjofs Saga, deren Bekanntschaft ich auf eine höchst angenehme Weise in Dresden gemacht hatte, bewies mir jene freundschaftliche Güte und Liebenswürdigkeit, wodurch sie immer jedem, der ihr nahe kam, bekannt war. Da bei mehreren Berliner Damen der Wunsch entstand mich zu hören, ich aber nichts weniger verstehe, als eine öffentliche Anzeige zu entwerfen, wurde die gütige Generalin mein Secretair; ich unterschrieb nur, und General Gneisenau, damals

Gouverneur in Berlin, überließ mir den großen Saal im Gouvernementshause als Auditorium. Ich brachte auf diese Weise den Winter unter Verwandten und Freunden sehr angenehm zu.

Die letzten Jahre in Breslau.
1825 — 32.

Im Jahre 1825 kam ich nach Breslau zurück, und indem ich die sieben letzten Jahre meines Lebens in dieser Stadt, in welcher ich eine so lange Zeit verlebte, überblicke, wird es mir recht klar, wie durchaus der Mensch in seiner Art und Weise fixirt ist, wenn er ein halbes Jahrhundert seines Lebens zurückgelegt hat. Schlechte wie gute Gewohnheiten haben sich dann festgesetzt, und sind wohl nicht mehr auszurotten. Neue erwirbt man kaum nach dieser Zeit, und eine vollkommene Umwandlung, selbst wenn man sie erlebt zu haben glaubt, beruht wohl meist auf einer Selbsttäuschung. Die Gesinnung kann durch religiöse Richtung reiner, oder durch immer zunehmende Verkehrtheit unreiner werden, aber die einmal bestimmt gewordene, durch eine lange Vergangenheit

ausgebildete, in gerader Richtung gesund gewachsene, oder verschobene und einseitig gewordene Eigenthümlichkeit läßt sich nicht verdrängen; man fliegt wohl träumend über sie heraus, aber die strenge Gegenwart scheucht uns schnell in eine meist strafende Wirklichkeit zurück, und man muß sich, kaum mit sich selbst zufrieden, fortschleppen, wie man einmal geworden ist. Ich sah dies wohl ein, wenn ich mich selbst betrachtete, und dennoch hatte ein günstiges Geschick mir einen frischen, regen Lebensstrom geschenkt, der wenigen zu Theil wird. Daher werden die Menschen, wenn sie im höhern Alter sich ihr Leben vergegenwärtigen, in der Darstellung immer, und zwar nothwendig, objectiv. Die Jugend lebt frisch auf in der Erinnerung. Das höhere Alter ist abgeschlossen, alles scheinbare Neue gehört, wenn wir es genauer betrachten, doch mehr oder weniger einer Vergangenheit zu, und ist das Product einer Entfaltung, nicht einer frischen Entwickelung. So können wir wohl der Welt, können uns selber neu erscheinen; ich werde also mehr von dem, was sich äußerlich durch mich gestaltete, in der spätern Zeit meines Lebens als von dem, was ich erlebte, zu reden haben, mehr von Andern als von mir

selber. Es ist schwierig, denn die Täuschung, daß man etwas Entscheidendes zur wesentlichen Gestaltung eines Menschen beigetragen hat, schleicht sich bei anregenden Naturen gar zu leicht ein. Dazu kömmt die Ueberzeugung, daß wir in den Jünglingsjahren die Menschen, die uns nahe treten, doch vorzüglich über sich selbst aufklären, und an sich selbst verweisen müssen.

Unter diesen erinnere ich mich besonders gern meines Verwandten und Freundes Waagen, Director der hiesigen Gemäldesammlung. Seine Eltern kannte ich schon vor seiner Geburt, sie waren meiner Frau nahe verwandt, ihn selbst sah ich zuerst als Kind im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, als ich die heitere, geistesfrische und reiche Zeit in Dresden zubrachte; in dem glücklichen Jahre, da ich zugleich meine Frau kennen lernte. Sein Vater hatte eine Sammlung von Gemälden zusammengebracht, unter welchen einige sehr vorzüglich waren, und Waagen ist recht eigentlich unter Bildern aufgewachsen. Da ich als Emigrant in Hamburg im Jahre 1807 ihn eben noch als einen Knaben wiederfand, erschien er mir bedeutend und hatte etwas Auffallendes und Ungewöhnliches. Wenn

seine jüngeren Brüder spielten, zog er sich still und einsam in eine Ecke zurück, und wir fanden ihn dann fortdauernd mit der Voßischen Uebersetzung der Odyssee beschäftigt; er war in diese so vertieft, daß er auf nichts Anderes achtete, und in der That schien er damals schon mehr mit den anmuthigen Bildern griechischen Lebens, als mit der Gegenwart beschäftigt. Der Vater verließ Hamburg und zog nach Altwasser bei Waldenburg in Schlesien, wo ein Freund ihm eine Wohnung anwies, groß genug, um seine Gemälde-Sammlung aufzustellen, während Verwandte und Männer, die ihn schätzten, ihn als Künstler beschäftigten. Waagen besuchte zu der Zeit das Gymnasium in Hirschberg, und war im Begriff die Universität zu beziehen, als der Krieg 1813 losbrach. Er trat unter die Freiwilligen und brachte in Paris seine Zeit in einer Bildersammlung zu, wie die Geschichte niemals eine ähnliche sah. Seine Phantasie hatte fortdauernd in den Schulen, vorzüglich der italienischen Maler, gelebt, er war mit diesen schon damals auf eine ungewöhnliche Weise bekannt, und verstand es, sich darüber belehrend zu äußern. Die wißbegierige Jugend, die kämpfend und siegend nach Paris

gekommen war, bildete auf dem Museum einen horchenden Kreis um ihn.

Nach dem Kriege bezog er die Universität zu Breslau. Mein Schwager Raumer trat ihm eine Stube ab, und er gehörte zu unserm gemeinschaftlichen Familienkreise. Jetzt entstand die Frage, welchen Weg er für seine Zukunft wählen sollte. Der Gegenstand, der ihn bis dahin und schon in seiner frühesten Jugend beschäftigt hatte, der den Mittelpunkt aller seiner fleißigen und ernsthaften Studien bildete, schien doch als Lebensberuf zu bedenklich. Er war für die wissenschaftliche Kunstgeschichte auf eine Weise gewonnen, wie gewiß wenige Menschen; sein Vater lebte fortdauernd in der Erinnerung der schönen Jahre, die er ganz der Kunst gewidmet, in Italien zugebracht hatte. Tieck, der so lebendig dazu beitrug, den Sinn für die Kunst in Deutschland zu wecken, war sein naher Verwandter, und dieser übte eine geistige Gewalt über den Kreis, der ihn umgab, der keiner zu widerstehen vermochte. Die Neigung, den Gegenstand ganz zu beherrschen, der ihn von Kindheit an gewaltsam ergriff, war durch den innern Trieb, wie durch äußere Verhältnisse, fortdauernd gewachsen.

Ich besann mich durchaus nicht; Waagen schien mir berufen den Weg zu gehen, der fast ausschließlich vor ihm lag. Europa war beruhigt, der gemeinschaftliche Feind, der alle frühere Verwickelung der Völker in Vergessenheit gebracht hatte, war vernichtet und ein langjähriger Friede zu erwarten. Der Kunstsinn, der mit dem Anfange des Jahrhunderts so lebhaft die Gemüther in Bewegung setzte, mußte auch die Staaten als solche ergreifen, und zwar auf eine ganz andere Weise als in der frühern friedlichen Vergangenheit. Bedeutende Sammlungen mußten entstehen, die Kunstgeschichte ein wesentliches Element der Bildung der Zeit werden. Zwar fand man eine hinlängliche Menge Kunstenthusiasten, malende und nicht malende, aber Männer, welche die Geschichte der Kunst als ein ernsthaftes, gründliches Studium betrachteten, waren noch sehr selten, und nach diesen, meinte ich, müßte nothwendig und immer dringender die Frage entstehen. Waagens Neigung, sich der forschenden Betrachtung bedeutender Kunstproducte zu widmen, hatte nichts von jenem leicht lodernden Enthusiasmus; die Kunst war ihm die fortbildende Natur der Geschichte, und zog ihn an, wie diese den Physiker. Besonders fiel

mir schon damals bei dem jungen Manne Etwas auf, was für mich entscheidend war. Auf dem Magdalenen-Gymnasium in Breslau befand sich eine Sammlung ausgezeichneter älterer Kupferstiche vorzüglicher Bilder, auch Originale deutscher Künstler. Professor Manso, der berühmte Director des Gymnasiums, hatte die Güte, mir die bedeutendsten Hefte nach einander zur Durchsicht zu überlassen. Ich selbst hatte zwar eine Menge Bilder gesehen, hatte gesucht den Sinn für die Kunst zu bilden, und wenigstens so viel gewonnen, daß ich mir sagen konnte, der geistige Genuß, der mir zu Theil ward, war mir eine innere Wahrheit, nichts Gemachtes oder Geziertes: aber jene Sicherheit des Urtheils, die alles Schwankende und Unbestimmte verdrängt, traute ich mir doch keineswegs zu. Waagen hatte zwar schon damals, nicht in Paris allein, sondern auch in Deutschland, Manches gesehen, aber doch nur flüchtig und ohne jene Muße der Betrachtung, die, um den Eindruck der Bilder fest zu halten, erforderlich scheint. Nun war ich in der That erstaunt über das hervorragende und seltene Bildergedächtniß. Ich habe es oft auf die Probe gestellt. Ich nahm Kupfer mehr oder weniger bekannter Bilder in Paris

oder anderswo, deren Originale er, wie ich wußte, gesehen; er mußte mir, ehe ich ihm den Druck vorlegte, die Gruppe und die Stellung der einzelnen Figuren beschreiben, und dieses geschah mit einer Genauigkeit, die mich überraschte. Noch merkwürdiger war es mir, wenn er irgendwo eine geliehene Figur, eine Reminiscenz des Künstlers entdeckte. Wenn er die ursprüngliche Gestalt nachwies, erkannte ich sie sogleich; nie wäre es mir aber gelungen, sie selbst zu entdecken, und wie das Festhalten und Wiedererinnern scharfer Verhältnisse ein mathematisches, wie das Gedächtniß umfassender Compositionen ein musikalisches, so muß man wohl durch ein solches Bildergedächtniß ein künstlerisches Auffassungstalent als entschieden angezeigt betrachten. Es ist hinlänglich bekannt, auf welche überraschende Weise Waagen eben dieses Talent ausgebildet hat; je mehr die Menge der Bilder wächst, die er seit 30 Jahren in allen europäischen Ländern in großen öffentlichen und Privatsammlungen kennen gelernt hat, je genauer er die oft höchst bunten Schicksale dieser Bilder seit ihrer Entstehung verfolgt hat, desto sicherer scheint er sie zusammen zu fassen, und

bei einer jeden leisen Andeutung steht das entfernte Bild lebhaft und in sicheren Umrissen vor ihm.

Jetzt ist Waagens umfassende Bilderkenntniß allgemein bekannt, man weiß, mit welcher Sicherheit er das ganze Reich der Gemälde umfaßt und überschaut. Die Bilder, die aus den großen Hauptquellen der Malerei, aus Italien und aus den Niederlanden auswanderten, hätte er nie vermocht auf ihrer oft seltsamen Wanderung durch Europa so zu verfolgen, und so bedeutende Beiträge zur Kunstgeschichte zu liefern, wenn er nicht von diesem bewunderungswürdigen Talente unterstützt worden wäre. Ich habe mit großer Freude seine Entwickelung und den Gang seiner Fortschritte begleitet, so wie ich überhaupt mich immer glücklich fühlte, wenn irgend ein junger Mann mit Entschiedenheit eine bestimmte Richtung verfolgte, und frühzeitig das unsichere akademische Schlendern aufgab. Ich halte mich für überzeugt, daß die Studien und Schriften meines Freundes für die Ausbildung der aufblühenden Kunst von Wichtigkeit sein werden, so wie sie ja auch nicht in Deutschland allein eine große und allgemeine Anerkennung gefunden haben.

Was ein Lehrer, besonders wenn er einigen Ein-

fluß auf eine bedeutende Jugend ausübt, ausgerichtet hat, vermag er wohl selbst am wenigsten zu beurtheilen. Eben die erfreulichste Wirksamkeit ist die verworrenste, denn sie regt nur eine eigenthümliche Thätigkeit an, und zwischen aller äußern Einwirkung und der Quelle der eigenthümlichen erzeugenden Thätigkeit liegt ein Abgrund, der sich nie ausfüllen läßt; eben deswegen kann ich nur in freudiger Erinnerung diejenigen ausgezeichneten Männer, die in ihrer Jugend mich mit ihrer Zuneigung beglückten, vorüber gehen lassen; daß sie sich mir anschlossen, ihre freiwillige Zuneigung, und was sie zu mir hinzog, giebt mir die tröstliche Ueberzeugung, daß ich nicht vergebens gelebt habe.

Unter denen, die mir auf eine solche Weise nahe traten, gedenke ich auch der Gebrüder Müller, Söhne des Superintendenten Müller in Ohlau. Selten ist wohl ein Vater so glücklich wie dieser. Der älteste, Otfried, ward von den Gelehrten in ganz Europa verehrt, sein frühzeitiger, unerwarter Tod ward, nachdem er in seiner Wissenschaft eine bedeutende Krise hervorgerufen hatte, überall mit tiefer Trauer vernommen. Der zweite, Julius, hatte vom Anfange seiner Studien

an, eine ernsthafte Richtung, er war erst Jurist und ging, nachdem er in Breslau studirt hatte, hier eine juridisch-philosophische Preisfrage beantwortet und den Preis gewonnen hatte, nach Göttingen, und kam, um seine Selbststudien zu verfolgen, als Theolog nach Breslau zurück. Es war mir ein schönes Zeichen einer erwachenden, tief religiösen Zeit, als dieser klare, ruhige Geist sich entschloß, eben in den reiferen Jahren der größern Ausbildung, die Jurisprudenz mit der Theologie zu vertauschen. Nur zu oft hatte ich gerade den entgegengesetzten Tausch erlebt, ja anrathen müssen. Junge Männer vertrauten mir sehr oft die Zweifel, mit welchen sie zu kämpfen hatten, und die sie nicht zu überwinden vermochten; ich mußte ihnen oft genug rathen, den bedenklichen Kampf aufzugeben, indem ich mich für überzeugt hielt, daß die Folgen für die stille religiöse Gesinnung gefährlich werden müßten, wenn dieser Kampf immer von Neuem gewaltsam durch ein Studium, zu welchem man nicht berufen war, hervorgelockt würde. Der umgekehrte Fall, der freilich seltener war, ist mir nie erfreulicher als bei Müller erschienen. Leider mußte ich nur zu oft gestehen, daß die Ueberzeugung, die sich zu leicht theolo-

gisch beruhigte, fast immer mit einer großen geistigen Beschränktheit verbunden war, und doch sah ich es ein, daß die bedeutende Richtung der Zeit, die neue ächt christliche Epoche, die anfangen will, wie im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, mit großer geistiger Freiheit ächte Frömmigkeit zu verbinden, eben dazu da ist, alle Zweige geistiger Thätigkeit zu umfassen, zu beherrschen und zu reinigen. Daher war mir der Eifer und die geistige Sicherheit, mit welcher Julius Müller sich der Theologie zuwandte, so bedeutend und wichtig. Es ist kaum möglich, seine Schriften zu lesen, ohne von dem heitern, tiefen, in sich selbst klaren Geiste ergriffen zu werden. Selbst diejenigen Werke, die für die Erbauung bestimmt sind, ziehen durch geistige Anmuth und Reichthum an, und ich war immer geneigt, sie denen meines Jugendfreundes, Bischof Mynster, die ich zu den vorzüglichsten unserer Zeit rechne, an die Seite zu stellen. Ich muß es ein Glück nennen, daß nicht wenige meiner Schüler in meinem Alter meine Lehrer geworden sind, und wie gern nenne ich unter diesen Julius Müller.

Aber Eduard Müller, der dritte, jüngste Bruder, ist in der That nicht weniger bedeutend, wenngleich

äußerlich weniger vom Geschick begünstigt. Julius Müller war zwar einige Jahre hindurch Landprediger in einer entfernten Gegend Schlesiens, erhielt aber dann noch in seinen besten Jahren einen Ruf als Universitätsprediger nach Göttingen, wo er einige Jahre später in der Mitte des wissenschaftlichen und literärischen Verkehrs, zwar im Anfange mit Schwierigkeiten mancherlei Art zu kämpfen hatte, aber doch die Gelegenheit fand, sich als Lehrer bemerkbar zu machen, als gelehrter Theolog sich auszuzeichnen, und selbst anregend, auch fortwährend angeregt ward. Eduard dahingegen brachte seine besten Jahre als Gymnasiallehrer in der entfernten Oberschlesischen Stadt Ratibor zu, und mußte es für ein Glück ansehen, daß er als Prorector nach Liegnitz versetzt wurde. Er ist tief und scharfsinnig, wie seine Brüder. Die Betrachtungsweise seiner Schriften, die Aufsehen erregt haben, ist entschiedener philosophisch, und daher wohl auch dem Fachgelehrten fremdartig. Mir trat er dadurch näher, daß er mit großer Entsagung sich in seiner Jugend mit meinen Schriften beschäftigte. Es giebt, glaube ich, nur Wenige, die sie genauer kennen; ich muß freilich bedauern, daß der Gang meiner Bildung und

Kenntnisse mir nicht erlauben, seine philologischen Schriften zu beurtheilen.

Drei andere Brüder, ebenfalls Predigersöhne, waren ebenso durch Geist und Studium ausgezeichnet; es waren die Gebrüder Suckow. Der älteste lebte ein paar Jahre hindurch fast wie mein Sohn in meinem Hause; er war auf der Universität unter den Studirenden wegen des Ernstes seiner Studien allgemein geschätzt, zog sich aber von den Studirenden völlig zurück und arbeitete mit unglaublichem Eifer. Die ganze Richtung seines Geistes war eine höchst eigenthümliche, seine Natur eine durchaus systematische, er verlor sich grübelnd in die Consequenz eigener Gedanken, und obgleich seine streng dogmatischen Studien mir fremd waren, erregten sie dennoch mein lebhaftes Interesse; ja es giebt kaum irgend einen Menschen, von welchem ich, noch während er für meinen Schüler galt, so viel gelernt habe. Er hat eine Schrift herausgegeben, genannt: „Drei Zeitalter der christlichen Kirche, dargestellt in einem dreifachen Jahrgange christlicher Perikopen," sie ward 1830 gedruckt; ich bin überzeugt, daß dieses kleine Werk sehr beachtenswerth ist, aber eben die tiefsinnig systematische in der eigenen innern

Consequenz sich verlierende Darstellung, so wie die strenge Auffassung, macht das Lesen beschwerlich, und das Buch hat weniger Aufmerksamkeit erregt, als es verdient.

Der zweite Bruder, Professor der Theologie in Breslau, hat sich auf eine ganz andere Weise ausgezeichnet, und da er zugleich Prediger ist, einige Vorurtheile gegen sich erweckt. Er trat noch als Candidat unter den Namen Posgaru als Verfasser einer Novelle hervor, die Aufsehen machte und Beifall gewann. Er ist geistreich und nimmt an der Bewegung seiner Wissenschaft in dieser Zeit lebhaft und mit Erfolg Antheil. Ich erwarte, daß die begonnene Monatsschrift, der Prophet, eine bedeutende und würdige Stellung in dem Kampfe einnehmen wird, der für die ganze Gegenwart so wichtig ist, und immer entschiedener hervortreten muß. Der dritte Bruder ist wenig genannt, aber ebenfalls ein Prediger, der mit großem Eifer für seine Studien lebt.

Es ist nicht meine Absicht, einen jeden jungen Mann, der mein Auditorium besucht, meine Vorträge mit einigem Interesse gehört, und sich persönlich mir angeschlossen hat, zu nennen, um mir dadurch etwa

die Miene zu geben, als hätte ich mir um ihn und seine Bildung besondere Verdienste erworben. Die Zahl ist nicht gering, und ich habe bis auf den heutigen Tag Beweise erhalten von dem Einflusse, den ich ausübte, nicht selten auf eine überraschende Weise. Die Genannten aber gehören in der That zu meinen genauesten Freunden. Das bedeutende, und in vieler Rücksicht bedenkliche Thema der jetzigen Zeit hat uns schon vor einigen zwanzig Jahren mit vielem Ernste beschäftigt. Das Verhältniß nämlich der Religion zur Philosophie.

Manche Frage, die jetzt mit Leidenschaftlichkeit behandelt wird, ja wohl für neu gilt, war uns schon damals Gegenstand ernsthafter Betrachtung, und wenn gewöhnlich die Schüler mit Dankbarkeit die Zeit erwähnen, die sie, sich ausbildend, mit ihren Lehrern zubrachten, so darf ich mich rühmen, von meinen Schülern gelernt zu haben. Ein solches Leben ist nicht ohne Reiz, und ich erinnere mich der Stunden, die ich mit diesen Männern verlebte, jederzeit mit Freuden.

Freilich fanden sich unter meinen Zuhörern auch solche, die mit meinen Vorträgen keinesweges zufrieden waren, unter diesen nenne ich besonders den

talentvollen, durch seine Schriften bekannt gewordenen Laube. Vor Allem aber muß ich noch einmal vom Professor Braniß reden, dessen Studien zwar, so wie die der Gebrüder Müller und Suckow, eine andere Richtung nahmen als meine, der mich aber vorzüglich an die schöne Zeit im Anfange des Jahrhunderts erinnerte. Aus dieser Quelle hat er, der ältere, unmittelbar geschöpft. Eine lange Zeit hindurch mußte ich seines Umganges völlig entbehren, die große Schwierigkeit seiner Lage, mit welcher er zu kämpfen hatte, zog ihn in stille Einsamkeit zurück. Erst spät, als eine von ihm beantwortete Preisschrift der Akademie der Wissenschaften in Berlin die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, als die Kritik der Schleiermacherschen Dogmatik Aufsehen erregte, trat er mehr hervor, und unsere, mir so lehrreiche Verbindung ward immer inniger, für mich immer wichtiger.

Ein Ereigniß, welches Aufsehen erregte, muß ich noch erwähnen. Den berühmten Akustiker Chladni hatte ich schon früher hier und da auf seinen Reisen, wenn er in den verschiedenen Städten Vorträge über die Akustik und über die Meteorsteine hielt, angetroffen. Dieser seltsame und originelle Mann, der sich

an ein herumstreifendes Leben gewöhnt hatte, liebte in seiner trocknen pedantischen Lebensweise eine große Unabhängigkeit von allen äußeren Verhältnissen: er gefiel sich in der vorübergehenden freundlichen Aufnahme, die er, wo er hinkam, zu finden pflegte. Die Vorträge über die ganz bestimmten und interessanten Gegenstände seiner Studien hatte er völlig in seiner Gewalt, und sie waren hinlänglich anziehend, um immer von neuem Zuhörer anzulocken Es ist begreiflich, daß die Entdeckungen der Klangfiguren, die er mit großer Gewandtheit und Sicherheit darzustellen vermochte, so wie die Meteorsteine, wenn man sie sah und die Art ihrer Bildung hörte, immer von neuem überraschen mußten. Der kleine, wunderliche, grillenhafte Mann hat das Erz zu seinem Denkmal aus den Welträumen gesammelt, und mit den flüchtigen Figuren des Klanges bezeichnet. Er war mir in jeder Beziehung ein psychisch merkwürdiger Mann. Geboren in Wittenberg, blieb, wenn auch die Stadt selbst nicht, doch die Gegend, seine Heimath, in welcher er einige Monate im Jahre in Kemberg zubrachte, wo er völlig zurückgezogen lebte; von hier aus bereiste er die verschiedenen großen und kleinen Städte in Deutschland,

indem er nach Verlauf mehrerer Jahre dieselben immer von neuem wieder besuchte. Die häuslichen Sorgen hatten ihn von der Ehe, die unvermeidliche Abhängigkeit, die mit der Annahme eines Amtes verbunden war, von einer jeden festen Anstellung zurückgeschreckt. So blieb er ohne alle engere Verbindung mit den Menschen, und die vorübergehende Berührung hielt jene Verwickelungen von ihm entfernt, die nicht selten das Leben verbittern. Auch lernte er durch seine Lebensweise Manches entbehren, was dem verwöhnten Hausvater, der sich von seiner Familie pflegen, und dem alt gewordenen Lehrer, der sich von seinen Zuhörern verehren läßt, nothwendiges Bedürfniß geworden ist. Die Einsamkeit bildete den seltsamen Menschen immer launenhafter aus; die beschränkten Gegenstände, die ihn ausschließlich beschäftigten, schlossen ihn immer mehr ab, und wenn sonst Männer, die, wie er, ein herumstreifendes Leben führen, eine große Beweglichkeit zu erhalten pflegen, wenn die wechselnden Ereignisse der Zeit sie anzuziehen und hinzureißen pflegen, so ward er immer einseitiger; man glaubte einen Mann zu sehen, der Kemberg zum ersten Male verließ. Die Naivität, mit welcher er sich

darstellte, bildete mit der durch Gewohnheit entstandenen Sicherheit, mit welcher er hervortrat, eine seltsame Mischung, seine eigenthümliche Erscheinung konnte Keinem beschwerlich fallen, sie ergötzte vielmehr, weil ein jeder wußte, daß sie nur kurz dauern konnte. Sein Ruf, der keinem Menschen in den Weg trat, kam ihm allenthalben zu Statten, und er wäre ohne allen Zweifel Mitglied der berühmtesten Akademien geworden, wenn die seltsame Lage, in welcher er lebte, nicht seine Wahl verhindert hätte. Daß er eine Krise in der Akustik hervorgerufen hat, war er sich sehr wohl bewußt, und aus der Unruhe beständiger Reisen entstand eine Gestalt, wie sie sich sonst in häuslicher Ruhe und in dem Lehnstuhl der Studirstube auszubilden pflegt. Er hatte kaum einen eigentlichen Freund, wohl aber waren ihm eine Menge selbst bedeutender Männer mit Wohlwollen zugethan. Jedesmal, wenn ich ihn traf, in Halle, in Leipzig, in Berlin, zuletzt in Breslau, sah ich ihn gern und oft; in seinem siebenzigsten Jahre 1825 oder 1826 kam er nach Breslau. Wie immer, reiste er auch diesmal wie ein junger Mensch ohne irgend eine Begleitung; miethete sich in einem bürgerlichen Hause ein, aß hier und da an

einem öffentlichen Orte, und verließ ebenfalls ohne Begleitung Abends spät die Gesellschaften, die er besuchte, wie ein Student mit seinem Hausschlüssel in der Tasche. Er hatte in Breslau eine Menge Zuhörer erworben, und es gelang mir, für ihn ein ansehnliches Diner zu veranstalten, welches von den Gelehrten nicht allein, sondern auch von einer Menge gebildeter Beamten, ja selbst von den höchsten Behörden besucht wurde. Ein solches Ereigniß stimmte ihn sehr heiter, und seine Unterhaltung in den Abendstunden, die er bei mir zubrachte, war äußerst fröhlich. Oft sprach ich mit ihm über seine Lage, und wie bedenklich, ja gefährlich sie jetzt in seinem siebenzigsten Jahre zu werden anfinge. Er aber war völlig unbesorgt. Gasthöfe und wechselnde Wohnungen waren ihm so zur Gewohnheit geworden, wie die stille Bücherstube anderen alten Gelehrten.

Eines Abends, zur gewöhnlichen Theestunde, traf er mit mehreren Freunden bei mir zusammen; das Gespräch war lebhaft und die Unterhaltung zog meine Gäste so an, daß sie sich erst ungewöhnlich spät trennten. Chladni war in seinen Genüssen äußerst mäßig; an diesem Abend trank er mehr Thee als gewöhnlich,

die Rede kam auf das Sterben, und er äußerte den Wunsch, schnell und unvermuthet der Erde entrückt zu werden. Mit vieler Laune erzählte er einen Sterbefall, der ihm beneidenswerth erschien: Ein Gourmand saß bei einem glänzenden Diner, er hatte mit vielem Appetit eine Menge der leckersten Gerichte genossen, aber der größte Genuß war noch zu erwarten; eine Straßburger Gänseleberpastete ging ihm über Alles; sie erschien, die Augen glänzten dem Gaste, als sie aufgetragen wurde, sie bewegte sich durch den Bedienten auf ihn zu, schon war es ihm, als genösse er sie, da traf ihn ein Schlagfluß und im Moment war er todt! — So erzählte der alte, aber völlig gesunde, lebensfrohe Mann. Der Musikdirector Mosewius, mein Freund, begleitete ihn nach seiner Wohnung, die nicht sehr weit von uns entfernt war. Er gestattete ihm nicht, ihn die Treppe hinauf zu begleiten. Die Wirthin brachte ihm ein Licht und entfernte sich. Den andern Morgen um 6 Uhr ward ich durch einen Boten geweckt. Die Wirthin hatte, wie gewöhnlich, das Frühstück herauf getragen, und fand Chladni vom Schlage getroffen in einer Ecke auf dem Fenstertritt hingestreckt. Ich eilte nach seiner Wohnung und sah

ihn eben so. Es war klar, daß der Schlagfluß ihn schon am späten Abend, kurz nachdem er die Gesellschaft verlassen, getroffen hatte. Den Rock hatte er ausgezogen, er trug zwei Taschenuhren, die eine war aufgezogen und lag neben ihm, die zweite war er im Begriff gewesen aufzuziehen, sie war ihm bei diesem Geschäft aus der Hand gefallen..

Dieser überraschende Todesfall ward durch den Wirth und mich sogleich den Gerichten angezeigt. Chladni war auch in seinen finanziellen Verhältnissen pedantisch ängstlich; er führte eine nicht unbedeutende Geldsumme mit sich; Alles war in der größten Ordnung; man fand darüber ein genaues Verzeichniß. Eine höchst werthvolle Sammlung von Meteorsteinen, die er zur Erläuterung seiner Vorträge auf der Reise mit sich führte, hatte er nach seinem Tode für die Mineraliensammlung der Universität in Berlin bestimmt.

Schon vor der Reise nach Norwegen war ich mit dem Feldmarschall Grafen York in ein für mich interessantes Verhältniß getreten. Ich habe mein vorübergehendes Zusammentreffen mit ihm im Kriege schon erwähnt.

Einst beehrte er mich mit seinem Besuche, und der Grund desselben überraschte mich sehr. Graf York hatte in seinem ganzen Leben etwas, seine glänzende Laufbahn Begleitendes, Verhängnißvolles, obgleich er bis zu der höchsten militärischen Stufe im Staate stieg und den größten militärischen Ruf erwarb, den ein Krieger überhaupt in unsern Tagen zu erlangen vermag.

Das frühe Jugendleben des Grafen York ist sehr dunkel. Daß er in seinem 13ten bis 14ten Jahre als Fähnrich in den Dienst trat, und nach einiger Zeit denselben wieder verlassen mußte, ist der ganzen Armee und auch in weitern Kreisen bekannt. Der Grund dieser unglücklichen Katastrophe liegt aber völlig im Dunkeln, und da die Lebensereignisse eines Mannes, der eine so große Rolle in der Geschichte gespielt hat, so weit als möglich aufgehellt zu werden verdienen, so glaube ich, was ich durch günstige Verhältnisse auf sichere Weise erfahren habe, mittheilen zu dürfen. Ich erhielt diese Nachrichten durch einen mir günstig gesinnten, hochgestellten Offizier; ihre Wahrheit kann auf jede Weise verbürgt, und einer geschichtlichen Quelle gleichgestellt werden.

Die plötzliche Entfernung des jungen Fähnrichs aus dem Kriegsdienste war bis jetzt für die Armee ein völliges Räthsel, sie schien einen Schatten auf das frühe Jugendleben des berühmten Helden zu werfen, um desto weniger trage ich Bedenken, den Grund dieser harten Strafe bekannt zu machen, da sie sowohl auf den Charakter des jungen Mannes, wie auf den des alten Königs, Friedrichs des Großen, ein helles Licht wirft. Die That, die ihm den heftigsten Zorn des Königs zuzog, war zwar eine höchst unbesonnene, aber keine solche, deren Veröffentlichung nach dem, was bekannt geworden ist, seinem Rufe zu schaden vermag. Der junge Graf v. York war in Bromberg als Fähnrich angestellt, als eben der baierische Krieg beendet war. Ein Offizier des Regiments ward beschuldigt, in diesem Kriege geplündert zu haben, und das in der Armee herrschende strenge Ehrgefühl forderte seine Bestrafung. Man war moralisch von der Thatsache überzeugt, die sich juridisch schwer beweisen ließ; ein Verein von Offizieren des Regiments erklärte daher den Beschuldigten in Verruf, und Graf York wohnte der Versammlung bei, in welcher der Beschluß gefaßt wurde. Kurze Zeit nachher sollte v. York mit diesem

ältern Offizier die Wache beziehen, und in seiner Begleitung sich dahin verfügen. Er weigerte sich; und als er sich ihm gegenüber stellen sollte, kehrte er den damals gebräuchlichen Sponton um und steckte die Spitze in die Erde, ein Zeichen des erklärten Verrufs. Der ältere Offizier ließ den Fähnrich dieses subordinationswidrigen Verfahrens wegen sogleich entwaffnen und verhaften; die Offiziere, die den Verruf erklärt hatten, mochten die unbesonnene That des jungen Mannes nicht vertreten, sie ward dem alten Könige angezeigt, und York mußte aus dem Dienste treten.— Man muß doch schon in seiner Jugend Vieles von ihm erwartet haben. Ein auf seinem Gute lebender Herr v. Korf nahm sich des verlassenen Jünglings an, und dieser hielt sich eine Zeit lang bei ihm auf. Der Herr, dem ich diese Nachricht verdanke, lebte damals als Knabe in der Familie, und sah den jungen Fähnrich oft. Er zog natürlich durch seine, wenn auch tadelnswerthe, doch äußerst kühne, und aus einem strengen militärischen Ehrgefühle hervorgehende That die Aufmerksamkeit auf sich, und der Eindruck, den er machte, ist dem alten Herrn klar und bestimmt geblieben. Jener erschien ihm als ein schöner und angenehmer

Jüngling, der den Beifall der Gesellschaft leicht gewann. Doch trat er, selbst nach einer so harten, seine ganze Zukunft, wie es schien, vernichtenden Katastrophe, sehr entschieden, ja trotzig auf. Auch Graf Yorks Kleidung zog die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich. Er durfte freilich keine Uniform tragen, behielt aber den blauen Rock, trennte jedoch die rothen, zurückgeklappten Rabatten von dem Kleide, und knöpfte die Klappen übereinander. Herr v. Korf suchte Jedermann für ihn zu gewinnen; er wandte sich an einen Offizier höherer Stellung in Königsberg, den Grafen v. Kaiserling, der, wie man erzählt, mit dem Kronprinzen, dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II. in einem sehr vertrauten Verhältnisse lebte. Auch dieser interessirte sich sehr lebhaft für York, aber Alles war vergebens. Der alte König wollte ihn durchaus nicht nennen hören. Es blieb kein anderer Ausweg als ein auswärtiger Kriegsdienst. Der Kronprinz, der nicht aufhörte, sich für ihn zu bemühen, wandte sich an seine Schwester, die Erbstatthalterin in Holland, und diese verschaffte ihm eine Anstellung in holländischen Diensten. Er ging mit Truppen nach dem Cap. Hier blieb er einige Jahre und kam noch vor dem

Tode des Königs zurück. Er wagte sich nun nach Preußen, in der Hoffnung, daß der Zorn des Königs verschwunden wäre. Es wird erzählt, doch läßt es sich nicht so sicher geschichtlich begründen, daß bei einem Manöver York nach einer Verabredung sich dem Kronprinzen näherte, und nun an seiner Seite fortritt. Der König, sagt man, ritt auf sie zu, blickte beide sehr scharf an, ohne sich zu äußern, und gleich nach dem Manöver erhielt der Kronprinz den strengen Befehl, für Yorks schnelle Entfernung Sorge zu tragen.

Als Graf York die Holländischen Dienste verlassen hatte, und wieder zurückgekehrt war, wandte er sich in einer Bittschrift an den König und erhielt folgende Antwort:

„Vester, lieber, besonderer. Nach seiner eigenen Anzeige von Gestern, hat er auf der Flotte unter dem Befehl des Französischen Generals Suffren gedient. Wenn er also den Seedienst wohl verstehen mag, so ist doch nicht zu vermuthen, daß er sich zum Landdienst schicket und dazu sind doch einzig und allein bestimmt, die neu er-

richtet werdenden Frei-Regimenter, seines wohl affectionirten"

Friedrich.

Potsdam am 3. Febr. 1786.

Auf diese Cabinets-Ordre kam York von neuem ein, und erhielt nachstehende zweite Antwort:

„Bester, lieber, besonderer. Ich muß nach seinen letzten Seediensten billig Bedenken tragen, ihn bei der Infanterie wieder anzustellen, und würde es eben so viel sein, als wenn ein Koch wollte Tanzmeister werden. Von seiner ersten Antwort kann demnach, auf seine Bitte von Gestern, nicht abgehen, sein sonst seinwollender affectionirter

Friedrich.

Potsdam den 4. Februar 1786.

Man kann nicht leugnen, daß diese Antworten ganz dem Geiste des alten Königs entsprechen.

Merkwürdig scheint es mir nun, daß Friedrich II. einen Offizier mit so großer Hartnäckigkeit von seinem Heer entfernt hielt, der bestimmt war, in diesem eine so glänzende Rolle zu spielen; denn daß der junge York gleich nach dem Tode Friedrichs wieder in das preußische Heer eintrat, versteht sich von selbst. Be-

merkenswerth ist es aber auch, daß die erste Jünglingsthat des Helden weissagend die glänzende That verkündigte, die auf das Schicksal Europas einen so großen Einfluß gehabt hat, und die doch auch nicht so ganz den strengen Formen des Dienstes entsprach.

York sprach gern von seinem Aufenthalt am Cap und erzählte öfter Anekdoten von dem dortigen, mit dem Preußischen wenig übereinstimmenden Kriegsdienste und von der Eigenthümlichkeit der dienenden Hottentotten.

Hier ist nicht der Ort, eine Lebensbeschreibung des Grafen zu liefern, selbst wenn ich es vermöchte. Seine nicht seltenen Mittheilungen waren zu kurz abgebrochen und wenig zusammenhängend und meine Berührungen mit ihm betrafen fast ausschließlich seine Familie. Als seine Stellung im Leben immer glänzender ward, war es natürlich, daß auch sein Name ihm als ein Bedeutendes erschien; ein Geschlecht in der Geschichte für alle Zeiten zu begründen, dessen Stifter er war, erschien ihm wichtig, ja bildete die ihn ganz beherrschende Absicht seiner letzten Jahre. Aber in dieser Rücksicht hatte er in seiner Familie ein wunderbares Unglück. In seiner Ehe hatte er eine Menge Kinder erhalten,

wenn ich nicht irre, neun; sechs waren gestorben. Der jetzt gealterte Held hatte sich aus dem Kriegsdienste zurückgezogen und machte bekanntlich den Feldzug von 1815 nicht mit. Er hatte noch zwei Söhne und eine Tochter; der älteste Sohn hatte eben das Alter erreicht, um in den Kriegsdienst treten zu können. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der alte General, so wichtig es ihm auch war, ein Geschlecht zu begründen, doch beide Söhne dem Vaterlande geopfert hätte. Der zweite hatte die Jahre noch nicht erreicht.

Als die siegreichen Preußen nach der Schlacht bei Belle Alliance Paris besetzten, fanden einige Gefechte in der Umgegend statt; der junge Graf York stand bei den Husaren, und bei einem kleinen Gefechte zwischen Paris und Versailles ward er mit einer geringen Mannschaft von einer weit überlegenen angefallen, seine Mannschaft aus einander gejagt, und der junge Offizier fiel in feindliche Gewalt; er aber glaubte, wie erzählt wird, daß ein Sohn des großen Grafen York nicht als französischer Gefangener leben dürfe; er wehrte sich verzweiflungsvoll bis zu dem letzten Augenblick, und fiel. Jetzt ruhte nun die ganze Hoffnung des zu begründenden Geschlechts auf dem

zweiten Sohne, und die Sorge des Vaters brachte diesen zu mir. Der Graf übertrug mir die unbedingte Aufsicht über seinen Sohn. Ich sollte ihm zwar nicht Unterricht geben, wohl aber diesen leiten, und die Lehrer bestimmen, bis er zur Universität reif sei. Ich gestehe, daß, so ehrenvoll das Vertrauen mir war, ein so wichtiges Geschäft mir doch bedenklich schien. Ich hatte nie gern die Aufsicht über Knaben, und mein ganzes Leben hindurch, selbst als Jüngling unter andern nur auf solche junge Männer anregend gewirkt, die der Selbstbestimmung fähig waren. Doch fand ich mich durch das Vertrauen eines so großen Mannes so geehrt, daß ich mich verpflichtet glaubte, der Aufforderung zu genügen. Mehrere Jahre hindurch sah ich nun den jungen Grafen täglich in meinem Hause, und der besorgte Vater erschien oft bei mir, so wie ich wiederholt aufgefordert wurde, ihn auf seinem Gute Klein-Oels zu besuchen.

Wenn von irgend einem Manne, kann man wohl mit Recht vom Grafen York sagen, er sei durch das Leben gebildet. Das Einzige, was er einer Schule verdankte, war die praktisch-militärische Ausbildung; daher behielt auch diese eine Herrschaft über sein Urtheil

als Krieger, und er ließ nur hier und innerhalb der Grenzen der praktischen Ausübung eine Schule gelten. Alles, was ihm außerhalb dieser zu liegen schien, hatte in seinen Augen nur geringen Werth, und der umsichtig gebildete Generalstab, wie er sich während des Krieges und nach dem Kriege gestaltete, hatte manchen harten Angriff von ihm zu dulden. Alles, was einen Entschluß im Kriege erst herbeiführen sollte, fand ihn gewöhnlich unentschlossen und besorgt; alle Berathschlagungen des Generalstabes waren ihm bedenklich, und er gehörte fortdauernd zu den Unzufriedenen. Aber diesen schwankenden Zustand trug er allein oder mit wenigen Freunden. Die Armee erblickte ihn nie so. Denn war der Entschluß gefaßt, war die bestimmte Kriegsthat unvermeidlich, dann standen ihm alle Mittel zu Gebote, er beherrschte alle ihm gegebene Verhältnisse, und war bei einem jeden Schritte fest und unerschütterlich. So erschien er unter den Truppen. Daher hat nicht leicht ein preußischer Feldherr der neuern Zeit eine größere Gewalt über seine Umgebung ausgeübt, als er. Er war unerbittlich streng und hart; wenn er einen Entschluß gefaßt hatte, nie zu beugen. Aber eben die unabweichbare Nothwendigkeit,

die seine Befehle einer Naturgewalt gleichstellte, erweckte das feste Vertrauen. Wo man weiß, daß man sich fügen muß, da scheint dasjenige, was geboten wird, wie das Naturgesetz zu unserem Wesen zu gehören. Wir unterwerfen uns diesem, und fühlen uns dennoch durch die Unterwerfung frei. So bildet sich jene tiefe, innige Einheit des Gehorsams und der stolzen Freiheit, so entsteht nicht knechtische Schwäche, sondern feste, starke Selbständigkeit — eine Einheit, die freilich den zuchtlosen Schwätzern unserer Tage völlig unbegreiflich ist.

Es ist bekannt, wie entschieden und stark diese stolze, kriegerische Gesinnung bei den Yorkschen Truppen vorherrschte; so ward die große That möglich, die dem ganzen Kriege seinen Ursprung gab, wie das Gepräge, welches er trug. Seit Friedrich II. hat kein deutscher General einen größern Einfluß auf seine Truppen gehabt, er konnte ihnen Alles bieten, sie gehörten ihm unbedingt.

Seine Gesichtszüge sprachen die eiserne Gesinnung aus, und hatten etwas Finsteres und Gebietendes. Dieses machte bei dem ersten Empfange besonders einen imponirenden Eindruck, um so mehr, da er die

Gewohnheit hatte, bei einem zwar äußerlich höflichen, aber doch zugleich zurückhaltenden Benehmen mit einem durchbohrenden Blick, den er durchaus in seiner Gewalt hatte, einen jeden jungen Mann, der ihm zuerst nahe trat, zu prüfen. Ich habe es gesehen, wie er jüngere Offiziere auf diese Weise in eine große Verlegenheit setzte. Es war schwer ihm zu gefallen, und ich habe Männer gesehen, die, wie muthig sie sonst sein mochten, durch seinen Empfang in eine unangenehme Lage versetzt wurden. Wer sich aber zu benehmen wußte, der konnte schnell seine Gunst erwerben. Wenn er in die Stadt kam, erschien er öfter in meinen Abendgesellschaften und ließ sich dann vollkommen unbefangen gehen; selbst die Studenten, die dort nicht selten erschienen, überwanden dann schnell die Scheu vor dem grauen Helden, obgleich seine Aeußerungen meist hart und tadelnd waren, und er selten seine Zufriedenheit mit den Zuständen des Staats oder der Wissenschaft äußerte; aber die Urtheile waren gewöhnlich so allgemein, daß sie die Anwesenden nicht trafen, und eine scherzhafte Ironie stumpfte die Spitze ab; er konnte dann, obgleich seinem Charakter nie entsagend, höchst liebenswürdig sein. Wer ihn zu

behandeln wußte, konnte ihn und zwar desto leichter, je entschiedener man ihm entgegentrat, gewissermaßen beherrschen, und meine Stellung war glücklicherweise so völlig unabhängig, daß ich mich nicht erinnere, persönlich irgend eine mir unangenehme Berührung mit ihm erlebt zu haben. Einige der Offiziere, die zu seiner nächsten Umgebung gehörten, übten scheinbar eine große Gewalt über ihn aus, aber im Hintergrunde blieb der unerschütterliche eigene Wille, der sich nicht immer auf gleiche Weise gestaltete. Daher hatte der Sohn eine schwere Aufgabe, und ich ward, zwar in einem viel engern Verhältnisse, an Friedrichs II. Schicksal in seiner Jugend, seinem Vater gegenüber, erinnert, wenigstens glaubte ich es nun begreifen zu können. Eine äußerst milde, kränkliche Mutter vermochte den Sohn nicht zu schützen; jemehr dieser heranwuchs und eine selbständige Gesinnung äußerte, desto bedenklicher ward seine Lage.

Sein Lehrer, mit dem er in einem Hause zusammenwohnte, war der jetzige Schulrath Brettner, der seine Fähigkeit als Lehrer später kund gegeben hat, und Professor Schneider der Jüngere übernahm den Unterricht in den Sprachen.

Ich habe mit dem alten Helden manchen seltsamen Auftritt erlebt, und als der Sohn sich der Universitätsprüfung unterwerfen sollte, zeigte der Vater eine Aengstlchkeit, die mich überraschte. Jener bestand sie sehr gut, aber die größte Schwierigkeit trat doch hervor, als nun der Sohn des Feldmarschalls als Student unter den übrigen leben wollte. In der That hatte die Stellung bei einer Universität, wo eine große Menge armer Studirender lebte, die wenig Erziehung genossen hatten, ihre große Schwierigkeit.

Der junge Graf studirte in Breslau und Berlin, und machte in der Gesellschaft des jetzigen Generals von Willisen eine Reise durch England, Frankreich und Italien. Während seiner Abwesenheit ward die Mutter immer kränklicher, sie sehnte sich sehr nach ihrem Sohne, und beschäftigte sich in den letzten Tagen nur mit ihm. Die traurige Botschaft traf ihn wenige Meilen von seiner Heimath. Die Mutter sah ihn aber nicht mehr. Ich habe im innigen Vertrauen alle die wichtigsten Ereignisse des Jünglings mit erlebt. Ich begleitete seinen Vater zum Grabe, wie den alten Blücher. Er lebt jetzt als unabhängiger Ehrenmann auf seinen großen Besitzungen, und hat den lebendigen

Sinn für höhere geistige Bildung behalten. Ich habe mir an dem früheren Schüler einen treuen Freund erworben, und mit Freude gedenke ich der kurzen Zeit, die ich vor wenigen Jahren in seinem Hause zubrachte. Seine liebenswürdige, geistreiche Frau ist meine theure Freundin, und dieses zarte Verhältniß macht mich stumm. Doch muß ich an Braniß Zueignung seiner Geschichte der Philosophie erinnern, sie ehrt beide.

Etwas über zwanzig Jahre (von meinem 38sten bis zu meinem 59sten Jahre) brachte ich in Breslau zu, und in dieser Zeit lernte ich freilich Stadt und Provinz genau kennen. Kaum giebt es einen Stand oder eine Classe der Einwohner, die mir unbekannt blieb; aber eine Richtung meiner Beschäftigung, die freilich mehr äußerlich und zufällig war, darf ich doch nicht unerwähnt lassen. Es war die Kunst in ihren verschiedenen Bildungsmomenten. Am wichtigsten ward mir, und zwar je älter ich ward, desto entschiedener, die Musik; darf ich auch nicht behaupten, die Fähigkeit, ein kunstgerechtes Urtheil über sie zu fällen, erlangt zu haben, so schloß sie doch eine reiche Welt immer weiter für mich

auf, und natürlich ganz besonders die ernstere, die religiöse Seite. Ich verdanke dies vor Allen meinem Freunde von Winterfeld. Man kennt seine großen Verdienste um die Geschichte der Kirchenmusik, seine gründliche Kenntniß derselben und ihrer Geschichte. Schon in seinen jüngern Jahren in Rom, als er es auf sich nahm, alte Notensammlungen zu ordnen, fand er Gelegenheit, einen großen Schatz unbekannter Musikalien zu copiren und zu sammeln, und in einer Reihe von Jahren hat er in Schlesien, so weit die gewissenhafte Verwaltung seines Amtes es ihm erlaubte, die große Menge von Musikalien studirt, die man aus den Klöstern zusammenbrachte, um eine Sammlung für die Bibliothek, die sich an die Universität anschloß, anzulegen, so wie er sich auch um die Ausbildung der Musik im Ganzen große Verdienste erwarb. Wir hatten abwechselnd in unsern Familien kleine Concerte. In diesen wurde fast ausschließlich alte Kirchenmusik aufgeführt, die Stücke eines Leo, Pergolese, Durante unter den älteren italienischen Musikern, und besonders Gabrieli, der dem Freunde in geschichtlicher Rücksicht so wichtig war; von den Neuern vor Allen Händel. Es ist begreiflich, daß der völlig Unkundige, der keine

Note kennt, keinen andern Maaßstab für sein Urtheil hat, als sein Gefühl, als den unmittelbaren subjectiven Genuß; aber dieser wird nothwendig gesteigert, je genauer man ausgezeichnete Compositionen kennen lernt. Durch diese eröffnet sich das ganze geistesschwangere Geheimniß der Kunst, und ergreift uns immer tiefer, immer gewaltiger. Besonders ist in dieser Rücksicht mir Händels Messias wichtig geworden; keine Musik spricht mich so unmittelbar an, wie dieses große Oratorium, und etwas später Bachs Passion. Für diese Compositionen habe ich, wie für Glucks Iphigenie und für Felix Mendelssohn's Paulus, ein ganz entschiedenes Gedächtniß, welches sonst, selbst wenn die herrlichste Musik mich am tiefsten ergriffen hat, mir gänzlich fehlt. Wer mich kennt, der weiß, wie die Musik mich in einer bestimmten Richtung ganz zu überwältigen vermag, wie ich eine tiefe, erschütternde Rührung durchaus nicht beherrschen kann; es ist mir dann als athmete ich in einer geistigen Atmosphäre: und wie die heitere Lebensschwangere Luft die unendliche Zukunft der Natur aufschließt, Licht athmet und jede Gestaltung mit allen in die große Einheit des gemeinschaftlichen Lebens versenkt, und eine jede aus dieser wieder in der innern

Unendlichkeit ihrer bestimmten Form hervorhebt, um sie von neuem zu verschlingen, so nimmt die bedeutende Musik alles geistige Leben in sich auf; und ich habe es einsehen lernen, wie die Sehnsucht, die mich von früher Kindheit an durchdrang, und mit Natur und Geschichte verband, ihren freien Athemzug erlangte, getragen und erfrischt wurde durch das tiefe Geheimniß der Töne. Das wollen die Wenigsten begreifen, daß in der Musik das sinnliche Moment des ganzen Daseins am mächtigsten vom Geistigen durchdrungen ist; daß das, was die bunte Welt dem Auge giebt, der ganze Reichthum der unendlichen Natur, die ganze zukunftschwangere Gegenwart aus dem Innersten, als unser eigenster Besitz hervorquillt. Ich vermag dieser Gewalt nicht zu widerstehen. Was mich sonst als fremdes Gesetz bindet, ja züchtigt, verwandelt sich dann in die Stätte meiner heiligsten Freiheit, die mir von ferne winkt, der ich entgegen eile, um aus ihr wie aus dem heiligsten Urgrunde meines Daseins thätig zu sein, den ich aber nicht festzuhalten vermag, weil er mir entflieht, wenn ich seines Besitzes am sichersten zu sein wähne. Mein Freund ahnet es kaum, wie viel ich ihm verdanke. Ich fühle es

durch und durch, wie ich mir dann, wenn die Musik mich ganz beherrscht, aufgeschlossen bin für die eigentliche Freiheit meines Daseins; nicht als wäre der Kampf verschwunden, aber es ist mir, als gewönne ich Alles, was einen lebendigen Werth hat, als wäre ich des Sieges gewiß; alles Nichtige vergeht, indem ich scheinbar zerfließend in den mir eröffneten Himmel hineintrete. Aber eben deswegen hängt der Genuß der Musik ganz von meinem innern Zustande ab; ich habe ihn durchaus nicht in meiner Gewalt, ich muß mich ihm mit meinem ganzen Dasein hingeben, oder er verschwindet ganz. Dieser Genuß will aber dennoch eingeübt sein; man erhält, je stiller und einfacher das Leben ist, je mehr die Musik von der lärmenden geselligen Umgebung zurücktritt, je mehr sie uns als eine thätige, ja nothwendige Nahrung erscheint, den Sinn, den sie fordert und der sich für sie aufschließt, und es giebt Melodieen, die zu meinen innersten gehören, die, fast wie Bibelsprüche die frommen Seelen, tröstend und erhebend und die wechselnden Momente meines Lebens heiligend mich fortdauernd begleiten und nicht verlassen wollen.

Diese musikalischen Stunden erhielten einen größern Umfang durch meinen Freund Mosewius. Er

war in seiner frühen Jugend in Königsberg Opern=
sänger geworden, und erschien in vielen Dramen nicht
allein mit einer vortrefflichen Stimme, einem ausge=
zeichneten Vortrag, sondern auch als ein sehr guter
Schauspieler; auch seine Frau, eine stille zurückgezo=
gene Mutter und Hausfrau, war eine sehr gute Sän=
gerin: aber das Theaterleben ward ihnen immer wi=
derwärtiger; sie verließen es, und sein eigentliches be=
deutendes Talent bildete sich jetzt aus, das nämlich,
der gründlichen Bildung jugendlicher Stimmen für die
Musik und der kunstgemäßen Direction. Er und seine
Frau, die leider bald darauf starb, erschienen in un=
serem musikalischen Kreise, und wir freuten uns jedes=
mal, wenn wir sie sahen. Mosewius wünschte, seit
er das Theater verlassen hatte, sich ganz dem musika=
lischen Unterricht und der Bildung einer Singakademie,
wie die durch Fasch und Zelter gestiftete, zu widmen.
Er hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die
besonders aus dem Vorurtheile gegen den vormaligen
Schauspieler entsprangen. Und es gelang den Freun=
den mit vieler Mühe, ihm die Stelle eines Musik=
direktors bei der Universität zu verschaffen. Die
Singakademie gedieh auf eine überraschende Weise,

und ein früher in Breslau kaum gekannter Sinn für höhere Musik erwachte hier und gewann Frauen und Männer. Daß Winterfelds und meine Familie diese Unternehmungen auf das lebhafteste unterstützten, versteht sich von selbst. Alle Uebungen wurden mit großem Eifer getrieben, die Oratorien von Händel und später Bachs beschäftigten die Mitglieder Jahre lang, und es war bewundernswürdig zu sehen, wie ein so ernstes mühsames Geschäft selbst die jüngern Damen gewann. Sorgfältigere Aufführungen, gelungenere Darstellungen, soweit die Mittel der Gesellschaft reichten, hat man wohl nicht leicht gehört; jede Aufführung war ein Fest, sowohl für die Zuhörer als für die thätigen Mitglieder. Derjenige, dessen gründliche Kenntnisse eben so wesentlich zur Ausbildung der Musik in Breslau und zur Förderung auch dieser Unternehmung beitrugen, war der Philosoph Braniß. So bildete sich inmitten unseres Kreises eine heitere Zeit der Musik, und ein Jeder, der als Theilnehmer oder Zuhörer diese Zeit erlebte, wird sich ihrer mit Freude erinnern. Was die stillen Familienkreise mir aufschlossen, das genoß ich nun in höherem Maße. Daß mir bei dieser Art der Bildung der Gesang immer wichtiger

ward, ist begreiflich. Von dem, was ich in dem klar ausgedrückten Gedanken der Sprache suchte, und nicht fand, ward ich zum Gesang getrieben, aber allmälig lernte ich diesen auch da ahnen, wo er in der Instrumentalmusik sich verlor, lernte ihn da kennen und genießen, wo er auf der geweihtesten Stätte der gegenwärtigen Zeit den Greis in seinen spätesten Jahren hinführen und beglücken sollte, in dem Mendelssohn-Händelschen Hause, wo die edelste Musik von dem geistreichsten Geschwisterpaar die Stunden des höchsten Genusses reinigen und erheben.

Wenn ich hier von einem andern Freunde rede, der mein College war, so geschieht es, theils weil er zum Umgange der letzten Jahre, die ich in Breslau zubrachte, gehörte, theils, weil das, was ich seinem Umgange verdanke, nicht mit seiner wissenschaftlichen Beschäftigung eigentlich zusammenhing. Die Jurisprudenz ist mir unter allen Wissenschaften die fremdeste; ich rede jetzt von dem Professor Witte in Halle. Wenn der praktische Jurist Winterfeld mich für die Musik gewann, so wurde ich durch Witte mit der neueren

italienischen Literatur bekannt. Er lebte in einer beständigen Verbindung mit Italien, und hatte dort in der That unter den italienischen Gelehrten einen Ruf erlangt, der dem in Deutschland erworbenen gleich war, wo nicht denselben übertraf. Ich hatte, ich gestehe es, da er als junger Docent während meines ersten Rectorats nach Breslau kam, einige Vorurtheile gegen ihn, die ich ihm später mit voller Seele abgebeten habe. Man soll, wenn man über Menschen urtheilt, sich nie durch Schlüsse leiten lassen, ein jedes Urtheil muß unmittelbar persönlich begründet sein, wenn es gerecht sein soll; viele unglückliche Mißverhältnisse im Leben würden verschwinden, ein großer Theil des Hasses und der Feindschaft, der uns beunruhigt, würden nie Gewalt gewinnen, wenn wir diese Maximen verfolgten. Oft habe ichs erlebt, daß Menschen, die sich wechselseitig schätzten, wenn irgend ein Mißverständniß sie trennte, während dieser Trennung mir fremder, ja feindseliger erschienen. Ein aus Geklatsch und Verleumdungen zusammengesetztes fratzenhaftes Bild drängt sich zwischen mich und den frühern Freund, und das Mißverständniß steigert sich immer mehr. Mich beunruhigt bei einer solchen Gelegenheit glücklicher Weise

ein unwiderstehliches Gefühl, eine jede Erinnerung früherer Vereinigung bildet einen Moment später nicht zu unterdrückender Unruhe, und drängt mich zu dem Feindseligen hin, daß ich ihn sehen, sprechen, mich mit ihm verständigen muß; oft ward es mir als Schwäche zugerechnet und hart getadelt, oft unverständig genannt, und man fürchtete Folgen, die mich compromittiren könnten. Ich erinnere mich nicht, daß ich unangenehme Scenen der Art erlebt hätte; selbst wo es mir nicht gelang, die frühere Vereinigung in ihrer Reinheit und Wärme wieder hervorzurufen, das entstandene Mißverständniß gänzlich zu heben, ward doch die von neuem entstehende Trennung eine mildere, und ich fühlte mich erleichtert, weil das verzerrte Bild, welches sich zwischen uns gestellt hatte, verschwunden und die wahre Persönlichkeit, die immer milder beurtheilt wird, an seine Stelle getreten war.

Das Schicksal des jnngen Witte ist leider nur zu bekannt geworden. Ich beurtheilte seine frühe Jugend sehr hart, wie viele Andere, und er mußte durch solche Urtheile leiden, als hätte er selbst den Gang seiner

Bildung in seinen frühesten Kinderjahren geleitet. Aber was ich, je näher ich ihn kennen lernte, bewundern mußte, war die ordnende Gewalt seiner glücklichen Natur, die alle Versuche, ihm eine monströse Bildung zu geben, so durchaus überwand. Ich gewann ihn sehr lieb, und ich verdanke ihm viele freundschaftliche und belehrende Stunden, die er in meinem Hause zubrachte. Was mich aber ganz besonders beschäftigte, wenn ich über sein Schicksal nachdachte, war die verkehrte Stellung zur Welt, die Celebrität, in welche er als Knabe hineingeschoben war, aus der er sich herausarbeiten sollte, und die er vergessen machen mußte. Ich erinnerte mich meines eigenen Knabenalters, wie damals die Welt wie ein verschlossenes Räthsel vor mir lag, wie die Neigung, mich bemerkbar zu machen, Beifall und Achtung zu erlangen, mir vorschwebte, wie sehr ein jeder kleiner Fortschritt in dieser Hinsicht mich beglückte, wie der langsam erworbene Ruf, die Aufmerksamkeit und der Beifall ausgezeichneter Männer, die heiterste Seite meines ganzen Lebens ausmachten: und ihm sollte, je mehr er heranwuchs, die monströse Celebrität seiner Knabenjahre zur Qual werden. Aber er fand sich, der verzerrten Erziehung

zum Trotz, in den geordneten Gang der Studien hinein und ist bekanntlich ein ausgezeichneter Lehrer in seinem Fache geworden.

Alte Liebe rostet nicht! Im Hintergrunde meiner Seele lag doch noch immer eine gewisse Neigung zum Theater.

Wenn einst die Schauspielkunst, die gegenwärtig immer mehr sinkt, wieder aufleben soll, wenn sie, so wie andere Künste, mit dem alten Ernst, aber nicht um bloße enge Moralien sich drehend, recht eigentlich das Große und Nichtige der Zeit des Volks, wie Shakespear, jenes zu preisen, dieses zu strafen vermöchte, dann würde man einsehen, welch ein wichtiges Moment geistiger Bildung, in seiner Richtung mit keinem andern zu vergleichen, das Drama in sich faßt. Aber es kann nicht allein, etwa durch Verfertigung von Dramen, hervorgerufen werden; der Dichter, die Schauspieler, die entstehende Art der Darstellung und das Publikum müssen zugleich in und mit einander thätig sein. Gewiß, es ist diese Ueberzeugung, die den größten Dichter unserer Zeit, die Tieck davon abge-

halten hat, als dramatischer Dichter hervorzutreten. Ein solches Theater würde die eigentliche Grundlage einer wahren Poesie bilden, würde von selbst seine geistige Macht ausüben, und die ganze Masse des Volks stärken und heben, daß die Gewalt der Gemeinheit weichen müßte, und der erwachte heitere Sinn zugleich als der bessere erschiene. Zu allen Zeiten lag die Neigung in den Staaten, die sich zu bilden anfingen, daß sie die Freudigkeit des Lebens als ein Ganzes fassen, alle Adern des Daseins davon durchströmen lassen, und an das Höchste anknüpfen wollten. Zwar soll dieses sich in göttlicher Reinheit und Freiheit halten, wo das Volk ein christliches heißt, und nicht in sinnlicher Form aufgehen, wie bei den Griechen. Aber selbst der Katholicismus hatte seine große dramatische Kunst dicht an das Heiligthum hingedrängt. Jene war nirgends ganz ohne Bedeutung, und wie herrlich und großartig erschien sie als eine Blüthe der spanischen Poesie. Der katholische Calderon, dem Shakespeare gegenüber.

Es ist mir wahrhaft rührend gewesen, wenn ich sah, wie die zwei größten Dichter unseres Volks, die eine Ahnung von der Bedeutung des Theaters hatten,

ihr ganzes Leben vergebens damit zubrachten, das Drama zu heben.

Nehmen wir mit Schmerz den Verfall des Theaters wahr, dann scheint es nicht ohne Bedeutung, daß es dem Tieck in seinem hohen Alter gelungen ist, ermuntert und dazu bewogen durch einen geistreichen König, die Morgendämmerung seiner Hoffnung zu erblicken, die er sein ganzes Leben hindurch genährt und fast aufgegeben hatte, indem das Publikum als solches in Bewegung gesetzt wird durch das alte griechische Drama und durch die freieste Phantasie des großen Shakespeare. Daß bei diesem mächtigen Versuche die Zuschauer, wie die Schauspieler, sich noch ungelenk benehmen, daß beide die Aufgabe, die sie zu lösen haben, noch nicht ganz zu fassen vermögen, ist natürlich. Die tadelnde Kritik, die freilich zuweilen nahe genug liegt, wo die Ausführung hinkt, versteht das Großartige der Unternehmung, und selbst das Erstaunenswürdige des möglich gewordenen Anfanges gar nicht. Die Schauspieler fassen sich. Bei einigen drängt sich das höhere Verständniß hervor, und verspricht die dicke Kruste der unbedeutenden Vergangenheit zu durchbrechen. Daß auch dem Publikum der Sinn nicht

fehlt, sehen wir mit Erstaunen. In vielen, in der jetzigen Zeit ganz befangenen Gemüthern entsteht ein innerer Kampf, eine seltsame Unruhe, die sich nicht abweisen läßt, Publikum und Schauspieler haben eine Ahnung erhalten von der geistigen Vornehmheit des Drama's. Der tiefsinnige Felix Mendelssohn schrieb zu diesem Text die wahren Noten, und nur dem beschränkten Fanatiker, der in finsterer Einsamkeit die Geschichte in ihrem Gange abschließen möchte, der da meint, sie sei reif und habe keine Zukunft mehr, ist es erlaubt, die große Bedeutung dieser Erscheinung abzuleugnen. Sie ist keine vereinzelte, sie ist innig verbunden mit vielen andern, die freilich ernsthafter, gravitätischer, möchte ich sagen, hervortreten, und noch beschränkt genug sind, um sich der Nachbarschaft zu schämen. Aber ich höre durch das verworrene Stimmen der Instrumente die Melodie durch, und begrüße sie mit heiterer Freude.

Diese Wiedergeburt der Bühne ist mir eine der wichtigsten Begebenheiten unserer Tage, und die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo allmälig ein Widerwillen gegen die alte Gemeinheit immer lebendiger hervortreten, und man sich mit der überzuckerten Doctrin, die von den

verwirrten Lehrstühlen herabsteigt, nicht wird abfertigen lassen. Bei mir kämpfte das schon lange heranwachsende Mißfallen mit der alten Neigung. Ich besuchte während meines Lebens in Breslau das Theater höchst selten, und fast jedesmal schämte ich mich meiner Anwesenheit, und tröstete mich nicht selten mit dem Gedanken, daß doch keiner mich erblickte, der nicht mit mir da war. Doch waren einzelne Seiten, die mich anzogen. Der verstorbene Devrient verlebte seine beste Zeit in Breslau, und kaum hat man ihn in Berlin so in seiner Frische gesehen. Als Tieck während des Kriegs, also in meiner Abwesenheit, einige Zeit mit seiner Familie in meinem Hause zubrachte, erschien Devrient da. Später versuchte ich wol, diesem talentvollen Schauspieler näher zu treten, es gelang nicht; wenn er kam, war er in der Gesellschaft verlegen, und meist stumm; irgend eine bedeutende Aeußerung vernahm ich nie. Es war in der That ein großes Talent; aber er lebte und spielte in einer beständigen Betäubung. Während andere Schauspieler ohne ursprüngliche Gabe ihr Spiel aus zusammengerafften Reflectionen des Tages erstehen lassen, war er leider keiner Reflexion über sein eigenes Spiel fähig, und

vermochte daher auch nicht die Grenzen seines Talents zu beurtheilen. Mit Schrecken sah ich ihn ein Mal als Philipp in Don Carlos auftreten. Der mittelmäßigste Schauspieler konnte nicht unfähiger sein, diese Rolle zu spielen, als er.

Ein zweiter Schauspieler zog meine Aufmerksamkeit auf sich, es war eine süddeutsche, frische und gesunde komische Natur; er war mit dem Breslauer Publikum in allen Aeußerungen seiner unbefangenen Laune völlig einverstanden, und hatte Recht, wenn er sich gehen ließ. Waren die Dramen, in welchen er mit großem Glücke auftrat, doch billig demjenigen preisgegeben, der sie durchaus verstand. Schmelka hat auch in seinen letzten Jahren mit Beifall in Berlin gespielt, aber er fand sich hier nicht so unbefangen heimisch, wie in Breslau. Man lachte, wenn man ihn bloß sah, und ich gestehe, er konnte mich in die fröhlichste Laune versetzen; auch sein willkürlicher Witz hatte eine Kindlichkeit, eine Unschuld, und eben daher innere Wahrheit, wie man sie selten auf der Bühne sieht. Meine Stellung zu ihm war eine seltsame, gesprochen habe ich ihn nie.

Eine vielleicht etwas harte Kritik von Schall hatte einen Schauspieler gekränkt, dieser drang in sein Haus; was dort geschehen, weiß keiner genau; beide hatten ihre Gründe es zu verheimlichen, aber das Gerücht breitete sich in der Stadt aus, daß der Schauspieler den Kritiker mißhandelt habe. Dieses Gerücht griff Schall tief an, er verfiel in eine finstere Melancholie; ich glaubte, daß etwas geschehen müsse, und ergriff die Feder. Zum ersten und zum letzten Male arbeitete ich einen Aufsatz aus, über den Zustand des jetzigen Theaters. Ich ließ ihn in dem Gesellschafter erscheinen; er war im Zorn geschrieben, denn der Zustandmeines Freundes hatte mich erschüttert. Der Aufsatz war mit großem Ernst abgefaßt, das Breslauer Theater wurde hart behandelt, und ein Tagesschriftsteller der damaligen Zeit äußerte die Vermuthung, daß ein Kampf gegen die deutsche Bühne nun rücksichtslos angefangen und fortgesetzt werden solle: ich hatte freilich an nichts weniger gedacht. Devrient war nicht mehr in Breslau, aber meinen geliebten Schmelka mußte ich ausnehmen; ich that es, und ergriff gern die Gelegenheit, sein ergötzendes Talent hervorzuheben. Er faßte nun aus der Ferne

eine große Zuneigung zu mir, er wollte sogar meine Vorträge hören, aber seine Persönlichkeit hatte etwas Possirliches, daß sein Eintreten in meinen Hörsaal ohne allen Zweifel ein allgemeines Gelächter erregt haben würde. Holtei hatte Mühe, ihn davon abzuhalten.

Auch gerieth ich in ein nicht sehr angenehmes Verhältniß zu einer Sängerin, die mit Beifall in Breslau auftrat und später in Wien Aufmerksamkeit erregte. Ein alter Vater, der sie begleitete, starb plötzlich, und sie war in Verzweiflung. Kurz vorher war sie in der Stadt angekommen, und für längere Zeit bei dem Theater engagirt. Sie erschien ihres Gesanges wegen in der besten Gesellschaft, und wußte bei der Generalin Röder die größte Theilnahme zu erwecken. Diese hörte nicht auf mit Bitten und Vorstellungen, bis ich thöricht genug war, die Vormundschaft bei dieser Sängerin zu übernehmen. Ich nahm die Sache, die mir vollkommen neu war, sehr ernsthaft, ließ mir von meinem Freunde Unterholzner das Landrecht geben, und wollte mich mit den Pflichten eines Vormundes gründlich bekannt machen. Da übersah ich mit Schrecken die Paragraphen des Landrechts, die ich

kennen lernen sollte. Ich hätte ein weit ausgedehntes Studium anfangen müssen, für welches ich weder Zeit, noch Neigung und Geschick besaß; zugleich gerieth ich in eine mir bis dahin völlig unbekannte Abhängigkeit von der Vormundschaftsbehörde der Stadt Breslau; am meisten aber setzte mich das Verhältniß zu meiner Mündel in eine immer wachsende Verlegenheit. Auch war ich zu allen Finanz-Geschäften vollkommen unfähig; in meiner Familie habe ich solche meiner Frau übergeben, und hätte ich als Vormund über das Geld der Sängerin disponiren müssen, so würde ich in beständiger Angst gewesen sein.

Als nun die Verzweiflung am höchsten gestiegen, ward ich endlich unvermuthet gerettet; — wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. — Die Sängerin war aus Wien gebürtig, und von da erschien ein Protest gegen meine ganze Vormundschaft. Die Behörde in Breslau sandte mir diesen zu, und fragte zugleich, ob ich die Einwendungen von Wien als begründet betrachten und anerkennen wollte. Ich eilte zu meinem Freunde Unterholzner, der überhaupt mein treuer Rathgeber war in allen zweifelhaften Angelegenheiten, und alle waren mir zweifelhaft. Er

gab mir die Form, unter welcher ich jetzt das Verhältniß los werden konnte, an. Ich bin oft in meinem Leben durch eine zu große Nachgiebigkeit in Verlegenheit gerathen, und diese Schwäche ist nicht die geringste, an der ich gelitten habe. Unter allen solchen Verlegenheiten erscheint mir in der Erinnerung keine größer als diese.

Mit einem jungen Manne gerieth ich aber in eine interessantere Verbindung; es war der durch sein Leben, seine öffentlichen Vorlesungen dramatischer Werke, durch welche er Tieck nachzueifern suchte, durch selbst verfertigte Dramen, so wie durch Einrichtung und Direction verschiedener Bühnen und Lebensschicksale bekannte v. Holtei, der sich in ganz Deutschland einen bedeutenden Ruf erworben hat. Ich bin, indem ich seiner erwähne, in einer eigenthümlichen Lage. Er selbst macht sein Leben bekannt, und was davon erschienen ist, wird, wie ich höre, gerühmt. Es versteht sich, daß es mir nicht unbekannt bleiben darf, noch habe ich es aber nicht gelesen. Er ist noch nicht zu der Epoche seines Lebens gekommen, wo er mit mir bekannt wurde. Holtei ist, man wird es, glaube ich, gestehen, ein Mann von entschiedenem Talent,

eine jener Naturen, die bestimmt sind, in, mit und durch die Zeit zu leben, und durch die herrschenden Ansichten beherrscht zu werden; daher ist er in seinen Entschlüssen beweglich wie die Zeit. Für das Drama schien er bestimmt, und immer mehr für die unmittelbare, ich möchte sagen bewußtlose Thätigkeit, als für eine bestimmte Aufgabe, die für das ganze Leben gefaßt wurde, um durch ein Aufbieten aller Kräfte gelöst zu werden. Der alte Rector Manso hat schon, wie H. mich einst versicherte, sein Schicksal vorausgesagt; auch war es nicht schwer. Er schloß sich, so wie er die Schule verlassen hatte, an Schall an, und ward durch ihn mit mir näher bekannt; er hörte meine Vorträge, begeisterte sich für diese auf seine Weise, und der junge Mann mit seiner großen Beweglichkeit interessirte mich. Bei der unbestimmten und nie klar zu erkennenden Lage der Bühne in Deutschland war es nun natürlich, daß ein Jüngling, von seiner Neigung irre geleitet, nie mit Sicherheit erkennen konnte, ob er dramatischer Schriftsteller oder Schauspieler, oder wohl sogar Schauspiel-Director werden sollte. Holtei schwankt sein ganzes Leben hindurch zwischen diesen Richtungen. Seine Neigung, selbst die Bühne

zu betreten, zeigte sich zuerst. So wie diese jetzt beschaffen, ist dieser Schritt der leichteste, kostet am wenigsten Mühe, und spricht die Neigung am meisten an. Es gelang ihm, er war durch seine leicht bewegliche Art sich darzustellen, und sich den vorübergehenden Verhältnissen hinzugeben, unter den Studirenden sehr beliebt; diese füllten Parterre und Parket, als er auftrat, er ward lebhaft beklatscht, und konnte wohl glauben mit Beifall aufgetreten zu sein; es war aber keineswegs der Fall. Die Beweglichkeit seines Sinnes fand keine entsprechende des Körpers. Er hat immer etwas Starres behalten, was er nie überwinden kann, so daß sein Spiel nur innerhalb einer engen Schranke eine geeignete Stelle findet. Das Urtheil des Breslauer Theater-Publikums stimmte mit dem an jenem Abende laut gewordenen nicht überein. Auf einer Bühne, wo Devrient und Schmelka spielten, konnte Holtei nicht gefallen. Ich traute seinem dichterischen Talente Etwas zu, und gab mir alle mögliche Mühe, ihn zu bewegen, durch ein ernsthaftes und umfassendes Studium sich für die leichtere dramatische Dichtung vorzubereiten; aber seinen Entschluß, als Schauspieler aufzutreten, wollte er nicht aufgeben.

Damals setzte eine in ganz Deutschland berühmte Schauspielerin, die Schröder aus Wien, das Publikum in große Bewegung. Meine Freunde, Löbell und Schall, waren in Entzücken, und ließen ihre Bewunderung öffentlich laut werden. Ich gebe mich zwar nicht für einen Theater-Kritiker aus; ich besuchte äusserst selten das Theater, und war da zu wenig aufmerksam, um ein begründetes Urtheil über das Spiel fällen zu können: hier aber trat eine Richtung der deutschen Bühne hervor, die mir in meiner innersten Seele zuwider war. Es war die durch Müllner zuerst zum Vorschein kommende der sogenannten Schicksalstragödie. Eben die hohle Affectation, mit welcher sie das höchste und bedeutendste Problem des tragischen Dramas ergriff, erregte meinen Zorn; was Zacharias Werner früher, wenn auch irre geleitet, in seinem „vier und zwanzigsten Februar" mit erschütternder Genialität kurz dargestellt hatte, ward durch Müllner und Grillparzer in die Breite getreten. Das erste Stück, in welchem die Schröder auftrat, war die Sappho des letztern; erschien dieses Drama mir als eine Caricatur von Schiller, so war das hohl tönende declamatorische Wesen der Schauspielerin mir noch unaus-

stehlicher. Eben die unleugbare Virtuosität, mit welcher sie die falsche Kunst ausübte, erregte meinen Zorn, und ich äußerte ihn völlig unbefangen und schonungslos. Meine Freunde, so in ihrer Bewunderung gestört, bekämpften mich heftig. Tieck galt in diesem Kreise für den ersten Kritiker, sein Urtheil als das letzte und entscheidende; auf ihn berief ich mich, ja es war mir unbegreiflich, wie Männer, die mit seiner Ansicht des Dramas wohl bekannt waren, die Darstellungen der Schröder auch nur dulden konnten.

Holtei hatte noch nie Breslau verlassen, er wollte in die weite Welt, und sein erster Ausflug sollte ein durchaus dichterischer sein. Ein junger Freund, mit einer vorzüglichen Tenorstimme, sang deutsche Lieder und begleite sie mit der Guitarre. Mit diesem verband sich Holtei, der Dichter mit dem Sänger, und so wanderten sie dichtend, singend und spielend in die Welt hinein. Tieck hatte in Dresden die Schröder gesehen, und dem Holtei ward es aufgetragen, sein Urtheil über ihr Spiel einzuholen und uns mitzutheilen. Was ich voraussetzte, ward uns jetzt bekannt; Tiecks Urtheil war härter, und natürlich auch tiefer begründet, als das meinige. Er sah, wie ich, in dieser

falschen Richtung des Dramas und seiner Darstellung, den zukünftigen Untergang der Bühne, wenn beide herrschend werden sollten.

Holtei trat in Dresden auf, machte aber kein Glück, ward vielmehr förmlich ausgepocht. Wir erfuhren es, und der junge Mann kam nach kurzer Zeit nach Breslau zurück. Als er in meine Stube trat, freuete ich mich, denn er schien die ganze Sache sehr leicht genommen zu haben, und trat mir heiter und unbefangen entgegen. Ich wünschte ihm Glück. „Jetzt, sagte ich, werden Sie doch einsehen, daß Sie ihrer Neigung, die Bühne zu betreten, entsagen müssen. Ihr schönes dichterisches Talent wird seine eigene Sphäre erkennen, Sie werden sich in dem Studium der Dichtkunst, wie sie aus den bedeutendsten Epochen der Geschichte aller Völker aufgetaucht ist, nun erst heimisch zu machen suchen. Ein solches Studium wird die Reife, die den eigenen Productionen vorangehen muß, fördern.“ Aber die mächtigere Natur riß ihn hin. Er blieb zwar einige Zeit in Breslau, heirathete und lebte dort, ohne die Bühne wieder zu betreten. Seine erste Frau lebt ohne Zweifel noch im Andenken vieler Theaterfreunde. Sie fand in gewissen Rollen einen großen

Beifall, ihr Ruf war vollkommen rein, ihre Gesinnung lobenswerth, und sie war eine der liebenswürdigsten Frauen, die ich je gekannt habe. Es gelang mir, trotz der Vorurtheile vieler Mitglieder, das Ehepaar in den akademischen Club aufnehmen zu lassen, und es gewann allgemeine Achtung und Vertrauen. Im Jahre 1824 traf ich Holtei mit seiner Frau in Berlin. Ihr Spiel fand allgemeinen Beifall. Hier sah ich sie selten oder nie, aber ihr unerwarteter Tod erschütterte mich; sie war jung, schön, und wenn auch nicht eine hochbegabte Schauspielerin, erschien sie doch in vielen, für ihre Natur passenden Rollen höchst lieblich; denn nicht ihre Anmuth allein, wie die schöne reinklingende Stimme, sondern auch die Unschuld in ihrem Wesen, und der Verstand, der aus ihrem Spiele hervorleuchtete, ließ bald die vorzügliche Schauspielerin erkennen.

In Berlin gestaltete sich Holtei's Verhältniß zu mir ganz anders. Einer meiner früheren Zuhörer, der seine alte Zuneigung für mich noch festhielt, besuchte mich einst höchst entrüstet. Er behauptete, Holtei habe in einem seiner leichten Lustspiele, ob in „den Wienern in Berlin,“ oder in „der Berliner in Wien,“ weiß ich nicht

mehr, mich dem Gelächter preisgegeben: ich habe diesen vermeintlichen Angriff gar nicht kennen gelernt oder wieder vergessen. Meine Ansicht von einem solchen Angriffe war nun eine ganz andere: Ich glaubte, daß Derjenige, der mit kühnen Ansichten und Gedanken, die Einfluß gewinnen sollen, öffentlich hervortritt, billiger Weise Gegenstand der Angriffe der Lustspieldichter sein müsse; sind diese treffend und witzig, so würde ich es für eine Beschränktheit ansehen, wenn sie nicht Beifall statt Tadel fänden. Auch bin ich überzeugt, daß der Muthwille, mit dem Holtei die naturphilosophischen Betrachtungen behandelte, keineswegs so bitter oder persönlich war, daß ich das Recht gehabt hätte, den Beleidigten zu spielen; und selbst, wenn dies der Fall gewesen wäre, gebietet die Klugheit, solche Angriffe leicht zu nehmen, sich aber getroffen zu fühlen, ist jedenfalls thöricht. Was vielleicht den Anspielungen des Lustspiels für kurze Zeit einige Bedeutung gab, war wohl der Umstand, daß meine Vorträge in Berlin eben Aufmerksamkeit erregten. Später sah ich Holtei hier und da. Er trieb sich in Deutschland herum, war dramatischer Schriftsteller des Königstädter Theaters, reiste zwischen Berlin, Dresden und

Weimar, bald Tieck bald Göthe besuchend; er wollte die beiden Dichter bewegen, den ersten seinen Blaubart, den zweiten seinen Faust auf die Bühne zu bringen; Er hatte, irre ich nicht, Einiges dazu beigetragen, Göthes vielleicht früher schon gefaßten Entschluß zu befestigen, seinen Faust für die öffentliche Darstellung zu bearbeiten. Ich glaube nicht, daß man ihm dafür Dank schuldig ist.

Göthes Faust steht allerdings einzig da, am vorzüglichsten und reinsten, am klarsten in allen Momenten, am einfachsten und zugleich tiefsten in dem ersten Fragment, wie es frisch und in jeder Zeile gesund aus seiner jugendlichen Seele quoll. Hier beherrschte er seinen großen Gegenstand, und wo die Verwirrung am größten ist, bleibt der Verfasser und mit ihm der Leser vollkommen klar. Zu lange war dieses Fragment ein theures Eigenthum meines ganzen Daseins geworden, die höchsten Probleme hatten ihren dichterischen Mittelpunkt, die bedenklichsten innern Kämpfe ihren von neuem immer erschütternden Ausdruck gefunden. Ich erschrak, als dieses Gedicht sich nach allen Seiten eröffnete, um die ganze geistig bewegte Welt in sich aufzunehmen; was in dem früheren Fragment ausge-

sprochen wurde, schien mir bei weitem größer, dichterischer, herrlicher. Immer bleibt es Göthe, der auch in den spätern Fortsetzungen erschien und er kann nie unbedeutend erscheinen. Aber was der angeregte Geist in das Fragment hineingebracht hatte, sollte nun eine Gestalt annehmen, die nur mit Zwang sich festhalten ließ und ich konnte nicht ohne Schmerzen mich von der frühern Welt, in der ich heimisch geworden war, losreißen, um mich neuen Vorstellungen hinzugeben, die mir aufgedrungen wurden und mir willkürlich dünkten. Daß Faust gerettet war, sprach sich in seinem Monolog in der Felsenhöhle, wo er zuletzt erscheint, entschieden aus; daß Margarethe nur durch den Tod von dem Grauen des Daseins, welches sie ergriffen hatte, befreit werden konnte, ist nach der Scene im Dome völlig einleuchtend, und es gibt nicht leicht einen tragischeren Schluß eines Trauerspiels, als die Bitte des hinsinkenden Mädchens: Nachbarin, euer Fläschchen!

Ich weiß freilich nicht, in wiefern meine Ansicht von dem neuen Faust mit seinen später hinzugefügten Fortsetzungen sich selbständig ausgebildet hat, denn Tieck war ganz meiner Ansicht, und daß seine Mit-

theilungen Vielem einen schärfern Ausdruck gegeben haben, ist unleugbar.

Es ist, glaube ich, einem Dichter nicht erlaubt, denjenigen Lesern, die ihm am innigsten zugehören, eine bedeutende poetische Welt zu eröffnen, sie mit einem bis dahin nie gekannten Zauber der Sprache, mit einer nie gesehenen Macht der Darstellung in diese zu versetzen, durch das Tiefste seines großen Geistes das Innerste anzuregen, sie Jahre lang sich selbst zu überlassen, und ihnen dann, nachdem sie selbständig sich einen reichen Schatz erworben, einen Tausch anzubieten, der unmöglich ist.

Dieses Gefühl beschlich mich, als ich von Tieck getrennt, zuerst den fortgesetzten Faust in Breslau kennen lernte. Es war ein grenzenloser Schmerz, der mich ergriff, den ich auch später nie habe überwinden können.

Ganz anders verhält es sich freilich mit der jüngeren Generation, die Faust nur in seiner erweiterten Gestalt kennen gelernt hat. Das erste Fragment ist so wenig gekannt, daß es mich oft in Erstaunen gesetzt hat. Wie das Gefühl, wie die Eigenthümlichkeit unseres jugendlichen Lebens aus der gegenwärtigen

Welt verschwunden ist, drängt sich uns bei einer so tiefgreifenden Erfahrung heimlich auf, und wir müssen es wohl gestehen, daß, je mehr wir mit den inneren Tiefen der Vergangenheit verbündet waren, desto fremder müssen wir in der Gegenwart erscheinen. Göthe wollte Faust in eine Confession seines geheimnißvollsten Daseins verwandeln: aber die frische Quelle seines jugendlichen Lebens ward in ihrem Strome immer weniger kräftig; die Ansichten der Zeit fingen an, ihm wenigstens äußerlich zu imponiren, und da seine künstlerische Behandlung des Stoffes ihre Virtuosität nicht verlor, so fand die fortschreitende Zeit die Deutung ihres eigenen Wesens in ihm, und schloß sich immer mehr an den alten als an den jungen, frischen, durchaus selbständigen, die Umgebung beherrschenden kühnen und reichen Jüngling an. Wenn ich nun auch nie meine tiefe Bewunderung für Göthe verlor, so blieb mir doch der Weg, den er später verfolgt hatte, nothwendig ein fremder.

War nun die dichterische Fortsetzung des Faust nur Etwas, was mich, vielleicht äußerlich ergötzen, aber nie innerlich beschäftigen konnte, so mußte mich der bloße Gedanke einer scenischen Darstellung des

Dramas in der That erschrecken; der Schatz, der mir geschenkt war, mit dem ich gewuchert hatte, dessen unter wechselnden Schmerzen und Freuden errungenen Besitz ich keineswegs aufzugeben gedachte, schien mir schon ernsthaft bedroht, als er in Worte gefaßt, in Umlauf gesetzt wurde. Nun aber sollte er der Mimik ungeschickter Schauspieler, dem bunten Tande scenischer Illusionen Preis gegeben werden. Die wirklich erscheinenden Dämonen zogen die rein geistige Welt in ihre scenische Dürftigkeit hinein, und der vorzüglichste Schauspieler mußte fühlen, daß, wenn er die Rolle des Mephistopheles übernahm, er die möglichen Grenzen seiner Kunst überschritt.

Ich kann diese dichterische Seite meines späteren Lebens nicht verlassen, ohne von einer Richtung meiner schriftstellerischen Thätigkeit zu sprechen, die denjenigen Theil des Publikums, der mir einige Theilnahme schenkte, überraschte, mich aber auch in einen neuen Kreis der Leser hineinführte, dem ich bis dahin völlig unbekannt war; ich rede von meinen Novellen. Als ich Walseth und Leith ausarbeitete, war ich 52,

als ich die letzte Novelle „die Revolution" schloß, 64 Jahre alt.

Mit dem Alter wuchs der Wunsch, was mich innerlich erfüllte, auszusprechen, immer mehr. Es gibt Männer, die diesen Wunsch entschieden tadeln und mir ihn nicht selten zum Vorwurf machten; es sollte, behaupteten sie, da ich nun einmal ein Gelehrter wäre, gar nicht von mir die Rede sein, sondern nur von dem Gegenstande, den ich behandelte. Ich glaubte aber zu bemerken, daß diese so hart getadelte Subjektivität, wenn von dem Höchsten die Rede war, selten oder nie verschwände, daß sie sehr oft die Miene des Gegenstandes annähme, und dann auf eine für die Wissenschaft gefährliche Weise täusche. Die zugestandene freimüthige Subjectivität hat wenigstens den Vorzug, daß sie das eigene Urtheil über sich hervorruft und frei erhält; kann sie doch in einem weiteren Kreise nur bei Menschen verdrängt werden, die zu wissenschaftlichen Herrschern im größten Sinne für alle Zeiten berufen, nur nach Verlaufe von Jahrhunderten erscheinen. Ich bekenne, eine solche Persönlichkeit allein in Schelling erkannt zu haben, aber eben deswegen hat er einen fortdauernden, harten, mächtigen

innern und äußern Kampf mit einer andern Subjectivität, die er nie ganz zu beherrschen vermag, mit der seiner Zeit. Wie sehr diese ihm von dem ersten Augenblick seines Hervortretens sich entgegengestellt hat, ist allgemein bekannt; sie verfolgt ihn unablässig und immer leidenschaftlicher. Das Gute ist zwar aus diesen Angriffen hervorgegangen, daß man in ihnen keine Spur von dem edeln Zorne großartiger Gemüther, wohl aber die blinde Wuth solcher Naturen erkennt, die sich innerlich überwunden fühlen. Aber nicht bloß äußerlich hat er diesen Kampf zu bestehen, sein ganzes Leben war ein fortdauerndes Bemühen, innerlich nicht die Subjectivität zu verdrängen, wohl aber zu veredeln, daß sie nicht bloß das Vergängliche einer zeitlichen Gegenwart, sondern ein Bleibendes für die Geschichte werden mußte. Er wollte nicht durch starre Formen die Geister binden, nicht durch todte Permanenz, durch widerwärtige Sprachformen die Geister fesseln, vielmehr eine frische, freie, reiche, in sich geordnete geistige Entwicklung fördern.

Ich bin dagegen ganz entgegengesetzter Natur, und es war wohl eben dieser Gegensatz, der uns in früher Jugend und jetzt als Greise wechselseitig anzog und

mit einander verband. Mich beherrschte die Natur, die Wirklichkeit da, wo sie das Höchste andeutete. Ich suchte in allem Erkennen ihre Ruhe, und ringe nur nach ihr; was ihr ursprünglich gegeben war, ist Gegenstand meines Strebens, und wer es nicht in diesem unabläßigen Streben in den mancherlei Andeutungen immer als dasselbe erkennt, der hat mich nicht gefaßt, wie das innerste Zeugniß meines Bewußtseins mich mir selber darstellt. Wenn ich ein stolzes Wort und auch zugleich ein demüthigendes über mich selber aussprechen darf, so möchte ich die Behauptung wagen, daß ein Gedicht, wie Dante's großes, mein ganzes Leben hindurch sich hervorarbeiten wollte, aber nicht zur Vollendung gelangte. Wer will den geheimen Zug geistiger Reinheit durch alle meine zerstreuten Schriften verfolgen? Eben da, wo diese am mächtigsten angedeutet ist, verklingt sie in einer ungenügenden Form; mir wenigstens genügte keine, und niemand fühlt es tiefer als ich, daß meine Darstellung eine mir durch die Natur aufgedrungene Aufgabe nicht so in sich gerundet zu fassen vermochte, daß sie für die Geschichte auf immer gewonnen wäre: und dennoch gewann mir das Ursprüngliche, Unwillkürliche,

was, glaube ich, sich nie verdrängen ließ, viele Gemüther, und ich muß bekennen, daß wenn mein schriftstellerisches Gewissen in stiller Selbstbetrachtung laut ward, ich mehr über den Beifall als über den Tadel mich zu wundern hatte.

Besonders ging ein Gedanke, der sich nicht abweisen ließ, durch mein ganzes Leben, der Allem seine höchste Wahrheit verlieh. Durch die Religion erhielten alle Begriffe ihre höchste Bestätigung, als sittlich religiöse Thaten. Daher die fast krankhafte Neigung, mit der ich viel zu kämpfen hatte, mein Inneres da zu enthüllen, ja eine Beichte abzulegen, wo es weder passend, noch schicklich war.

Ein Ausweg schien mir die Dichtung. Ich lebte mit meinem Verleger in einem vertrauten freundlichen Verhältnisse, und als er mir vorschlug, eine Novelle auszuarbeiten, ward es mir auf einmal klar, daß hier ja eine Form vorlag, die mir eine Freiheit gab, durch welche ich Vieles darstellen, Manches enthüllen könnte auf eine Weise, die keine andere Form erlaubte; aber auch hier gab meine ursprüngliche Natur dem Werke eine Gestalt, die keine gewöhnliche war. Walseth und

Leith entstand nicht als eine Novelle, sondern als ein Cyclus von Novellen.

Die Benennung Novelle ward gewählt, wie man ein Kleid nach dem herrschenden Schnitt anzieht; hätte ich das Werk Roman genannt, so hätte es ausgesehen, als wäre ich in die Gesellschaft mit einem altmodischen Rock eingetreten. Ich wußte recht wohl, wie diese Benennung entstanden und allgemein geworden war in der deutschen poetischen Literatur. Tieck hat diese ihm ganz eigenthümliche Dichtungsweise zuerst eingeführt, und in der Art, wie sie erschien, erfunden. Wenn unter den Italienern eine jede kleine Erzählung einer bedeutenden Begebenheit, welche die Menschen auf eine interessante Weise in Bewegung setzte, unter einander verwickelte und einen pikanten Schluß versprach, Novelle genannt wurde: so war es Tiecks Absicht, die verschiedenen geistigen und sittlichen Richtungen der Gegenwart in ihrer lebendigen Eigenthümlichkeit aufzufassen, durch geeignete Persönlichkeiten darzustellen, und in einem geistvollen Bilde zu vereinigen; und man weiß, wie es ihm gelungen ist. Diese Benennung fand schon durch die meisterhafte Ausführung, und weil sie die verbrauchten Namen Roman

und Erzählung verdrängte, unter den Schriftstellern allgemeinen Beifall, und ward nun von den schlechtesten und geringsten, wie von den bessern, auf die ungeeignetste Weise, man kann sagen, ohne irgend einen klaren Begriff, den man mit ihr verband, gebraucht.

Wenn ich nun Walseth und Leith einen Cyclus von Novellen nannte, so erkannte ich wohl, daß diese Benennung nicht streng im Tieckschen Sinne war, ja ein Cyclus von Novellen ließ sich kaum rechtfertigen, da eine jede doch in sich etwas Abgeschlossenes sein soll.

Ich habe, ich gestehe es, die Benennung gewählt, weil ich sonst eine hätte erfinden müssen, und keine wußte; weil der Gebrauch oder, wie Tieck vielleicht nicht mit Unrecht sagen würde, der Mißbrauch herrschend und allgemein geworden war; weil ein jeder einigermaßen wissen konnte, was er zu erwarten hatte, und doch zugleich bei der herrschend gewordenen Erweiterung der Bedeutung des Wortes kein bestimmtes Versprechen gegeben wurde, vielmehr die Benennung auch etwas Neues bis dahin nicht Gegebenes aufnehmen konnte. Ich suchte eine Darstellung innerer psychologischer Vorgänge, wie sie bei den

Verwickelungen des Lebens zum Vorschein kommen, und so war meine Absicht der Tieckschen sowohl als der vieler Novellenschreiber verwandt. Tieck benutzte diese psychologische Seite für irgend einen tiefern, die Uebrigen meist für einen flachern Zweck. Die Tieckschen Novellen haben in ihrer Gesammtheit aber dadurch ihren großen Werth erhalten, daß sie die mannigfaltigen Verirrungen der Zeit in ihrer Eigenthümlichkeit behandelten, eine jede besonders zum Gegenstand der Behandlung machten und durch eine eigene geistreich dargestellte Verwickelung hervorhoben; so bildeten sie alle in ihrer Vereinigung eine großartige Einheit. Erhielten sie nun dadurch ein mehr objectives Gepräge, so blieben dagegen meine Novellen absichtlich subjectiv. Nicht dieses oder jenes, sondern eben das Innerste der Seelenzustände bei den hervorgehobenen Personen wollte ich darstellen; ich glaubte bemerkt zu haben, daß die moderne Poesie in unsern Tagen immer mehr einen psychologischen Character annehme, daß sie nicht selten geheime Confessionen enthalte. Hat Göthe es von sich selber doch zugestanden; Byrons Gedichte sind offenbar Producte seines innersten Lebens, wie es sich in besondern Stim-

mungen äußert. Ich nun wollte diese Seite, die doch ihre poetische Bedeutung hat, hier hervorheben, ja ich glaubte, daß sie die einzige Möglichkeit enthalte, die Psychologie als Erfahrungs=Wissenschaft geistig zu behandeln, und ihr so in der freiesten dichterischen Form einen wissenschaftlichen Werth zu ertheilen. Keine Darstellung der Art ist eine rein objective, die den Gegenstand mit kalter Besonnenheit nur künstlerisch auffaßt. Sie ruft nothwendig eine eigene Stimmung bei dem Verfasser hervor, die sich nicht verdrängen läßt, ja nicht verdrängt werden soll. Der Dichter wird von der Aufgabe beherrscht, die er beherrschen will, und der scheinbare Widerspruch soll eben durch das Werk fortdauernd durchblicken und doch auch gelöst werden.

Zugleich nahmen diese Novellen einen geschichtlichen Character an. „Walseth und Leith" hob die Vergangenheit hervor, in sofern sie die Handlungsweise der gegenwärtigen Zeit vorbereitete. Die „vier Norweger" bewegen sich mehr in der Gegenwart, und Malcolm beschäftigt sich mit einer Persönlichkeit oder mit zweien, man kann beides sagen, weil er mit seiner Geliebten Eine erweiterte darstellt.

Man hat mir vorgeworfen, daß meine Novellen eine Art Hysteron-proteron darstellten und mit dem Schlusse anfingen. Daß dieses nicht etwa willkürlich geschah, sondern absichtlich, hätte man daraus schließen können, daß dieser Vorwurf zu wenig Einfluß auf mich ausgeübt hatte. Von den „vier Norwegern" galt es am wenigsten. In dem spätern Malcolm trat es aber am stärksten hervor. Die Nothwendigkeit diesen Weg einzuschlagen, lag nun eben in der Absicht der Novellen, die, indem sie ein in sich Geschlossenes als Erzählung sein, doch zugleich eine offene Seite behalten sollten, die sich mit einem größern Ganzen verband; dann aber vorzüglich darin, daß die erste Novelle das ganze Thema in sich schließen sollte, dessen Behandlung der Gegenstand Aller war, sie sollte die Hauptperson in solcher Verwickelung auffassen, die uns psychologisch räthselhaft erschien. Dieses Räthsel bestimmt hinzustellen und das Interesse der Leser für seine Lösung zu gewinnen, ist mir, glaube ich, in Malcolm am besten gelungen. Man pflegt sonst es zu loben, wenn ein Dichter der sogenannten Spannung nicht bedarf, um die fortdauernde Theilnahme für sein Werk fest zu halten. Während die Kritiker die ab-

weichende Form tadelten, wurden meine Novellen verschlungen; und obgleich ich die Forçen, welche die Schriftsteller klugerweise zurückzuhalten pflegen, von vorne herein ausgespielt hatte, gelang es mir dennoch, das Interesse der Leser zu gewinnen. — Ich habe bei meinen Darstellungen keine schlechten Motive gebraucht; in dieser Rücksicht ist meine Feder rein; auch der flüchtigste Leser wird zu Betrachtungen geleitet, welche die Leser der Romane nicht anzustellen gewohnt sind. Habe ich nun die Kunst verstanden, eine Menge von Menschen, die beim Lesen nichts Anderes als zeitverderbende Zerstreuung suchen, dahin zu bringen, sich mit ernsthafteren Gegenständen zu beschäftigen, so darf ich ja wohl mit dieser Kunst nicht ganz unzufrieden sein.

Ich erhielt nun ein mir bis dahin völlig fremdes Publikum. Ich war auch in Beziehung auf meine geistige Beschäftigung und durch die ganze Art meines Lebens, durch die Neigung zur Geselligkeit von jeher mit geistreichen Frauen in Verbindung, und eine große Menge der ausgezeichnetsten Schriftstellerinnen sind mir näher getreten. Freilich fielen mir auch viele der geringern Sorte nicht wenig beschwerlich. Obgleich ich nun nicht zu denen gehöre, die es wün-

schenswerth finden, wenn der Einfluß der Frauen in der Kirche und in der Literatur noch mehr wachsen sollte, als schon geschehen ist: so darf ich doch eben so wenig verschweigen, daß der Umgang mit ausgezeichneten Frauen mir ein wesentliches Bildungsmittel gewesen ist: daß ich diesen Vieles verdanke. Ich glaube nicht, daß ein Gelehrter, der von Frauenumgang ausgeschlossen bleibt, Menschen und Leben auf eine richtige Weise aufzufassen vermag. Selbst die Art, wie geistreiche Frauen das Leben und manche wissenschaftliche Richtung in sich aufnehmen, ist wichtig, ihre Ansichten in ihrer Eigenthümlichkeit sind oft lehrreich und anregend, und so darf auch ich nicht vergessen, was ich den Stunden, die ich mit den beiden so berühmt gewordenen Frauen Rahel v. Varnhagen und Bettina v. Arnim verlebte, zu verdanken habe. Mit der ersten war ich auf eine Weise bekannt geworden, die ich schon früher erwähnt habe. Meine ausgezeichnetsten Zuhörer, die im Jahre 1806 Halle verließen und nach Berlin gingen, versammelten sich um Rahel, und sie ward die Frau des einen. Sie ist als Schriftstellerin durchaus sententiös, und sie liebte es auch im Umgange sich so vernehmen zu lassen.

Sie war fortdauernd mit den höchsten Gegenständen beschäftigt, und obgleich Schriftstellerin, doch durchaus Weib; sie war nie die Schülerin irgend eines Mannes, obgleich eine Zuhörerin Fichte's: unausgesprochene Ideen beherrschten sie, aber obgleich diese nie in klarem Zusammenhange laut wurden, durchdrangen sie doch alle ihre Aeußerungen in der Gesellschaft wie in Schriften. Was nun keine Darstellung finden konnte, personificirte sie auf wahrhaft weibliche Weise in zwei männlichen Gestalten, und sie trug Alles, was die innern Lebensansichten betraf, auf Göthe, Alles, was das höhere Wissen berührte, auf Fichte über. Ihre unbedingte Verehrung dieser Heroen der Zeit entsprang aber nicht etwa aus einem objectiven Studium ihrer Bedeutung in der Zeit, sie schloß sich und ihr ganzes Leben an diese Personen an; sie erkannte sich in beiden, wie die treue Frau sich in dem Gatten erkennt; sie hat Göthe nicht mit andern Dichtern verglichen, eben so wenig Fichte mit andern Philosophen; und wenn es geschah, so wurden jederzeit beide dadurch nur mehr gehoben. Daher war ihre Auffassung der Schriften beider Männer durchaus selbständig, so wie die Frau immer entschiedener eine sichere Stellung im Leben annimmt,

wenn sie sich dem Gatten ganz hingibt. Sie gehörte, seit ich in Berlin lebe, in den letzten Jahren ihres Lebens zu meinem und meiner Familie anziehendsten Umgange. Man fand in ihrem Hause die bedeutendsten Männer und ihr geselliger Kreis war jederzeit lebhaft und interessant.

Mit Bettina von Arnim war mein Umgang ganz anderer Art. Clemens Brentano, ihr Bruder, war einer meiner ersten Bekannten in Deutschland; Achim v. Arnim lernte ich mehrere Jahre vor meiner Verheirathung bei meinem Schwiegervater kennen, und als eben verheirathet erschien er mit seiner Frau 1811 in Halle. Es gab vorübergehende Epochen in meinem Leben, in denen mein Umgang mit ihr nicht ohne geistige Bedeutung war. Ihre reiche, höchst eigenthümliche, seltsame, aber zügellose Phantasie riß mich hin, ich konnte mich ihr dann völlig hingeben, wir gelangten gemeinschaftlich in wunderbare Regionen, und ich erwachte aus einem solchen Gespräche, wie aus einem leichten anmuthigen Traume. Blitzähnliche Gedanken fuhren während des Traumes durch meine Seele, wanden sich aus den mancherlei wechselnden bunten Gestalten hervor, und erhielten sich wohl auch in der

permanenten Form des Begriffs nach dem Erwachen. Seit sie Schriftstellerin geworden, haben diese geistigen Mittheilungen aufgehört, unsere Lebensansichten sind zu abweichend. Was als Traum einen Reiz für mich hatte, vermochte ich als ein geschichtliches Erwachen nicht fest zu halten: aber wie genußreich mir jene früheren Stunden gewesen sind, habe ich nicht vergessen.

Unter den Schriftstellerinnen, die mir sonst bekannt wurden, nenne ich die Frau des de la Motte Fouqué. Den Mann hatte ich kurz nach dem Kriege kennen gelernt. Er hatte die Gewohnheit, schnell eine vertraute Stellung einzunehmen, und als ich ihn einst in einer größern Gesellschaft bei meinem Freunde H. Meyer zum ersten Male sah, zog er mich während eines Gesprächs über allerlei Gegenstände nach einem Fenster hin. Eine meiner Aeußerungen gefiel ihm und ich ward nicht wenig überrascht, als ich ihn ausrufen hörte: „Steffens, dies ist wie aus meiner Seele gesprochen, wir müssen näher mit einander bekannt werden;" er umarmte mich und begrüßte mich mit einem vertraulichen Du. Und so hatte ich schon tief in den funfziger Jahren auf alte jugendliche Weise

plötzlich einen vertrauten Freund erhalten. Ich habe nie ohne Wehmuth an die letzte traurige Lebenszeit dieses Dichters, der doch einst einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, denken können. Seine erste Frau schenkte mir das Vertrauen, in schriftstellerischen Angelegenheiten sich an mich zu wenden. Unglücklicherweise blieb ich mit ihrer Thätigkeit in dieser Richtung völlig unbekannt, und habe mir in der That hierin eine Rücksichtslosigkeit vorzuwerfen, die ich kaum zu vertheidigen vermag.

In den ersten Jahren in Berlin lebte ich in näherem geselligen Umgange nicht allein mit Rahel und Bettina, sondern auch mit der unglücklichen Stieglitz. Sie war öfter in meinem Hause, und schien geneigt, mir ein immer größeres Vertrauen zu schenken. Sie war anmuthig und höchst liebenswürdig; meiner Ueberzeugung nach war sie geboren, eine schlichte häusliche Frau zu sein, und hätte sie ihre übrigen Talente auf eine naturgemäße und unbefangene Weise mit der anmuthigen Erscheinung verbunden, so würde sie zu den lieblichsten, ja innerhalb ihrer naturgemäßen Grenzen zu den bedeutenderen Frauen gehört haben; eine verschwimmende dichterische Richtung der Zeit hatte sie

völlig fanatisch irre geleitet. Sie wollte nicht einen Poeten, sondern die Poesie heirathen, und bis diese ihr persönlich erschien, blieb sie unglücklich und fühlte sich von aller Welt verlassen. Kurz vor der schrecklichen Katastrophe war es, als wenn ihr eine Beichte, die sie zu drücken schien, auf den Lippen schwebte. Wie bedauerte ich, daß sie nicht abgelegt wurde! Eine Badereise, von der sie mit getäuschten Hoffnungen zurück kam, schien sie zur Verzweiflung gebracht zu haben. Ich habe es, wie früher öfter auch hier, auf die traurigste Weise erlebt, wie Gedanken und Vorstellungen, mit welchen Männer ein mehr oder weniger gefährliches Spiel treiben, in den weiblichen Seelen sich nur zu ernsthaft fixiren, und in einer verzehrenden Gestalt ihr ganzes Wesen verschlingen. So werden Frauen am leichtesten religiös-fanatisch und die grauenhaftesten Ausschweifungen des religiösen Wahnsinnes zeigten sich öfters bei diesen.

Allerdings war der Selbstmord von merkwürdigen Umständen begleitet. Die unglückliche Frau hatte sich des Abends in der Abwesenheit des Mannes erdolcht. Sie hatte die Dienstmagd zu entfernen gewußt, und alle Anstalten, um dem Tode einen heitern, ja schönen

Anstrich zu ertheilen, waren mit vieler Besonnenheit getroffen. Sie hatte mit eigenen Händen ihr Bett reinlich zubereitet; in weißem festlichem Gewande legte sie sich hin, ein Dolch, der zum tragischen Spiel von den verirrten Eheleuten oft gebraucht wurde, endete ihr Leben; der Stoß war offenbar mit fester Hand geführt, er war tief und sicher tödtend; sie hatte nach dem Stoß alles gethan, um die Verblutung völlig nach innen zu leiten, hatte den Dolch aus der Wunde gezogen und den unglaublichen Muth gehabt, diese, so lange ihr die Kraft übrig blieb, zu verstopfen. Nur wenige Blutstropfen fanden sich vor. So lag die junge schöne Leiche festlich geschmückt im reinlichen Bette; so sah ich sie früh am andern Morgen. Das Bild wird nie aus meinem Gedächtniß verschwinden.

Ich erschrak aber nicht wenig, als ich die Aeußerung der hinzuströmenden Freunde um mich her laut werden hörte. Der traurige Selbstmord ward als eine weibliche Römerthat bewundert. — Kann eine That, die wohl begreiflich ist, aus dem ganzen Leben einer frühern geschichtlichen Epoche willkürlich in eine spätere, ganz anders gestaltete, versetzt werden? und muß, was von allen Lebensverhältnissen getragen wird

und seine Bedeutung erhält, in einer christlichen Zeit nicht völlig bedeutungslos, krankhaft, ja wahnsinnig erscheinen? Es ist bekannt, daß der Wahnsinn die Besonnenheit nicht ausschließt, nicht selten sind die Beispiele von verständiger Vorbereitung zu einer wahnsinnigen That; ja der Seelenkranke zeigt oft Beweise von bewunderungswürdigem Scharfsinn; der Verstand verschwindet nicht, er wird dann mit allen seinen Kräften von der starren Richtung des Wahnsinnes in Anspruch genommen.

Es ist oft die Frage gewesen, in wiefern die höchste geistige Entwickelung des Geschlechts dem weiblichen Theil desselben zugänglich sein solle oder nicht. Diese Frage zu beantworten ist nicht schwierig. Die Frauen auszuschließen von dem, wozu nicht selten die Eigenthümlichkeit ihrer Person sie drängt, und gewaltiger oft als die Männer, wäre höchst tadelnswerth, wie eine jede aus abstracter Reflection entstandene Ausschließung. Wenn man frägt, ob die Frauen einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Gesellschaft gehabt haben, so wäre es höchst thöricht, es leugnen zu wollen: aber dieser wichtige Einfluß beschränkt sich auf die Familie und den geselligen Umgang. Durch

den letztern wird der Familienkreis erweitert und Männer wie Frauen in diesen hineingezogen. Die stille Gewalt der weiblichen Persönlichkeit wird dann ihrer Natur gemäß entwickelt, das Geheimniß der Weiblichkeit, das Höchste, Tiefste und Unergründlichste, erscheint, ohne verrathen zu werden. Eine andere Frage ist, ob die Frauen unbedingt öffentlich, ob sie als Schauspielerinnen und als Schriftstellerimen hervortreten dürfen. Diese Frage ist oft genug bald so, bald anders behandelt. Alle allgemeine Fragen der Art, wenn sie in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt und beantwortet werden, führen zu einem schiefen Resultat. — Freilich, wenn untersucht wird, ob in dem ganzen Gange der Geschichte die Schriften der Frauen ein wesentliches Moment für die Entwickelung des Geschlechts gebildet haben, dürfte die Antwort selbst etwas zweifelhaft ausfallen. Frauen sind, wenn von geistiger Auffassung die Rede ist, reflectionslos, und ohne Reflection findet keine geordnete geschichtliche Entwickelung statt. Daher ist ihr Einfluß auf die Literatur zwar zuweilen groß, aber vorübergehend, und in unsern Tagen, wo Alles sich berührt und erweitert, darf man wohl behaupten, daß die Schrifftstellerei der

Frauen dem geselligen Gespräche immer verwandter wird. Ich besinne mich vergebens auf eine Schriftstellerin, die durch ihre Schriften (und es waren immer nur dichterische) einen bleibenden Ruf für alle Zeit erworben hätte. Mir schwebt nur die einzige Sappho vor. Die so genannten gelehrten Frauen spielten immer eine untergeordnete Rolle. Daß die überhandnehmende Schriftstellerei der Frauen in unsern Tagen keineswegs wünschenswerth sei, wird ein jeder gestehen. Einige freilich zeigen ein schönes Talent, besonders wo es darauf ankömmt, Scenen, die durch Verwickelung hervorgerufen sind, einfach darzustellen; häusliche Begebenheiten, wie sie erscheinen, klar aufzufassen, die Umgebung der Natur und der Menschen zu gruppiren. Wir möchten Schriften der Art, wie die der Friederike Bremer, der Memoiren schreibenden Französinnen, und vor allen die Schriften der Verfasserin von Godwie-Castle, selbst bei dieser geschichtlichen Betrachtung nicht entbehren, wenngleich die Versuche höherer geistiger Auffassung weniger gelungen genannt werden müssen.

Das öffentliche Hervortreten der Schauspielerinn ist bei der gegenwärtigen Ausbildung des Schauspiels

offenbar unentbehrlich. Die Oper bildet ein wesentliches Moment des sich entwickelnden zukünftigen Theaters. Es giebt Erscheinungen menschlicher Persönlichkeiten, die durch ihre großartige Bedeutung jede allgemeine Regel beherrschen, ja selbst gesetzgebend sind. Eine jede solche Erscheinung hat ihre bedenkliche Seite, wer kann es leugnen? Aber ihre Ausbildung, etwa durch ein puritanisch beschränkendes Gesetz, zu hemmen, wäre in der That höchst thöricht, ja barbarisch. Mir ist eine Sängerin nicht allein bekannt, sie ist mir eine der liebsten und trefflichsten der Frauen, Weib und Mutter im edelsten Sinne. Eine kurze Zeit nur erschien sie auf der Bühne, und ihre Kunst, wie ihre gewaltige, herrliche Stimme, riß Jedermann hin. Wenn sie hervortreten sollte, war ihr ganzes Wesen ergriffen, sie trennte sich dann von dem Manne, von den Freunden, schloß sich ein und lebte ganz in dem Spiel und in den Tönen, allen andern menschlichen Verhältnissen völlig entrissen. Sie erschien zu einer Zeit, wo sie mit den glänzendsten Talenten wetteifern mußte. Derjenige, der sich einer großartigen Darstellung hinzugeben vermochte, ward von ihrem Spiele hingerissen, und die Töne klangen wie aus einer höhern

Welt, wenn sie durch Gluck oder Beethoven ihren Inhalt erhielten. Diese Frau, so mächtig begabt, schien die Gewalt nicht zu kennen, die sie ausübte. Jedesmal, wenn sie die Bühne betrat, ward sie von einer unermeßlichen Angst ergriffen; die ersten Töne zitterten, bis die Gewalt der großartigen Darstellung sie völlig hinriß und sie aus der Menge der horchenden Zuschauer hinweg und in die stille Einsamkeit des Gemachs versetzte. Dann brach die Gewalt des Spiels und des Gesanges hervor, als wäre es die Dichtung selbst, die ihre innere Bedeutung mächtig aussprach; aber was die besten Zuschauer in Entzücken setzte, bedrohte ihr Leben. Sie verstummte nach kurzer Zeit, und lebt jetzt als stille Hausmutter und Weib, von mir geschätzt und geliebt wie ihr Mann, der mein naher Verwandter und mein theurer Freund ist, und mir in eigenen Momenten meines Lebens auf eine schöne Weise geistig nahe trat.

Hätten meine Novellen für mich keine andern Früchte getragen, als daß sie mir die nähere Bekanntschaft vieler geistreichen Frauen erwarben, ich würde ihre Herausgabe segnen.

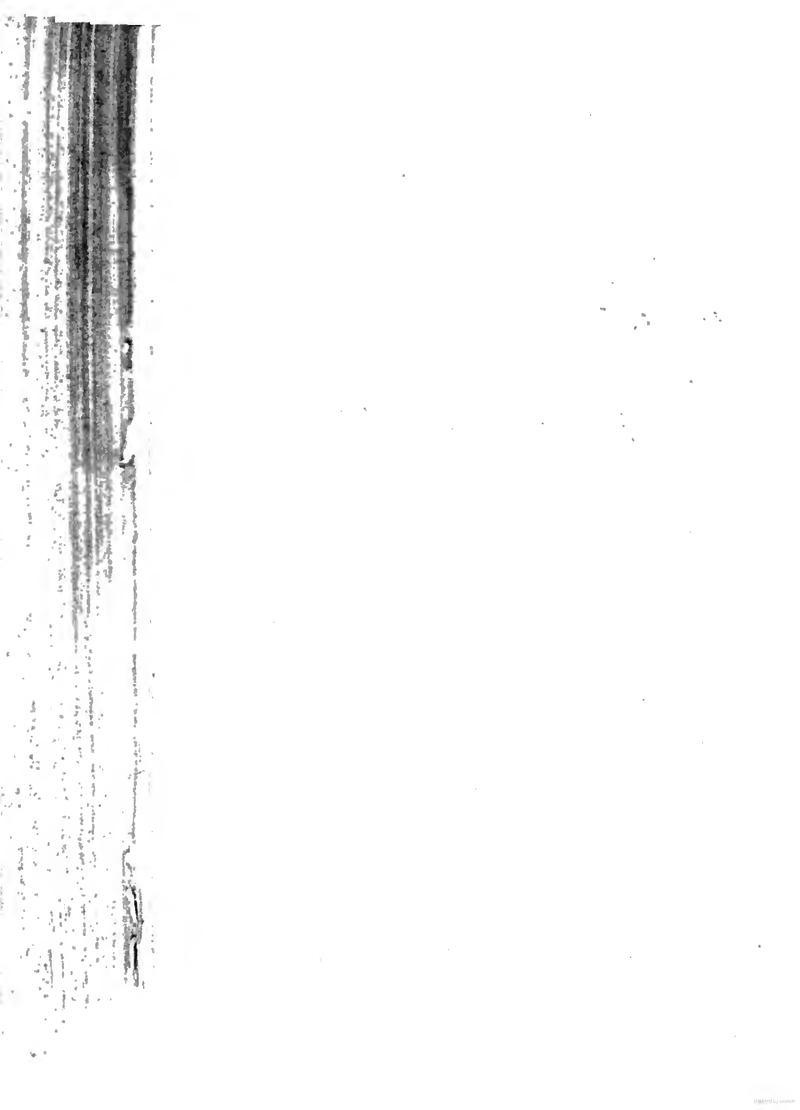
So glücklich ist es mir nicht mit allen Kreisen der

Männer gegangen; besonders mit den meisten meiner Collegen, und überhaupt mit den Gelehrten. Viele haben meine dichterischen Schriften gar nicht gelesen, auch solche, die wohl sonst Dichterwerke ähnlicher Art, die klassisch genannt wurden, gern lasen. Sie fanden es wohl unanständig, daß ein ordentlicher Professor, der sein funfzigstes Jahr zurückgelegt hatte, sich unter die bellettristischen Tagesschriftsteller mischte. Die ernsthaftere Seite der Novellen, die tiefere Intention, die sich in ihrer Darstellung aussprach, blieb diesen Männern unbekannt, oder wurde besonders durch das religiöse Gepräge, welches sie trug, mißbilligt. Im Journal de Debats ward erzählt: Der alte Steffens habe seine wissenschaftlichen Studien aufgegeben, um als Romanen-Schriftsteller mit Cramer, Spieß, Schlenkert zu wetteifern. Daß die Novellen dessen ungeachtet anzogen und Beifall fanden, ist bekannt, nur da, wo freilich der Beifall mir der wünschenswertheste gewesen wäre, gelang es mir nicht, ihn zu erhalten. Ueber den Werth oder Unwerth dieser Erzeugnisse gebührt mir keine Stimme; so wenig in der That, wie eine Frau durch Ansprüche auf Schönheit den Eindruck der wirklich daseienden hervorzurufen vermag.

Die letzte Novelle, die Revolution, erzeugte eine wahre Wuth, und diese entsprang offenbar aus einem seltsamen Mißverständniß. Ich wollte den Dämon der Zeit persönlich fixiren, ich stellte ihn halb märchenhaft dar. In einer kleinen Erzählung, die schlafende Braut, versuchte ich in einer andern Richtung etwas Aehnliches. Ich ließ ein Märchen aus den gegebenen Elementen der geschichtlichen Bildung allmälig sich gestalten. Ich glaube, daß der Versuch nicht ganz mißlungen ist. Die Erzählung erschien eben in der Zeit, als das Vorurtheil, welches auf der politischen Novelle lastete, noch herrschend war. Ich habe wenig von dem Beifall oder dem Mißfallen, welches sie erregte, erfahren. Meine Absicht, durch diese dichterischen Darstellungen eine aus Erfahrung geschöpfte Psychologie vorzubereiten, muß ich wohl als eine mißlungene betrachten; vielleicht gelingt es einem andern Glücklichern besser als mir; und so muß ich diesen Theil der Darstellung meines Lebens leider auf eine für mich nicht günstige Weise schließen.

Was ich erlebte.

Zehnter Band.



Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

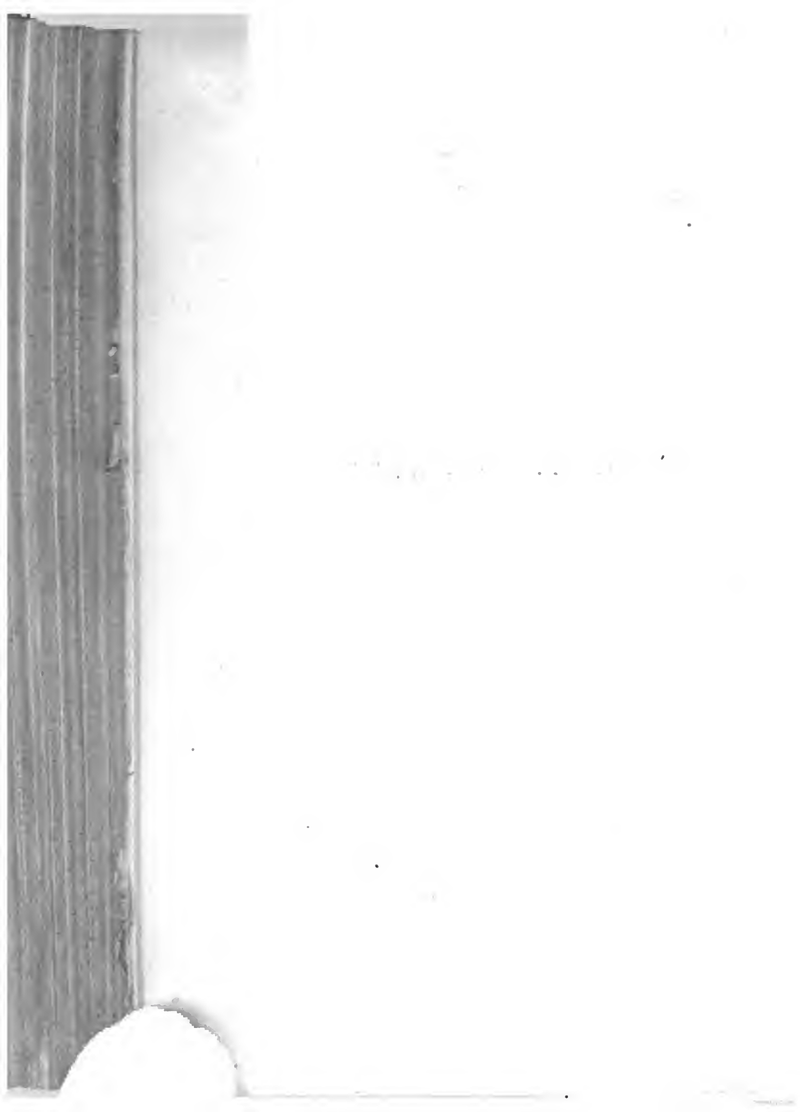
von

Henrich Steffens.

Zehnter Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1844.



Vorrede.

Nur zu lange habe ich es gewagt, die Leser mit meinem Leben und mit meinen subjectiven Ansichten der Zeitereignisse zu beschäftigen. Ich würde Ursache haben es noch mehr zu bereuen, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß meine Darstellungen doch auch ein Bild der Zeit, die ich durchlebte, enthielten. Es wird sich zeigen, ob die Kritik unserer Tage einem alten Manne erlaubt, eine eigenthümliche Ansicht des Lebens zu behaupten, und sich zu dieser, auch wo sie mit der herrschenden nicht übereinstimmt, zu bekennen.

Ich habe die Erzählung dessen, was ich erlebte, vielleicht zu nahe an die Gegenwart zu bringen gesucht — ich habe sie erst mit dem Jahr 1840, welches für mich so wichtig ward, abgebrochen. — Meine letzten Jahre kann ich, beglückt

durch die Gnade meines Königs, durch die Gunst der Behörden, durch die Freundschaft vieler ausgezeichneter Männer, ruhig und sorgenlos der Wissenschaft widmen.

Einer meiner Freunde und theilnehmender Zuhörer, Herr v. Borne, hat sich selbst angeboten das sorgfältige Register auszuarbeiten. Erst nachdem dieses fertig mir vorlag, erkannte ich die Schwierigkeiten, die mit dieser mühevollen Arbeit verbunden waren.

Versetzung nach Berlin.

Reise nach Tyrol.

Reise nach Dänemark und Norwegen.

Berlin. Schluss.

Als die Speculation im Anfange des Jahrhunderts eine tiefere Bedeutung annahm, hörte man oft von der Verzweiflung des Daseins reden. Der dialektische Skepticismus wurde als der nothwendige Eingang zur Vorbereitung der Philosophie angesehen; die Dialektik, welche die Aufgabe hatte, die inneren Zweifel zu bekämpfen und zu überwinden, erhielt damals schon die uns jetzt von allen Seiten entgegenklingende Benennung: „negative Philosophie." Diese Benennung hatte freilich nur für diejenigen eine Bedeutung, denen die Speculation wirklich eine innere That geworden war, und bei der Neigung der Zeit zur leeren Abstraction erschien sie oft als eine quälende Unzufriedenheit, wenn die dialektischen Künste in der Ausübung auf Schwierigkeiten stießen, als ein Mißmuth, welchen die Dichter empfinden, wenn sie das Metrum nicht in ihrer Gewalt haben oder den Reim nicht

finden können. Dieses naive Unglück der d[illegible]
Zeit ergriff mehrere junge Leute und ich s[illegible]
darunter leiden. Wie unbedeutend nun ei[illegible]
Ausschlagskrankheit erschien, so enthielt sie [illegible]
Keim zu jener allgemein herrschenden Unzufri[illegible]
die, wenigstens in Deutschland, alle Gemüthe[illegible]
tiefer ergriff und herrschend wurde.

Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, [illegible]
Mißmuth die ganze Geschichte unserer Zeit b[illegible]
er ist nur bei Wenigen ein wahrer; so wenig [illegible]
herrschende Ton der Literatur ein Ausdruck de[illegible]
lichen Meinung ist. Aber dort wie hier wär[illegible]
gefährlicher Irrthum, die keimende Unzufr[illegible]
der Gemüther zu übersehen; denn sie hat ei[illegible]
fern Grund und jemehr sie sich ausbreitet, [illegible]
fährlicher greift sie in das Innerste der G[illegible]
hinein.

Der Skepticismus hebt mit dem Zweifel [illegible]
Dasein an, er ist in diesem begründet und [illegible]
wie Jedermann bekannt ist, nur dann, w[illegible]
Denken dem gegebenen Dasein sich gegenü[illegible]
und von diesem getrennt, eine selbständige M[illegible]
den will. Alle Gegensätze der Dialektik und

zufriedenheit mit ihrer nie ganz gelungenen Lösung werden dann in dem Dasein selber gesucht; diesem wirft man alle Unklarheit im Erkennen vor. Unterwürfe es sich unsern Versuchen ganz, dann würde, meinte man, alle Verwirrung schwinden und die göttliche Wahrheit des Selbstbewußtseins in ihrem hellen Lichte sich darstellen.

Die gefährliche Täuschung entsteht dadurch, daß man das Denken nicht von irgend einem Dasein ableiten, daß es nur aus sich selber begriffen werden kann. Das Denken hatte im herrschenden Bewußtsein der Zeit seine selbständige Gewalt erkannt, und dieses Erkennen zeigt sich nicht bloß in der Philosophie oder unter den Gelehrten und Grübelnden, es herrscht auch da, wo es nicht seinen vollen, Alles umfassenden Ausdruck zu erhalten vermag, wie die sinnliche Logik alle Denkäußerungen der Menschen beherrscht, selbst wo der Name dieser Wissenschaft niemals genannt wird.

Das Dasein aber, in dieser Allgemeinheit genannt, ist selbst eine Aeußerung des Denkens und in sofern nicht bloß dem menschlichen Bewußtsein verwandt, sondern im Grunde mit seinem innern Wesen eins.

Man kann, wie Jedermann weiß, dennoch
Denken nicht denken, d. h. sich dessen nicht
werden, wenn es sich nicht in einem Dasei
bart, so wenig, wie man irgend eine Thätig
solche im Bewußtsein fest zu halten vermag
sie nicht That wird. Nun liegt eben der Be
That nicht in dem der Thätigkeit. Der Be
Daseins nicht in dem des Denkens, und der
sich von dem Daseienden zu trennen, um
Denken als solchem, von allem Dasein entbl
Daseiendes zu erzeugen, ist ein absolut leer
Denken ist freilich ein in sich begründetes,
göttliches, aber es findet sich nur in seiner
That.

Man sollte glauben, daß, wenn dieses
würde, ein jeder begreifen müßte, daß ein
alles umfassendes Denken, unmittelbar eine
That sein müßte, ein Bewußtsein, welches
schlechthin durchsichtig und klar in seiner
wußt würde. Aber eine solche That eines
Wesens findet ihren Ausdruck in der Absicht
Zweck, und dieser Ausdruck, der das Denke
der offenbart, darf in keiner Aeußerung

fehlen. Das Denken wird sich also nur selbst bewußt durch eine That, in dem das Ganze und eine jede Aeußerung desselben bis ins Kleinste klar und durchsichtig ist, die das Ganze absolut beherrscht, d. h. die eine absolute Macht ist, und nur wo diese zum Vorschein kommt, fällt das Dasein schlechthin mit dem Denken zusammen, es ist schaffend, es ist Gott.

Wo nun das Denken sich von dem Dasein trennt, im menschlichen Bewußtsein, da ist es auch von Gott getrennt, will, ihm gegenüber, wenigstens in Gedanken, das Dasein beherrschen und als eine selbständige Macht begründen: aber nur im göttlichen Bewußtsein fallen Denken und That absolut zusammen; jedes von dem schaffenden Gott uns trennende Bewußtsein ist zugleich von dem Dasein getrennt und zwar auf eine ewige Weise. Denn es will sich selbst zum Gott machen, es sucht sich, seine Absicht, seinen Zweck, nicht den göttlichen, und daraus entspringt alle Sünde, daher die allgemeine Benennung Selbstsucht. Wir wollen uns in unserm Denken durch die selbstsüchtige That unser bewußt werden, nicht Gottes; unseren Zweck erreichen, unsere Absicht verwirklichen, nicht die göttliche. So stehen wir der Natur gegenüber und er-

kennen sie nur an, in sofern wir sie durch unsere Gedanken beherrschen oder construiren. Wir stehen der Geschichte oder dem Staate gegenüber und erkennen ihn nur an, in sofern er sich unserem Denken unterworfen hat; und da dieses das absolut Gebietende ist, sich durch sich selber, aber nichts Daseiendes besitzt, so ist an keine Uebereinkunft oder Versöhnung zu denken.

Kein menschliches Bewußtsein, selbst das mächtigste, vermag aber vom gegebenen Dasein völlig zu abstrahiren; es vermag nie sich als ein absolut selbständiges zu behaupten, und das Denken findet sich durch das Dasein fortdauernd gestört. Der Denkprozeß selber ist ein Prozeß vieler Persönlichkeiten; entwickelt er sich in irgend einer Persönlichkeit so, daß er in diese absolut zurückschlägt und mit gar keiner andern sich zu verständigen vermag, dann kann man den innern denkenden Anachoreten keineswegs einen gesunden nennen. Denn das Bewußtsein eines jeden einzelnen Menschen soll doch zugleich ein Bewußtsein des Geschlechts sein. In den Schwankungen, die in der Geschichte aller Völker, wie in der eines jeden Volks stattfinden, kann der leitende Faden wohl verhüllt werden, doch zerrissen wird er nicht. Wo der

Sinn irre geleitet sich völlig isolirt, heißt er daher Wahnsinn, und wenn der größte Denker unserer Zeit von Spinoza sagt: daß er in erhabener Einsamkeit lebte, da drückt diese eben nur die geheime Verwandtschaft mit anderen tieferen Geistern, keinesweges die absolute Isolirung aus.

Es wäre völlig zwecklos, wenn ich es wagen wollte, hier den Ursprung der Sünde zu erklären, ich muß vielmehr den Leser um Verzeihung bitten, wenn ich ihn in die abstruse Gegend herrschender Grübeleien hineinziehe; hier nämlich ist es nur meine Absicht, zwei Richtungen des menschlichen Bewußtseins zu bezeichnen, zwischen welchen ich lange schwankte, bis ich mich mit dem zunehmendem Alter für die eine entschied.

Es ist eben so wenig meine Absicht, mich in einen philosophischen Streit einzulassen; ich denke überhaupt hier an kein bestimmtes System, an keine sich so oder so nennende Schule. Was ich hier bezeichnen will, hat sich zwar hier oder da zur exacten Wissenschaft ausbilden wollen, der Versuch ist bald mehr, bald weniger gelungen, aber er entstand in der That aus einer geschichtlichen Richtung des ganzen Ge-

schlechts, die unserer gegenwärtigen Zeit ihr
thümliches Gepräge ertheilte. Es ist eine Fra
die strenge Consequenz der Schule, eben als
des Irrthums, nicht eine befreiende genannt
kann; ob nicht die streng verfolgte Consequе
bessere Gesinnung voraussetzt; es gehört zum
des Teufels, sich nie rein auszusprechen.

Ist nämlich das Erkennen in dieser Richtu
consequent völlig durchgearbeitetes und scheinbe
so drängt sich die innere Hohlheit unvermeidl
und es wird durch ein, nicht im Erkennen d
tigkeit gesetztes, sondern aufgedrungenes, immer
ger werdendes Princip, welches abgewiesen
soll, zusammen gehalten. Baco's bekannter A
„eine halbe Philosophie führe von Gott ab, ei
endete zu ihm hin," findet hier seine Anw
Wo aber das Erkennen unreif ist, wie bei d
ten Zahl der secundären Anhänger abstracter S
wo man, anstatt die schwere und abstruse Beg
in ihrer scharfen Form fortzusetzen und aus
sich mit überlieferten Sätzen begnügt, da bl
selbstsüchtige Princip als ein bloßes Postulat
nern, erzeugt nicht ein System, sondern so

nur, und bildet sich, da der Forderung nie entsprochen wird, als innere Erbitterung aus. So entstand die herrschende Unzufriedenheit unserer Tage, die sich gegen alles Höhere, Wissenschaft, Kunst, Staat und Kirche wendete, das jetzige freilich nur in seiner einseitigsten Gestaltung, sogenannte kritische Jahrhundert. Alles Ursprüngliche, geistig Geschenkte wird zurückgedrängt, nichts gilt außer das Gemachte, Secundäre aus einer abstracten Reflection Erzeugte. Die Poesie war, so weit die Erinnerung reicht, die heitere Kunst eines in sich sicheren, ja ohne alle Reflection geistig mit sich selbst zufriedenen Daseins, und selbst der tragische Untergang hatte etwas Versöhnendes. Jetzt ist die Kritik und mit dieser die stets opponirende Erbitterung das Princip der Poesie geworden, und man muß gestehen, Byron ist als der Göthe dieser Richtung zu betrachten. Die echte Kritik ist eine Anerkennung, und eben deswegen eine reinigende; nur wo sie ein Positives, Ursprüngliches findet, fängt ihre Thätigkeit an. Der sonst herrschende Ausspruch: dieses oder jenes sei unter aller Kritik, hat seine frühere Bedeutung verloren; denn man fängt mit der Behauptung an, daß Alles, was angegriffen wird,

gar nichts Ursprüngliches besitze, man will es,
da ist, zerstören, aber zerstört eben damit di
selbst; denn diese ist nur eine wahre, wenn
wendet an das, was über aller Kritik ist.
herrschende will ein Solches nirgends anerkenn
wenn man ihre Künste ansieht, wird es eine
recht klar, was das Fehlende sei. Unwillkürlic
ich an jene bekannte Xenie erinnert:

„Selbst zum Lieben bedarfst Du der
Unglücklicher *
„Hat die Natur auch nichts, gar ni
Dich noch get

So entstand die moderne, geistig vornehm sc
Philisterei unserer Tage; sie hat sich der Spr
Andacht der Frommen, der Treue der Staat
der Liebe der Kunst, des Tiefsinns der Phi
bemeistert, dem Geringen, in sich Ohnmächtig
hohe Gewalt ertheilt, und besitzt nichts, weil si
anfängt, einen jeden Besitz abzuweisen.

Man könnte aus dieser Richtung des J
derts, welches so fröhlich anfing, eine bevor
Barbarei erwarten, und Viele, selbst die bedeu
Männer glauben sie schon kommen zu sehen

diese Kritik zerstört sich selber. Die Geschichte besitzt glücklicher Weise, dem leitenden Gott unterworfen, eine Consequenz, die gewaltiger ist, als die des tiefsten Philosophen, und je größer die Verwirrung der Zeit ist, desto näher ist ihre Rettung.

Es wird in diesem Schlußtheile meiner Schrift oft von dem, was man schlecht genug Toleranz genannt hat, die Rede sein. So tadelnswerth nun diese Benennung ist, so hat sie doch ihren Grund, denn das Negative, die Intoleranz, ist dasjenige, von dem man ausgeht, und sie ist nicht weniger heftig in unseren Tagen, als sie es in den Zeiten der heftigsten Verfolgung war, weil sie sich nach innen geworfen hat und eine geistige geworden ist.

Eine heitere Gunst des Geschicks hat mich in jeder Epoche meines Daseins vor der Gewalt dieser Kritik gerettet; ich habe mich nie mit einem bloßen Sein des Denkens begnügen können, denn wo ich dieses hinrichtete, behielt ein fröhliches Dasein, welches sich von dem Denken nie trennen ließ, sein ewiges Recht; ich war gezwungen, wo ich stritt, jederzeit zugleich anzuerkennen. Man wird es nicht so ansehen, als betrachtete ich diese mir verliehene Gabe als einen

sittlichen Vorzug: es würde sich schlecht zu den
folgenden passen. Meine Natur zwingt mich
jenige, was ich anerkennen muß, als geistig
nem Wesen gehörig zu betrachten, mich nie v
zu trennen, daher sind Haß und Neid — i
es mit der vollsten Wahrheit behaupten — m
ganzes Leben hindurch fremd geblieben, und
Rache kann ich mir, obgleich in Skandinavie
ren, als eine eigene That, keinen Begriff
Man hat mir sogar vorgeworfen, daß in di
innerungen aus meinem Leben zu wenig sc
Chronik vorkomme. Ich habe Tadelnswerthe
erlebt, aber ich besitze nicht ingrimmige Gesinnun
um es mit Freude und dann mit Erfolg darz

Diese mir durch die göttliche Gnade mit
Gunst meiner Natur erstreckte sich nicht alle
solche Persönlichkeiten, mit welchen ich währen
mannigfaltig wechselnden Lebens in nähere
rung kam. Ich hasse keinen Menschen. Da
unangenehme und quälende widerwärtige Ge
Neides überflog mich wohl manchmal, und
nicht behaupten, daß es mir ganz unbekannt
ich nach menschlicher Art mich wohl überschä

mich auf eine tadelnswerthe Weise mit Anderen verglich: aber dieß Gefühl ging bald vorüber, und ich darf mit Wahrheit behaupten, daß ich keinen Menschen beneide. Aber diese unwiderstehliche Neigung des Anerkennens dehnte sich auf alle Persönlichkeiten aus, eine jede war eine mir geschenkte, innerlich mir zugehörige, ich suchte in ihr eine Einheit des Daseins, in welcher sie durch ihre tiefste Eigenthümlichkeit zwar von mir getrennt schien, aber eben als innerlich mit mir verbündet, je strenger die äußere Trennung, das in sich Abgeschlossene der fremden Persönlichkeit hervortrat; und dieser Standpunkt der Betrachtung, von welchem aus die ganze Geschichte (nicht bloß die verworrene Gegenwart, in welcher ich lebe) mir entgegentrat, ließ sich nur festhalten, wenn das gesammte menschliche Geschlecht sich in eine große Organisation verwandelte, deren Gesammtentwickelung ich durch alle dunkle Partieen der Geschichte zu verfolgen gezwungen war. Aber eine solche Entwickelung war nur möglich, indem ich einen Gesichtspunkt der Persönlichkeiten zum Grunde legte, der mir die Annahme ihrer Unsterblichkeit aufdrang. Eine jede Person ward daher recht eigentlich anerkannt als eine nur aus sich

selber begreifliche, daher für jede menschlich
tung ursprüngliche. Bis ich diese Ste
den hatte, blieb mein Urtheil ein unsich
mit dieser fing meine Kritik an, ja, we
erreicht hatte, schien mir eine Kritik überflüss
von selbst weg, weil das entschiedene Hervo
Ursprünglichen allem Secundären seinen Wer

Aber nicht allein die Geschichte forderte
erkennung, alles Lebendige war eben so, se
ner endlichen Form nicht aus einem Ander
nur aus sich selber zu begreifen, daher er
die bis dahin herrschende teleologische Ansich
durchaus verwerfliche, daß irgend Etwas se
liche Bedeutung erhielt, indem es nur für
dern und nichts an sich wäre, war mir dur
begreiflich. Es hatte nur ein geistiges Das
es nicht für diesen oder jenen, sondern für
daseiend zugleich für sich selbst und aus sich
Bedeutung erhielt.

Alles, was ich am tiefsten auffaßte, m
speculative Lehre, mußte sich daher als ei
mehr zu vollendende Consequenz der Or
aussprechen, als eine solche, welche die gar

umfaßt. Jetzt in meinen alten Tagen sehe ich es klar ein, daß das, was meine Studien leitete, was durch alle Verirrungen derselben sich hindurchwand, was durch Schellings mächtigen Geist zum Ausbruch kam, eben nur diese Lehre war. Sie konnte nicht eine bloß abstracte bleiben, denn wie in allem Lebendigen die Absicht (Function) des Organs, Fleisch und Blut wird, so mußte meine Lehre zugleich Gesinnung werden; abgetrennt von ihrer sinnlichen Erscheinung wäre sie mir ein Nichtiges, wie die entflohene Seele ihren Leib als eine Leiche hinterläßt. Ich glaubte in der Richtung, welche die Naturwissenschaft nahm, diese meine eigene zu erkennen, und zugleich in Uebereinstimmung mit einer geschichtlichen Entwickelung thätig zu sein, indem ich den Weg verfolgte, den ich bei allen seinen Verirrungen dennoch einen mir aufgedrungenen und also ursprünglichen nennen mußte.

Die Naturwissenschaft ist recht eigentlich ein neues Organ der Geschichte geworden, mit ihr erhielt das Geschlecht eine eigene Aufgabe, die es selbständig zu lösen berufen war. Alle Wissenschaft war, wie sie früher erschien, mehr oder weniger Reminiscenz, sie lebte in der großen alten klassischen Zeit und hatte

noch keine mächtige, alle Geister durchdringende eigene Gegenwart erhalten. Ja dasjenige, durch welches der Mensch seine innere geistige Selbständigkeit äußert und Person wird, die Sprache, gehörte der alten Zeit zu; die eigene blieb eine geistig untergeordnete. Aber selbst diese neue Aufgabe der Zeit, obgleich eine eigene, mußte sich erst in der strengen Zucht ausbilden. Der erwachte Geist bewegte sich, aber mit seiner Erde, die er bewohnte, in all' seinem Erkennen, in sofern dieses eine Zukunft entwickeln sollte, nur mit ihr. Aus einer naturwissenschaftlichen Beobachtung entsprang durch Copernicus diese neue Richtung. Sie war durch die inneren Widersprüche, die den Tod einer überlieferten Lehre herbeiführten, vorbereitet, eingeleitet, und das Alte starb nur durch die Gewalt des Neuen, welches sich immer mächtiger und herrschender aussprach. Newton hätte ohne Keppler, dieser ohne Copernicus sich nicht entwickeln können. Drei Jahrhunderte fanden durch Copernicus eine neue geistige Beschäftigung, die noch immer alle Geister bewegt. Fast hundert Jahre waren seit der ersten großen Beobachtung verflossen, ehe sie in die allgemeine Geschichte hineintrat und eine neue Zeit schuf. Dann aber zeigte sie ihre Gewalt

nach allen Richtungen. Keppler verfolgte die kosmische, Galiläi ward, von dieser Beobachtung ausgehend, der erste beobachtende experimentale Physiker, mit ihm Gilbert, dessen experimentirende Richtung nicht zur Reife kam, weil er der tieferen, inneren Bewegung der Dinge, durch welche sie sich anziehen und abstoßen, nachspürte, die klarer aufzufassen, und in ihrem bis in das Innerste dringenden allseitigen Umfang fester zu bestimmen, die Aufgabe einer spätern Zeit ward. Dunkler noch, aber dennoch auf eine geistig lebendige Zukunft hindeutend, drang die Ansicht des Copernicus in die tiefste Philosophie hinein durch Jordanus Brunus, und dieser ward der erste Martyrer eines Erkennens, welches in seinem mystisch-religiösen Kleide selbst das tiefste Christenthum bewegte, durch Jakob Böhm.

Das herrschende Princip, das innerste, blieb aber das kosmische. Wir werden bei einer jeden Betrachtung rein aus uns selber hinaus verwiesen, der Masse und ihren Gesetzen unterworfen, einer äußern Unendlichkeit preisgegeben. Diese offenbart nur eine Gesetzmäßigkeit, deren Gesetz fortdaurend verborgen bleibt. Wenn wir von einer uns fremden Unendlichkeit abhängig

sind, ja in ihr untergehen, werden alle Dinge nicht in sich, sondern nur in ihren äußeren Verhältnissen gegen einander erkannt, und die scharfe Auffassung dieser Verhältnisse, die exacte Physik, bildete die strenge mathematische Logik; die einzig mögliche wissenschaftliche Consequenz für die Naturbetrachtung war die Mathematik.

Aber dieser mathematischen Richtung der Physik gegenüber erhielt die Betrachtung der Organisation, die alle Mathematik ausschließt, in der Geschichte einen immer größern Umfang; der Begriff organischer Einheit aller lebendigen Formen wird immer mächtiger, und verspricht neben der Gravitationslehre die ihr gebührende geschichtliche Stelle einzunehmen. Diese Ansicht des allumfassenden Lebens war es, die meine Jugend, ja meine Kindheit beherrschte. Was ein nicht zu durchdringendes Gefühl ahnungs- und sehnsuchtsvoll suchte, war nicht irgend eine bloß äußerliche Beziehung der Natur, sondern jene innere geistige Einheit in Allem, daher war mir das Geringste so lieb, daher war mir das kleinste Gras eben in seiner bestimmten Form so viel werth, und trat mit dem unbedeutendsten Insekte in ein inneres, ich möchte sagen per-

sönliches Verhältniß. Dunkel schwebte mir dieses bei allen meinen Studien vor, und indem ich fremde Ansichten aufnahm und theilte, kehrte ich dennoch immer von neuem zu dem zurück, was freilich lange nur freie Phantasie, eine mehr dichterische als wissenschaftliche Bedeutung hatte. Was Schelling mir ward, ist bekannt, ja ein Hauptthema meiner Lebenserinnerungen ist eben dieser Trieb, der mich zu Schelling führte, und meinem Leben seine eigene Bedeutung gab. Mir aber ist das, was ich Naturphilosophie nenne, nichts Anderes als die Ueberzeugung, daß eine organische Consequenz sich in der Geschichte ausbilden will, eine solche, die in Allem, was Gegenstand der Forschung ist, ein Eigenes, sich aus sich selbst Entwickelndes anerkennt und durch diese Anerkennung erst seine Bedeutung für das Ganze zu fassen vermag.

Es nähert sich der Schluß des halben Jahrhunderts, seit ich ganz in und mit der deutschen Entwikkelung zu leben anfing, von ihr ergriffen mich ihr ganz hingab. Indem nun diese lange Reihe von Jahren mir lebhaft vorschwebt, die verstummte Sprache längst verflossener Tage in der Erinnerung wieder laut wird, überschaue ich in schöner Hoffnung diese ver-

gangene Epoche. Zwar das Lärmende, Verwirrende, ist nicht verdrängt, während das Ordnende unter den Händen der Forscher wider ihren Willen sich immer mächtiger entfaltet. Die organische Ansicht, die ganz und durchaus Entwickelung ist und nirgends ihren stillen Gang verlassen kann, ist immer mächtiger geworden. Sie beherrscht jede Ansicht, die eine Zukunft in sich trägt, wie in der Geschichte, so in der Natur. Es ist unmöglich, diesen stillen Gang der forschreitenden Zeit mit Aufmerksamkeit als ein Ganzes zu betrachten, ohne auf der einen Seite das allgemeine Widerstreben einer öffentlichen Meinung immer deutlicher, ja mit Sorge wahrzunehmen, während die organische Zeit die Sprache anders gestaltet, allen Lebens-Verhältnissen eine andere Richtung gegeben hat; so wird es offenbar, daß wir, die wir in der Erscheinung thätig sind, uns keineswegs jenen Gang der Entwickelung zuschreiben können. Wir widerstreben ihm vielmehr, wir stellen uns ihm feindlich gegenüber und er beherrscht uns durchaus wider unsern Willen; ja frägt man die im engern Sinne sogenannte Literatur, welche die öffentliche Meinung zu repräsentiren meint, so sollte man glauben, daß eine organische

Ansicht des Lebens aufgetaucht wäre, nur um wieder völlig vernichtet zu werden. Ich darf es behaupten, daß diese Ansicht, als wenn der Obscurantismus der sogenannten Liberalen wiederkehren würde, mich nie irre geleitet hat. Zwar gab es vorübergehende Augenblicke, die mich in Bewegung setzten, wie in jener Zeit, als Europa, und vor Allem das mir innerlich nahe Deutschland einem französischen Tyrannen hoffnungslos preisgegeben war; aber wie ich damals alle zukünftige Gewalt in dem unterjochten Deutschland sah, so vollkommen entschieden erkenne ich den siegreichen Geist der Geschichte in der stillen organischen Entwickelung aller Wissenschaften.

Man wird Kant nicht zu den schwärmerisch Religiösen rechnen, und dennoch war er es, der in dem leitenden Princip der Organisation eine innere Zweckmäßigkeit erkannte. Er nahm sie in beschränkter Weise an, weil er das Leben nur in der vereinzelten Form auffaßte. So abgetrennt von der Geschichte und in der leiblichen Beschränktheit allein anerkannt, erschien das Organische dem exacteren Erkennen fremd, dem klaren Denken unzugänglich. Jetzt aber, da es, wenn auch zurückgestoßen von der Welt, die innern Momente

des Lebens in allen Richtungen beherrscht. verspricht es eine Zukunft wunderbar herrlicher Art. In der Naturwissenschaft ringt die organische Ansicht, die jede Gestalt des Lebens nur im Ganzen, das Ganze in einer jeden Gestalt, eben daher selbst als ein Abgeschlossenes, nur aus sich selbst zu Begreifendes anerkennt, mit der quantitativen unorganischen Form; und es ist klar, daß eine Zeit kommen muß, wo sie sich verständigen. Dann werden beide den Sieg errungen haben.

In der Geschichte wird diese Gewalt der göttlichen Entwickelung immer mehr die regierende, alles Wissen leitende. Hier aber ist der Kampf, der aus der Natur durch göttliche Macht verschwand, noch immer mächtig. In der leiblichen Organisation tritt die innere Zweckmäßigkeit entschieden hervor und zwingt uns zur Anerkennung. In der Geschichte müssen wir die organischen Glieder und die Einheit des in der Erscheinung auseinander Liegenden geistig zusammenfügen, um zu erkennen, daß Gott Mensch geworden ist, und die Macht des sinnlichen Erkennens tritt uns immer störender entgegen. Die Natur in der Geschichte wird zurückgedrängt, daß wir ihre organische

Einheit und innere Zweckmäßigkeit nicht erkennen, oder vielmehr in dem Erkennen derselben immer von neuem gestört werden.

Eine innere Zweckmäßigkeit setzt eine Absicht voraus. Wenn die Zeit, die ich in freudiger Hoffnung erwarte, da sein wird, dann wird das Erkennen nicht von der Gesinnung getrennt sein; das Denken nicht von dem Handeln, jenes nicht ein todtes Erkennen, nur der Schule zugehörig, vielmehr ein Leben erzeugendes, schaffendes sein. Zwar Gott allein kennt Zeit und Stunde, doch schäme ich mich nicht, wenn ich den Chiliasmus der Apostel theile und hoffe, wie Schelling sich irgendwo ausdrückt, obgleich dem Tode nahe, noch von einem hohen Berge, wie Moses, einen hellen Blick in das gelobte Land werfen zu können.

Ist eine solche Ansicht die leitende des ganzen Erkennens geworden, so wird das zerstörende Prinzip als eine innere Krankheit der Organisation angesehen, und zwar als eine selbstverschuldete. Kant betrachtete die Reue als etwas nicht allein Untergeordnetes, sondern sogar Schlechtes, er wollte in ihr nur die armselige Verzweifelung erkennen, die einen Menschen ergreift, wenn er etwas Schlechtes und Unsittliches so unklug

beging, daß er die irdischen Folgen zu fürchten hatte. Wer aber die inneren Kämpfe der Geschichte selbst durchlebt hat, dem ist eine andere Reue als die eigentliche Wurzel des zur Gesinnung gewordenen höhern Erkennens wohl bekannt. Diese nimmt freilich bei verschiedenen Menschen eine verschiedene Gestalt an. Der Einfältige faßt sie auf die beschränkteste Weise auf, was aber unvermeidlich ist. Wenn die unmittelbare Beziehung zu Gott das leitende Princip des ganzen Lebens wird, ist das Bewußtsein der Sünde nicht abzuweisen, d. h. die innere strafende Ueberzeugung, daß wir der leitenden organischen Entwickelung des Alls, der schöpferischen That Gottes und ihrer beseligenden Absicht beständig widerstreben, daß dieses Widerstreben die eigene That sei, die uns verdammt. Da durch die Reue diese Selbstverdammung zugleich ein reinigender Prozeß ist, so tritt die Nothwendigkeit einer Versöhnung hervor, ja in der Reue liegt sie, und ihr tiefer Schmerz ist der eigentlich wahre, eigenste des ganzen menschlichen Daseins; mag sie auf die beschränkteste Weise aufgefaßt werden, so kann sie doch ihren eigentlichen rein geistigen Character nie ganz unterdrücken. Sie ist das Gewissen in uns Allen, das

Gewisseste, welches sowohl das Erkennen als die Gesinnung beherrscht; denn, wie ich mich einst ausdrückte: die Vernunft ist das Gewissen des Erkennens, so wie das Gewissen die Vernunft des Handelns. Es ist jener Rigorismus der Sittlichkeit, der sich niemals abweisen läßt, er ist rein geistiger Art, nur daß er aus der abstracten Allgemeinheit heraustritt und in der vollen lebendigen frischen und positiven Wirklichkeit sich bewegt. Wo nun diese strenge Reue wirklich da ist, da ist die Krankheit nie die einzelne einer engen, abgesonderten Persönlichkeit, sie umfaßt das ganze Dasein und ist der wahre Schmerz in Allem. Leider tritt sie selten rein hervor; steigt die Verirrung doch bis dahin, daß die meisten Menschen die zu erringende Seligkeit, wenn sie erstrebt werden soll, für sich als einzelne Persönlichkeit erlangen zu können glauben. Wie nach einem Schiffbruche schwimmt man auf den Trümmern und glaubt diejenigen, die sich mit uns an das leichte Brett anklammern, wegstoßen zu müssen, um sich zu retten; dann wird das ganze Geschlecht verdammt, wenn das, was nur aus der allgemeinen Liebe hervorgehen kann, durch eine selbstsüchtige That errungen werden soll. Dann wird das alles durch-

dringende geistige Princip der Reue in seinem innersten Wesen verunstaltet, und die Versöhnung gesucht durch ein äußeres Werk. Man irrt sich, wenn man glaubt, daß der Katholicismus, — in sofern er, um mit Kant zu reden, ein Pfaffenthum genannt zu werden verdient, — nur in der katholischen Kirche herrscht (wir nehmen diese Benennung für die eine Kirche so wenig wie für die andere als eine im Ganzen bezeichnende Unterscheidung an); er ist auch da mächtig, wo er scheinbar heftig bekämpft wird, und man hat nicht selten versucht, den Teufel durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, auszutreiben. Von dieser Reue ist hier nicht die Rede. Uns schwebt die tiefere, geistige vor, die freilich in dem eigenen Abfalle zugleich einen allgemeinen, aber auch diesen zugleich als einen an der Persönlichkeit haftenden erkennt, also ganz der Sünde Last trägt.

Diese Reue, ich darf es sagen, verließ mich im Innern nie, obgleich ich sie oft genug abzuweisen und mir selbst zu verheimlichen suchte. Aber wenn sie mich beherrschte, überwand sie jederzeit die Traurigkeit, und ihr Schmerz ward ein Stachel der Freude. Jede Zuversicht meines Lebens, die feste Hoffnung,

der ich erwartungsvoll entgegensah, entsprang aus ihr, „aus der göttlichen Traurigkeit, die zur Seligkeit führt.“ Sie ist jener Unzufriedenheit mit dem Dasein, die alle Schuld außer sich sucht, völlig entgegengesetzt; und wenn ich, den stillen Stunden der Betrachtung überlassen, in der Ruhe der einsamen Wohnung von allen irren Geistern befreit, die mich zu verlocken suchten, zum Kampf aufgefordert wurde, so erkannte ich diesen immer als einen innern, den ich mit mir selbst zu bestehen hatte. Daher ist, wie ich zu behaupten wage, meine Feder fordauernd rein. Es giebt Heuchler unter den Schriftstellern — es muß leider zugestanden werden — aber viele trifft die Beschuldigung der Heuchelei gewiß mit Unrecht, weil man die verschiedensten Momente ihres Daseins nicht unterscheidet, oft wohl nicht unterscheiden will. Der Mensch ist ein anderer, wenn er in die wilden Bewegungen des Tages hineingeschleudert wird, als wenn er, der stillen Betrachtung hingegeben, sich selbst zu richten gezwungen ist. Die Sünde war mir eben deswegen eine allgemeine, ohne aufzuhören, eine schwer auf mir selber lastende zu sein, eine Erbsünde; und ich begriff nicht, wie es möglich war, sie anders zu fassen. Eben als eine

solche erhielt sie etwas Tröstliches, denn ihr gegenüber, indem sie das Verpestende des ganzen Daseins anklagend auffaßte, stand die innere Zweckmäßigkeit, d. h. die göttliche Entwickelung der Natur und Geschichte, die Alle leitend auch mich reinigte und mit Gott versöhnte.

Das war, je nachdem in verschiedenen Epochen meines Lebens die unmittelbare Beziehung zum Göttlichen das Erkennen beherrschte, das innere leitende Princip, welches mehr oder weniger meinem Erkennen ein religiöses Gepräge aufdrückte.

Wie die religiöse Gesinnung in meiner frühen Kindheit genährt wurde, von der Mutter wie von einem guten Geist erweckt und geleitet, haben die Wohlwollenden nicht ohne Theilnahme erfahren. Eine gewaltsame Natur, ein glühendes Temperament führte mich oft genug irre; der Wahn, übermüthig die Verhältnisse beherrschen zu können, verdunkelte große Epochen meines Lebens. Aber ein günstiges Geschick, ich nenne es die göttliche Begnadigung, vergönnte es mir immer für ein Anderes zu leben, welches mächtiger war, als ich. Die Hingebung an ein Dasein, an eine geschichtliche Gestaltung, von der ich mich nie zu

trennen vermochte, die, in ihrer bildenden Macht, als Natur in der Geschichte mir entgegen trat, zog mich immer mächtiger an; und als die Betrachtung ihrer allseitigen Richtung nach dem Göttlichen hin nicht zu widerstehen vermochte, ward daher das Erkennen selbst religiös.

Ich sah es wohl ein, daß die Philosophie eine selbständige Wissenschaft sei, aber nur in sofern sie als solche sich in einem göttlichen Dasein behauptete. Daher konnte nie für mich ein Widerspruch zwischen Religion und Vernunft entstehen; für das bloß sinnliche, durchaus in äußeren Verhältnissen gefesselte Erkennen ist die Mathematik die consequent durchgeführte Logik. Die Natur aber, in sofern sie der Zucht äußerer Verhältnisse unterliegt, ist, obgleich ganz Mathematik, doch auch ein Wirkliches, ohne welches diese sich nicht in ihrem Reichthum hätte entwickeln können. Sie verliert aber dadurch nicht ihre Selbständigkeit, daß sie sich in einer Natur wiederfindet, die unabhängig von ihr da ist. In der Organisation erkannte ich nun ein anderes leitendes Princip, welches auf eine viel tiefere Weise die eigene Consequenz verfolgt. Aber in ihrem innern Dasein entsprang sie aus einem andern,

nicht aus dem Denken allein hervorgehenden Princip. Daß die Organisation eine innere Zweckmäßigkeit enthielt, deutete auf eine Absicht, einen ursprünglichen Willen, dieser auf eine vernünftige That in ihrer göttlichen Entwickelung; in dieser durch die Vernunft geleiteten That sprach sich Gott als ein verständig denkendes Wesen aus, ohne daß man das Verständige, was in seiner schöpferischen That offenbar ward, als erst entstanden durch die Schöpfung zu erkennen, den unsinnigen Versuch anstellen könnte. Umfaßt nun die Organisation das ganze Dasein, ist das Erkennen in seiner Wahrheit ein göttliches, liegt in dem Begriff organischer Entwickelung eine nicht abzuleugnende Absicht, dann offenbart sich auch in der Lenkung ein göttlicher Verstand, der nicht aus der Absicht entsprungen ist, sondern als das rein Ursprüngliche des göttlichen Wesens, das Leitende und Ordnende des göttlichen Willens in sich selbständig war und bleiben wird. So ist das göttliche, verständige Denken ein den göttlichen Willen nothwendig Begleitendes, aber nie Hemmendes. Die göttliche That ist nothwendig eine verständige, aber deswegen nicht eine minder absolut freie. Wenn dieses Verhältniß zwischen Vernunft

und Religion mir auch erst in meinem hohen Alter klar geworden ist, so war es doch, ich darf mich auf die theilnehmenden Leser meiner Schriften berufen, das, wenn auch nicht immer zum klaren Bewußtsein gediehene, doch fortdauernd leitende Princip aller meiner Betrachtungen. Daß wir (die Geschöpfe Gottes) ein selbständiges Denken der Art besitzen, daß dieses als eigene That Schöpfung werden konnte, war keiner entschiedener als ich zu leugnen berufen. Es giebt kein anderes Denken als das göttliche; dieses offenbart sich allerdings als das einzig wahre auch in uns, daher auch als ein in sich begründetes, selbständiges, alle That begleitendes, aber doch zugleich nur als ein lebendiges und wirkliches, weil es uns als das ursprünglich denkende Wesen des verständigen Gottes offenbar geworden ist. Die Neigung, mich mit dieser von Schelling so genannten prima philosophia so zu beschäftigen, daß ich zu ihrer Begründung und inneren Erweiterung beitrüge, liegt nicht in mir. Ich bin eine durchaus praktische Natur, ich würde mit vielen meiner Freunde sagen, ich wäre eine concrete, wenn ich in diesem Ausdrucke nicht einen bloßen Gegensatz innerhalb der Abstraction zu erkennen gezwun=

gen wäre, einen solchen, der mit dem Urgegensatz zwischen Denken und Dasein gar nichts gemein hat.

Ich war, als ich meine Vorträge in Kopenhagen anfing, im Anfange des Jahrhunderts so wenig, wie in meinen Jünglingsjahren, mit irgend einer äußern Kirche in Verbindung; eine solche Nothwendigkeit, Mitglied irgend einer bestimmten Gemeinde zu sein, ward nicht anerkannt und die Sacramente galten nur da, wo sie der Verhältnisse wegen Anerkennung forderten. Man sah es allgemein als eine Beschränktheit an, sich an eine äußere kirchliche Form anzuschließen, und diese Denkweise, die sich durch die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr geltend gemacht hatte, konnte durch die Philosophie und Poesie, die am Schlusse des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen laut wurden, nicht verdrängt werden. Beide wandten sich freilich von den Kleinlichkeiten des bloß sinnlichen Daseins ab und dem göttlichen zu. In wenigen entschiedenen Gemüthern war diese Richtung, die allmälig eine geschichtliche, d. h. unvertilgbare werden sollte, zwar heiliger Ernst, aber die Philo-

sophie fing damit an, das Bewußtsein in seiner Selbständigkeit hervorzuheben, und indem Kant uns innerhalb der Sinnlichkeit festhielt, zwar ein höheres Dasein anerkannte, bewegte sich dennoch das sinnliche Dasein um ein durch die Sinnlichkeit bedingtes Bewußtsein und war, wie es uns erschien, d. h., wie wir es dem gesetzgebenden Denken zufolge auffassen. Dieser an sich wahre Gesichtspunkt des Denkens lag mit seinen gesammten Elementen, außer der Schule, schon in der Zeit, und Fichte, entschiedener noch wie Kant, fand den bestimmten allumfassenden Ausdruck für ihn. Daher war das Ausschließen der Psychologie in allen ihren Richtungen etwas durchaus Nothwendiges und Folgerechtes; und da die Religion als solche sich nie von dem wirklichen Leben trennen kann oder darf, so ward sie nur anerkannt, in sofern sie sich von dem Denken, d. h. von der Philosophie beherrschen ließ. Dieser Standpunkt lag höher als alle Religionsformen; er beherrschte alle, und die Dichter wie die Philosophen erkannten jene zwar von diesem Standpunkte aus an, aber nur als Ausdruck eines speculativen Denkens. Zwar galt dieses für den herrschenden Rationalismus gewissermaßen auch, aber das Denken selbst hatte in jener früheren Zeit seine ur-

sprüngliche gesetzgebende Gewalt nicht erkannt, es war ihnen nur ein psychologischer Prozeß, der sich immer mehr und mehr in sich selber besann, die Geschichte erschien als ein heranwachsendes Individuum, und wer das Mannesalter der Besonnenheit zu erreichen das Glück hatte, durfte auf die Kindesträume herabsehen und sie belächeln. So ward die Religion das Product einer unreifen Epoche, während sie durch die Philosophie in allen ihren Formen als das Höchste und Mächtigste einer geistigen Entwickelungsstufe eine tiefe Bedeutung erhielt.

Der geistig bewegte Mensch kann sich nicht leicht in seiner Productivität auf einer rein abstracten Stufe der Betrachtung erhalten, und die Dichtung verschmähete sie entschieden. So entstand eine innere Neigung, nicht bloß die religiösen kirchlichen Formen des Daseins zu construiren, sondern auch dichterisch religiös zu sein. Wie man früher sich groß dünkte, ja geistig vornehm, wenn man sich von der Kirche losgerissen hatte, so wählte man jetzt irgend eine religiöse Form, bald diese bald jene, als etwas geistig Vornehmes; es galt als ein kühnes Paradoxon, als der Ausdruck eines tiefen Denkens, religiös zu sein, und eine Menge

der durch die Speculation bewegten Geister liebte es, zwischen Spinoza und Mystikern allerlei Art willkürlich zu schweben. Besonders wurden die letzteren als interessante Curiositäten hervorgehoben. Der Katholicismus ward neben den Protestantismus, oder wohl auch, was kühner schien, über diesen gesetzt.

Als ich in Kopenhagen 1803—1804 meine Vorträge hielt, erfuhr ich nun zu meinem Erstaunen, daß eine Klasse von Menschen auch dort lebte, deren Dasein mir vollkommen unbekannt war. Es waren die Rosenkreuzer, entschiedene Swedenborgianer, und solche, die an den Verbindungen beider Theil nahmen. Einige waren wohl auch mystische Freimaurer; es waren Männer aus allen Ständen, doch meist solche, die in untergeordneten Verhältnissen lebten: einige ohne alle gelehrte Bildung; viele, durch fortdauernde Beschäftigung mit einem hohen Gegenstande, entwickelt, zeichneten sich durch eine edlere Sprache, ja selbst durch klare Darstellung und einfache Auffassung einzelner Ideen auf eine Weise aus, die mich nicht selten in Erstaunen setzte, aber ihre ganze Ansicht war mir doch durchaus fremd. Aus der klaren Darstellung vereinzelter Verhältnisse, die mich anzogen, fielen sie

plötzlich in ein grundloses mystisches Dunkel, in welchem ich mich durchaus nicht zurechtfinden konnte. Ueberhaupt haben alle in geheimen Gesellschaften vereinigte mystische Secten von jeher für mich etwas Zurückstoßendes, Unheimliches, Gespensterhaftes gehabt, sowie alles verborgene Abschließen meiner Natur entschieden zuwider war. Wer meine Schriften kennt, weiß, wie selbst diejenige Gesellschaft, die sich entschieden an die Denkweise der Zeit anschloß, die Freimauerei von mir bekämpft wurde. Fanden es doch sogar vier ausgezeichnete Freimaurer, als Repräsentanten verschiedener Logen, von vier verschiedenen Gesichtspunkten aus, nothwendig, vereinigt mich zu widerlegen. Die Rosenkreuzer nun, die mich in Kopenhagen aufsuchten, erkannten bald, wie unverständlich sie mir waren, wenngleich Einige durch einzelne Aeußerungen mich anzogen und einen positiveren Grund ahnen ließen. Mehrere kamen nach dem ersten Besuche nicht wieder; Einige wollten die Hoffnung, mich zu gewinnen, nicht sobald aufgeben. Nach und nach verschwanden sie aber alle. Mein Umgang mit diesen Männern hat gar keine Spur eines geistigen Einflusses auf mich hinterlassen.

Als ich aber nach Halle kam, fand sich unter meinen Zuhörern ein seltsamer Mensch, der in der That eine Rolle in meinem Leben gespielt hat. In den glücklichen Jahren 1805 und 1806 vor dem Kriege, studirte in Halle ein gewisser J., der Sohn eines Grobschmiedes. Er hatte, schon in höherem Alter, angefangen zu studiren und zeichnete sich durch eine entschiedene mystisch religiöse Richtung aus. Jakob Böhm und Paracelsus, früher so unbedingt verworfen und verachtet, wurden wieder aufgesucht, geschätzt. Die Jugend erfuhr, daß der Mysticismus eine bedeutende und tiefe Rolle in der Geschichte der geistigen Entwickelung des Geschlechts gespielt habe. Es waren eben die tiefsinnigsten Philosophen, die ihre geheime Verwandtschaft mit den Mystikern nicht zu verleugnen vermochten. Leibnitz, wie später Lessing, hatte, wie jetzt die Jünglinge vernahmen, mit Achtung von dem Schuster Jakob Böhm gesprochen. In der geistig aufgeregten Stimmung, in welcher man damals lebte, war es wohl zu erwarten, daß eben die bedeutendsten jungen Männer sich freuten, mit einem aus sich selbst herausgebildeten ursprünglichen Exemplar eines Mystikers in nähere Berührung

zu treten. Irre ich nicht, so war Marwitz derjenige, der zuerst auf ihn aufmerksam machte; er hatte ihn schon in Berlin als Schüler auf dem Gymnasium kennen gelernt.

J. war in der That ein seltsamer Mensch, er lebte in der tiefsten Armuth und wurde von seinen Freunden erhalten. Auf die Art seines Mysticismus, die doch zum Theil aus den Ansichten der Naturphilosophie, verbunden mit einigen Lehren früherer Mystiker, entstanden war und sich fortbildete durch eigene Grübeleien, tiefer einzugehen, halte ich für überflüssig; auch würde ich kaum fähig sein, eine ausführliche Darstellung zu geben. Manches, was ich von ihm hörte, stimmte mit dem, was mir von Kopenhagen aus bekannt war, überein; ich selbst war von dem eigenen Denken zu gewaltsam ergriffen, um mit Aufmerksamkeit ein fremdes Grübeln zu verfolgen. Aber der Einfluß, den er auf meine besten Zuhörer ausübte, zog doch meine Aufmerksamkeit auf ihn. Daß er sich so unbefangen ernähren ließ, schien mir allerdings etwas verdächtig, aber ich wagte kein hartes Urtheil über ihn zu fällen, und etwas Ursprüngliches, welches ihn in geistige Bewegung setzte, glaubte

ich anerkennen und achten zu müssen. Als die Studirenden durch den Krieg zersprengt wurden, verlor er die Unterstützung der abgegangenen Freunde, aber einen hatte er ganz für sich gewonnen. Es war ein in der That merkwürdiger junger Mann, der Sohn eines reichen Schulzen aus Schlesien. Dieser hatte, von seiner frühen Jugend an, aus besonderer Neigung sich mit der Geographie beschäftigt, zeichnete sich besonders durch seine Kartenkenntniß aus, und besaß eine sehr schätzbare Sammlung. Seine treue Anhänglichkeit an J. bewunderte ich. J. lebte während der französischen Herrschaft in Halle von seinem Freunde unterstützt: aber diese Unterstützung reichte keinesweges hin; wirklich verschwand eine jede Summe, die man ihm schenkte, mit unglaublicher Schnelligkeit. Ich hörte lange nichts von ihm.

Während der schönen Zeit, als er in der Mitte meiner Zuhörer lebte, sah ich ihn kaum. Ich hatte eine natürliche Abneigung gegen alle Fanatiker; auch nachdem ich unter der westphälischen Herrschaft nach Halle zurückgekehrt war, blieb er mir lange unsichtbar; endlich erschien er, im hohen Grade aufgeregt. „Ich werde verfolgt, sagte er, mein Leben ist in Ge-

fahr, ich bitte um Ihren Schutz." Ich konnte diese Gefahr nicht begreifen; man war damals in Halle völlig tolerant, die französische Herrschaft würde einen Jeden, wie absonderlich seine religiösen Ansichten auch sein mochten, beschützt haben. „Wenden Sie sich an die Obrigkeit, antwortete ich ihm, einer ernsthaften Gefahr können Sie kaum unterworfen sein." Nun erfuhr ich folgende Geschichte, die freilich beweist, bis zu welchem Grade sein Fanatismus gestiegen war. Er war in Verhältnisse gerathen, die von Rechtswegen in seiner nächsten Umgebung zu einem großen Aergerniß Veranlassung geben mußten. Er wohnte bei einem armen Bürger, der sich in der blühenden Zeit der Universität als Studentenaufwärter ernährt hatte, jetzt aber, da wenige Studenten da waren, und unter diesen eine große Armuth herrschte, in Noth war. Die Frau dieses Mannes war nicht mehr jung — sie hatte einige Kinder — sie war höchst gemein, ja, wie ich sie später leider kennen lernte, widerwärtig. Nun hatte sich ein, freilich sehr kleiner Kreis geringer Bürger um J. versammelt. Es entstand eine Art Gemeinde, dessen Mittelpunkt und Oberhaupt er war. Von welcher Art diese Gemeinde war, weiß

ich nicht, denn ich hütete mich wohl, ihr nahe zu treten. Er hatte sich indessen eine große Gewalt über dieselbe zu erwerben gewußt, seinen armen Wirth beherrschte er ganz. Diesem wußte er nun das Verhältniß zu seiner Frau als ein höchst sündhaftes, ja verdammliches darzustellen; zur Rettung seiner Seele müsse er die Ehe trennen. Der Mann schied sich daher von seiner Frau, und J. heirathete sie, indem er in einer Versammlung seiner Anhänger selbst die Trauung verrichtete. „Du warst, so redete er das Weib an, bis jetzt eine Frau für die Welt, aber eine H... für Gott, von jetzt an sollst Du in der Welt für eine H... gelten, aber in Gottes Augen eine rechte Frau sein." — Daß ein solches widerwärtiges Verhältniß, wenigstens in seiner nächsten Umgebung, nicht verborgen bleiben konnte, war zu erwarten. Viele zogen sich zurück, wohl auch einige Mitglieder seiner Gemeinde. J. selbst war völlig unfähig, irgend Etwas für den Erwerb zu unternehmen. Armuth, Schmutz und Gemeinheit herrschten nun in dem Kreise, Mancher verachtete, Einige haßten ihn wohl, und es war nicht unwahrscheinlich, daß er körperlichen Mißhandlungen ausgesetzt war. Die derbe un-

verdorbene Denkweise greift bei solchen Gelegenheiten zu fühlbaren Argumenten, die man kaum zu tadeln wagt.

Indessen hatte J. gewußt, einen jungen Mann, einen Theologen, ebenfalls zu gewinnen. Welche wunderbar ansteckende Gewalt in krankhaften religiösen Ansichten herrschen kann, zeigte sich nun auch hier. Der junge Mann hatte eine Braut in Berlin, er wanderte mit ihr von da nach Halle, um sich von J. trauen zu lassen.

Ein furchtbar widerstrebendes Gefühl durchdrang mich, als ich diesen aus wahnsinniger Theologie, mißverstandenen Philosophemen, aus sittlicher Gemeinheit, Schmutz und Armuth zusammengewobenen Fanatismus entdeckte; es war ein Ekel, der mich auch physisch angriff, und es schien mir völlig unbegreiflich, wie ein solcher Mensch jemals irgend einen Einfluß auf edlere Geister hatte ausüben können. Ja selbst auf meine eigene Thätigkeit, wie sie in der glücklichen Zeit so heiter und lichtvoll erschien, warf sich durch diese Nachbarschaft ein finstrer Schatten, der mich mit Angst erfüllte.

Indessen konnte dieses Verhältniß nicht fortdauern. Der Wohlthäter und treue Freund des J. hatte Halle verlassen; er kam bloß, um ihn zu retten, dorthin zurück. Zu den früheren Bewunderern des Fanatikers gehörte Dr. Koreff; von diesem hörten sie, daß er in Paris eine große Praxis habe, ein prachtvolles Haus bewohne, große Gesellschaften sehe. Er muß doch wohl früher mit J. in irgend einer Verbindung gestanden haben, seine größere politische Laufbahn hatte er damals noch nicht begonnen; selbst bei den Parisern verschaffte Koreff sich Eingang durch deutsche Phantasterei, durch magnetische Curen und dergleichen. Diese wurden durch das leichte französische Kleid, welches sie trugen, und durch den Weltton, in welchem sie sich äußerten, den Parisern bekannt. Der früher erwähnte Freund beschloß nun mit J. nach Paris zu wandern, um Dr. Koreffs Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Sie kamen wirklich zu Fuß an. Z. obgleich von wohlhabenden Eltern erzogen und anständig gekleidet, mag doch, als er in Paris ankam, nicht so erschienen sein, wie Koreff wünschen mußte, auch war ihm die französische Bildung, wahrscheinlich auch die Sprache, ganz fremd. Wie J. sich präsentirte, kann

man sich denken. In welche Verlegenheit Koreff gerathen sein mag, ist begreiflich; wie er sich des Besuchs entledigte, weiß ich nicht. Einige nicht unbedeutende Opfer muß er gebracht haben; sie waren nicht ganz unzufrieden mit ihm.

Aber auch ich war nun in ein Verhältniß gerathen, welches nicht sehr angenehm war. Z. hatte mir seine ansehnliche Kartensammlung als Geschenk, ich kann sagen, aufgedrungen; sie enthielt kostbare Schätze. Ich sträubte mich lange, aber ich will mich nicht rechtfertigen, ich hätte ein Geschenk der Art nicht annehmen sollen. Es ruhete zwar auf der Annahme keine Verpflichtung, aber ich mußte mir doch selbst gestehen, daß ich von jetzt an nicht sowohl gegen Z. wie gegen J. in eine Art verpflichtenden Verhältnisses getreten war, das sich nicht abweisen ließ. Z. verließ Halle wieder, und ich mußte ab und zu, zwar im Ganzen geringe, aber doch in meiner Lage sehr drückende Opfer bringen. Nun vergingen mehrere Jahre, ich hörte von dem Fanatiker und seiner Familie nichts. Einige Jahre nach dem Kriege erschien er aber mit Frau und Kindern zu meinem Entsetzen, einem bösen Dämon ähnlich, in Breslau. Daß es

vorzüglich auf mich abgesehen war, mußte ich wohl voraussetzen. Völlig ihn zu übersehen und preiszugeben durfte, ihn mit seiner Familie zu ernähren, vermochte ich nicht. Er blieb, irre ich nicht, fast drei Jahre in Breslau. Was er mich gekostet hat, weiß ich nicht, aber ein jeder Pfennig ward mir in einer sehr bedrängten Lage abgepreßt. Auch hier wußte J. sich das Vertrauen armer Leute zu verschaffen und diese zu beherrschen. Die Königliche Bank, die den untern Stock des Universitätsgebäudes, welches ich bewohnte, einnahm, hielt einen Portier, der mit seiner Frau kinderlos lebte; ein stilles, achtbares Ehepaar, beide alt. Ohne mein Wissen besuchte J. diese alten Leute und wußte sich so einzuschmeicheln, daß sie ihm eine, in ihrer Lage bedeutende Summe anvertrauten. Eine andere Familie hatte sich vor meinem Hause mit meiner Erlaubniß niedergelassen; sie hatten für die Studenten Früchte, Kuchen u. s. w. ausgestellt und boten sie feil. Es waren höchst seltsame Gestalten, racenhafte wunderliche Pygmäenformen, etwas Lahmes, Schlotterndes in jeder Bewegung; der Mann und die Schwester vermochten kaum verständlich zu sprechen, sie erschienen fast blödsinnig.

Die Frau trat mir zwar verständiger entgegen, aber ihre kleine unsaubere Gestalt verlor sich doch zwischen den beiden andern, als wäre sie eine völlig verwandte. Ich konnte diesen hülflosen Menschen ihre Bitte nicht abschlagen. Meine sonst so ansehnliche Wohnung hatte nun ein seltsames Wahrzeichen erhalten; meine Freunde lachten und behaupteten, daß ich mich durch Kobolte bewachen ließ. Ich glaubte nie, daß diese abschreckende Familie irgend etwas verdienen könne: aber die Frau war schlau und umsichtig; allmälig hob sich der Verdienst; schöne Früchte waren lockend und in Menge aufgestellt; was sie feil boten, lag reinlich und appetitlich da, und man übersah fast ganz die seltsamen und freilich wenig anziehenden Gestalten. Sah ich doch die Frau und den Mann in ihrem Sonntagsputz fast mit einer Art Eleganz gekleidet. Auch in diese Familie wußte J. sich einzudrängen, auch ihre kümmerlichen Ersparnisse wußte er sich anzueignen. Ich erfuhr nun auch, daß seine Töchter bettelnd in den angesehensten Häusern erschienen. Daß mein Name bei dieser Gelegenheit nicht selten compromittirt wurde, muß ich leider wohl voraussetzen.

Dieses Leben konnte er eben so wenig in Breslau

wie in Halle lange fortsetzen. Plötzlich verschwand er; ich erfuhr es nur dadurch, daß die armen Familien in und vor meiner Wohnung wehklagend mit ihren Schuldscheinen erschienen. Ich durfte nicht leugnen, daß sein Verhältniß zu mir, seine öfteren Besuche, wohl seinen Credit bei den armen vertrauungsvollen Menschen begründet hatten. Ich fand mich verpflichtet, die Schuldscheine als Wechsel zu acceptiren, und so ist mir die erste persönliche Annäherung eines Fanatikers theuer zu stehen gekommen.

Dieser Mensch hat mich einige Jahre hindurch beschäftigt und beunruhigt. Nicht bloß die bedeutenden Ausgaben, die mich nicht selten in Verlegenheit setzten und mit meiner Stellung in großem Mißverhältniß standen, berührten mich unangenehm; auch der Eindruck, den J. früher auf die ausgezeichnetsten jungen Männer machte, rief allerlei bedenkliche Betrachtungen hervor. Er brachte mir zuweilen einige Druckbogen, die offenbar keine andere Absicht hatten, als seine Bettelei zn unterstützen. Diese enthielten einige philosophisch-theosophische Sätze, die nie aus der leeren Allgemeinheit heraustraten, wie sie bei der wiederholten Beschäftigung mit einigen mystischen Schrift-

stellern und bei seiner nicht sehr tiefen Bekanntschaft mit Fichte und Schelling, mit Leichtigkeit zusammengeschrieben werden konnten. Auch die Gespräche, die ich mit ihm führte, reichten nie weiter. Eine wahre productive Eigenthümlichkeit konnte ich durchaus nicht erkennen, und sein ganzes Treiben ängstigte mich. Obgleich ich manches Tadelnswerthe der Gemeinheit seiner Frau zuschrieb und den grübelnden Mann lange auf jede Weise zu entschuldigen suchte, so mußte ich doch zuletzt ihn völlig fallen lassen. Er sah seine beiden Töchter zu völlig ausgebildeten Bettlerinnen heranwachsen; er war es, der seinen ganzen Einfluß auf Familien geringeren Standes mißbrauchte und diesen Summen abzulocken wußte, die sie in ihrer Armuth nicht entbehren konnten. Es ward mir hier völlig klar, wie ein solches unthätiges, träumendes uud grübelndes Leben nicht bloß äußere, sondern auch innere sittliche Gefahren herbeiführe, und wie die träumerische Trägheit und die scheinbare Beschäftigung mit gestaltloser unfruchtbarer religiöser Anschauung immer mehr ein wahrhaft unchristliches Leben erzeuge. Das wahre christliche Leben zeichnet sich durch Mühe, Arbeit, angestrengte Thätigkeit, verständig auf die drän-

gende Gegenwart berechnet, aus. Nur aus einer solchen ununterbrochenen Thätigkeit entspringt die freudige Zuversicht, die allein für den heutigen Tag sorgt und die nächste Zukunft ruhig Gott überläßt. Ich habe nur zu viel Gelegenheit gehabt, die Folgen des Quietismus der Guyon, der selbst dem trefflichen Fenelon zu imponiren vermochte, kennen zu lernen. Die wahrhaft unsittlichen und unchristlichen Lockungen, die stets in dieser Richtung verborgen liegen, riefen mir dann immer den unglücklichen J. in die Erinnerung zurück.

Für mich hatte dieser Mann jederzeit etwas Abstoßendes, und alle seine Bemühungen, mich zu gewinnen, ließen mir nur die immer steigende Unklarheit seines ganzen Daseins, die unerquickliche Leere, die vergebens nach einer positiven Fülle der Gestaltung rang, um beständig von neuem in eine träge Resignation zu versinken, entdecken. Ich war nie in seiner Wohnung, und jedesmal, wenn ich mich in die Mitte seiner Familie dachte, drang mir ein stinkender Brodem von Schmutz und Unordnung, das wahre Abbild seines unglücklichen innern Lebens, entgegen. Er selbst und seine Töchter erschienen mit zusammengebetteltem

Putze in meinem Hause, und der durchsichtige Flitter-staat vermochte nur wie ein dünner Schleier die stinkende Unreinigkeit zu verbergen. Er lebte eine Zeitlang in Berlin wie in Breslau, ward dort in den Schuldthurm gesteckt, bis die Gläubiger einsahen, daß sie ihn nur, ohne irgend einen Ersatz zu erwarten, ernähren mußten. Er soll, wie ich gehört habe, was mir freilich unbegreiflich erscheint, in einer entfernten Gegend eine Predigerstelle erhalten haben. Was später aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.

Ueberhaupt ging meine religiöse Richtung während der letzten Jahre in Halle, und nach dem Kriege, in Breslau, einer bedeutenden Krise entgegen. Ich hatte bis jetzt kein Bedürfniß gefühlt einer Gemeinde anzugehören, und der Begriff einer Kirche war mir völlig fremd. Zwar war mir die Religion ein Gegebenes wie die Natur, ich sah ein, daß sie mir als solches Alles oder Nichts sein mußte; aber sie rang vergebens nach einer sichern Gestaltung, ja sie erschien mir fast ganz als ein Product freundschaftlicher Hochachtung und Zuneigung. Wer das Glück gehabt hat,

mit Schleiermacher in inniger Verbindung zu leben, wer die durchaus edle, innerlich beruhigende und reinigende Gewalt, die er auf einen jeden ausübte, der sich ihm hingab, kennen lernte, der wird es begreiflich finden, wie der Begriff einer Kirche ganz von der Freundschaft verschlungen wurde. Leider habe ich es später eingesehen, wie dieses Aufgehen der Kirche in subjectiver Zuneigung immer entschiedener ein allgemeines Zeichen der Zeit ward. Man kann nicht leugnen, daß, wenn man den Blick erweitert, wenn man in Deutschland zwei Jahrhunderte hindurch den religiösen Zustand des deutschen Volks überblickt, dieser Durchgangspunkt für das Wiedererwachen des Christenthums ein sehr heilsamer und tief bedeutender gewesen ist. Bunsen war bekanntlich der Erste, der mit einem geistigen Ueberblick die Entwickelungsstufen des protestantischen Kirchengesanges verfolgte. Da sieht man, wie die Gesänge die objectiv kirchliche Bedeutung immer mehr verloren und eine subjectivere, innere, persönliche annahmen. Diese Richtung, die sich entschieden entwickelte, war eine allgemein geschichtliche bei den Gebildeteren; und von diesen aus über die ganze Gemeinde klarer und unklarer verbreitete sie sich

immer weiter; sie war allerdings in einer Beziehung eine rein christliche, aber dennoch eine einseitige, denn während sie sich an die göttliche Bergpredigt des Heilandes anschloß, und jede That aus der Gesinnung ableitete und schützte, und dadurch den Sinn, der in dem Glauben thätig war, belebte, wirkte sie innerlich immer tiefer und tiefer. Die wandelbare Gesinnung ergriff den seiner höchsten Bedeutung nach sichern Sinn (den Glauben), ein Abstractum der Sittlichkeit trat an die Stelle des Glaubens, als das Bleibende, und was das Christenthum stärken und beleben sollte, diente dazu, es völlig zu untergraben.

Der Rationalismus, der sich aus dieser Subjectivität des sinnlichen Bewußtseins bildete, brachte es dahin, daß selbst Gott als ein der Persönlichkeit vorschwebendes Ideal, als ein mit der Person und ihren Zuständen wechselndes angesehen wurde. So dürre diese von aller Religion abgewandte Vorstellung sich darstellt, so grenzte sie dennoch an eine üppige, nächtliche, phantastische Poesie, die das Leben finsteren Dämonen preisgab, dem ganzen Dasein etwas Gespensterhaftes mittheilte, und sich gegen das eigene Grauen nur durch eine leichtsinnige Hingebung zu retten vermochte.

Diese beiden entgegengesetzten Richtungen berührten mich zwar, waren mir aber auf jede Weise weniger gefährlich; desto mehr beunruhigten mich zwei höher liegende, die ich nicht abzuweisen vermochte.

Die Stellung der Religion zur Dogmatik, und überhaupt zur Theologie, ward mir erst allmälig klar. Daß die Religion auf jede Weise einem Menschen nichts oder Alles, das unbedingt Höchste oder etwas schlechthin Abzuweisendes sein müsse, war mir völlig klar. Daß mir bei dieser Ansicht die Religion in der wechselnden Form, wie sie in der Kirchengeschichte sich unter Streitigkeiten mancherlei Art ausbildete, nicht diejenige sein konnte, die mich zu befriedigen vermochte, war mir einleuchtend; eben so gewiß war es mir, daß eine Sache, die mir von Allen, die mich geistig in Bewegung setzten, als die höchste und wichtigste erschien, mich auch mit tiefem Ernste beschäftigen mußte. Ich konnte, was über das Wesen meines Daseins entschied, nicht gedankenlos übersehen. Aber nun stand die Dogmatik, mit der Forderung, über die Religion bestimmt zu entscheiden, mir drohend gegenüber; ich sollte, wenn ich mich an irgend eine Kirche und ihre Gemeinde anschloß, mich zugleich den dogmatischen

Bestimmungen der Theologen unterwerfen. Dieses schien mir, so wie ich die christliche Religion aufgefaßt hatte, unmöglich; ich konnte sie nicht als das Product eines menschlichen Studiums betrachten, vielmehr ging meine Forderung dahin, einen Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus die Religion ein dem Theologen, wie mir, gleich Bindendes und Gebietendes wäre. Für ein höheres Dasein mußte das Verhältniß der Theologen zur Religion das der Naturforscher zur Natur sein; und so wenig wie für ein sinnliches Bewußtsein des Geschlechts die Natur ihrem Wesen und ihrer Wahrheit nach, wie sie allen Menschen gegeben ist, eine Veränderung erleidet durch die Entdeckungen der Naturwissenschaft, diese vielmehr nur möglich werden, indem der Forscher sich der Natur völlig hingiebt: so mußte auch die Religion abgetrennt von der Dogmatik und Exegese etwas Bleibendes und Beharrliches, den menschlichen Bestimmungen nicht Unterworfenes, sein. Nur als ein solches konnte sie eine Kirche bilden. So entstand mir zwar der Begriff einer Kirche; aber diese war nicht eine in einer bestimmten Form erscheinende, wie sie sich in der Geschichte gestaltete, vielmehr diejenige, die man die un=

sichtbare zu nennen pflegt, also eine rein geistige, die keine geschichtliche Gestalt zu erhalten vermochte, die mehr oder weniger in der Form aller Kirchen zu finden war, ohne daß sie durch irgend eine erscheinende in ihrer völligen Klarheit ausgedrückt wurde.

Aber, wo sollte ich nun solche, und wie diese von aller menschlichen Forschung abgetrennte Religion finden und erkennen? Mußte ich, um Christ im vollsten Sinne des Worts zu sein, ein Theolog werden, und die Studien, zu welchen mich Natur und Talent beriefen, die ich als eine göttliche Gabe betrachtete, aufgeben, um in meinem vorrückenden Alter ein neues Studium zu beginnen, für welches, wie ich gestehen mußte, mir alle Fähigkeit abging? Ich mußte einen solchen Entschluß als einen Frevel betrachten; eben meine religiöse Gesinnung, die immer ernsthafter ward, forderte mich dazu auf, dem Berufe, den ich als einen göttlichen erkannte, treu zu bleiben. Wenige Menschen haben diesen innern Kampf ernsthafter durchgekämpft, als ich. Zwar war ich ein Protestant mit voller Seele, aber ich mußte gestehen, daß der Protestantismus, wie er sich in der Zeit gestaltet hatte, diesen bedenklichen Kampf hervorrief, jedoch keineswegs schlich-

tete. So war ich den inneren Zweifeln inmitten meiner religiösen Ansicht preisgegeben. Zwar sagt der Protestantismus: „Du sollst dich an die heilige Schrift halten, in ihr sollst du forschen Tag und Nacht;" aber über diese hatte ja das Studium der Theologen sich ergossen; selbst die Ansicht der heiligen Schrift, wie sie von meiner Kindheit an sich in mir gestaltet hatte, war ja keine unmittelbare, vielmehr eine mittelbare, durch die Theologie erzeugte. Wie konnte ich auch nur von ferne hoffen, daß meine Ansicht der biblischen Wahrheit, wie sie tröstend aus der Erinnerung meiner Kindheit und frühen Jugend, als alle Zweifel der Art mir fern waren, mich ergriff, rein von allem fremden Einfluß mir jetzt erscheinen würde?

Aber meine damalige Stellung ward noch bedenklicher, wenn ich das Verhältniß der Religion zur Philosophie erwog. Die Speculation hatte mich ergriffen, und ich vermochte sie nicht mehr abzuweisen; sie hat mit der Religion, wie Hegel so richtig sagt, denselben Gegenstand. Beide beschäftigen sich mit dem Ewigen, nicht Veränderlichen, beide sind absolut nur aus sich selber zu fassen; die Philosophie hört auf eine solche zu sein, wenn sie nicht aus sich selber begriffen wird, so

wie die Religion alle Wahrheit verliert, wenn sie aus etwas ihr Fremdem erzeugt wird. Im Sinnlichen liegt die Natur mit ihrer unüberwindlichen Realität vor uns, und keine Vergeistigung vermag sie zu vernichten. Die Philosophie nimmt sie selbst (das innere Dasein wie das äußere) in ihren geistigen Prozeß auf; sie fordert eine absolute eigene That des Selbstbewußtseins: aber immer mächtiger ergriff mich die Religion als ein Gegebenes, Geschenktes, der Natur gleich.

Ich kann Epochen in meinem Leben unterscheiden, in welchen eine unbedingte Hingebung in immer tiefere Formen ihren Gegenstand fand. So trat mir zuerst die Philosophie und der bedenkliche Kampf für eine Nationalität entgegen. Schelling und Deutschland befriedigten mich, und eine jugendliche Liebe beglückte mich. In der Wissenschaft, in einer Hingebung für ein gefährdetes Volk, welches eine mir heilige Zukunft in sich verbarg, war ich glücklich, und meine feste Zuversicht rang hoffnungsvoll mit dem innern Zweifel und mit den drohenden Gefahren. Später, in der wie es schien unglücklichsten Lage, lebte ich in der innigsten Verbindung mit einem bedeutenden Freunde, aus der Hingebung entsprang die Selbstthat,

und der Widerspruch schien gelöst und alle Zweifel gehoben. So entstand jene glückliche Zeit, als das Unglück über dem Lande, dessen Bürger ich geworden war, wie über demjenigen, dem ich durch die Geburt und die dort verlebte Jugend zugehörte, zwar drohend schwebte, aber noch nicht da war. Meine damalige Stimmung spricht sich am reinsten in der Einleitung „zu den Grundzügen der philosophischen Naturwissenschaft" aus, ich dictire den Schluß derselben.

Ich ließ, was voran geht, niederschreiben, rein aus der Erinnerung; zwar schwebte mir die genannte Einleitung vor, aber seit vielen Jahren hatte ich sie nicht gelesen; ich nehme sie jetzt wieder zur Hand und erstaune über die Treue, mit welcher der Schluß dieser Einleitung das aus der innern Erinnerung mir Vorschwebende ausdrückt. Er lautet folgendermaßen:

„Der Geist umfaßt die Natur, wie der Liebende seine Geliebte, sich ganz ihr hingebend, sich selbst in ihr findend, ursprünglich, unmittelbar, ungetrübt. Ihr ewig frisches Dasein ist sein eigenes, und in allem Wechsel mit diesem Eins, herrscht und waltet das Leben, das nie vergeht und die Liebe selbst ist. Fasset das Besondere des Gemüths, und das Allgemeine des

Daseins wird Euch in den unwandelbaren Gesetzen eines Universums, als Typus alles Besondern, liebevoll ergreifen; fasset das Besondere des Daseins, und ein ewiger Wechsel wird Euch das durch das Werden Seiende, Allgemeine des Bewußtseins auf allen Wegen entgegentragen; fasset beide gegeneinander, und ein eigenes Leben wird als Organisation zwischen beide treten, die Vereinigung sofort auf jedem Punkte zu beurkunden."

„Ergriffen von dieser unendlichen Liebe findet das Gemüth sich in den Dingen wieder, und die Relation, das Maaß der Beziehungen, durch welches nur die Gedanken verwandter und verständlicher, die Dinge entfernter und fremder erscheinen, ist verschwunden. Ganz in dem Ewigen der Natur versunken, finden wir uns ohne Furcht als Natur, und retten die Freiheit, indem wir sie hingeben" — — — — — —

„Einem ward es vergönnt, in dem sich selbst wiedergegebenen Gemüthe die Formen des Menschlichen in reiner Eigenthümlichkeit zu fassen, alle trübende Beziehungen zu zerstören, auf jedem Punkte des geschichtlichen und bewußten Daseins alles Aeußere, Verunreinigende mit sicherer Hand zu sondern, daß das

sorgfältig Getrennte nur mit sich selbst vereinigt sei und mit dem Ganzen; dadurch den Frevel der trennenden Zeit zu zerstören, und die ewige Liebe des Gemüths und der Natur, die Religion, kund zu geben. Als diesen nenne ich Schleiermacher. Seine Bestrebungen mögen wir uns eigen machen, denn nur dem gereinigten Gemüthe ergiebt sich die göttliche Natur."

Nichts drückt treuer aus, was mir Schleiermacher damals war; mein Verhältniß zu ihm enthielt den eigentlichen Kern der schönsten Blüthenzeit meines Lebens; es war der heilige Rausch der frühern geistigen Liebe, der mich durchdrang, und jene religiöse Unmittelbarkeit meiner frühen Jugend trat mit ihren Freuden und ihrer Zuversicht wieder hervor, sie stärkte meine Persönlichkeit, erweiterte sie, daß sie innerlich sich mit dem Volke verband, sie gab mir in der unglücklichen Zeit des Drucks einer fremden Herrschaft die Zuversicht und Hoffnung, die selbst bei dem heranrückenden Alter die schon entwichene Jugend festhielt und erneuerte.

Mein freundschaftliches treues Verhältniß zu Blanc in Halle war eine Fortsetzung des frühern zu Schleiermacher. Er gehörte uns beiden auf gleiche Weise zu,

er bildete den Repräsentanten der unsichtbaren Kirche, die uns vereinigte. Wie sehr es mir mit der Religion Ernst war, bezeugt meine kleine Schrift „über die Idee der Universitäten." Aber sie beweist eben so sehr, wie durchaus meine Kirche eine unsichtbare war; eben weil sie das Innere in der Erscheinung nicht Hervortretende rein hielt, ward ihr das Erscheinende der confessionellen Form gleichgültig. Und so konnte ich mich ohne irgend ein religiöses Bedenken an die reformirte Kirche anschließen. Die drei Prediger dieser Kirche, Dohlhof, Rienäcker und Blanc, waren meine Freunde, wir alle mit Schleiermacher verbunden. Die Unterschiede, welche die lutherische Kirche von der reformirten trennten, hatten für uns nur eine wissenschaftlich-theologisch-dogmatische Bedeutung, keinesweges eine religiöse, und wir konnten uns der einen Ansicht anschließen, ohne der andern ihren Werth abzusprechen. Es war mir vollkommen hinlänglich, daß der Prediger mir beim Abendmahl nicht die Ansicht der Reformirten aufdrängte, daß er nicht die Worte der Zwinglianer: „das bedeutet", bei Darreichung des Brotes und des Weines brauchte, sondern rein mit der Schrift sagte: „das ist." So war ich wie Schleiermacher vor

der Einführung der Union im reinsten Sinne ein Unirter, und zwar wie viele Tausende, ächt christlich Gesinnte, aus voller, reiner, religiöser Ueberzeugung.

Der Uebergang von dem rein Persönlichen, oder von der durch persönliche Zuneigung und Vertrauen vermittelten Religiosität, bis zur rein wirklichen, ist der wahrhaft entscheidende, und erst nachdem man sich einer Kirche ganz hingegeben hat, so daß man nicht in diese hineinlebt durch das reflectirende Erkennen, sondern geistig und schlechthin aus ihr herauslebt, wie die sinnliche Seele aus ihrem Leibe, darf man sich in vollem Sinne ein Christ nennen. Ist man nach vielen Kämpfen dahin gekommen, das Bedürfniß einer Kirche zu finden, dann kann man in der That erst sagen, man habe das höchste Ziel erreicht, nach welchem eine wahre Religiosität hinanstrebt, und nur die Kirche vermag uns einen wahren Frieden zu geben. Die bloß subjectiv durch die Persönlichkeit begründete Ueberzeugung enthält in sich keine reine absolute Sicherheit; selbst wenn diese in der strengsten und nothwendigsten speculativen Form hervortritt, setzt sie die Wirklichkeit, d. h. die Kirche, voraus, enthält ihre Erklärung wie eine Geschichts- oder Naturphilosophie

die höhere geistige Erklärung der Geschichte und der Natur. Sind die beiden letzteren nicht in ihrer Entwickelung rein gegeben, so ist die Betrachtung völlig eine leere, und das wahrhaft lebendige Erkennen bleibt fortdauernd ein schwankendes.

In der Kirche tritt zuerst die absolute Hingebung dem absoluten Erkennen gegenüber. Es weiß keiner, der es nicht erlebt hat, wie schwer der Entschluß ist, sich völlig der Religiosität hinzugeben, nachdem das Erkennen, auf das Ewige gerichtet, wach geworden ist und seine Ansprüche geltend macht. Lebten wir mit derselben Sicherheit religiös ein ewiges Leben in und mit Gott, wie wir sinnlich leben in der sinnlichen Welt, wir würden geistig nicht bloß das abstracte Sein des Denkens, sondern auch das lebendige Dasein in einer göttlichen Welt durchschauen und in jenem aufgehen. Dem einfältigen reinen Sinne mag dieses gelingen, auch ohne ein scharfes Erkennen: dem Erkennenden gelingt es schwer, ja vielleicht niemals ganz; denn wo das lebendige Dasein, wie das Denken, die eine und selbe innerste Stätte gefunden haben, da ist es schwer, sie rein aus einander zu halten, beide in ihrer völlig in sich abgeschlossenen Absolutheit zu erkennen.

Wo für den Denkproceß irgend eine Schwierigkeit sich zeigt, ist er nur gar zu geneigt, über den Gegenstand selbst eine Gewalt auszuüben. Versucht er doch oft genug, die Natur gewaltsam zu beherrschen, wenn das Object der Betrachtung sich dem fragmentarischen Denken nach ersonnenen Voraussetzungen nicht fügen will. Und muß man nicht gestehen, daß der Entwickelungsproceß der Geschichte zugleich ein Denkproceß ist? und zwar ein nicht vollendeter, der in mächtigen Gemüthern auf einer jeden Entwickelungsstufe mit der Forderung, ein absoluter zu sein, hervortritt, ja hervortreten muß. Es giebt ein Gewissen des Denkens als absolute geistige Freiheit, wie es ein Gewissen des Daseins und des Lebens giebt, und beide werden nie ungestraft bekämpft. Der Kampf des Denkens erzeugte auf jeder Stufe die geschichtliche Philosophie einer bestimmten Epoche, der Religion gegenüber. Das Erkennen war dann das Feindselige, welches über den Gegenstand eine Gewalt ausüben wollte, die ihm nicht gebührt. Aber dieses ist nicht nur da mächtig, wo es am klarsten ist, es dehnt sich von der strengern Schule in mancherlei Modificationen über ein ganzes Volk aus, es erzeugt die inneren religiösen Zweifel selbst bei

den frömmsten Menschen, stört die innere religiöse Ruhe und bringt unter mancherlei Formen ein hier so dort anders sich gestaltendes Christenthum hervor, welches bald reflectirt speculativ, bald mystisch und fanatisch, jederzeit aus einem klaren oder unklaren Denken entspringt und beschränkt doctrinär ist. Die reine Hingebung, d. h. die göttliche Gewalt, und, was dasselbe ist, die göttliche Gnade, die uns völlig in die verschiedenen lebendigen Organisationen der Kirche versetzt, vernichtet die Knechtschaft, die uns unfreiwillig der gegebenen Religion unterwirft, einem ungöttlichen Erkennen gegenüber, und ebenso einem beschränkten Erkennen unfreiwillig unterwirft, einer unreifen gegenständlichen Religion gegenüber. Nur die völlige, das ganze Dasein umfassende, Alles seinem göttlichen Ziele zuführende Hingebung macht uns heimisch in der göttlichen Entwickelung der Welt und des Geschlechts, und wo das Dasein sich in sich befriedigt findet, ist auch das Erkennen ein in sich abgeschlossenes, die Knechtschaft der unfreiwilligen Unterwerfung in eine Kindschaft Gottes verwandelt.

Aber gegen diese Kindschaft sträubt sich das ganze gegenwärtige Geschlecht. Man will sich das Recht,

über den Gegenstand, wo er dem Denken so nahe verwandt ist, zu gebieten, nicht nehmen lassen; auch drängte sich nur zu oft die Ueberzeugung auf, daß die göttliche Entwickelung, wo sie krankhaft und gehemmt erschien, nicht in freundlicher Uebereinstimmung mit einem, lebendig aus sich selbst entwickelnden Erkennen fortschritt, die Entwickelung des Denkens vielmehr gewaltsam abgebrochen und diesem sein ewiges Recht abgesprochen wurde. Selbst wo eine solche Ueberzeugung nicht aus einer klaren Einsicht entsprang, ließ sich das Gewissen des Erkennens nicht verdrängen, wie das Gewissen des Handelns selbst bei den unsittlichsten Menschen nie ganz verschwindet. Daher der Haß der Zeit gegen eine beschränkte religiöse Hingebung, die Geringschätzung ja Verachtung der sogenannten Frommen. Das Aufgeben des Erkennens schien den Menschen zum Thier herabzuwürdigen; man erblickte in diesen frommen Menschen, die aus dem lebendigen Strome der Geschichte scheu und furchtsam sich zurückzogen, nur solche, die sich absonderten von dem lebendig fortschreitenden Geschlechte, sich im irreligiösen Sinne eine particuläre Seligkeit zu bereiten.

Auch ich mußte bekennen, daß dieser Kampf mein

ganzes Inneres ergriffen hatte, und nie völlig geschlichtet wurde, ja er ist noch da, und die völlige Hingebung, die dennoch das freie Denken festhält, wird wohl während meines Lebens nie zur Reife kommen. Ich hatte, als ich Halle verließ, wie oben erwähnt, ja in Breslau, noch einige Jahre nach dem Kriege, zwar die Nothwendigkeit einer Kirche eingesehen; das tiefe Naturgefühl, welches sich in meiner frühesten Kindheit schon mit dem religiösen so innig verband, daß das sinnliche Dasein und alle seine lebendigen Formen mir göttliche Offenbarung und alle Geschichte mir göttliche Natur wurden, erwachte, je näher mir die Religion des Kindes trat, wieder, und alles Erkennen mußte aus einer objectiven göttlichen Natur, was in ihr sinnlich war, aus einem Uebersinnlichen erkannt werden. Aber dieses Erkennen ward noch kein Leben; das Dasein der Kirche schien mir nothwendig, aber sie erschien mir nicht, sie blieb die rein allgemeine, eine durchaus unsichtbare, die dem ganzen Geschlecht inne wohnt, auch wo sie nicht erscheint. Sie blieb mir zwar das rein unsterblich Göttliche in einem jeden Menschen, die Quelle des Heils und der Seligkeit, wo man sich ihr unterwirft, die Quelle alles Unheils und der Verdammniß, wo

man sie bekämpft. Aber diese Offenbarung war mir noch eine verborgene; sie hatte keine Gestalt gewonnen, keine Stätte gefunden. Ich kannte die Zeit, in welcher ich lebte, nur zu gut; ich hatte sie in allen ihren Bewegungen nicht blos äußerlich, sondern auch innerlich durchlebt, ich sah es sehr wohl ein: wie, das Mitglied einer Gemeinde zu sein, auch die Nothwendigkeit sich der Welt als ein solches zu zeigen in sich enthielt. Ich wußte, daß, wenn ich mich auf diese Weise der Kirche zuwandte, mich der Haß, und wenn meine Art zu erscheinen, diesen auch nicht aufkommen ließ, doch das geringschätzende Mitleiden unvermeidlich treffen, die ganze frei denkende Welt mich bezeichnen würde wie Börne: als einen Apostaten des Wissens und einen Neophyten des Glaubens, d. h. als einen völlig Gewissenlosen in Bezug auf das frevelhaft unterdrückte Denken. Welche Gewalt diese äußeren Rücksichten ausübten, will ich dahin gestellt sein lassen; sie würden ohne allen Zweifel keine Gewalt über mich gehabt haben, wenn der innere Kampf schon geschlichtet gewesen wäre. So lange er mich innerlich erschütterte, konnte der äußere Entschluß nicht reif werden; ich begriff aber zu dieser Zeit sehr wohl, wie

diese Qual einen, ich möchte sagen verzweifelten Entschluß herbeiführen könnte. Jetzt sah ich es ein, wie religiös tief bewegte Gemüther durch ein fortdauerndes Schwanken, da, wo es das Höchste, Heilige galt, erschöpft und ermüdet sich entschließen konnten, katholisch zu werden. Ich aber war ein zu entschiedener Protestant, gehörte der fortschreitenden Geschichte ganz und gar zu, und konnte mich durch einen Salto mortale in die Arme einer geschichtlich vergangenen kirchlichen Form nicht mehr retten.

Wie ich nun ein Mitglied einer Gemeinde ward und als ein solches zum Aergerniß aller meiner Freunde hervortrat, soll jetzt entwickelt werden. Die äußeren Veranlassungen, die mich dazu bewogen und meinen Entschluß reifen ließen, bilden in einer Schrift, in welcher ich, was ich erlebte, aufzuzeichnen beschloß, wesentliche Momente, die nicht vernachläßigt, nicht verschwiegen werden dürfen.

Wenn mein geistiger Entwickelungsgang so lange währte, was ohne allen Zweifel mit meinem fortdauernden jugendlichen Sinne zusammenhing, so lag

dieses darin, daß ich genöthigt war, Alles nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich zu durchleben; innerlich, denn eine bloß sinnliche Erfahrung genügte mir nie, diese erhielt erst ihren Werth durch die geistige Bedeutung, die sie annahm; und wenn viele Menschen die Dinge nur begreifen, wenn sie versinnlicht werden, so mußte jede sinnliche Erfahrung in einen höhern geistigen Proceß übergehen, wenn sie mir verständlich werden sollte: doch ohne jene konnte der geistige Prozeß mir eben so wenig entstehen. Nun steigerte sich eben diese Erfahrung, und ich war meinem fünfzigsten Jahre nahe, als mir die letzte entgegentrat. Ich nenne Erfahrungen der Art göttliche Leitung. Daß ich unter der Masse der innerlich selbst mit sich kämpfenden, ungewissen, zwischen Glauben und Reflection schwebenden Predigern, die fast alle Kanzeln besetzen, eben als mein innerer Kampf seinen Gipfel erreicht hatte, Scheibel fand, erschien äußerlich als etwas Zufälliges. Daß dieser Zufall sich organisch in meinen innern Entwickelungsgang einfügte, zwang mich, ihn als einen stetigen Proceß, der, insofern er sich äußerte, mit einer innern Nothwendigkeit stattfand, als Folge einer beabsichtigten Zweckmäßigkeit göttlicher Art, zu

betrachten, und eben dadurch erhielt das äußerlich scheinbar Unzusammenhängende seine innere Bedeutung und erweckte eine Ueberzeugung, die fester war als eine jede bloß sinnliche.

Dasjenige, wodurch Scheibel sich von allen den Freunden, die geistig bedeutender als er waren, unterschied, war eben dieses; daß er durchaus nicht speculativ ausgebildet war, vielmehr erschien er für das freie Denken ganz unfähig und dennoch innerlich geistig bewegt. Die Religion lag als ein Fertiges vor ihm, nicht bloß *was* geoffenbart wurde, sondern auch *wie* es ihm entgegentrat, erschien ihm nothwendig und wichtig. Wenn eine Deutung des höchsten Glaubens-Geheimnisses, des Abendmahls des Herrn, ihm unerlaubt, ja frevelhaft erschien, so galt das nicht von diesem allein, jede freie Deutung erschien ihm sündlich, die buchstäbliche Annahme war ihm Alles und es kam ihm nur darauf an, dem Worte als einem solchen, als religiöser Thatsache, seine rechte Stellung zu geben. Dieses allein war ihm der Zweck des ihm in jeder Rücksicht wichtigen, exegetischen Studiums. Der Sinn, der dadurch entstand, war ihm ein religiöses Factum und wie sehr dasselbe auch der reflectirenden

Vernunft widerstrebte, er war, wie durch ein nicht abzuleugnendes Naturfactum, gezwungen, es anzunehmen. So erschien ihm die heilige Schrift als eine höhere Natur, er war dieser unterworfen, wie der leiblichen; wenn er factisch die Ueberzeugung gewonnen hatte, es stände in der heiligen Schrift so, dann hatte er eine Erfahrung gemacht, die ihn so sicher leitete, wie der Bau seines organischen Leibes seine Bewegungen. Kein Zweifel entstand, alle seine Betrachtungen, die nicht selten einen merkwürdigen Scharfsinn zeigten, waren völlig instinctmäßig und trugen die Sicherheit des Instincts. Nichts vermochte ihn in Unruhe zu versetzen oder irre zu machen. Diese völlige Sicherheit war ihm der Glaube. Ich habe schon früher die Gewalt erwähnt, die er als Kanzelredner ausübte. Diese Sicherheit theilte sich unwiderstehlich den Zuhörern mit; ich vermochte nicht, ihr zu widerstehen. Er nannte seinen Standpunkt den des Glaubens, und eben diesen suchte ich und fand einen lebendigen Repräsentanten desselben. Scheibel hatte eine Gemeinde um sich versammelt, die ihm ganz zugehörte. Sie bestand nicht bloß aus geringen Leuten von beschränkter Einsicht, sondern auch gebildetere, die

wohl eine Beruhigung suchten wie ich, gehörten ihm zu. Aber nicht diese allein besuchten die Kirche, wenn er predigte, sondern auch solche, die seine mit der Zeit in starkem Widerspruch stehende religiöse Ansicht nicht theilten; denn seine Rede war gewaltig. Er war in der ganzen Stadt wegen der Reinheit seiner Gesinnung geachtet, obgleich er, wie sich von selbst versteht, heftige und leidenschaftliche Gegner fand. Auch war, wie begreiflich, seine Polemik schonungslos, denn eine jede Capitulation mit seinen Gegnern war völlig ausgeschlossen. Daß man bei den kirchlichen Reformen, bei der Einführung der Union, die man beabsichtigte, in ihm einen heftigen Gegner erwarten mußte, war vorauszusehen; man hatte ihn dem Könige als einen halsstarrigen Fanatiker geschildert, und so ward er auch in einem Gespräch, welches der König mit dem Ober-Präsidenten v. Merckel hatte, von diesem genannt. Der Ober-Präsident glaubte damals noch, ihn vertheidigen zu müssen. Scheibel, antwortete er, ist einer der geachtetsten Einwohner unserer Stadt.

Indessen trafen ihn Verfolgungen mancherlei Art. Ich war Decan der philosophischen Facultät im Jahre

1828; in meiner Abwesenheit während der Herbstferien vertrat der Prodecan meine Stelle. Scheibel hatte, wie er mir schon gesagt, den Entschluß gefaßt, Vorträge über die Psychologie zu halten. Daß seine Psychologie, obgleich scharfsinnig, doch seltsamer Art war, daß eine Wissenschaft, die mehr als alle, jede Einseitigkeit der Schule zu vermeiden hatte, von ihm nicht mit Erfolg vorgetragen werden konnte, muß freilich zugestanden werden. Während meiner Abwesenheit hatte Scheibel der Facultät die Anzeige dieser Vorträge eingereicht, damit sie in das Verzeichniß der Vorlesungen derselben aufgenommen würde. Er glaubte, daß sein Wunsch unbedenklich, wie bei ähnlichen Fällen, in Erfüllung gehen würde. Wie erstaunte ich, als ich erfuhr, daß die Facultät ihm die Erlaubniß, seine Vorträge unter die übrigen philosophischen einzurücken, verweigert hatte. Ich war eben im Begriff Landeck zu verlassen und erfuhr bei meiner Zurückkunft, daß man Anstoß an einer Aeußerung Scheibels über Spinoza genommen hatte, die freilich tadelnswerth war und sich auf keine Weise vertheidigen ließ. Es gelang mir der Facultät begreiflich zu machen, wie wenig ein so illiberales, polizeiliches Verfahren

sich für eine philosophische Facultät zieme, wie leicht man sich, bei einer ähnlichen Gelegenheit, auf dieses berufen könnte. Es gelang mir, den schon gefaßten Entschluß rückgängig zu machen. Er trug die Psychologie einige Jahre hindurch vor, seine Vorträge waren freilich wenig besucht. Er erhielt von dem städtischen Consistorium eine Zurechtweisung, weil man ihn beschuldigte, mit Sectirern in Verbindung zu stehen, und man nahm nach bloßen Gerüchten, ohne weitere Untersuchung an, daß er unter diesen als Prediger aufgetreten wäre. Die Beschuldigung war falsch. Er hatte in der Brüdergemeinde einige Reden gehalten, was er, da diese eine vom Staat anerkannte Gemeinde bildet, natürlich unverfänglich fand. Ein Gerücht verbreitete sich sogar, daß man ihn von Breslau zu entfernen suchen wolle.

Scheibel hatte eben in dieser Zeit einen Ruf als Bischof der lutherischen Kirche nach Rußland erhalten. In Breslau war seine geistliche Stellung eine sehr untergeordnete und selbst seine Thätigkeit bei der Universität als Professor war eine sehr beschränkte. Nur wenige Zuhörer hingen ihm, aber dann freilich ganz entschieden, an. Eben während der Zeit der

Verfolgung kam jener Ruf, der ihm einen ausgedehnten und selbständigen Wirkungskreis eröffnete, durch den Minister des Cultus von Lieven. Aber äußere Rücksichten hatten für ihn gar keine Bedeutung, hier in seiner Geburtsstadt, in der Mitte der ihm von Gott zugewiesenen Menschen, die er für seinen Glauben gewinnen wollte, hier, wo er einer immer näher rückenden Gefahr entgegentrat, mußte er bleiben. Man würde sich irren, wenn man glaubte, in ihm einen Gegner zu erkennen, dessen starre Orthodoxie, wie die des Göze in Hamburg, verfolgungssüchtig erschienen wäre. Er war vielmehr der mildeste, sanftmüthigste aller Menschen, ja diese Weichheit seines Gemüths brachte ihn nicht selten dazu, im Gespräche gegen seine Absicht nachgiebig zu erscheinen; die persönliche Gegenwart überwältigte ihn. Er glaubte oft seine Ansicht zu hören, selbst wo sie bekämpft wurde, und man hat ihm wohl als eine Heuchelei vorgeworfen, was ein bloßes Product der Güte seiner Gesinnung war. Das gedruckte, nicht zurückzurufende oder anders zu deutende Wort fand ihn aber stets gewaffnet und ward entschieden und schonungslos bekämpft.

Nun denke man sich meine Lage. Ich sah ihn als Lehrer meines Kindes, und nie hat ein solcher einen reineren und segensvollern Einfluß auf ein Kind ausgeübt, als er. Er war kein Fanatiker, er vertrat nicht eine subjective Meinung, die einen betrübenden Einfluß auf die Masse seiner Zuhörer ausübte. Was er lehrte, hat durch die Reformation, zumal in Deutschland, von da aus in Skandinavien, eine geschichtliche Bedeutung erhalten. Zwar hatte die lutherische Kirche in der Folge der Zeiten fast allenthalben die innere Sicherheit ihrer Lehre verloren, aber noch immer blieb sie die im Staate herrschende. Wenn auch der Staat fortgerissen ward von der Gewalt der Zeit und duldete, was seine Gesetze nicht gelten ließen, so war doch noch immer die reine lutherische Lehre die anerkannt herrschende, die augsburgische Confession die gebietende im Lande. Wo sie rein ausgebreitet wurde, mußte man die legitime Staatsgewalt in ihr anerkennen, und, wenn sie auch so in ihrer Reinheit aufgefaßt bis auf den engsten Punkt zurückgedrängt war, so schien es mir, mußte man doch die religiöse Legitimität der Menschen anerkennen, die streng sich an die augsburgische Confes-

sion, wie an eine unerschütterlich gewordene kirchliche Ueberzeugung hielten; ja diese allein fügten sich den Gesetzen der staatsrechtlich herrschenden Kirche im Lande. Ich hielt mich für überzeugt, daß Luther, als er mit so großer Heftigkeit gegen Carlstadt, gegen die von ihm sogenannten Sacramentirer, auch gegen Zwinglis Lehre auftrat, eben die Gefahr einer willkürlichen Deutung, die einmal gewagt, immer mächtiger fortschreiten, ja grenzenlos werden müsse, voraussah. Mich sprach die entschiedene Naturobjectivität der lutherischen Lehre an, die sie von der katholischen Religion überkommen, aber zugleich an den innern lebendigen Glauben, an die Reinigung der Gesinnung mit strenger Nothwendigkeit geknüpft hatte. Die Rechtfertigung durch den Glauben, die freilich die Gegner mit uns theilten und die für alle Protestanten die gemeinschaftliche Grundlage bildete, behielt noch immer eine schwankende subjective Richtung, und Secten und ein Christenthum aus der Reflection entsprungen, traten allenthalben hervor, wo das Lutherthum in seiner strengen Objectivität verlassen wurde. Eine solche Betrachtung, die mir nahe lag, mußte mir von Bedeutung sein. Eine religiöse Poesie,

die man zwar zu verhöhnen pflegte und deren Producte, einzeln genommen, ich nicht durchgängig zu vertreten wage, hat sich doch nur und fast ausschließlich in der lutherischen Kirche ausgebildet. Ich konnte nicht leugnen, daß der Kirchengesang, im Ganzen genommen und in seiner Entwickelung übersehen, etwas tief Bedeutendes in sich enthielt, wenn er auch mit der Verschlechterung der Sprache und mit den geistlosen Verirrungen seiner Zeit zu kämpfen hatte und nicht selten unterlag.

Scheibel als einen verfolgungssüchtigen Orthodoxen darzustellen, wäre unverzeihlich. Er hat sich fortdauernd nur vertheidigt, nie angegriffen. Die Theologen werden ihm, glaube ich, zugestehen, daß er viele und in einigen Richtungen gründliche Kenntnisse besaß, aber alle seine Studien gehörten einer frühern längst verflossenen Zeit an. Die Gegenstände der Betrachtung, die Art der Behandlung, der oft wunderbare Styl selbst, war der gegenwärtigen Literatur fremd geworden; er war in der That seinen Gegnern eine so leichte Beute, daß ein jeder Rest von Großmuth diese hätte entwaffnen müssen. Man irrt sich, wenn man glaubt, daß ich dieses nicht sehr wohl ein-

sah. Jetzt ist er nun da, wo diese vergänglichen Formen einer Literatur nichts gelten, wo sowohl Wissen wie Leben nach einem andern Maßstabe gerichtet werden. Ihn verletze ich nicht, wenn ich ohne Scheu ausspreche, was doch Jedermann weiß. Ich war mit seiner Polemik keineswegs zufrieden, aber dennoch lag in ihrem Ungeschick für mich eine geheime Kraft, die über ihre Erscheinung hinausreichte. Einige seiner früheren Schriften hatten für mich etwas durchaus Abstoßendes. So schön, ergreifend und mächtig seine Rede war, wenn er ganz sich dem innern Christenthum hingab und aus dem Abgrunde des Glaubens und der christlichen Liebe heraussprach: so ohne allen Effekt war seine Vertheidigung, wenn er der gegenwärtigen Zeit entgegentrat. Er schien mir dann völlig einem schwachen Kinde ähnlich, welches den angegriffenen geliebten Vater vertheidigen will. Aber eben diese, ich möchte sagen, heilige Polemik, die sich über die Nutzlosigkeit des Angriffs täuschen ließ, war es, die mich unwiderstehlich anzog. Ich war in wissenschaftlichen Kämpfen alt geworden. Hier war nun ein Mann, der mir so nahe trat, eben durch seine Waffenlosigkeit mächtig;

seine geistige Bildung zog mich nicht an, seine gewaltige geistige Persönlichkeit lockte mich nicht; alle jene, mehr oder weniger subjective Stimmungen, die den äußern Kampf in einen innern verwandelten, waren nicht da. Wie er mir erschien, mußte ich ihn schlechthin abweisen oder anerkennen. So ward er mir rein objectiv; eben durch seine abgeschlossene Persönlichkeit hörte er auf eine Person zu sein, und ward mir, was ich mit ganzer Seele suchte, ein bewußtloser Repräsentant der protestantischen Kirche, der erklärte Gegensatz einer durch irdische Macht prunkenden; ein äußerlich weder durch Wissenschaft, noch durch gewaltige Herrscherstellung unterstützter Herr der Kirche. Seine Waffenlosigkeit war seine Macht. In diesem Sinne erschien er mir, als ich meine Schrift „von der falschen Theologie und dem wahren Glauben (1823)" ausarbeitete. Ich nannte sie nicht ein philosophisches Werk; sie war mir nichts weniger als ein solches, sie sollte nicht Religionsphilosophie, sondern die Religion darstellen; diese stand mir gegenüber, wie in meiner Kindheit die Natur, ganz von dem reflectirenden Bewußtsein getrennt, — die Höchste aller Erscheinungen in dem ganzen Abgrund der Bewußtlosigkeit versunken. Daß

man übersehen würde, daß ich dieses Buch eine Stimme aus der Gemeinde, nicht aus den Hörsälen der Universität nannte, mußte ich freilich erwarten. Dieses geschah nun auch, ein jeder legte den Maßstab seiner Reflection über die Religion bei der Beurtheilung an, und so ward es von den flachsten Rationalisten bis zu dem absolut speculativen Denker schlechthin getadelt. Daß ich Paulus, — den Professor nämlich, den großen Exegeten — anzugreifen wagte, ward als eine völlig unverzeihliche Anmaßung getadelt, und diejenigen, die sonst wohl meinen Ideen und Ansichten einigen Beifall geschenkt hatten, bedauerten, daß ich mich in einen gedankenlosen Frömmler verwandelt hätte; daß ich in der Mitte der Gemeinde weder philosophisch construirte, noch dichterisch begeisterte, nicht die Sprache der Speculation oder der Aesthetik führte, ward mir alles Ernstes vorgeworfen. Man nahm es als etwas Ausgemachtes an, daß ich Wissenschaft und Kunst verachte, und durchaus in die Einseitigkeit sectischer Gemeinden versunken wäre. Dieses Urtheil, an dessen Richtigkeit keiner zweifelte, traf mich nicht

allein von den untergeordneten Geistern: die ersten und bedeutendsten äußerten sich so, sowohl von dem höchsten Standpunkte der herrschenden Wissenschaft, wie von dem der Kunst. Wenn ich einen Gegenstand von irgend einem Standpunkte aus behandelt habe, wie ich es vermag, so pflege ich mich nach einer andern Richtung hin zu bewegen, und wenn ich mich der bewußtlosen Natur forschend ganz hingeben konnte, so war dadurch ein höheres geistiges Forschen gefördert, keinesweges ausgeschlossen. Ich erwartete das Mißverständniß und suchte ihm vorzubeugen, aber es half mir nichts. Es kommen Stellen vor, in welchen ich auf das bestimmteste warne gegen eine solche religiöse Einseitigkeit. „Ihr dürft, sage ich der Gemeinde, nie etwas schlechthin verwerfen, was eine wirkliche geschichtliche Macht und Bedeutung erhalten hat. Alles was so erscheint, hat in seinem innern, verborgensten Wesen, selbst wenn es durch die Sünde verunstaltet wird, etwas Göttliches; die wahre fromme Scheu besteht darin, Etwas anzugreifen, was für Gott eine Bedeutung hat. Alles wird freilich in der Erscheinung verzerrt, aber diese Verzerrung, die allgemeine Sünde der Geschichte, ist ein Secundäres,

es verbirgt dennoch in sich ein Ursprüngliches, Unsterbliches. Ihr sollt nicht ruhen, bis ihr es erkannt habt, diesem sollt ihr euch aber ganz hingeben, von diesem aus soll erst der allerdings rücksichtslose und harte Kampf gegen die Verzerrungen anfangen." Ich wählte einen Gegenstand, der sogar geeignet war, den einseitig Frommen ein Aergerniß zu geben, das Schauspiel nämlich. Ich gab zu, daß dies in unseren Tagen tief gesunken wäre, dies zu bekämpfen gebühre aber nur dem, der sich der dramatischen Kunst, ihrer unabweisbaren geschichtlichen Bedeutung nach, hingegeben, sie anerkannt habe und liebe; er allein habe das Recht und die Befugniß zu strafen, ein jeder andere Angriff wäre ein völlig fruchtloser, und würde mit Recht abgewiesen. Eine solche Aeußerung, glaubte ich, würde vollkommen klar sein. Die Verdammungssucht ward schlechthin als etwas völlig unchristliches abgewiesen. „Der Bekämpfer, selbst der von mir heilig gehaltenen erscheinenden Form der Kirche, steht vielleicht, sagte ich, dieser näher als Ihr. Der Glaube an den Heiland ist freilich der allein seligmachende, aber ob dieser nicht schlummere und ohnmächtig sei in mir, der ich ihn öffentlich bekenne, ob er nicht zurückgedrängt

durch noch nicht überwundene Zweifel, mächtig werden will in dem erscheinenden Angreifen, das kann kein Mensch beurtheilen, denn unser innerstes Verhältniß zu Gott ist nur ihm bekannt und diese Ungewißheit aller Erscheinungen ist die wahre Quelle der Gottesfurcht." Ich nannte die Verdammungssucht absolut unchristlich. Es half alles nichts. Eine Menge Gerüchte sollten das über mich gefällte Urtheil bestätigen. Meine Abendzirkel, die einem jeden zugänglich waren, hätten sich, versicherte man, in Conventikel verwandelt, sie würden mit Gebet eröffnet und geschlossen, ein trübseliger Fanatismus habe sich in meine Wohnung eingedrängt, obgleich dieselben unbefangenen alle Gegenstände der Wissenschaft, Kunst und Politik berührenden Betrachtungen laut wurden, wie früher. Allerdings fanden auch Versammlungen statt, die religiösen Betrachtungen gewidmet waren, aber nur in dem sehr engen Kreise Gleichgesinnter, und auch aus diesem suchte ich alle Förmlichkeit zu entfernen; ein jeder Zweifel trat unbefangen hervor: steigerte sich die Unterhaltung zum innern Gebet, dann schätzte ein jeder sich glücklich; es war dann ein segenvolles Erzeugniß. Laute Gebete, durch welche die Ver=

sammlung eröffnet oder geschlossen wurde, durch welche man sich in eine religiöse Stimmung hineinreden wollte, schienen mir immer etwas Künstliches zu sein. Ich habe freilich Versammlungen der Art beigewohnt, ich habe gesehen, wie der Betende sich in dem Gebete verwickelte und kein Ende finden konnte; jederzeit zwang mich dann ein unwiderstehliches Schamgefühl, die Augen niederzuschlagen und ich war genöthigt, innerlich für mich zu wiederholen: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden.“ Lucä 17, 20. So wie die Worte des Heilandes: „Wenn Du aber betest, so gehe in Dein Kämmerlein und schließ die Thüre zu, u. s. w.“ Matthäi 6, 6. (das Geheimniß des persönlichen Gebetes.) Die Gebete der Kirche tragen den heiligen Charakter der reinen gleichen Hingebung Aller, wo diese in der Kirche persönlich werden, sind sie billigerweise stumm.

Indem dieses Verhältniß zu Scheibel sich immer entschiedener ausbildete, gerieth mein Freund in wirkliche Gefahr. Gerüchte, die immer allgemeiner wurden, behaupteten, daß man es darauf anlege, ihn von

seiner Gemeinde zu trennen. Ich hielt es für meine Pflicht, hervorzutreten und schrieb seinetwegen einen vertrauten Brief an das schon früher erwähnte Mitglied des Ministeriums, in welchem ich die hiesigen Verhältnisse auseinandersetzte, insofern sie für Scheibel Gefahr drohend erschienen. Derjenige, den ich als Scheibels Hauptgegner betrachten mußte, war mein Freund, und als ich den Brief abgesandt hatte, hielt ich es für meine Pflicht, ihm den Inhalt desselben mitzutheilen. Nun erschien in den schlesischen Provinzialblättern ein heftiger Angriff auf meine kleine Schrift; der Verfasser nannte sie eine Kritik. Dieser Angriff hatte eine persönliche Seite, die mich sittlich traf. Wir hätten, ward gesagt, nach der Art scheinheiliger Frömmler, hinterlistig ein Geklatsch den Behörden beigebracht. Es ist in der That möglich, daß der Verfasser keinen Antheil an den Bestrebungen, Scheibel zu entfernen hatte: daß ich aber hinterlistig verfahren wäre, konnte wohl keiner behaupten, so wie die Absicht, wo möglich eine Gefahr von meinem Freunde zu entfernen, als der alleinige Grund des Schreibens, völlig klar war. Ich ging nun leider von meinem bisher herrschenden Grundsatze, öffentliche

Angriffe nicht zu beantworten, ab; ich glaubte nämlich, so wie die Sachen vorlagen, meiner Ehre eine Erklärung schuldig zu sein. Ich würde von diesem unangenehmen Streite nichts erwähnen, wenn nicht mein Stillschweigen auffallen müßte, und wenn er nicht merkwürdige Folgen gehabt hätte. Der Streit war ohne wissenschaftliches oder sonstiges Interesse, und die gewechselten gedruckten Schriften sind ohne allen Zweifel vergessen. In Folge desselben ließ ich den Brief, den ich an das Mitglied des Ministeriums geschrieben hatte, drucken. Eine angesehene Behörde fand sich darin angegriffen, und reichte eine Anklage bei dem Ministerium ein; von diesem erhielt ich ein sehr hartes Schreiben und den strengen Befehl, die Beschuldigungen, die ich gewagt hatte gegen eine Behörde zu veröffentlichen, zu widerrufen. Oeffentliche Angriffe auf Behörden werden in Preußen bekanntlich und mit Recht streng gerügt. Dieser Brief kam mir sehr unerwartet. Von einer Anklage hatte ich nichts vernommen, und war ohne Furcht. Zwar wußte ich, daß ich nichts geschrieben hatte, was sich nicht entschieden documentiren ließe. Scheibel handelte in äußeren Verhältnissen oft so unüberlegt, daß

ich ihm wohl zutrauen konnte, die jetzt nöthigen Papiere verlegt, verworfen, ja zum Theil vernichtet zu haben. Ich hatte unrecht; eben durch strenge geordnete Aufbewahrung der Documente zeichnete er sich, wie ich jetzt und später öfter erfuhr, ganz besonders aus.

Ich arbeitete nun ein Vertheidigungsschreiben an das Ministerium aus, zeigte, wie eine öffentlich ausgesprochene, von mir durchaus nicht veranlaßte Beschuldigung, keineswegs Uebermuth oder ein leider herrschend werdender Kitzel, Behörden anzugreifen, mich in die Nothwendigkeit versetzt hatte, den Brief drucken zu lassen. Keiner bedauerte es mehr als ich; denn öffentliche Angriffe auf Behörden erschienen mir nur in höchst seltenen Fällen zu entschuldigen. Ich legte vidimirte Abschriften der Documente bei. Wäre nun irgend etwas Unwahres in dem, was ich hatte drucken lassen, zu finden, so würde keiner geneigter sein als ich, es öffentlich zu widerrufen. So wie die Sachen vorlägen, gestünde ich, daß ich nicht einsähe, wie ich einen solchen Widerruf der Wahrheit gemäß einzurichten hätte, und bäte mir die ferneren Befehle des hohen Ministeriums aus. Ich sah mich nun in den Augen des Ministeriums für gerechtfertigt und die Sache

für beendigt an, denn die erbetenen Befehle erfolgten nicht und von einem öffentlichen Widerrufe war nicht die Rede.

Aber der Eindruck, den diese Sache auf Scheibel machte, war sehr merkwürdig. Ich war freilich unruhig, bis ich die Documente sicher in meinen Händen sah: von da an erschien mir Alles zwar unangenehm, aber ich war völlig beruhigt. Der Versuch, mich öffentlich zu demüthigen, war mißlungen. Scheibel aber erblaßte, als er das ministerielle Schreiben las und erschrak auf eine Weise, die mich fast besorgt machte. Derselbe Mann, der später durch seine Unerschrockenheit und Festigkeit die höchsten Behörden in die größte Verlegenheit setzte, war jetzt nicht zu beruhigen. Er sah meine amtliche Stellung compromittirt, befürchtete für mich das Aergste und glaubte die Veranlassung zu einem großen Unglück gegeben zu haben. Zwar schenkte er mir schon früher ein großes Vertrauen, von jetzt an aber war es unbedingt. Er hing an mir mit einer Treue, die niemals wankte; er wollte nicht einsehen, daß doch auch einige Selbstsucht von meiner Seite den von ihm so gefährlich betrachteten Streit veranlaßt hatte, daß ich ja ge-

zwungen gewesen wäre, eine mich sittlich verletzende Beschuldigung abzuweisen. Diese Treue blieb unerschüttert, so lange er lebte, auch dann, wenn er von seinem streng religiösen Standpunkte aus Ursache hatte, mit mir unzufrieden zu sein. Ueberhaupt war er nie im Stande, eine Feindschaft dauernd fest zu halten. Seine heftigsten Gegner, die er seiner religiösen Ansicht nach durchaus mit allen Mitteln zu bekämpfen suchen mußte, die schonungslos von der Sache abgehend, Schwächen benutzten, die er nicht selten zeigte, konnten durch ein einziges freundliches Wort ihn gewinnen, und er gab sich dann auf eine Weise preis, die er oft genug Gelegenheit fand zu bereuen. Es gab wohl nie einen starr orthodoxen Theologen, der das rein Menschliche so in sich erhielt, wie Scheibel. Dieses riß ihn jederzeit mit sich fort und entwaffnete ihn seinen Gegnern gegenüber. Und eben deswegen liebte ich ihn so innig. Er gab nie im Wesentlichen nach, aber daß er daneben ein Mensch blieb im edelsten Sinne, war mir sehr lieb. Ich kann den Menschen nicht nahe treten, die kaltblütig in einer Doctrin aufgehen.

Man erlaube mir hier den Gang meiner Erzählung zu unterbrechen, um die Art und Weise, wie mein Verhältniß zum Kronprinzen in dieser Zeit bis zum Jahr 1829 sich innerlich gestaltete und äußerlich erschien, zu berühren. Er erzeigte mir jedesmal, wenn er nach Schlesien reiste, die höchste Gnade. In Breslau war er nie, ohne mir den Zutritt zu ihm zu gestatten, und später mich einzuladen. Ich durfte ihm Arme zur Unterstützung empfehlen, zwar wagte ich es nur selten; ich kannte den grenzenlosen Wohlthätigkeitssinn des Thronerben, der ihn nicht selten bei dem großen Zudrang in Verlegenheit setzte. Einige Mal hatte ich das Glück, das geheime Organ solcher Wohlthaten zu sein. Was damals Vieles dazu beitrug, das gnädige Wohlwollen meines Herrn zu verstärken, war das Glück, welches mehrere meiner treuesten Freunde hatten, von ihm in seine Nähe gezogen zu werden. Jedermann weiß, welch großes Vertrauen der allgemein geachtete und beliebte General Graf Gröben, damals bei dem Kronprinzen, jetzt bei dem Könige noch genießt. Er ward sein erster Adjutant und war das vornehmste Organ seiner geheimen Wohlthätigkeit. Der jetzige General v. Röder, jener treff-

liche Offizier, der sich im Kriege ausgezeichnet hatte, war mein Freund geworden, und der zweite Adjutant; der dritte war der jüngste Willisen, mit dem ich durch seine Brüder, wie durch Graf v. York, in ein enges freundschaftliches Verhältniß getreten war. So war ich, wenngleich entfernt, fast als ein Mitglied des hohen prinzlichen Hauses zu betrachten. Ich glaube nicht diese meine glückliche Stellung je mißbraucht zu haben; auch stand mir der Herr zu selbständig gegenüber, als daß ich jemals gewagt hätte, irgend einen Einfluß auch nur zu ahnen. Bei einem Besuch in Berlin ward ich durch ihn selbst seiner Gemahlin vorgestellt. Eine gewisse Scheu hielt mich lange von einer Annäherung zu dieser königlichen Herrin zurück, aber das Stille, Ruhige und Verständige in ihrem Wesen, die anspruchslose Klarheit, mit welcher sie selbst in geistigen Gesprächen das Zarteste auffaßte, zog mich, wie ihre Güte auch aus der Ferne an. Bei dieser Stellung zum Kronprinzen war es nicht zu verwundern, wenn ich für seinen Günstling galt, was ich doch keinesweges war, so wie ich mich auch nie als einen solchen darzustellen wagte.

Wie leicht Zufälle, die eigentlich geringfügig sind,

dazu beitragen können, den Verhältnissrn unbedeutender Personen zu hohen Herren eine größere Bedeutung zu ertheilen, beweist Folgendes: Einst als ich im Gebirge zwischen Schmiedeberg und Waldenburg die kronprinzliche Equipage aus der Ferne erblickte, gebot ich dem Kutscher langsam zu fahren. Herr v. Röder der neben dem Kronprinzen saß, erkannte mich und nannte mich dem Herrn, dieser ließ anhalten, ich mußte aussteigen und ward durch ein ziemlich langes Gespräch an seinem Wagen festgehalten. Der Kutscher, der einzige Zeuge dieser mir widerfahrenen Gnade, war im höchsten Grade erstaunt. Ich merkte, wie er mich, als ich wieder in meinen Wagen hineinstieg, als einen ganz andern Menschen behandelte; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als dieses Ereigniß in Waldenburg und Schmiedeberg allen Menschen zu erzählen, und ich sah mit Erstaunen, welchen Eindruck es machte.

Mein Verhältniß zum Kronprinzen, welches mich so sehr beglückte, gründete sich doch bis jetzt nur auf ein persönliches Wohlwollen. Meine Fähigkeiten waren nicht der Art, daß ich dem Thronerben als ein bedeutender, in wichtigen Angelegenheiten brauchbarer

Mann erscheinen konnte; meine ganze Stellung ihm gegenüber war daher ohne bleibenden Inhalt. Was aber durch diese glückliche Berührung in mir angeregt wurde, wie mir der Kirche gegenüber, die mir objectiv geworden war, die Persönlichkeit des zukünftigen Herrschers erschien, wird ohne allen Zweifel zweckmäßiger im Zusammenhange später dargestellt. Denn die Zeit nähert sich schon, in welcher meine Stellung zum Thronerben einen wesentlichen, ja sehr ernsthaften Inhalt erhalten sollte.

Ich habe unter den sogenannten ungebildeten Ständen oft Menschen kennen gelernt, die mich durch ihre stille Religiosität anzogen. Diese waren nun keineswegs solche, die aus ihrem Glauben ein Geschäft machten, solche vielmehr, deren ruhiges geordnetes häusliches Leben einen fortdauernden Gottesdienst zu bilden schien. Die Frömmigkeit ist bekanntlich seit langer Zeit in dem Munde Vieler etwas Tadelnswerthes geworden; man denkt sich, wenn von einem Frommen die Rede ist, einen Fanatiker, der sich zu den Auserwählten rechnet, fortdauernd nur

von solchen sprechend, die draußen stehen, und sich in seinem Verhältnisse zu diesen durch seine Verdammungssucht auszeichnet. Nicht daß jene getadelt werden, darf ich diesen vorwerfen, denn sie stießen mich mein ganzes Leben hindurch entschieden zurück. Ich kenne nichts Widerwärtigeres als jenen Anstrich von christlichem Pharisäismus. Daß aber dieser Haß gegen eine persönliche Verzerrung des erscheinenden Christenthums auf eine jede Aeußerung ächt christlicher Gesinnung ausgedehnt wurde, war mir freilich in höchstem Grade betrübend. Ich leugne nicht, daß diese Menschen, die sich nicht selten Missionäre zu nennen belieben, fast eben so sehr dazu beitragen, vom Christenthume zurück zu stoßen, wie der flachste Rationalismus; ja ich gestehe, daß ich in dem Tadel der sie traf, nicht selten etwas Löbliches, was als ein fruchtbarer Boden für die Entwickelung des Christenthums benutzt werden kann, erkannte. Was aber so für einen echten Missionär sogar etwas Gutes in sich verhüllt, wird durch diejenigen, die sich vorzugsweise die Frommen nennen, eine Mißgestalt, und eine jede christliche Gesinnung, selbst wo sie sich entwickeln möchte, wird durch sie in dem Keime erstickt; denn die natür-

liche Abneigung gegen eine völlige Umwandlung im christlichen Sinne verbindet sich mit dem Abscheu gegen die starre, lieblose, sich christlich nennende Form, und hier, wie in allen Richtungen der Geschichte, steigern sich die unversöhnten Gegensätze bis zur traurigen Mißbildung nach beiden Seiten hin. Dahingegen erscheint ein stiller häuslicher Kreis immer segensreich, wenn in ihm die Andacht der ruhige Grund ist, auf welchen alle Arbeit, alle Mühen und Sorgen des Lebens gebaut sind, der durch die anspruchslose Art, mit welcher er hervortritt, seine Beziehung zu Gott immer vor Augen, nicht sich mit Andern vergleichend, eben durch die stille Demuth das Christenthum verbreitet, welches jene Verirrungen aus ihrer Nähe verscheucht. Ich habe das Glück gehabt, solchen Familien aus allen Ständen nahe zu treten, und ich gestehe, daß ich, wo ich sie fand, lange nachdem ich die Nothwendigkeit einer bestimmten kirchlichen Gestaltung einsah, die Verschiedenheit der Confession nicht fest zu halten vermochte. Es entstand inmitten des Lebens ein Widerspruch, den ich nicht heben konnte. Die Nothwendigkeit einer bestimmten Kirche verschwand bei der immer wachsenden Neigung,

einer Gemeinde anzugehören, die als solche einer jeden bestimmten Confession ermangelte, und dennoch mußte ich gestehen, daß das, was ich suchte, der Standpunkt war, von welchem aus durch die bestimmte kirchliche Lehre die Gemeinden geweiht und die Kirche durch die Gemeinden lebendig und thätig ward.

Man hat mit vielem Recht behauptet, daß eine Poesie, die wahrhaft aus sich selber lebendig wäre, jederzeit die Blüthe einer kräftigen, sich entwickelnden Nationalität sein müsse: wie vielmehr gilt dieses von der Religion; sie hat immer nur für kurze Zeit wirkliche Wurzel geschlagen im bürgerlichen Leben der protestantischen Kirche; immer von neuem kamen bedenkliche Störungen mancherlei Art. Schon beim Ursprung des Protestantismus in dem Uebergange von den bloßen Werken, mit welchen die Laien sich beruhigten, zu dem Innern eines unmittelbaren Verhältnisses zum Ewigen, zu Gott, zum Glauben im echt lutherischen Sinne, ward dieser allen innern Kämpfen der Menschen preisgegeben, und man mußte, einmal ernsthaft auf den religiösen Standpunkt versetzt, das Volksmäßige des Katholicismus vermissen, das in alle Richtungen des Lebens hineindrang, eine Kirche

schuf, die alle bürgerliche Verhältnisse beherrschte und unter sich versöhnte, und dadurch aus sich heraus eine bedeutungsvolle eigenthümliche Poesie und Kunst erzeugte. Es gab Entwickelungsstufen meines Lebens, wo ich begriff, wie Freunde, die mir nahe standen, um allen jenen innern Widersprüchen, mit welchen ich wie sie gequält wurde, auf einmal zu entgehen, sich entschließen konnten, katholisch zu werden. Aber getheilt habe ich diese Neigung nie; denn nichts war mir klarer, als daß der Katholicismus sich in eine Verirrung hineingestürzt hatte, die seinen geschichtlichen Untergang herbeiführen mußte; von dieser Ueberzeugung kann ich nicht lassen, und alle Erscheinungen, die dem zu widersprechen und immer drohender zu werden scheinen in unsern Tagen, können die Zuversicht, mit welcher ich einer großartigen protestantischen Kirche entgegen sehe, nicht schwächen. Aber sie ist die kämpfende Kirche. Es ist mir immer merkwürdig, wie das Proselytenmachen von der katholischen Seite fortdauert, ja als eine heilige Pflicht der Katholiken betrachtet wird. Es mag auch auf der protestantischen Seite hier und da stattfinden, aber nur dann, wenn der protestantische Glaube selbst ein

äußeres Werk geworden ist. Ja Gemeinden, die sich durch Proselytenmachen auszeichnen, trennen sich von ihrer geschichtlichen Kirche und verwandeln sich in Secten, die sich von beiden Kirchen abgesondert haben. Wenn auch dadurch die Katholiken eine gefährliche Waffe in den Händen zu haben wähnen, gegen welche wir waffenlos zu stehen scheinen, so ist dies eine Täuschung. Wie in früheren Kriegen einzelne Krieger gegen einanger kämpften und persönlicher Muth und Tapferkeit Alles vermochte, jetzt aber in den großen Kämpfen allein der lenkende Geist den Sieg bestimmt: so hängt auch die fortschreitende Bedeutung des Christenthums von Gott, der die Geschichte leitet, sichtbarer, einleuchtender ab, und man darf sagen, Gott offenbart sich unmittelbarer in dem Kampfe der Meinungen unserer Tage, als in dem Kampfe früherer Zeiten. Daher sind die äußeren Mittel, die man anwenden mag, um die Religion, wie man meint, vor dem Untergange zu retten, zwar hier und da, vorsichtig innerhalb enger Schranken benutzt, zweckmäßig, ja geboten; und es wäre in der That zu tadeln, wenn man unschuldige Kinder nicht so lange wie möglich vor den verlockenden Lastern der

Welt zu sichern suchte; denn nichts verpestet so vollkommen ein ganzes Geschlecht, wie eine früh verdorbene Jugend. Aber wenn man da, wo der Kampf einen großartigen, geschichtlichen Charakter annimmt, etwa meint, durch die kleinlichen Mittel, die gegen die Dolche des Mörders einige Bedeutung haben, dem Kugelregen öffentlicher Meinungen begegnen zu können, und die tödtenden Waffen durch Mauern und Schlösser abhalten zu können, dann geräth man offenbar in eine gefährliche Täuschung. Das Aergste aber ist dies, daß dasjenige, was so äußerlich sicher gestellt werden soll, selbst sich in ein Aeußeres verkehrt und aufhört, Religion im echtesten Sinne zu sein. Dieses Aeußere nun, was man irriger Weise Religion nennt, mag zu Grunde gehen; das wahre Christenthum gewinnt durch diese scheinbare Niederlage. Auch ist es so wenig der Glaube, der so vertheidigt wird, daß man vielmehr diesen gar nicht an sich zu retten sucht. Was man so aufrecht halten will, wird nur als brauchbar für ein Aeußeres betrachtet. Es soll dazu dienen, einen erwünschten Zustand der Gegenwart, der sonst, glaubt man, zu Grunde gehen würde, einen Besitz, eine weltliche Macht, wenn es hoch kömmt,

und allerdings dem Wahren am nächsten tritt, den Staat zu retten. Aber dieser muß, wie aus seinem innersten Lebensprincipe, aus dem Glauben entspringen. Freilich soll die Nahrung äußerlich gereicht werden, aber ein Lebendiges wird nur durch Aneignung (Assimilation) ernährt, und der innere Lebensprozeß ist von der äußern Darreichung der Nahrung durch einen Abgrund getrennt, der niemals durch äußere Mittel ausgefüllt werden kann. „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Matthäi 16, 26. Diese aber ist das Schwankende zwischen der leiblichen Sinnlichkeit und dem mächtigen Geist, zwischen der Welt und einem liebenden Gott. Nur sie selbst wählt die Trennung von ihm und wirft sich der Sinnlichkeit in die vernichtenden Arme; Gott aber ruft sie zu sich, nicht durch irgend etwas Aeußeres, sondern durch die geistige Göttlichkeit, durch den unsterblichen Keim der Liebe, die nie zu Grunde geht, wenn nicht die ganze Macht der Sinnlichkeit uns in der Knechtschaft der Sünde festhält. Das Geschlecht hat sich nicht dem sinnlichen Dasein hingegeben. Es würde sich selbst vernichten, wenn ein so frevelhafter Entschluß reif

würde. Es schwankt zwischen Himmel und Hölle, und ist einem jeden einzelnen Menschen zu vergleichen, der, je redlicher er sich mit ganzer Seele der göttlichen Gnade hingibt, desto heftiger von inneren Zweifeln gequält wird. Diese Zweifel dürfen nicht abgewiesen werden; es ist der Kampf, und der Mensch muß sich auf den Kampfplatz stellen; die Flucht ist einer Niederlage gleich, ein jeder unterdrückter Zweifel kehrt doppelt gefährlich zurück, denn in diesem geistigen Kampfe führt ihr den Feind auf der Flucht innerlich mit euch. Wer so dem Feinde keck unter die Augen tritt, den Zweifel erst aufgibt, wenn er völlig überwunden ist, ja ihm alle Waffen gegen sich leiht, damit er in seiner ganzen Stärke erscheine und so in dem Kampfe Alles verliere, ist allein des Sieges gewiß.

Aus einem solchen redlichen Kriege soll die protestantische Kirche hervorgehen. Wenn ich nach langen in zweifelhaftem Kampfe durchlebten Jahren auf das Resultat ruhiger Betrachtung zurücksehe, wird mir die Bedeutung der protestantischen Kirche erst völlig klar. Wir dürfen uns von dem Kampfplatze nicht furchtsam zurückziehen; die rechte christliche Zuversicht ist, wie ich mich einst ausdrückte, der Glaube

an den Glauben; wir haben nicht bloß mit leiblichen Feinden zu kämpfen, sondern mit dem verwirrenden unsichtbaren Geiste der Zeit. Es gibt, betrachten wir die Geschichte, wie sie göttlich geleitet wird, keine gefährlichere Täuschung, als die, die den Feind äußerlich zu schweigen zwingt, während er stumm, das Innere untergrabend, der Seele ihren Untergang bereitet. Erst wenn die Zweifel des Geschlechts auf irgend einem begnadigten Punkte der Geschichte ohnmächtig zu werden anfangen, bricht der Ostermorgen der protestantischen Kirche hervor, dann hebt die Zuversicht des Lebens in allen Richtungen an, dann wird eine Geschichte beginnen, die Wissenschaft und Kunst veredelt, dann wird ein Staat entstehen, der nicht das Ewige an das Sinnliche verkauft, sondern jenes durch dieses besitzen, ergreifen, beleben will.

Ich habe die Auferstehung des Herrn innerlich erlebt, ich habe ihn erschüttert sterben und begraben sehen; ich wollte mich, wie an einen Todten, trauernd ihm anschließen: aber ich fand ihn im Grabe nicht mehr, denn er hatte das Grab verlassen, er war auferstanden, und der zukünftige Sieg der Geschichte, der bestimmt ist, den Tod zu überwinden, ward mir ver-

kündigt. Aber was mir die Zukunft verhieß, war noch nicht Gegenwart geworden, der Pfingsttag war noch nicht da, und selbst dieser fing mit einer geistigen Gährung an, mit einer innern Bewegung, die den Uneingeweihten einem wilden Traume ähnlich schien. Ich sehnte mich nach einer Gemeinde, und dieses Sehnen gab mir innerlich den Besitz. Ich war einem Liebenden ähnlich, der sich die Geliebte selber erzeugt und mit allen Vorzügen des Geistes ausschmückt: die Liebe aber verwirklicht sich nur durch eine Beschränkung, durch die Hingebung an eine sterbliche mangelhafte Magd. Die rastlose, formlose unendliche Idee, die aus dem träumerischen brütenden Leben selbstsüchtig entspringt, muß die bestimmte Gestalt mit allen ihren Fehlern umarmen, aber diese wird durch die Liebe, durch die unbedingte Hingebung geweiht. Ich erwartete sie mit innerer Sehnsucht, ich glaubte sie zu sehen, ich erblickte sie schon: aber ich sollte zum zweiten Male erleben, was ich in feuriger Jugend erlebt hatte, als ich mich mit ganzer Seele dem deutschen Staate hingab. Die Kirche, der ich mich hingeben sollte, war in drohender Gefahr. Es kam die Zeit, wo ich mich über mein Verhältniß zur

Religion äußern mußte; wie früher über mein Verhältniß zum Staate, als es mich in die Turn-Streitigkeiten verwickelte, welche die besten Freunde von mir zu trennen drohten und mein innerstes Dasein erschütterten.

Ich verehre den König, der die Trennung von seinem Volke durch eine Confession, die nicht die herrschende war, tief empfand. Er achtete auf den Gang der Zeiten, er sah, wie das trennende Princip allmählig seine Bedeutung verlor; und wie nicht bloß da, wo das Christenthum selbst sich in einer schwankenden Reflection zu verlieren drohte, sondern inmitten des wahrhaften wiedererwachten Christenthums die wirkliche Union schon da war; er hatte sie nicht durch Gebote einzuführen, nur ihr wirkliches Dasein, wie es einem Könige gebührt, öffentlich zu erklären. Daher erging kein königlicher Befehl an die Gläubigen, sich zu uniren, nur wo die Trennung verschwunden war, sollte die Union vom Staate anerkannt werden. Sie würde, das hoffte, wünschte, erwartete der König, eine herrschende Kirche bilden, in deren Mitte er freudig sein königliches Dasein zu verleben hoffte. Ja, so vereinigt, durfte er erwarten, daß die Kirche, nicht mehr durch innern Zwie-

spalt getrennt und eben dadurch mächtiger, sich in sich reinigen müßte, daß sie, der sinnlichen Reflection entrissen, alle Feinde überwinden würde. Er war ein Gläubiger im reinsten Sinne, und versprach sich von dem Glauben, der alle Werke überwindet, die schönsten Erfolge. Aber leider! ein König steht nicht allein in seiner innern Welt; wie rein diese auch sein mag, sie wird am tiefsten von der Verwirrung der Zeit ergriffen, wenn der Gedanke That werden soll; dann bedarf er der Organe der Gegenwart, denen er Vertrauen schenken muß, ja die, ihm nicht bloß äußerlich dienend, sondern auch innerlich fördernd, seine Entschlüsse gestalten sollen. Wenn aber diese Organe sich nicht dem leitenden Gedanken hingeben, dann entstehen krampfhafte Bewegungen, die mehr vom Ziele ab, als nach diesem hinführen, sich selbst widersprechende Aeußerungen, deren Unsicherheit man es ansieht, daß sie von dem leitenden Gedanken verlassen sind.

Die reine königliche Absicht bewegte schon die trefflichsten Männer; ich nenne vor Allen den tiefen, wahrhaft christlichen, unsterblichen Schleiermacher. Er hatte eben das in dem flachsten Rationalismus ver=

sunkene Berlin für ein christliches Leben durch die Union gewonnen, wie Keiner; daher trat bei seinem Tode das alle Gemüther durchdringende Gefühl der Liebe und der Verehrung so mächtig hervor, und nie fand ein Begräbniß statt, seinem ähnlich; es waren keine getroffene Anstalten, es war der völlig bewußtlose, natürliche Erguß der traurenden Liebe, ein innerlich überschwengliches Gefühl, welches die ganze Stadt ergriff und um sein Grab versammelte; es waren Stunden einer innern Vereinigung, wie man sie in einer Hauptstadt der neuern Zeit nie gesehen hat.

Aber nicht auf die Hauptstadt allein beschränkte sich die segenvolle Thätigkeit dieses hochbegabten Mannes; seine zahlreichen Schüler verbreiteten sich über ganz Deutschland, und keiner hat mehr wie er, den König in seinem reinsten Gedanken gefördert und unterstützt. Ich darf es sagen, wie herrlich und bedeutend mir die Sache der Union erschien. Wie theuer sie mir immer gewesen war, das wurde mir innerlich klar, als er uns Allen, als er mir entrissen wurde. Nie erlebte ich eine schönere Ueberraschung, als da ich aufgefordert wurde, mich über ihn und sein herrliches geistiges Leben am Begräbnißtage öffent-

lich auszusprechen. Ich war erschüttert; trotz allem äußern Anscheine hatte man erkannt, daß ich innerlich dem alten geistigen Bündniß mit meinem herrlichen Freunde nicht untreu geworden war; auch ich war ein Unirter, während ich der Union auf eine, wie es schien, bedenkliche Weise entgegentrat, und man wußte es.

Die religiöse Ueberzeugung ist etwas so unbiegsam selbständiges, daß sie, wo sie nicht durch eine völlige Hingebung beherrscht wird, oder vielmehr das ganze Wesen des Menschen innerlich durchdringt, so daß die Hingebung selbst Freiheit und der Liebe gleich wird, alle relative Uebereinkunft ausschließt. Daher wird das Gebot schon im Uebergange von einem Menschen zum andern, selbst wo man den Entschluß gefaßt hat, sich fügen zu wollen, dennoch in einem andern Sinne ausgeführt, als befohlen. Es war daher allerdings als etwas Ungünstiges, so, wie die Form des Staats sich ausgebildet hat, Aufgedrungenes zu betrachten, daß die Union sich, gegen die königliche Absicht, dadurch der Form eines Gebots näherte, daß sie einer administrativen Behörde zur Förderung übergeben war. Zwar hatte diese Behörde religiöse Elemente in sich

aufgenommen, die sich aber nur in den gebotenen Formen zu bewegen wußten, welche einem wirklichen religiösen Fortschritte des Staats kaum angemessen waren.

Die Zeit der Synoden im altchristlichen Sinne, als alle Gemüther, wenn auch in der Lehre abweichend, tief religiös bewegt waren, war längst geschichtlich verschwunden, damals erschienen die Geistlichen in der That als Repräsentanten der Gemeinden. Mit innerem lebendigem Interesse lauschten alle Familien auf die Entscheidung derselben, und die Religion war was jetzt leider die Politik ist. Abgetrennt von den Gemeinden bildete sich aber später das Heer der Geistlichen, ein stehendes Heer, welches sich mehr innerhalb theologischer Streitigkeiten; als im Kreise lebendiger religiöser Ansichten und Ueberzeugung bewegte. Dieses Heer, wie es entstanden war, nachdem das Volk im Ganzen sich zurückzuziehen anfing, war von seiner innersten lebendigen Wurzel losgerissen, dem Staate preisgegeben, und wie die Selbständigkeit der alten Stände, verschwand die der Gemeinden, indem die einseitige, aber bewunderungswürdige Virtuosität der gebietenden administrativen Behörden sich immer-

mehr auszubilden anfing. Diese geschichtliche Richtung ist nicht durch die Willkür einzelner Menschen, sie ist nicht von einem bestimmten endlichen Grunde aus erzeugt; alle zerstreute Momente geschichtlicher Epochen förderten sie zugleich, und sie ward eben so positiv und entschieden hervorgerufen durch die Gleichgültigkeit der Gemeinden, wie durch die heranwachsende Macht der Behörden. Geschichtliche Thatsachen der Art müssen den ruhig betrachtenden Christen dahin führen, eine göttliche Leitung anzuerkennen. Eben sein schöner geistiger Vorzug ist es, den man im edelsten Sinne vornehm nennen kann, daß er durch den Glauben — durch den Sinn, mit welchem er die Geschichte auffaßt — losgerissen wird von dem bloß Beschränkenden, Verwirrenden der Erscheinung; und indem er sich der Lenkung Gottes in der Geschichte mit Zuversicht hingibt, tritt, je reiner sein Sinn zur Gesinnung, der hingebende Glaube zur thätigen Liebe heranreift, desto inniger seine That mit der Macht der göttlichen Geschichte verbündet hervor, und er wird frei sein. Hier in dieser christlichen That ruht alle Gewalt der wirklichen Fortschritte; der Herrscher, der diese Keime erkennt, wo sie selbst unscheinbar

hervorsprossen, ist vom Herrn gesendet, mit Ihm im stillen Bunde. Aber, was im eigentlichsten Sinne mit dem geheimen Rathschlusse Gottes verbündet ist, das schreitet, dem stillen Gange organischer Entwickelung gemäß, gegen welche die wilde Bewegung einer sinnlichen Gegenwart nichts vermag, unscheinbar fort und läßt sich durch keine Bewegung des Volks, so wie durch kein gewaltsames Gebot des Herrschers irre machen.

Im Preußischen Staate war zwar die feste kirchliche Ueberzeugung, so oder so festgehalten, nicht ganz verschwunden, aber sie hatte sich in die stillen Familien von der Geschichte zurückgezogen, sie nahm keinen Antheil an den zweifelhaften Berathungen der Zeit, und hemmte die religiös geschichtlichen Fortschritte, statt sie zu fördern; hier wo die Gedanken hin und herschwebten, sich bekämpften und aussöhnten, indem sie die Widersprüche unaufgelöst stehen ließen, waren sie, die Stillen im Lande, stumm.

Ich konnte nicht umhin, mich selbst als ein Kind der Zeit zu betrachten; selbst damals, als die Speculation meine Religiosität völlig beherrschte. Denn in der That die kindliche Erinnerung, die mich in eine Zeit versetzte,

in welcher ich mit unbefangener Hingebung einer bestimmten, geschichtlich gestalteten, wenn auch zurückgedrängten Kirche zugehörte, verließ mich nie, selbst, wenn sie sich vor der Speculation zurückzog und innerlich verstummte.

Man behauptet, es sei des freidenkenden Mannes unwürdig, sich die Religion als etwas Fertiges geben zu lassen, sie als ein von den Vätern Ererbtes zu betrachten, und dennoch entdeckt man hier am entschiedendsten die grundlose Tiefe echter Religiosität. Die Kirche hat die schaffende Gewalt über mein ganzes Dasein; sie ist nicht meine, sie ist der göttlichen Schöpfung ewige That. Man sagt: der Heiland sei gegen das alte Gesetz aufgestanden; aber seine That war einer jeden menschlichen schlechthin unvergleichbar, denn es war der Schöpfer selbst, der das Alte richtete und eine neue Zeit schuf. „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden." 2. Corinth. 5, 17. Man wirft Luther vor, daß er sich von der alten Kirche trennte und anstatt sie zu reinigen, sie auf eine revolutionäre Weise zu zerstören suchte. Aber so wenig wie von dem Tode zum Leben durch equivoke Generation, gibt es einen Uebergang von dem

äußern Werke zur innern aus der göttlichen Gnade entsprungenen kindlich freien christlichen That. Derjenige, in welchem die Reformation Luthers nicht täglich vollführt wird und von neuem entsteht, wer nicht täglich bemüht ist, sich von dem täuschenden Scheine der Werke ab, und der innerlichen Kindschaft göttlicher That zuzuwenden, der versteht nicht, wie hier an keine bloße Uebereinkunft, noch weniger an eine äußere Versöhnung zu denken war. Innerhalb des Christenthums erscholl die laute Stimme des göttlichen Geistes in der Geschichte; das Alte ward gerichtet, und es sollte ein Neues entstehen: aber es war eine menschliche That, nicht eine rein göttliche, eine erfrischende und reinigende, nicht eine schlechthin schaffende. Manches, was Gott erhalten wollte, ward von der Reformation verworfen; vieles, was Gott gerichtet hatte, ward in der Reformation erhalten. Das Christenthum ist wieder wach geworden; in allen seinen Richtungen tritt es kämpfend hervor, der Katholicismus regt sich in allen Ländern, die Protestanten treten kämpfend hervor unter sich und für den Staat. Der Ekel bloßer Politik, der sich nun seit mehr als einem halben Jahrhundert um drei oder vier flache

dürftige, von allem Geist verlassene Begriffe herumgedrehet hat, greift immer mehr und mehr um sich. Wer hatte in unserer Jugend eine Ahnung davon, daß nach Friedrichs des zweiten Regiment religiöse Bewegungen dem Staate bedenklich werden könnten? Wer glaubte, daß nach der Revolution katholische Bischöfe dem Könige und den Kammern Trotz bieten durften? Wer kann den religiösen Zustand von England betrachten, ohne zu erstaunen. Das völlig Unbegreifliche ist geschehen, und ohne zu begreifen, müssen wir es anerkennen, weil es da ist.

Ich bin in der Mitte der Naturforscher erzogen, und so hat eine Thatsache bloß als solche eine absolute Gewalt über mich; Thatsachen erst anerkennen, dann zu erklären und durch die Erklärung zu begreifen, ist das wahre Geschäft des Naturforschers. Das, was mich von den Naturforschern scheidet und freilich auf alle Richtungen der Forschung einen durchdringenden Einfluß ausübt, ist nur, daß die Religion der Thatsachen, die Gegenstand der Forschung sein müssen, die Natur in die Geschichte hinein versetzt und daher weiter reicht. Wer kann uns nun zeigen, wo die Quellen jener wunderbaren unerwarteten reli-

giösen Bewegung, die jetzt ganz Europa erschüttert, so lange verborgen blieben? wer vermag die unglaubliche Umwandlung auch nur dürftig zu erklären? Ist sie weniger mächtig, als die mechanischen Entwickelungen, die alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ergreifen und umzuwandeln drohen? Ist es wirklich hinlänglich und befriedigend, wenn der nüchterne Mensch auftritt und sagt: „das Geschlecht ist stumpf geworden und geht alternd in die Kindheit zurück. Aber es verliert seine Jugend nicht, es hat seine verständigen Aufgaben nicht ganz fallen lassen und wird seine kindisch gewordene Phantasie schon durch philosophische Constructionen, durch Kammerverhandlungen und geordnete materielle Interessen, indem es aus seinem träumerischen Zustande wieder erwacht, zu bändigen wissen.“ Was suchen nun die in Bewegung gesetzten Völker in allen Ecken der gebildetsten Welt, was wollen sie? Ist es bloß das Interesse sich selbst und Andere täuschender Theologen? Geht herum und forscht, wenigstens in den protestantischen Ländern, nach dem Ursprunge der religiösen Bewegung, und ihr werdet sie eben, wenn auch am unscheinbarsten, doch am reinsten, hervorquellen sehen aus dem stillen ein-

samen Gemüthe. Die Schriftgelehrten hatten sich gegen dieses Brüten erklärt, und sind fast unwillig in den immer mächtiger werdenden Strom hineingerissen. Nun, was suchen die Völker? Nachdem der Kampf wilder Freiheit ausgetobt hat, nirgends Ruhe, nirgends Friede findet, suchen sie das Entflohene, wo es im tiefsten Innern ruht, in einer Kirche. Abermals erkenne ich mich als ein Kind, nicht bloß der sinnlichen, sondern auch der geschichtlichen Gegenwart. Ich verstehe, ich fasse sie, ich wage es, ihre Zukunft zu weissagen; denn ich habe nicht bloß äußerlich über sie ein Gerede geführt, ich habe sie ganz in ihrer innern Bewegung mit erlebt.

Wie es geschah, daß die Gestaltung der Kirche in den protestantischen Ländern allmählig unbestimmter ward und zuletzt nur in kleineren, engeren und starren Formen übrigblieb, suchte ich mir, meiner ganzen Eigenthümlichkeit gemäß, durch eine umfassende Naturbetrachtung klar zu machen. Sie verdient geschichtlich und für die Betrachtung der göttlichen Natur, wo diese den in der Erscheinung hemmenden und dennoch fördernden Metamorphosen unterliegt, weiter verfolgt zu werden. Ich beschränke mich hier auf jene Ge-

danken, die sich innerlich in mir abwechselnd regten, wenn sie auch, zurückgedrängt und in den Schatten gestellt, nur durch eine siegende Gestaltung zum Vorschein kamen; also auf die mehr oder weniger bestimmten Formen in Deutschland.

Meine Betrachtung nämlich ging durch die ganze Natur in ihrem sinnlich scheinbaren Uebergange von einem Niedern zu einem Höhern, oder bestimmter, von einem Aeußern, mehr Gebundenen zu einem Innern, Freiern. Hier fand ich nun zuerst die Lehre von der equivoken Generation, und den Kampf gegen diese. Es ist den Naturforschern bekannt, wie dieser Kampf seit Redi's erster Beobachtung durch das ganze siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hindurchging und noch nicht völlig geschlichtet ist. Diejenigen, welche die Entstehung lebendiger Lebensformen aus dem Todten behaupteten, beriefen sich auf die sinnlichen leisen Uebergänge, die sich aus Einem in das Andere verfolgen ließen. Denn so verlieren sich die Monaden in die Atome, die doch auch beweglich sind, fast ohne daß man im Stande ist, die Grenze beider zu bezeichnen. Man glaubte auch wohl gar, darthun zu können, daß ein Lebendiges aus den rein anorganischen

Stoffen entstanden wäre; man sah, wie in dem Ernährungsprozesse sowohl, als durch organische Aussonderungen im ersten Falle ein chemischer Vorgang sich unmerkbar in eine innere organische Assimilation verwandelte. Auch hier war die Grenze nicht nachzuweisen, so wenig wie im letztern Falle, wenn der organische Prozeß der Ausscheidung chemisch schloß; ja das innerlich Aufgenommene schien sich dem äußerlich Ausgeschiedenen so genau anzuschließen, daß für den wahren Lebensprozeß kein Raum übrig blieb. So ward das Lebensprinzip als ein modificirter chemischer Proceß betrachtet, und die Lebenserscheinungen wurden aus dem chemischen Fortgange erklärt. Dahingegen müssen diejenigen, für welche der Lebensprozeß eine neue Geburt ist, das Leben als eine neue Schöpfung, eine neue Welt Gottes, in welcher er sich unmittelbarer offenbart, betrachten. Diese Welt versenkt sich zwar in das Sinnliche der Erscheinung, aber sie bildet eine neue Schöpfung; sie ist wie das Höhere, welches sich beim Todten in die Endlichkeit versenkt, und hier das Princip der Bewegung in einer unendlichen Zeit für einen unendlichen Raum verbirgt, so daß das Todte seinem eigentlichsten Wesen nach

nur aus dem Lebendigen, nicht dieses aus jenem begriffen werden kann. Es gibt daher keinen Uebergang vom Todten zum Lebendigen. Die Vermittelung zwischen beiden findet nur durch einen ursprünglichen schöpferischen Act statt. Es war mir merkwürdig, daß, als ein tieferes religiöses Gefühl das deutsche Volk durchdrang, dieser Kampf der Naturforscher auch einen religiösen Charakter annahm. Man schien seine höhere Bedeutung in der That zu ahnen. Es sind zwei entgegengesetzte Richtungen, die in der Ausbildung auseinandergehen und sich fliehen, um nur in der schöpferischen That Gottes, welche das Todte wie das Lebendige umfaßt, die mächtige, Alles beherrschende Einheit zu finden.

Innerhalb der Kreise des Lebens wiederholt sich nun derselbe Streit. Es gab Physiologen, welche die Thiere aus den Pflanzen entspringen ließen und das durch willkürliche Bewegung sich unmittelbar Offenbarende als ein Resultat der vegetativen Prozesse zu betrachten geneigt waren. Gegensätze der nämlichen Art, die, weil sie nicht erkannt waren, freilich keinen ähnlichen Kampf hervorriefen, gestalten sich auf ähnliche Weise zwischen den Thieren, die einer höhern

Entwickelung entgegengehen und den Insecten, die an das Pflanzenreich gebunden durch diese dargestellt werden. Zum vierten Mal entsteht ein ähnlicher Gegensatz der Richtungen zwischen den Wasser- und Luftthieren; zum fünften Mal unter den Luftthieren, zwischen Säugethieren und Vögeln; aber zum sechsten Mal auf der Grenze der sinnlichen Naturforschung, da wo die Seele, zwar gebunden durch die äußerliche Sinnlichkeit, dennoch den Begriff der äußern Unendlichkeit, die alles Lebendige und Todte seiner Form und seiner Thätigkeit nach festhält und bindet, in sich trug, da nämlich, wo die Rede war von einem Uebergange von den Thieren zu den Menschen. Auch hier trat der Versuch hervor, das Höhere aus dem Niedrigen, die menschliche Seele aus einem immer höher gesteigerten thierischen Lebensprozeß zu erklären. Aber diese Ansicht drang nicht durch, das unmittelbare Bewußtsein wies sie zurück, und sie hat nie, wie der Kampf für die equivoke Generation, eine geschichtliche Bedeutung erhalten. Dennoch verbarg sich diese Ansicht in einen andern Streit, nämlich da, wo die Frage aufgeworfen wurde, ob die verschiedenen Racen nicht Erzeugnisse verschiedener Weltgegenden wären,

also Erdentsprossene, oder ob man nicht, von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, genöthigt wäre, das Geschlecht aus Einem Paare entstehen zu lassen. Und, wie die Schrift sagt: „Gott blies dem Menschen ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.“ 1. Mose 2, 7.

Zum siebenten Male aber und am höchsten tritt die Lehre von der equivoken Generation da hervor, wo die Rede ist von der Umwandlung des sinnlichen Menschen in einen göttlichen. Hier ist der Kampf der heftigste; er bewegt noch immer das ganze Geschlecht, ja er wird immer heftiger, je innerlicher die bedenkliche Frage wird. Auch da wo die Religion, hier nun entschiedener das Christenthum, nicht abgeleugnet, sondern anerkannt wird, drängt sich die Neigung, das Höchste aus dem Sinnlichen, das Göttlichlebendige aus dem Sinnlichtodten zu erkennen und zu erklären, mit großer Macht hervor. So entstand der Rationalismus, und die ewige gewaltige That der Liebe, die Gott in der menschlichen Gestalt sich offenbaren ließ, ward ein bloßes abstractes Princip, enger oder mächtiger hervortretend, bis es von allem Sinn-

lichen abgezogen sich als ein absolut Abstractes constituirte.

Das Christenthum aber kennt den Heiland als die Offenbarung der letzten höchsten, Tod und Leben, den innersten Menschen und die ganze ihn umgebende Natur umfassenden, Alles im Innersten versöhnenden göttlichen That der ewigen heiligen Liebe. Gott gab sich der Welt hin, um sie zu erlösen, aber die Liebe hat nur ihre Bedeutung, wo die wechselseitige gänzliche Hingebung stattfindet; so entstand die Kirche, Christus ist der unsterbliche Leib des Herrn, das höchste aller Sinnlichkeit entrissene, eben deswegen alle Sinnlichkeit durchdringende Lebensprincip, das geistige Paradies einer neuen Welt.

Ich glaube, ohne unbescheiden zu sein, dieser Ansicht einigen Werth beilegen zu können; ich glaube, daß sie, nicht bloß äußerlich nachgesprochen, sondern innerlich frei aufgenommen, durch begabte Männer in lehrreicher Ausdehnung behandelt, eine höhere Bedeutung erhalten kann, als ich ihr zu geben vermag. Aber bei keiner Gelegenheit habe ich deutlicher einsehen gelernt, wie fremd dasjenige, was mein ganzes Leben bewegte, der gegenwärtigen Zeit geblieben ist.

Ich habe, was hier ausgesprochen ist, seit Jahren öffentlich bekannt gemacht. Daß diejenigen, die das Leben aus dem Tode zu erkennen glauben, hier, wo eine bestimmte Beantwortung der Frage absolut gefordert wird, wo diese zuletzt und am entscheidendsten sich aufdrängt, meine Aeußerungen keiner Betrachtung werth halten, ja vollkommen unverständlich finden, begreife ich sehr wohl. Aber selbst die mit mir gleich Denkenden, die Wohlwollenden, gehen an dieser meiner Betrachtung stillschweigend vorüber; was mich so tief ergreift, muß ihnen etwas völlig Gleichgültiges sein, und wenn sie die Ansicht auch billigen, ja vielleicht geistreich nennen, so scheinen sie dennoch anzunehmen, daß sie einer größern fernern Entwickelung unfähig sei.

Diese höchste Offenbarung der göttlichen Natur, die Geburt des neuen Adam, wie die Bibel sich ausdrückt, der Ordner und Versöhner des in sich streitenden, sich selbst vernichtenden Geschlechts, wie der erste Adam der Gipfel der sinnlichen Schöpfung und der Versöhner der wilden Kämpfe einer frühern Natur war, trat in der Geschichte hervor, und seine Erscheinung bildet die Kirche. Sollte diese wirklich in letzter Instanz diejenige Beruhigung gewähren, die der

durch seine inneren Kämpfe ermüdete Mensch sucht, so mußte sie eine, und zwar geistige, Gestalt erhalten, die eine unbedingte Hingebung forderte; sie mußte mit der ganzen Nothwendigkeit der Natur uns entgegentreten. Zwar sollte sie dadurch so, wie die Natur, keinesweges etwas dem Denken innerlich Entgegengesetztes mir darbieten, etwas, wodurch das Denken seinem Wesen nach beschränkt würde, so wenig, in der That, wie die sinnliche Natur das Denken begrenzt. Die Selbständigkeit des Denkens behauptete sich vielmehr, einer mir auf immer nothwendig gewordenen Ansicht gemäß, wie die der Mathematik der anorganischen Natur gegenüber. Aber dieses Denken maaßte sich nicht an, der göttlichen Natur Gesetze vorzuschreiben. Das Geheimniß der Kirche war eine freie göttliche That, ja enthielt das Räthsel der eigenen Freiheit selbst, wie sie sich im Erkennen äußerte. In der That erschien mir die Behauptung, daß die Hingebung an die Kirche die Thätigkeit der Vernunft ausschließe, wie sie von beschränkten Orthodoxen sich zu äußern wagte, eben so ruchlos, wie der Wahn mancher Fanatiker, daß sie die Sittlichkeit ausschließe. Aber das voreilige Streben, Alles, selbst die Wahrheit der

Natur, der einseitigen Consequenz eines bestimmenden menschlichen Denkens zu opfern, widerstrebte mir, eben je entschiedener es hervortrat, desto heftiger. Daß ich der Kirche mich hingab, aus welcher meine erste kindliche, völlig reflectionslose Religiosität entsprang, ward der erste Act einer Pietät, der offenbar religiöser Art war. Wenn die protestantische Kirche die Behauptung, daß sie und der rechte Glaube überhaupt alle Tradition ausschließe, in ihrer ganzen Consequenz hervorheben will, so geräth sie durch ihren Kampf gegen die katholische offenbar in einen innern Widerspruch. Es gibt Ansichten, die sich in den Protestantismus mit einer Art von religiöser Nothwendigkeit hineindrängen, die sich nicht unmittelbar aus der heiligen Schrift beweisen lassen, und die, wenn auch aus noch so früher Zeit, in der That traditioneller Natur sind. Ein unterrichteter und frommer Theolog machte mich auf die Kindertaufe aufmerksam, die nirgends in der heiligen Schrift vorkömmt, und dennoch durch eine aus dem Innersten des Christenthums hervorgehende Nothwendigkeit geboten ist. Aber wie die Kirche das bewußtlose Kind in ihr gesegnetes Reich aufnimmt, so hat die Zeit, in welcher wir geboren

wurden, die Familie, in deren liebender Mitte wir erzogen sind, wie das Volk, dem wir zugehören, den Gang unserer Entwickelung vor allem reflectirenden Bewußtsein schon bestimmt. Daß diese bewußtlose Bestimmtheit zu ihrem Ursprunge zurückkehrend eine reinigende Krise der Entwickelung herbeizuführen vermag, das beweist das Geschlecht im Ganzen, die Entstehung der Reformation, ja im tiefsten göttlichen Sinne die Entwickelung der Religion der Liebe aus der des Gesetzes, der neuen Zeit der ganzen Geschichte aus der der alten durch den Heiland selber. Ich aber trug das geistige Geheimniß meines ganzen Lebens in mir, ein jeder Fortschritt wurzelte in der Kindheit, ja es waren die frühesten Keime, die sich immer mehr entwickelten. So verdrängte die gänzliche Hingebung nicht das geheimnißvolle Dasein der frühesten Zeit; und daß ich wieder Lutheraner ward, war keine Wahl, sondern der innere Entwickelungsgang meines in der Natur = Objectivität ruhenden und aus dieser hervortretenden Lebensganges.

Nun war, als ich mich der Kirche anschloß, diese, wie sie mir aus meiner Kindheit erschien, in Gefahr. Die Union ward nicht in der religiösen Bestimmtheit,

die den König leitete, von den Behörden aufgefaßt, denen er die Ausführung zu übertragen von den Verhältnissen gezwungen war. Ihm waren die geschichtlich gewordenen symbolischen Bücher ein heiliger Schatz der Kirche, alle Geistlichen sollten auf diese verpflichtet werden. Die Zeit der Synoden war aber verschwunden; eine administrative Behörde hatte das Element der Kirche in sich aufgenommen, aber vermochte sich nicht mit dieser, wie es nothwendig war, innerlich zu verbinden. Diese Trennung im Innern der Behörden pflanzte sich in der Union fort, und eine Gewalt, die einen innern Zwiespalt in sich selbst trug, konnte nicht nach außen als eine versöhnende erscheinen. Indem die Aufforderung zur Union laut ward, sprach sie zwar aus, was schon in vielen, dem Christenthume zugewandten Gemüthern vorherrschte: aber eben als die unirte Kirche sich gestalten wollte, mußte die Bestimmtheit zweier sich geschichtlich fortbildenden kirchlichen Formen, wieder klarer als bisher hervortreten. Was unter den Theologen ein Kampf dogmatischer Lehren war, erschien in den auseinandergefallenen Gemeinden deutlicher als ein traditionelles Heiligthum. Der König in seiner wahr-

haft christlichen Pietät ehrte dieses, es stand denjenigen Gemeinden, die sich in der bisherigen noch immer gesetzlichen Geltung der Trennung beider Kirchen erhalten wollten, frei, in dieser zu beharren. Und in der That nichts läßt sich weniger durch ein Gebot einführen als eine kirchliche Union. Sie kann nur ausgesprochen werden, wo sie schon ist.

Hätten die Behörden aber die Union richtig gefaßt und was nothwendig zu ihrem Begriffe gehört, so schien der Eigenthümlichkeit beider Kirchen keine Gefahr zu drohen. Denn zur Union gehören wenigstens zwei verschiedene Persönlichkeiten, und je selbständiger beide hervortreten, je freier sie sich in ihrer Eigenthümlichkeit behaupten, desto wahrer und tiefer wird die Union sein. Allerdings liegt diese höher als die Verschiedenheit, aber jene verschwindet, wo diese aufhört. Man sollte daher glauben, daß die Union zugleich eine Aufforderung enthalten würde, an die Reformirten, im selbständigen Sinne reformirt, an die Lutheraner, lutherisch zu bleiben, damit aus der durchgeführten und festgehaltenen, in sich abgeschlossenen Eigenthümlichkeit beider Kirchen die Nothwendigkeit einer höhern Einheit hervorgehe. So wird in der

innigsten Einheit der Ehe der Mann nicht weibisch, die Frau nicht männlich werden; je männlicher der Mann, je weiblicher das Weib, desto bedeutender wird die Union sein, die beide unauflöslich bindet. Aber so trat die Union in den Händen der Behörden keineswegs hervor. Die symbolischen Bücher sollten die Geistlichen in beiden Kirchen verpflichten; war diese Verpflichtung eine Wahrheit, so war, wo die geschichtliche kirchliche Ueberlieferung noch immer ihre Geltung hatte, an keine Union zu denken. Sie fand nur da statt, wo die Sonderung der Lehren ihren Werth verloren hatten. Aber in diesem Falle, war die bestimmte Gestalt beider kirchlichen Formen, so wie sie geschichtlich hervorgetreten, verschwunden, und damit die Union selber. Ein noch unbestimmtes inneres christliches Gefühl, da wo dieses als ein tiefes und wahres vorherrschte, schien die Differenz aufheben zu wollen, und deutete auf eine zukünftige Kirche, die aus einer Einheit beider hervorgehen sollte. Ich bin in der That geneigt zu glauben, daß in diesem noch unsichern Gefühle der Keim einer vielversprechenden Einheit beider Kirchen liegt: aber sie ist nicht da, und so lange das unbestimmte Gefühl vorwaltet,

schwankt selbst der Begriff der Kirchlichkeit in seinem innersten Wesen. Dieser Zustand ist mit großer Gefahr verbunden, denn Meinungen mancherlei Art, das Gerede über die Kirche tritt an die Stelle der sichern, gebietenden Naturnothwendigkeit derselben. Wo das Höchste schwankend wird, tritt die verwirrende Selbsthülfe hervor. So drohet ein Zustand einzureißen, der alles Kirchliche verdrängen wird. Wo ist die Grenze der Union, wodurch unterscheidet sie sich von Allem, was unter dem Namen des Protestantismus im Lande herumgeht, und wenn wir die noch herrschende Gesinnung der Literatur betrachten, ein wahres Monstrum genannt zu werden verdient? Nur die Unklarheit eines innern Gefühls konnte die Frommen über diese Gefahren verblenden. Sie wollten nicht einsehen, daß sie, wie unter sich, so mit den Rationalisten, die sie haßten, unirt werden müßten.

In Breslau war nicht bloß die Union herrschend, ehe sie eingeführt wurde, auch der rationalistische Protestantismus, der die kirchlichen Formen nicht bloß mit Gleichgültigkeit, sondern mit Geringschätzung betrachtete, äußerte sich unverholen, und die Aufnahme desselben in die Union fand nicht allein kein Hinder-

niß, er ward vielmehr als eine Stütze derselben betrachtet.

Gegen diese drohende Gefahr suchte Scheibel vor Allen sich zu waffnen; er sah die Union schon seit Jahren immer näher rücken. Seine polemischen Schriften standen der Zeit, ihren Ansichten, ja ihrer Sprache zu fern, als daß sie Theilnahme erregen konnten. Die kleine Gemeinde, die sich um ihn versammelte, erschien daher immer isolirter, und dennoch erkannte ich in dieser engen Versammlung, so wie sie mir entgegentrat, eine höhere geschichtliche Bedeutung, die nicht abhängig war von dem größern oder geringern Geschick des geistigen Führers. Sie hatte Rechte, die, wie es schien, nicht abzuweisen waren. Als sie später, einer Behörde gegenüber, die eine Veränderung ihres kirchlichen Bekenntnisses gebot, behauptete: man müsse Gott mehr gehorchen, wie den Menschen, wurde ihnen diese Aeußerung als eine freche, ja ruchlose vorgeworfen, als wollten sie sich den Aposteln gleich stellen. Ich gestehe, ich erschrak, als ich diesen Vorwurf aus dem Munde einer Behörde vernahm, die sich eine geistliche nannte. Hat denn, dachte ich, diese Aeußerung ihre Bedeutung

verloren, seit die Apostel starben? Sie war hier eben sehr treffend, und sprach recht entschieden aus, was ihnen ein Heiliges geworden war und was sie gegen eine jede äußere Gewalt zu behaupten berechtigt waren. Denn, was sie erhalten wollten, war nichts von ihnen Ersonnenes; sie waren in der Kirche, deren Confession ihre religiöse Ueberzeugung ausdrückte, durch den Staat erzogen. Wenn sie nun, was der gesetzmäßige Unterricht ihnen mitgetheilt hatte, ernsthafter nahmen, wenn es ihnen ein inneres Heiligthum geworden war, welches höher stand, als alle irdische Gewalt, waren sie zu tadeln? Konnten sie nicht mit Recht fordern, in dem geschützt zu werden, was ihnen der gesetzliche Unterricht zugeführt hatte, und war die getadelte Aeußerung nicht eine völlig angemessene, ja ein nothwendiges Resultat der Lehre, in welcher sie erzogen waren?

Die von der kleinen Gemeinde gefürchtete Union ward in Schlesien auf eine stürmische Weise eingeführt. Zwar lange vorher angekündigt, kannte doch keiner noch bestimmt den Tag der Einführung. An einem Sonntage vernahm man, daß den Tag darauf (den 25. Juni 1830) die Union in allen Kirchen der Stadt gottesdienstlich

gefeiert werden sollte; in der lutherischen Hauptkirche wurde das unirte Abendmahl ausgetheilt. Zwei lutherische Prediger theilten, nachdem sie es selbst von einem reformirten erhalten hatten, das Brot aus, der reformirte reichte den Kelch. Vorbereitet und gewonnen wurden die sämmtlichen Gemeinden der Stadt erst wenige Tage vorher durch eine kleine deklamatorische, sonst völlig inhaltsleere Schrift des Hauptpredigers der Stadt, die vertheilt, ja, wie behauptet wird, aus einigen Fenstern geworfen ward. Die Bewegung in der Stadt, hatte wenig gemein mit jenen tiefen, heiligen, die neue Zeiten schufen, von welchen uns die Geschichte erzählt.

Auf eine andere Weise war freilich schon seit langer Zeit das Volk für die Union gewonnen. Die größere Anzahl der Prediger der Stadt hatte durch den Unterricht wie durch ihre Predigten eine jede Ahnung von der Differenz der Kirchen (wenn sie auch als ein geschichtliches Factum mitgetheilt ward), verschwinden lassen, und Scheibel als einen finstern, von jener unwissenden Zeit noch gefesselten und von den durch gelehrte und fromme Prediger längst verworfenen Vorstellungen geleiteten Mann der Gering=

schätzung und Verachtung preisgegeben. Die Zeit, die dem größten Theile der Gemeinden zur Ueberlegung gegeben ward, dauerte fast nur von Sonnabend Abend bis Sonntag früh, und man kann wohl sagen, daß beide Kirchen durch Ueberrumpelung besiegt wurden. Es war freilich leicht, denn die Besatzung war schon vorher entwaffnet und gewonnen.

Es waren mancherlei Schritte von Scheibels Seite gethan; es hatten mancherlei Unterhandlungen mit dem Stadtconsistorium, mit der königlichen Regierung, mit dem Oberpräsidenten stattgefunden: sie wurden alle abgewiesen. Der König reiste kurz vor der Einführung der Union durch Breslau, Scheibel, auf welchem das Schicksal seiner Gemeinde allein ruhte, der mit einem Eifer, wie er seit Hunderten von Jahren nicht stattgefunden hatte, hervortrat, versuchte es, zum Könige zu dringen. Er ward abgewiesen. In welchem Sinne man überhaupt die Gemeinde behandelte, würde derjenige erfahren, der die Geschichte dieser Tage in der actenmäßigen Darstellung Scheibels (Leipzig 1834) nachlesen will. Man kann sich auf eine jede hier erwähnte Thatsache durchaus verlassen, ich werde daher nicht eine Geschichte der Unionstreitig-

keiten geben, die ich ohnehin nicht in allen Richtungen kenne. Mein Verhältniß zu der stillen Gemeinde und zu Scheibel muß aber vorzüglich hervorgehoben werden.

Alle Kirchen waren von der Union in Anspruch genommen. In einer kleinen Spitalkirche, wo ein junger sehr begabter Mann (Herr Thiele) die Predigerstelle versah, drängte sich die Gemeinde zusammen. Es war merkwürdig, wie sehr das rasche Verfahren der Regierung selbst auf Scheibels Anhänger wirkte. Viele, die später einer jeden Verfolgung trotz boten, wagten an diesem Tage doch nicht, in der kleinen abgesonderten Kirche zu erscheinen. Ueberhaupt gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen dieser Tage, die für den besonnenen Betrachter so lehrreiche Wiederholung des geschichtlichen Typus der Religionsverfolgungen, wie er zu allen Zeiten sich gestaltet und wie er jetzt wieder erschien. Nie hatte ich früher ahnen können, daß ich ein Schauspiel dieser Art, an dessen Möglichkeit in unseren Tagen, meiner Meinung nach, nie gedacht werden konnte, erleben, ja selbst darin verflochten werden sollte.

Auf eine so überraschende Weise war nun die

Union wirklich eingeführt, nicht, wie der König wollte, ihre Annahme oder Nichtannahme den Gemeinden überlassen. Aeußerte doch die höchste weltliche Behörde sich folgendermaßen: sie sei überzeugt, daß die Union der christlichen Kirche keine Gefahr bringe, und diese Ueberzeugung erschien als maßgebend.

Die Betäubung des ersten Tages verschwand schnell, und der feste Entschluß, von der errungenen Ueberzeugung nicht abzuweichen, trat an die Stelle. Man bedenke meine Stellung bei diesem Ereigniß. Meinen religiösen Standpunkt habe ich oben angegeben; ich hätte, wird man sagen, stille sitzen können und es hätte sich auf jede Weise für meine literärische Stellung besser geziemt. Mir war nun, ich gestehe es, nach den Erfahrungen, die ich gemacht hatte, unter allen Dingen die öffentliche Meinung am gleichgültigsten geworden. Ich opferte, meiner Gesinnung nach, nicht viel, indem ich ihn preisgab. Daß eben in dem Augenblicke, wo ich die Sehnsucht, mich einer Gemeinde einzuverleiben, am tiefsten fühlte, eine solche, welche die mir heilige Lehre meiner Kindheit vertrat, in Gefahr war, vernichtet zu werden, und meine Hülfe anrief, konnte

ich nicht als einen blinden Zufall betrachten; innerlich bewegt und wahrhaft ergriffen, verband ich mich mit dem armen verfolgten Ueberreste der lutherischen Kirche. Ich gehörte der Gemeinde zu, meine Tochter war von Scheibel religiös erzogen und hing an diesem herrlichen Lehrer mit ganzer Seele. Sie kannte die Zweifel, die mich beunruhigt hatten, nicht. Meine Frau, die freilich eine ganz andere Erziehung genossen hatte, war schon längst für eine ernste Religiosität gewonnen. Was uns jetzt gemeinschaftlich durchdrang, vereinigte uns inniger als je. Aber obgleich so für mich, meiner einmal wach gewordenen Gesinnung nach, keine Wahl blieb, drängte sich dennoch ein zweites Moment der Betrachtung auf, wenn auch als ein secundäres, doch sehr entscheidendes. Es war mein Verhältniß zu meinem theuern Freund Scheibel; ich hatte es gewagt, seine Sache den Behörden gegenüber zu vertreten, er hatte zu mir ein Vertrauen gefaßt, welches unerschütterlich war; eben jetzt, wo die Hauptprüfung ihn traf, die er lange geahndet, auf die er sich vorbereitet hatte, würde ich ihn, durch ein stillschweigendes Zurücktreten, zwar nicht schwankend gemacht haben, aber ich hätte sein Herz gebrochen.

Eben das Unerschütterliche seiner Ueberzeugung, der feste Muth des sonst furchtsamen Menschen, bildete eine Krise in meinem Leben, so entfernt wir auch durch intellectuelle Bildung von einander blieben. Eben diese Unzugänglichkeit, diese Abwesenheit aller Zweifel, die mich quälten, stellten ihn mir als das höchste Naturobject dar, in welchem der Abgrund einer heiligen göttlichen Absichtlichkeit sich verbarg, und verwandelten ihn in einen Repräsentanten der Kirche, die ich suchte.

Die bedrängte Gemeinde, die sich, freilich nicht — nach der Ansicht der herrschenden Administration — in Stadtvierteln eingetheilt, gebildet hatte, war nicht groß. Sie bestand etwa aus zwei bis dreihundert Familien. Es waren meistens achtbare Bürger, gewohnt, ein stilles religiöses Leben zu führen. Einige theologische Candidaten, selbst jüngere Prediger, schlossen sich an, zwei bedeutende Männer aus den höheren Ständen gehörten uns ebenfalls zu. Es war bemerkenswerth, daß ich grade damals Rector der Universität war, und Professor Huschke, der meine Ueberzeugung und meinen Entschluß theilte, war Decan der juridischen Facultät. Huschke war schon seit

längerer Zeit mein vertrauter Freund; den Herrn Oberlandes-Gerichtsrath v. Haugwitz lernte ich jetzt erst kennen.

Die Mitglieder der Gemeinde hatten sich bei Scheibel gemeldet, und ihre Absicht, in der Trennung von der Union zu beharren, entschieden erklärt. Correspondenzen mit dem Consistorium der Stadt und Scheibels dadurch hervorgerufene Erklärungen hatten seine Suspension von allen amtlichen Beschäftigungen, die Kranken-Communion ausgenommen, herbeigeführt, und da alle Behörden in geistlichen Angelegenheiten von dem hohen Ministerium bis zu dem Stadt-Consistorium herunter uns entschieden feindlich gegenüberstanden, ward beschlossen, daß wir uns unmittelbar an Seine Majestät den König wenden wollten. Bis jetzt war in allen preußischen Ländern die Sache der Union lediglich von den Geistlichen betrieben; keine einzige Gemeinde schien bei der Sache ein Interesse zu haben. Das heißt, was ich Gemeinde nannte; nicht die bloß statistisch administrative Eintheilung nach Stadtvierteln. Schon lange hatte diese Erfahrung mich mit Schrecken erfüllt. Wie Alles überwältigend der Formalismus der preußischen Administration war,

zeigte sich hiedurch auf eine überraschende Art. Die Geistlichkeit stand nicht etwa auf irgend eine Weise religiös selbständig dieser gegenüber, sie beherrschte mit den weltlichen Behörden verschmolzen, selbst die innersten Angelegenheiten des Glaubens, und nirgends unter den wachsenden Millionen äußerte sich bei dem Volke die Existenz einer Gemeinde. Hier in Breslau erschien in dem Lande, welches die Hauptmacht des Protestantismus in Deutschland (in Luthers Vaterlande) repräsentirte, die erste versuchte Opposition innerhalb eines sehr beschränkten Kreises. Sie war in ihrem Ursprunge völlig rein religiös, in ihrer Mitte war kein Funke von politischer Unruhe, sie ward gebildet durch die legitimsten, gehorsamsten, treuesten Unterthanen des Königs, sie war begründet durch eine völlig geschichtlich legitime Berechtigung. Ich konnte vielleicht die Ansichten dieser Opposition nicht theilen, aber obgleich sie sich nur unter wenigen durch ihre Stellung scheinbar meist geringen Männern bildete, erkannte ich ihre große geschichtliche Bedeutung, und in der That, sie hat zuerst eine Krise in der Stellung der Kirche zum Staate hervorgerufen und das Recht durch Bekenntniß verbundener Gemeinden zur Sprache gebracht.

So lange die Geistlichkeit allein die Sache verhandelte, konnte die Obrigkeit mit vollem Rechte behaupten: Eure Streitigkeiten gehen uns nichts an. Für das Recht der Lutheraner, sich in ihrer rein kirchlichen Form zu behaupten, war Scheibel in ganz Deutschland allein hervorgetreten. Eine solche völlig vereinzelte Opposition dem Könige als eine Halsstarrigkeit, als einen Wahnwitz darzustellen, war nicht schwer. Von jetzt an, erklärte ich bei der ersten Verhandlung in meiner Wohnung, kann Scheibel allein nichts ausrichten, die Gemeinde muß hervortreten.

So war ich durch die Verwickelung der Verhältnisse und durch die Gefahr des Moments ohne weitläufige und ausgedehnte Reflection, der Erste, der in Deutschland die Rechte einer Gemeinde, die in der Art, wie sie bisher bestanden hatte, fortbestehen wollte, in Anspruch zu nehmen wagte. Es ist jetzt eine Frage, die bei dem erwachten religiösen Sinne, bei der Sehnsucht nach einer wahrhaft kirchlichen Form, immer dringender und auch bei uns ein Gegenstand der ernsthaften Erwägung des trefflichen Königs und seiner Räthe geworden ist. Hätte die lutherische Kirche, wie sie sich in Breslau zu bilden anfing, auch keine an=

dere Verdienste gehabt, als die, einen Einfluß der Gemeinden auf die Berufung ihrer Prediger, eine Garantie für die Fortbestehung ihrem Bekenntnisse gemäß, zu erhalten, so dürfte ich doch behaupten, daß dieses Moment der Bildung von großer Wichtigkeit war.

Als ich den Vorschlag machte, war schon Vieles geschehen. Der Druck der Schriften für die Lutheraner war verboten, Scheibel und Thiele waren suspendirt; es ward beschlossen, im Namen der Gemeinde eine Bittschrift an den König aufzusetzen. Nun war eine Verabredung mit den Mitgliedern dieser Gemeinde nothwendig. Durch Professor Huschke ward sorgfältig ein jeder ungesetzlicher Schritt vermieden. Zwölf Mitglieder, die nach Scheibels genauer Bekanntschaft aus der Gemeinde gewählt, und in meinem Hause versammelt waren, beschlossen, mit Scheibel zugleich sich an Seine Majestät zu wenden. Mir ward die Anfertigung dieser ersten Bittschrift übertragen und sie ward von uns elf (Scheibel unterschrieb sie nicht) auf die gesetzmäßige Art an das Ministerium gesandt, um durch dieses an Seine Majestät befördert zu werden. Ich war bis dahin mit

keinem der Mitglieder der Gemeinde in persönliche Berührung gekommen, nichts Gemeinschaftliches hatte die Gemeinde in Bewegung gesetzt. Meine ganze Thätigkeit beschränkte sich auf freundschaftliche Gespräche, die freilich immer wärmer, immer bedeutender wurden und nothwendig weiter führen mußten. Jetzt stand ich in der Mitte einer tiefbewegten Gemeinde; ein jedes Mitglied derselben hatte das Recht, mich aufzusuchen, denn ich war ihr Repräsentant geworden. Allerdings entstanden bei dieser Annäherung mancherlei Bedenken, aber ich suchte sie entschieden zu unterdrücken. Daß eine erscheinende Kirche, den schwankenden Meinungen, gegen welche man sich zu stellen hatte, und jetzt der Staatsgewalt, die ihr mit dem Untergange drohte, gegenüber, viele nicht ganz zu billigende Elemente bei ihrer Entstehung in sich trug, war zu erwarten, und mußte, wenn das Motiv der Vereinigung nur dasselbe war, geduldet werden.

Aber eine Hauptdifferenz zwischen mir und der Gemeinde trat doch ganz entschieden hervor. Ich war vielleicht derjenige, der von der Stellung unserer Sache dem Könige und dem Ministerio gegenüber am besten unterrichtet war. Ich wußte, mit welchem unbeding-

ten Vertrauen der König den höheren Behörden die Sache der Union übergeben hatte; mir war der Gesichtspunkt, von welchem aus der Minister unsere Sache betrachtete, nicht unbekannt. Dieser berief sich unbedenklich auf die Majorität, er legte dem Könige den Bericht von dem überraschenden Zutritte fast aller Gemeinden zur Union vor. Wenn auch hier und da selbst in Berlin einzelne Prediger mit Bedenken hervortraten, so wurden diese doch ohne große Mühe beseitigt. Der Begriff der Kirche war so schwankend geworden, die Gleichstellung derselben mit der Persönlichkeit des geistlichen Lehrers hatte ein so großes Gewicht erhalten, daß selbst die frommsten Prediger glaubten, ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie ihre persönliche Ueberzeugung nicht gehemmt sahen. Eine Garantie für die Zukunft schien ihnen durchaus überflüssig. Daß nun in einer Provinzialstadt 3—400 Familien, geleitet von einem Theologen, dessen fremdartige, ja fast bizarre Schriften ihm einen üblen Ruf zugezogen hatten, den allgemein günstigen Erfolg hemmen sollten, schien den hohen Behörden unerträglich und nicht zu dulden. Seit vielen Jahren war der Entschluß, die Union als die herrschende Kirche im

Lande zu begründen, eingeleitet worden. Sie breitete sich durch mancherlei Mittel, die wohl nicht immer von der höchsten Behörde ausgingen und kaum in jeder Beziehung zu rechtfertigen waren, aus. Der König mußte glauben, seinen frommen und christlichen Wunsch erfüllt zu sehen. Und nun trat der Breslauer Skandal hervor. Daß unter diesen Umständen es fast unmöglich für den König war, unsere Angelegenheit völlig rein aufzufassen, ist begreiflich. Ich glaubte die Versammlung der Repräsentanten auf die großen Schwierigkeiten, die uns vorlagen, ohne Rückhalt aufmerksam machen zu müssen. Die Antwort war, wie ich sie erwartete. Ihre Sache sei vor Gott gerechtfertigt, er habe die Herzen der Könige in seiner Gewalt; ihm, sagten sie, hätten wir unsere Sache übergeben. Allerdings erinnerte ich an den eisernen Luther, der sich doch in Manches fügte, wo der Hauptsache nicht Unheil drohte. Eine christliche Klugheit ist in der heiligen Schrift nicht zurückgewiesen, vielmehr geboten, und glauben wir uns Werkzeuge in der Hand des Herrn nennen zu dürfen, so ziemt sich für uns besonders ein verständiges und besonnenes Betragen. Nun machte ich auf den Unterschied in der Stel-

lung unserer Kirche, in Beziehung auf die Union, und auf die von dieser verschiedene Stellung in Beziehung auf die Agende unserm Könige gegenüber aufmerksam. Bei der Union — das ist der ausdrückliche Wille des Königs — soll durchaus kein Zwang stattfinden. Wenn die Behörden, besonders in den Provinzen, durch ein wenigstens innerlich gewaltsames Verfahren den christlichen Predigern und Gemeinden keine Zeit zur Ueberlegung gönnten, so fand dieses Verfahren nicht in Uebereinstimmung mit dem königlichen Willen statt. War es nun unsere einzige, wahre Absicht, unsere Confession rein abgetrennt von der Union zu erhalten und Garantieen für die Zukunft zu erlangen, so mußten wir vor Allen als der gebietenden Obrigkeit gehorchend erscheinen. Nun aber war die Opposition gegen ein königliches Gebot dem Ungehorsam gleich. Die Union war nur gewünscht. Wenn wir auch diesen königlichen Wunsch nicht erfüllten, so handelten wir zwar gegen seine Hoffnung, aber dennoch seinem Willen gemäß. Die Agende aber war geboten und der König betrachtete es als ein ihm zukommendes geschichtliches Recht, eine solche in Uebereinstimmung mit seinen geistlichen Räthen einführen zu können.

Man wirft zwar der Agende vor, daß sie entworfen sei, um die Union herbeizuführen. Der Wunsch mag zum Grunde liegen; man dachte sich die Union als eine Verschmelzung beider Kirchen, die man mit völliger Wahrscheinlichkeit erwarten konnte. Ich versuchte später es auseinander zu setzen, wie wir bei der uns gestatteten Freiheit, eine jede unbestimmte oder sich der reformirten Kirche fügende Aeußerung in eine lutherische zu verwandeln, ohne unsern heiligen Hauptzweck aufzugeben, uns dem königlichen Befehl unterwerfen konnten. Aber die ganze Versammlung erhob sich einstimmig gegen mich; ich konnte befürchten, den Uebrigen verdächtig zu werden, wenn nicht das unbedingte Vertrauen, welches mir Scheibel schenkte, sich auch den übrigen Beisitzern unseres Rathes mitgetheilt hätte. Vergebens versuchte ich es, den Versammelten klar zu machen, daß der König eine ausdrücklich gebotene Anordnung nicht zurücknehmen würde, ja in einer schwankenden Zeit, wie die unsrige, nicht durfte. Die erste Bittschrift, die ich entwarf, und die von der Gemeinde angenommen wurde, konnte nur von der Idee der Kirche ausgehen, von der unsichtbaren, nicht von der in den Bedrängnissen der Zeit doch auch nicht

ohne göttliche Leitung erscheinenden. Dieser gemäß ist freilich der Gottesdienst in allen seinen Gestaltungen der reine Ausfluß des Bekenntnisses einer bestimmten Kirche, kann sich aber nur, wie in einem jeden wahrhaft Lebendigen, von innen herausbilden. Ich benutzte diese Auffassung, um den Verdacht geistiger Beschränktheit nicht allein zu heben, sondern auch den Gedanken, die Kirche als eine alle weltliche That umfassende, jedes menschliche Werk der Hände oder des Geistes erhebende göttliche Macht, darzustellen, und glaubte den versammelten Mitgliedern verständlich zu sein. Die Bittschrift ward von den, der Mehrzahl nach einfachen, Mitgliedern unterzeichnet. Man findet diese als ein Aktenstück in der oben erwähnten Scheibelschen Schrift. Diese erste an das Ministerium eingereichte allerunterthänigste Bitte setzte freilich die Constituirung einer Gemeinde auf eine Weise voraus, wie sie bisher nicht stattgefunden hatte, die also nicht mit der gesetzlichen Gewohnheit übereinstimmte, aber auch nicht dem Geiste der Gesetze widersprechend genannt werden konnte. Bei mir aber erhielt sich die Ueberzeugung, daß man zwar von der Union sich trennen müßte, deren Unbestimmtheit und Unklarheit

alle Elemente der innern Kämpfe, die ich, jetzt mich den Sechzigern nähernd, durchlebt hatte, in sich enthielten, wohl aber dem Befehl des Königs, die Agende anzunehmen, Folge leisten dürfte.

Man könnte behaupten, daß, wenn diese Differenz mich gleich vom Anfange an von der Gemeinde trennte, ich nicht länger ihr Repräsentant sein konnte. Aber der Keim einer bestimmten Kirche, die mit geschichtlicher Realität hervortrat, zog mich mächtig an. Von diesem konnte, durfte ich mich nicht trennen. Und wie gefährlich ein solcher innerer Zwiespalt werden mußte, welche Waffen ich dadurch den gefährlicheren Gegnern in die Hände gab, sah ich sehr wohl ein. Ich war zu plötzlich in eine Thätigkeit hineingerissen worden, deren bestimmter Inhalt und Umfang mir nicht völlig klar war. Hier will ich nun darzustellen suchen, wie sich meine ursprüngliche Ansicht immer bestimmter ausbildete, und mich zuletzt aus der Mitte der eigentlichen Gemeinde auszuscheiden zwang, ohne mir ihr Vertrauen zu entreißen.

Wenn ich die Agende durchlas und ihren Inhalt erwog, ward es mir immer klarer, daß in dieser die christlich religiöse Gesinnung, wie sie den König und

seine Anordnungen leitete, recht bestimmt ausgedrückt vorlag. Die gottesdienstliche Feierlichkeit war bisher den Geistlichen und ihren schwankenden Meinungen völlig preisgegeben. So konnte man in Preußen in Kirchen hineintreten, die durchaus in allen ihren Aeußerungen nicht durch die Predigt allein, sondern auch durch eine jede gottesdienstliche Handlung ein Ausdruck des seichtesten Rationalismus genannt werden mußten; und um diesem so gefährlichen Zustande dessen, was man noch immer Kirche nannte, entgegenzutreten, war eben die Uebereinstimmung der gottesdienstlichen Feierlichkeiten, also die Einführung einer Agende, nothwendig. Der König war überzeugt, ein ihm geschichtlich überliefertes Recht zur Bestimmung der Form der Agende zu besitzen, und hielt es bei der herrschenden Verwirrung entschieden für seine Pflicht, es auszuüben. Die Union bezeichnete den kirchlichen Zustand des Landes, die Agende ersetzte leider die fehlende bestimmte Confession. Daß man sich richten sollte nach irgend einer möglichen Opposition, die noch nicht entstanden war, mußte man eine seltsame Forderung nennen. Man konnte selbst zugeben, daß diese Agende die Absicht hatte, die noch Zweifelnden für die Union

zu gewinnen, ohne daß man berechtigt wäre, darauf, sowie die Sachen vorlagen, irgend einen Vorwurf zu gründen Nun aber, als hier und da Bedenklichkeiten laut wurden, ward auf diese Rücksicht genommen, und um sie zu beseitigen, erlaubt, diejenigen Ausdrücke, die eine Unbestimmtheit enthielten, mit bestimmteren umzutauschen.

Allerdings blieb eine Schwierigkeit zurück, die in der Natur der Sache lag und sich nicht heben ließ. Die Geistlichen wurden nicht allein auf das apostolische Glaubensbekenntniß, sondern auch auf die augsburgische Confession verpflichtet. Ward diese Verpflichtung streng genommen, dann war die Union unmöglich; ward sie im Sinne dieser letztern genommen, dann trat die gefährliche Unbestimmtheit des Gottesdienstes in die innerste Mitte der Lehre selbst hinein. So aber mußte sie noch gefährlicher erscheinen, denn der Gottesdienst ist, seiner Wahrheit nach, eine in die Erscheinung getretene Aeußerung der Lehre, in so fern sie sich durch die gemeinschaftliche That der Gemeinde zu verwirklichen sucht. Aber diese Schwierigkeit galt nur für die Union selber, nicht für diejenigen, die sich erklärten, sie nicht annehmen zu wollen.

Denn eine solche Erklärung gründete sich ja eben auf die festgehaltene Bestimmtheit beider Confessionen, durch welche die entgegensetzte ausgeschlossen wurde.

Die Breslauer Lutheraner hatten, wie mir schien, um so weniger Ursache, gegen die Agende zu opponiren, weil diese ein allerdings modificirtes Schema der alten Wittenberger war, und man in dieser Rücksicht fast eher einen Widerstand von Seiten der Reformirten erwarten mußte. Ich konnte, je genauer ich mit dem Agendenstreit bekannt wurde, desto weniger die Nothwendigkeit, den ausdrücklichen königlichen Befehl abzuweisen, einsehen. Zwar wenn man ohne Rücksicht auf die geschichtliche Entwickelung ganz allgemein gehaltene Betrachtungen über das Verhältniß der Kirche zum Staate anstellte, war es unleugbar, daß dieser an einem tief greifenden Mangel litt. Die Reformation hatte leider von ihrem Ursprung an, um Schutz gegen den mächtigen Papst zu erhalten, den Fürsten eine Gewalt zugestanden, die nothwendig der Kirche bei ihrer Entwickelung gefährlich werden mußte. Bei der, von warmen religiösem Eifer durchdrungenen, Bildung des Protestantismus, als alle, von demselben Geiste beherrscht, Geistliche, Bürger und Herrscher in

gleichem Sinne handelten, zeigte sich diese Gefahr weniger deutlich. Aber als Zwiespalt unter den Protestanten hervortrat, als eine abweichende Ansicht Luther gegenüber, immer entschiedener, heftiger hervortrat, als alle Vergleichungsversuche die feindselig trennende Gesinnung stärkten, wo sollte man eine möglich ordnende Gewalt suchen? Offenbar war sie nur von den weltlichen Herrschern zu erwarten, nachdem sie aus der innern geistigen Mitte der Kirche selbst verschwunden war.

Als nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges die stille, innige und fromme Anhänglichkeit an die kirchliche Lehre sich nur in den Familien rein erhielt, die allgemeine Begeisterung, die alle Gemüther in Bewegung setzte, erloschen war, blieben die kirchlichen Angelegenheiten ganz der Geistlichkeit überlassen. Die herrschenden Ansichten, welche die reformirte und lutherische Kirche trennten, wurden als historisch gegeben betrachtet, zugleich einer immer spitzfindigern Dogmatik preisgegeben, und hielten sich, besonders in der lutherischen Kirche, treu an die Resultate, die sich aus den Streitigkeiten einer religiöseren Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege entwickelt hatten.

Zwar hatte Luther durch den eben so geistreichen wie tief religiösen Inhalt seiner heiligen Unternehmung eine Gewalt der Sprache entwickelt, wie sie seit der Blüthe des Mittelalters nicht gehört ward. Die gebundenen Zungen schienen gelöst, und nichts beweist mehr, daß die Bewegung, wie eine allgemein religiöse, so auch eine tief nationale war, als die Macht der neuen Sprache, die Luther verliehen ward. Sie deutete auf eine neue, mächtige, geistesschwangere Zukunft. Doch wer kann sich in die späteren wittenberger Streitigkeiten und ihre Resultate vertiefen, ohne mit einer Art von Grauen von dem trüben Inhalte derselben, und von der knarrigen widerwärtigen Sprache sich abzuwenden. Alles, was mich in meiner frühen Jugend, da ich mich als für die Theologie bestimmt betrachtete, unwiderstehlich abhielt, dieses Fach zu wählen, trat jetzt, da ich durch eine wunderbare Fügung, wenn gleich als ein Laie, diesem näher stand, mir immer mächtiger entgegen. Eine Confession, wie sie in der Geschichte, Kirchen constituirend sich bildet, wird, wenn sie rechter, reinigender Art ist, nothwendig ein Absolutes sein, ein Unveränderliches, Heiliges, der Zukunft, der Zeit Gebietendes; und so wie sie in der

Geschichte erscheint, enthält sie zugleich die höchste geistige Entwickelung, und reißt mit göttlicher Gewalt alle Thätigkeit des geistigen Lebens an sich. Das kirchliche Element muß alle Momente des Volkslebens durchdringen, jede Zunge in ihrer Art lösen, Wissenschaft und Kunst in geistiger Freiheit erheben und heiligen, alle Wünsche des Staats und der Bürger weihen und tragen, die Sprache bereichern und veredeln, so daß Alles, was herrlich und groß, Alles, was mächtig und vornehm ist, die Herrlichkeit des Herrn zu verkündigen gezwungen wird, und alle innere wie äußere Macht auf die Knie sinkt vor Ihm. Aber dieser lebendige, das Erkennen wie das Handeln beherrschende Strom des Geistes, welcher das Innerste und Tiefste des Glaubens in Bewegung setzt, war im Laufe der Zeiten gehemmt und an die Stelle des frischen belebenden Fortrauschens des ewigen Meeres der Liebe, trat, vor Allem in Deutschland, eine furchtbare, Alles zerstörende Ueberschwemmung. Ruhigere Zeiten kamen zum Vorschein, aber das überschwemmte Land zeigte die Spuren der traurigen Ruinen eines in sich zerrütteten, durch wilde Kämpfe ermüdeten Geschlechts. Da suchte man auf der Stätte der Ver-

wüſtung die armſeligen Reſte einer frühern Zeit. Die innere Kraft eines lebendigen Fortſchreitens war verſchwunden, und man hielt ſich an das, was man vorfand. So trat an die Stelle der religiöſen Begeiſterung die Schule der Theologen, an die Stelle der Kirche die Dogmatik, und die wenigen Spuren einer innerlichen Erinnerung früherer Zeiten zogen ſich unbemerkt in kleine, von der Geſchichte ausgeſchiedene, Gemeinden zurück. Was nur in einer organiſchen Einheit lebendige Bedeutung hatte, trat jetzt in hemmender Trennung hervor: die Orthodoxie ward erſtarrter Buchſtabe einer Schullehre, der Geiſt des Handelns vertrocknete in ſogenanntem Pietismus, und Erkennen wie Handeln zerfloſſen in dem Gefühle der Brüdergemeinde. Daß die lutheriſche Orthodoxie, wie ſie aus den theologiſchen Streitigkeiten des ſechzehnten Jahrhunderts ſich hervorwand, und ſelbſt die Ausdrücke, die Sprache dieſer Zeit beibehielt, unter den Breslauer Lutheranern herrſchend wurde, ließ ſich vorausſehen. So kam eine enge Buchſtäblichkeit zum Vorſchein, wie ſie in Luthers Seele gar nicht entſtehen konnte; denn wo die Hingebung eine unbedingte iſt, da wächſt aus dieſer die freie göttliche, dem Kinde

geschenkte Freiheit hervor. Jetzt aber wurden die Worte der heiligen Schrift: „der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig", 2 Corinth. 3, 6., selbst benutzt, um die Knechtschaft zu verkündigen.

Es war eine neue Aufgabe, die sich mir unwiderstehlich aufdrang, zwischen einer Bestimmtheit des Glaubens der Kirche, in welcher allein eine unbedingte Hingebung sich verwirklichen konnte, und der Knechtschaft des Buchstabens die entscheidende Sonderung zu erkennen, ohne der Religion ihre feste Gestaltung, oder der Theologie ihren hohen Werth durch freie Ausbildung zu rauben. Ich kann und darf leider hier nicht auseinandersetzen, wie mir dieses gelang, es würde mich zu tief in fremde Regionen der Betrachtung hineinführen. Zwar habe ich meine Ansicht in dieser Beziehung in einer eigenen Schrift (die Religions-Philosophie 1837) zu entwickeln gesucht, darf aber leider nicht behaupten, daß meine Darstellung bei Andern die innige Ueberzeugung hervorgerufen hat, die mich beruhigt und beglückt.

Doch daß unter Scheibels Anleitung nur eine in sich versunkene Kirche in der jetzt erstorbenen Form längst verschwundener Jahrhunderte, sich wieder er-

heben konnte, das mußte ich, wie ich ihn kannte, freilich erwarten. So lange die lutherische Kirche sich in einer kleinen Gemeinde still und, freilich mehr übersehen als geduldet, erhielt, erschien eine jede starre Aeußerung mehr als Gegenstand geselliger Unterhaltung und persönlicher Subjectivität, und dadurch beweglicher, als sie ihrer Natur nach war.

Aber jetzt waren die Verhandlungen, wie sie zur Sprache kamen, einflußreicher; sie bildeten nicht mehr Gegenstände persönlicher Gespräche, endigten vielmehr mit den Beschlüssen der bedrängten Gemeinde, und diese, so klein sie war, sollte, wie ich, als die Repräsentanten der Gemeinde sich zu versammeln anfingen, hoffte, nicht in sich abgeschlossen stehen bleiben, sondern sich immer weiter ausdehnen, eine wirklich geschichtliche Kirche bilden. Ihre Forderungen sollten nicht bloß auf vermißte Rechte gehen, vielmehr aus einer entstandenen lebendigen Berechtigung einer geistig tüchtigen und mächtigen kirchlichen Individualität entspringen.

Als der König die Einführung einer kirchlichen Agende befahl, nicht bloß anrieth, war er in seinem vollen Rechte; als er sie so entwarf, daß ihr Ziel die

Union war, sprach er einen alten Wunsch der ganzen preußischen Dynastie aus, und zwar einen solchen, der, je mehr die Zeit die religiöse Eigenthümlichkeit entwikkelte, desto vollständiger berechtigt schien. Die Macht, welche die weltlichen Herrscher über die Kirche ausübten, war nicht aus dem willkürlichen Entschluß eines Monarchen entsprungen, sie war durch den Verlauf dreier Jahrhunderte aus der langsam sich hervorbildenden Verwickelung aller Verhältnisse entstanden. Was so entsteht, muß als eine göttliche, oder was dasselbe ist, geschichtliche Fügung betrachtet werden. Man könnte es ein Strafgericht Gottes über die in sich versunkene Kirche nennen: aber einem solchen muß man sich geduldig unterwerfen; es soll uns Kraft geben zu einer innern stärkenden Reinigung, nicht zu einem ohnmächtigen Widerstande. Jene biblische Vorschrift: du sollst der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat, gehorsam sein, muß in einem viel weitern Sinne, als gewöhnlich, genommen werden; sie gilt nicht für einzelne Persönlichkeiten allein, sie gilt für Fürsten, welche die geschichtliche Gewalt ihrer Zeit verkennen und eben daher nicht zu beherrschen vermögen. Was geschicht-

lich entstanden ist, soll, wo es sich verirrt, geschichtlich auf die rechte Bahn geführt werden.

Ich dachte mir den großen Erfolg, den eine Annahme der Agende haben konnte. Die Kirche hätte sich dann dem königlichen Gebote gehorsam unterworfen, ohne die Eigenthümlichkeit, den innersten Kern ihrer Lehre aufzugeben; sie hätte dann ein um so größeres Recht erhalten, sich von der Union zu trennen. Es ward mir völlig klar, wie der König dazu kam, die Agende ganz im Sinne der Union zu entwerfen, und was ihn dazu brachte, später zu erlauben, daß wesentliche Veränderungen mit ihr vorgenommen werden durften. Er mußte, nach dem, was er durch die Behörden erfuhr, voraussetzen, daß die Union ohne irgend einen beachtenswerthen Widerstand einzuführen wäre. Aber daß der Widerstand bedeutender war, konnte ihm dennoch in der Länge der Zeit nicht verborgen bleiben. Da kam die Agende, und zwar, soweit die königliche Autorität es erlaubte, in die Hände der Gemeinden, und der König handelte mit vollem Rechte. Besonders hatte die lutherische Kirche sich von da an über nichts zu beklagen.

Ich wage es nicht, die Agende eine durchaus zweckmäßige zu nennen, aber sie war entstanden aus einer von dem Könige selbst durchgeführten Vergleichung aller Agenden seiner Vorfahren; sie hielt sich an die älteren, und war in der That eine wirklich lutherische, ihrem Zusammenhange nach der älteren Wittenberger Agende ähnlich. Luther, der seine Zeit kannte, war eben deswegen der Beherrscher derselben. Er schonte die Reste des Katholicismus, die noch eine Bedeutung hatten. Wie lange duldete er die Messe. Was er aber so beibehielt, sollte durch die kräftiger hervortretende Gesinnung, nicht durch eine Verfügung von außen besiegt werden. Und so geschah es. So blieb in seiner Agende der Gang des Gottesdienstes vorläufig katholisch; von dem gloria in excelsis an bis zum Schluß. Freilich hatte sie durch die Entfernung aller feierlichen Ceremonien der katholischen Kirche, nicht allein allen Glanz, sondern auch fast alle Bedeutung verloren. So dürftig die übrig gebliebenen Reste der wittenberger Agende in der Art, wie sie beibehalten wurden, erschienen, so trösteten sie doch die Beschränkten; die Tiefergesinnten zogen sich allmälig von der Theilnahme an der Liturgie zurück. Man fing an einzusehen, daß

der Gesang als das gemeinschaftliche laute Gebet, in welchem alle irdische Individualität sich opferte, das stumme, in welchem eine jede Persönlichkeit in sich versank, die Predigt, durch welche die Lehre sich geltend machte und verkündigt wurde, endlich die Sacramente, durch welche unabhängig von der Gemeinde wie von dem Verkündiger des Worts das Göttliche in heiliger Gegenwart hervortrat: die wesentlichen Momente des Gottesdienstes enthielten. Allerdings entstand mit dieser Steigerung des Innerlichen zugleich die Neigung, die Kirche selbst in ihrer reinen unsichtbaren Idealität aufzufassen und bis zum Formlosen zu sublimiren. Aber wo der Begriff der erscheinenden Kirche als das größte Heiligthum aller Erscheinung festgehalten wurde, war doch viel gewonnen. Diese war nun wahrhaft gegenständlich geworden, die göttliche Natur trat in ihrer Objectivität hervor, und bewahrte in sich den Keim einer wirklichen organischen Entwickelung.

Daher fand von jetzt an eine geringere Theilnahme an der Liturgie in ihrer ganzen Länge statt, und nur wenn der Gesang der Gemeinde die Predigt einleitete, erschien die größere Anzahl in der Kirche. Diese wußte

und hatte es erfahren, daß wir es nicht vermögen, uns mit voller Seele in jener Intensität einer kirchlichen Gesinnung mehrere Stunden hindurch zu erhalten. Die Prediger, die sich in einer geistlosen Breite zu gefallen anfingen, wurden genöthigt, die Kanzelreden abzukürzen, deren Länge nicht selten den Stachel der Anregung, der etwa in ihnen lag, vor dem Schluß abstumpfte und unwirksam machte.

Ich, der ich damals den Gottesdienst fleißig besuchte, kannte den Gang der Liturgie gar nicht, ich Lernte ihn erst durch Scheibel kennen, und zwar nur durch Gespräche, und jetzt sollte ich die erwachende Kirche den größten Gefahren preisgeben, um Etwas zu erhalten, was für mich keine kirchliche Bedeutung hatte.

„Wir sind," suchte ich Scheibel deutlich zu machen, „in unserm Innern zerfallen; wie wir dastehen, müssen wir die Knechtschaft auf echt christliche Weise nicht der weltlichen Gewalt, sondern uns vorwerfen. Stärken wir uns in uns selber, daß die Kirche, aus den engen Schranken theologisch fixirter Lehren heraustretend, reinigend, Wissenschaft, Kunst, und Staat an sich zieht, dann wird aus der neuen

frischen, geschichtlichen Bedeutung derselben von selbst die Berechtigung entstehen und das Recht geltend gemacht werden. Denkt euch die segensreichen Folgen, die jetzt schon entstehen werden, wenn ihr euch dem Gebote unterwerft. Es ist euch ein Moment großer wichtiger Verantwortlichkeit in die Hände gegeben; zum ersten Male nach langer trüber Zeit kann die bestimmte Lehre unserer Kirche in ihrer reinen Eigenthümlichkeit hervorzutreten die Hoffnung haben. Sie darf sich losreißen von dem schwankenden Zustande der Meinungen, die ihr den Untergang drohen; wenn ihr die Strafe der Zeit duldet, aber von ihrer Schuld euch zu reinigen versucht. So wie die befohleue Agende euch gegeben ist, enthält sie zweierlei Elemente; die alte Form und die neueren Veränderungen, die in eure Gewalt geliefert sind. So hat ja unsere Kirche wirklich das Recht erhalten, ihren Gottesdienst aus sich entstehen zu lassen; theils wie er in früheren Zeiten sich bildete, theils wie er von neuem entsteht. Ihr behauptet, es sei die Absicht, euch zur Union zu verlocken: diese Verlockung aber ist vielmehr ein euch von Gott vergönnter Stachel innerer Anregung; hört sie auf diese zu sein, so habt ihr die gnädige göttliche

Fügung verkannt, und ihr müsset erwarten, daß die Strafe nicht allein fortdauert, sondern gesteigert wird.

Die wahren Gegner der Union sind die sogenannten Aufgeklärten, und zwar mit Recht, denn ihr Dasein ist in Gefahr. Wie dürft ihr den echt religiösen Boden verkennen, aus welchem die königliche Agende hervorsproßte. Er schließt den Rationalismus entschieden aus; für die Gemeinden aber, wenn auch beider Kirchen, ist er in christlicher Hinsicht offenbar fördernd; und es steht euch frei, die Liturgie ganz eurer Kirche anzupassen."

Dieses Bündniß zwischen dem äußersten legitimen Rechten und dem äußersten Linken war mir, ich gestehe es, höchst widerwärtig.

„Es ist euch also nicht um das Rechte, sondern nur um die Rechte zu thun, um die äußeren Formen; aber eine solche Gesinnung nenne ich unchristliche Rechthaberei, und sie wird eure Kirche ihrem Untergange entgegenführen."

Einst, mehrere Jahre später, als ich alljährig mit Scheibel zugleich in dem Dorfe Lausan, in der Nähe von Dresden, das Abendmahl genoß, wählte ich den Augenblick unmittelbar nach dem Genuß desselben, um

mit aller Gewalt der Rede, die mir, der ich von der Heiligkeit meiner Sache durchdrungen war, zu Gebote stand, meinen Freund für meine Ansicht zu gewinnen. „Schäme dich nicht, sagte ich, einen Irrthum zu gestehen, wo das Geständniß so segensreich werden kann; es wird nach so langem Widerstande die herrlichsten Früchte tragen.“ Aber Scheibel war nicht zu beugen. Daß ein reformirter König eine lutherische Kirche irgend wie beherrsche, war ihm ein Gräuel. Ich sah ein, wie tief wir religiös von einander getrennt waren, da er den gemeinschaftlichen Boden, aus welchem zwei mit einander ringende Kirchen in frischer Eigenthümlichkeit hervorgehen konnten, durchaus nicht begriff. Ich gab einen jeden Versuch, ihn zu gewinnen, von jetzt an auf; und unser gemeinschaftliches Interesse hatte seine Bedeutung verloren. Ich hatte vom Anfange an heftig widersprochen, wenn man die Lutheraner Separatisten nannte, da sie ja dem kirchlich überlieferten Glauben treu blieben. Jetzt mußte ich leider gestehen, daß sie diese Benennung nicht mit Unrecht trugen, denn sie hatten sich trotzig von dem geschichtlichen, d. h. göttlichen Fortgange der Zeit losgerissen und abgesondert.

Ich kehre zu der lutherischen Kirche, wie sie sich in ihrer Reinheit der Union gegenüber zu erhalten sucht, zurück. Was ich nun hier zu erzählen habe, enthält den unangenehmsten Theil meines Lebens. Ich tauchte unter in ein Meer von Mißverständnissen, die ich nicht abzuwehren vermochte. Ich war in den Bund hineingezogen, dessen Absichten, je mehr er sich ausbildete, mir desto fremder wurden. Ich mußte alle Unannehmlichkeiten der Verhältnisse nach außen theilen, und meine ganze literarische Wirksamkeit aufs Spiel setzen: und doch konnte ich mich keineswegs entschließen, mich von der armen gedrängten und verfolgten Gemeinde, an die ich mich angeschlossen hatte, zu trennen. Der Sinn, der sie leitete, das völlig geschichtliche Recht, welches für sie sprach, die Zumuthung, daß sie eine tiefe religiöse Ueberzeugung, die durch den Staat selber genährt und gepflegt war, auf den Befehl weltlicher Behörden aufgeben sollte, dieser Sinn sowohl, als die lutherische Kirche in ihrer Urform, die meine religiöse Confession enthielt, zogen mich unwiderstehlich an. Ich würde es als einen Verrath betrachten, wenn ich sie aufgeben wollte. Wenn man sich mit Scheibels treuer, actenmäßiger Darstellung

der ersten zwei Monate nach der plötzlichen Verkündigung der Union (die Zeit, in welcher ich und an der Sache der Gemeinde als einer ihrer Repräsentanten Theil nahm) bekannt macht, so wird man sehen, wie die Lage der Gemeinde damals in ihrem Beginnen war. Zwar wagte ich es im Namen derselben in zwei an den König gerichteten Petitionen, mich gegen die Möglichkeit einer Annahme der befohlenen Agende zu erklären. Aber damals ward von den Behörden die Einführung der unveränderten Agende gefordert. Hätten nun die Behörden, der königlichen Absicht gemäß, nicht bloß die Behauptung, daß die Sache der Agende von der der Union zu trennen sei, nebenbei wiederholt, vielmehr diese Trennung klar aufgefaßt, so müßte nothwendig ihr ganzes Verfahren ein anderes geworden sein; sie mußten dann einsehen, daß die lutherische Gemeinde, die sich ihrer geschichtlich gewordenen Confession gemäß der Union gegenüber behaupten wollte, unmöglich ihren Gottesdienst, wie er in der unveränderten Agende vorgeschrieben war, aufnehmen konnte. Die augsburgische Confession in ihrer ursprünglichen Gestalt war doch durch die Union nicht bloß äußerlich, sondern ihrem Wesen nach verändert, denn sie schloß

sowohl die Calvinische wie die Zwinglische Ansicht als unverträglich mit ihrem Bekenntnisse aus. Diese sollte jetzt in den vereinigten Gemeinden aufgenommen werden. Dieser Ausschließung zu entsagen, hieß ja ausdrücklich zugleich sich von der Confession scheiden. War also der Entschluß, ihre Ueberzeugung als Lutheraner kirchlich fest zu halten, ein erlaubter, so gerieth die Gemeinde, wenn sie sich gottesdienstlich äußern wollte, in einen, dem schlichtesten Verstande unerträglichen Widerspruch. Denn wenn man in eine lutherische Kirche hineintrat, würde man etwas völlig Unbegreifliches wahrnehmen; gegen den Gottesdienst nämlich müßte der lutherische Lehrer von der Kanzel warnen; würde ihm dieses verboten, und leistete er dem Verbote Folge, so müßte doch dem oberflächlichsten Theilnehmer des Gottesdienstes der Widerspruch zwischen diesem und der Lehre, die verkündigt wurde, in die Augen fallen. Hätte die Behörde dieses eingesehen, sie würde ohne allen Zweifel die Union, wo sie vor aller Verkündigung schon da war, auf jede Weise gefördert haben, aber zu gleicher Zeit entschieden auf Scheibels Seite getreten sein.

Allerdings wiederholten die Behörden fortdauernd

die Behauptung, Scheibel verwechsele Agende und Union, die nichts mit einander zu thun hätten. Aber was die Trennung von der Union, die ja erlaubt war, wenn die unveränderte Agende angenommen würde, für eine positive Bedeutung erhalten solle, war durchaus nicht nachzuweisen. Scheibel zeigte dieses auf eine siegreiche Weise, wie es sich denn auch beim ersten Anblick nicht verbergen ließ. Aber die Behörden hatten allerdings Beweise in ihrer Gewalt, die ihrer Natur nach unwiderlegbar waren. Scheibel ward, wie ich nicht anders einsehen kann, gesetzwidrig suspendirt, und eine jede öffentliche Vertheidigung ward untersagt, ein jeder Versuch der Lutheraner, sich kirchlich zu vereinigen, in Breslau wenigstens, verhindert. Diejenigen, die sich Lutheraner nannten, polizeilich beaufsichtigt und die Union durch die Agende nicht anempfohlen, sondern offenbar durch weltliche Gewalt eingeführt. In Breslau war dieses möglich, denn das in politischen Dingen herrschend gewordene Princip der französischen Revolution, das Princip der Majorität, war als ein berechtigtes anerkannt worden. In Breslau bildeten die Lutheraner kaum mehr als 1/90 der Einwohner; eine so geringe Minorität war schon

als solche eine rechtlose. Man vergaß, daß eine jede wahre religiöse Erneuerung, mag sie innerhalb der engsten Schranken der Persönlichkeit oder durch Bildung einer reinen kirchlichen Form in den Gemeinden sich äußern, nothwendig immer in der Minorität sein wird.

So erscheint die sogenannte Toleranz der modernen Zeit. Es ist sehr zu bezweifeln, ob es sich beweisen läßt, daß die Toleranz jetzt größer sei, als während des Mittelalters, zur Zeit der Inquisition. Die fortdauernde Tortur der Tyrannei der Billigkeit ist an die Stelle des schnell vorübergehenden Verbrennens getreten; und daß die immer fortdauernden, immer stärker hervortretenden Qualen der modernen Tortur nicht geringer sind, als die der grausamsten leiblichen, zeigt die Geschichte. Wählten doch Märtyrer ihres Glaubens freiwillig die grausamsten Todesqualen, um jenen zu entgehen. Es war mir in dieser Rücksicht höchst lehrreich, das Verfahren des neuen Deutschlands, und überhaupt des ultraliberalen Europa's, bei diesen Ereignissen zu betrachten. Ich darf von Europa, nicht bloß von Deutschland sprechen, denn es ist ja bekannt, wie die liberale Presse in allen Ländern das Geschrei über Verfolgung bei jeder Gelegenheit

erhebt, wie die Sache eines jeden Privatmannes gegen die Regierung mit Heftigkeit und Leidenschaft vertreten wird, wie lose Gerüchte, lügenhafte Erfindungen, persönliche Verläumdungen mit Freuden benutzt werden, um die Regierung recht tyrannisch und den Privatmann als ein unglückliches Opfer darzustellen. Was der zusammenlaufende, unruhige Menschenhaufe in früheren Zeiten war, das ist die Literatur der Tagesblätter in unseren Tagen, und wie der zahllos versammelte Haufe Huß gleichgültig verbrennen sah, so vergingen jetzt die zehn leidensvollen Jahre der Kirche, für den durch die herrschende Literatur dargestellten, sonst bei jeder Gelegenheit schreienden Haufen, ohne irgend eine Spur von Theilnahme; denn wie Huß waren die gedrängten Gemeinden in einer allerdings gar zu entschiedenen Minorität.

Es ist mir immer seltsam gewesen, wie wenig die Geschichte früherer Erfahrungen uns belehrt. Ein jedes leidenschaftliche Zeitalter übersieht sie völlig, und die Geschichte erscheint in dieser Rücksicht der verblendeten eigenen Persönlichkeit nur zu ähnlich. Es ist eine Trivialität geworden (in sofern durch diese eine Wahrheit ausgedrückt wird, die so allgemein anerkannt

ist, daß eine Beweisführung überflüssig erscheint), wenn behauptet wird, daß eine jede Unterdrückung religiöser Ueberzeugung durch äußere Gewalt jederzeit mißlänge. Wie die Sonne in Osten aufsteige, mag Gegenstand einer wissenschaftlichen Erklärung werden, aber wenn Jemand uns breit auseinandersetzen wollte, daß sie in Osten aufsteige, würden wir ihm, als einen unverständigen lästigen Schwätzer den Rücken zukehren. Hier war von keiner religiösen Ueberzeugung, die sich willkürlich, wie bei den vielen modernen Secten in dem phantastischen Kopf eines Einzelnen ausgebildet hatte, die Rede, es war eine alte, alle europäische Kirchen- und Staatsverhältnisse seit Jahrhunderten umgestaltende geschichtliche Wurzel, die man im Innern völlig aufgelöst und verfault glaubte, und die unerwartet neue Sprößlinge aus ihrer Mitte hervorwachsen ließ. Man konnte über diese Erscheinung erstaunen, aber wohl durfte man erwarten, daß die Gewalt von Jahrhunderten in diesem Sprößling ruhe.

Ich wagte es in einem Schreiben an den Kronprinzen mich auf die Erfahrung in der Geschichte, die so entschieden sprach, zu berufen. Man wird, wie mit

Entschiedenheit vorauszusehen ist, Keinen gewinnen. Je heftiger man sie niederzudrücken scheint, desto heftiger wird der Widerstand werden, die rechtliche Opposition wird sich in Trotz, der geordnete Glaube in Fanatismus verwandeln. Ein tiefes Mißtrauen wird wechselseitige Verständigungen unmöglich machen. Wenn im Staate die geordneten Verhältnisse unsicher und schwankend werden, wenn ein jeder sich berufen glaubt, über den Staat zu sprechen, so entsteht die unsäglichste Verwirrung; aber noch tiefer liegt der Grund der Verwirrung, wo die Mitglieder einer Gemeinde zu dem Glauben verleitet werden, daß sie berufen sind, ihre Kirche zu retten. Was der innere sichere Grund aller Familienverhältnisse sein soll, wird wie beim heftigen Erdbeben beweglich, und wir werden im furchtbarsten Widerspruch aufgefordert zu retten und zu schützen, was uns bis dahin den einzigen sichern Schutz gewährte. Ich darf nicht stolz sein auf diese, leider nur zu sehr in Erfüllung gegangene Voraussagung, sie lag nur zu nahe.

Man darf nicht vergessen, daß meine Thätigkeit für die Sache der Gemeinde in ihrer Stellung gegen die Behörden nur vier Monate, vom 27. Juni 1830,

zwei Tage nach der Säkularfeierlichkeit, bis zum 1. November desselben Jahres dauerte. Damals ward von Seiten der Obrigkeit zwar ein jedes Gesuch im Ganzen abgewiesen, aber dennoch hielt die Gemeinde einen jeden Wunsch mit grenzenloser Hoffnung fest, und man glaubte schon erhalten zu haben, was so demüthig und flehendlich erbeten wurde. Hätte die höhere Behörde das gewaltsame Verfahren, durch welches man mit der Agende zugleich die Union einführen wollte, wie es im ganzen Königreiche nirgends als in Breslau stattfand, gemißbilligt, was hätte man gewinnen können. Man glaube nicht, daß diejenige Ansicht der Union, wie sie sich immer mehr auf eine harte Weise gebildet hatte, hier allein die herrschende war. Die Behauptung, daß man sie seit Jahrhunderten einzuschwärzen suchte, hatte über viele lutherisch gesinnte Gemüther eine große Gewalt geübt. War doch einer der Heroen der lutherischen Kirche im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, der durch seine Gesänge unsterblich gewordene Paul Gerhard, wie jetzt Scheibel, ein Opfer ähnlicher Versuche geworden. Und dieses Muster, wie es dem Scheibel nur gar zu lebhaft als solches vorschwebte, hatte im Stillen auf viele Gemüther einen

mächtigen Einfluß. Viele wohlthätige Fundationen, wie man bei einer geschichtlichen Untersuchung finden würde, waren ohne allen Zweifel im streng lutherischen Sinne gestiftet, ja standen der Gesinnung der Testatoren nach, der erstrebten Union feindlich gegenüber. Konnte man nun die so entstandenen Stiftungen gegen den Willen der Testatoren, ihrer Gesinnung nach, unbedenklich in Besitz nehmen? War es gerecht, denjenigen, die der wohlthätigen Väter Art treu blieben, Alles zu rauben? Fragen der Art entstanden unvermeidlich in der Mitte der Gemeinde.

Ich konnte nicht unterlassen, die Wichtigkeit des Augenblicks für die allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten des ganzen Reichs in Erwägung zu ziehen. Es war ein Moment, in welchem man ein meist stummes, Jahrhunderte lang genährtes, Mißtrauen mit der Wurzel hätte ausrotten können, hätte man die lutherische Gemeinde, die im ganzen Lande in Breslau allein entschieden hervortrat, gleich anerkannt, hätte man die Prediger, die sich für diese erklärten, gewähren lassen, ihnen eine kleine Kirche eingeräumt, und sie mit nothdürftigen Hülfsmitteln zum Bestehen,

ausgestattet und durch die Behörden nur in sofern überwacht, als sie streng angehalten wurden, die lutherische Kirche und ihre gesetzmäßige Vergangenheit, auf welcher ihre ganze Berechtigung beruhte, in ihrer gottesdienstlichen Feierlichkeit und in ihrer Kirchenverfassung beizubehalten, und hätte man eine jede Neuerung, in sofern sie nothwendig erschien, von der Genehmigung der Regierung abhängig gemacht; wie würde eine so liebevolle Freiheit die Gemeinde überrascht haben! Wahrlich diese freie That der geistigen Liebe würde sie für eine meinem Sinne nach organische Union, innerlich gewonnen haben, die sie von jetzt an mit immer gesteigertem Haß betrachtete. Man durfte freilich nicht erwarten, daß mit ihrer innern strengen Ueberzeugung irgend eine Veränderung stattfinden werde. Das, was ich unter den gegebenen Umständen echt geschichtlich legitimer Art voraussetze, wäre nicht bloß die Duldung, sondern die Anerkennung einer kirchlichen Eigenthümlichkeit, deren Rechte sich nicht abweisen lassen. Ich will nicht läugnen, daß eine solche Erklärung außerhalb Breslaus und Schlesiens nicht unbedeutende Folgen haben würde; in vielen Gegenden des Landes würden die

jetzt Furchtsamen sich hervorwagen und eine Selbständigkeit in Anspruch nehmen, die einmal gewährt, nicht mehr geweigert werden darf. Ich gestehe, daß der herrschende Formalismus der Regierung, die Mechanik ihrer Geschäftsführung sich in eine große Verlegenheit versetzt finden würde: aber, wer wagt es zu behaupten, daß in einer religiösen Angelegenheit die Behörden, bloß ihrer Bequemlichkeit wegen, mit einer jeden Nachgiebigkeit, möchte sie aus irdischen Rücksichten, aus Selbstsucht, aus Furcht entstanden sein oder nicht, zufrieden sein dürften? Würde aber nicht durch einen solchen großartigen Entschluß die Union zuerst eine Wahrheit werden? Die schüchterne Opposition, die nicht hervorzutreten wagte, sich nicht in kräftiger Selbständigkeit aussprach, vielmehr mit sich capituliren ließ, hatten die Behörden doch an mehr als einem Orte kennen gelernt. Eine solche Opposition ist aber den inneren Zweifeln ähnlich, die der erwägende Geist nicht abweisen, ihnen vielmehr alle Stärke verleihen muß, die er besitzt, wenn sie wirklich überwunden werden sollen. Nur so konnte eine wahre Union entstehen; nicht eine bloße Scheinunion, die alle feindlichen Elemente in sich bewahrt, und zwar

würde diese Verbindung ihre Wahrheit in einer doppelten Richtung beurkunden. Alles Revolutionäre würde verschwinden, ein organischer Prozeß stiller göttlicher Entwickelung würde an die Stelle einer weltlichen Verfügung treten. In sich würde die Union eine Wahrheit enthalten, wenn sie den kirchlich fixirten Bestimmtheiten der Lehre, die sich so oder auch anders geschichtlich gestaltet, erlauben wollte, sich ungehemmt auszusprechen, und die verschiedenen Confessionen in ihrer Eigenthümlichkeit anerkennen wollte. Daß dieses Stadium der Entwickelung im Lande vorherrschte, ließ sich kaum verkennen, und der König würde erfahren haben, wie weit die Union, die er wünschte, nicht befahl, sich der Wahrheit nach entwickelt hätte. Sollte es ihm nun auch klar werden, daß seinem inneren wahrhaft christlichen Wunsche in dem Umfange nicht entsprochen wurde, wie er gehofft hatte, er würde auch darin eine göttliche Fügung erkannt haben. Aber diese Wahrheit der Union zu ermitteln, wäre die Pflicht der Behörden gewesen. Die Sache ist eine vergangene, wir können an diesem nichts ändern; der Mann, der im königlichen Auftrage Alles leitete, ist gestorben, das Urtheil über ihn ist ein geschichtliches. Mir

sind alle die Selbsttäuschungen, die in der Zeit lagen, nicht unbekannt. Man glaubte berechtigt zu sein, was man als einen finstern Aberglauben betrachtete, durch jedes Mittel verdrängen und überwältigen zu dürfen, ja verpflichtet zu sein, es zu vernichten. Aber das darf ich nicht verheimlichen, daß der irreleitenden Behörde gegenüber, in deren Gewalt freilich jetzt die kirchlichen Angelegenheiten ruhten, der Thronfolger eben die innere Wahrheit der Union für die Zeit, wenn die göttliche Fügung ihm die Herrschaft anvertraute, kennen lernen wollte. In diesem Sinne wagte ich es, mich an ihn zu wenden, und fand mein Anliegen, wie ich voraussetzte, beachtet.

Allerdings würde die lutherische Kirche sich in mancherlei Modificationen ausgebildet, die Rigoristen würden in mancherlei Uebergängen sich von den Latitudinariern getrennt haben, aber dennoch würde dort, wie hier, der Gegenstand ihrer Hingebung der nämliche sein. Wäre das Vertrauen der Gemeinden erst gewonnen, so daß diese sich vollkommen für überzeugt hielten, daß man dem Gebrauch aller äußeren Mittel, d. h. jedem weltlichen Zwange entsagt hätte, so lange sie sich innerhalb der geschichtlichen kirchlichen Befugniß

bewegten, so wären sie allem widerwärtigem Zwiespalt einer irdischen Gegenwart entrückt, sie gehörten einer göttlichen kirchlichen Entwickelung zu, gegen welche sie sich vergebens sträuben würden, einer Entwickelung, die, wie lebendiger, so berechtigter Art, Gemeinden wie Behörden beherrschte.

Ich habe, irre ich mich nicht, schon irgendwo in diesen Erinnerungen von dem müßigen Gerede der Historiker gesprochen, wenn diese bei der Darstellung geschichtlicher Ereignisse Betrachtungen darüber anstellen, welche Folgen sich würden entwickelt haben, wenn die Ereignisse in irgend einem kritischen Moment einen andern Gang verfolgt hätten, als den wirklichen. Aber ganz anders verhält es sich, wenn eine Abweichung von dem zu erkennenden Gange der göttlichen Geschichte harte, ja starre Gegensätze, immer gesteigerte Mißverständnisse, nicht zu schlichtende Schwierigkeiten sowohl auf der Seite der Behörde als der Gemeinde erzeugt, und solche Schwierigkeiten, die selbst durch die klare Einsicht und christliche Gesinnung eines spätern Herrschers nicht zu überwältigen sind. Eben diese unlebendigen Gegensätze, in welchen einerseits die Behörden sich verwickelt

sahen, andererseits die Gemeinden erstarrten, sollen hier dargestellt werden. Denn nicht bloß der ruhige Gang einer freudigen Entwickelung, auch die göttliche Strafe einer Verirrung hat eine geschichtliche Bedeutung, durch welche man nur zu spät erkennt, daß die Vernichtung mit der siegreichen Entwickelung zusammenfällt. Aber zum wahren organischen Fortschritt kann keine äußere Verfügung allein etwas beitragen; die Verwirrung kann sie erzeugen, aber ihre Folgen nicht aufheben.

Wie nun meine Thätigkeit für die Gemeinde bei der Behörde abgebrochen wurde, habe ich jetzt zu erzählen.

Als ich den Rath gab, eine Bittschrift im Namen der Gemeinde einzureichen, verfertigte ich die erste, Professor Huschke die zweite und dritte, ich die vierte. Auf keine erhielten wir eine Antwort. Endlich nach Verlauf von zwei Monaten erschien ein Ministerial-Schreiben an den Herrn Professor Huschke, den Ober-Landes-Gerichts-Assessor v. Haugwitz und mich gerichtet; es lautete folgendermaßen: „Die wiederholten Immediat-Eingaben, selbst die vom 4ten d. M., welche

Sie in Verbindung mit mehreren hiesigen Beamten und Bürgern in Folge der gegen den Diakonus Dr. Scheibel und dem Prediger Thiel angeordneten Suspension von den Functionen des geistlichen Amts, Allerhöchsten Orts eingereicht haben, sind von des Königs Majestät an das vorgesetzte Ministerium der geistlichen Angelegenheiten zur verfassungsmäßigen Bescheidung abgegeben worden und wir sind demnächst beauftragt, Ihnen solche, wie hiermit geschieht, vollständig mitzutheilen.

Der von Ihnen und den übrigen Supplicanten in jenen Eingaben formirte Antrag, geht dahin, daß Ihnen gestattet werden möge, sich mit den Ihnen Gleichgesinnten, zu einer von den übrigen hiesigen evangelischen Kirchengemeinden, abgesonderten, und wie sie genannt wird, alt Lutherischen Gemeinde unter der geistlichen Leitung des Diaconus Dr. Scheibel zu constituiren.

Dieses offenbar separatistische Bestreben hat zum äußerlichen Vorwande den Umstand genommen, daß die von Sr. Majestät dem Könige für die Provinz Schlesien angeordnete Agende in den hiesigen evangelischen Kirchen eingeführt worden ist; zugleich aber

haben die Supplicanten, die von ihnen beabsichtigte Absonderung, auch noch dadurch zu bestärken gesucht, daß in der erwähnten Kirchengemeinde der Unionsritus, der durch das Brodbrechen beim heiligen Abendmahle dargestellt wird, in Anwendung komme.

Was nun hierbei zunächst das letzte betrifft, so ist es bekanntlich der eignen Erwägung und dem freien Entschluß eines Jeden überlassen, ob er an der Feier des heiligen Abendmahls nach dem Unionsritus Theil nehmen will oder nicht, da bekanntlich in den hiesigen Kirchen die Einrichtung getroffen worden, und fortbesteht, daß für diejenigen, welche noch Bedenken tragen, dem heilsamen und Gott gefälligen Werke der Vereinigung der evangelischen Glaubensgenossen sich anzuschließen, die Austheilung des heiligen Abendmahls ohne den Ritus des Brodbrechens erfolgt, weshalb das Beklagen über Gewissenszwang das jenem Wunsch, eine sogenannte altlutherische Kirche zu bilden, zur Seite gestellt wird, als ganz grundlos erscheint, und als eine leere Erdichtung zurückgewiesen werden muß.

Aber durch die Einführung der neuen Agende in der evangelischen Kirche in den königlichen Landen ist

auch keine Glaubens-Veränderung, weder vorgegangen, noch, wie sich bei ruhiger Ueberlegung leicht begreifen läßt, bezweckt worden. Wenn Sie und die übrigen Sollicitanten sich auch nicht zu der Unbefangenheit erheben können, welche Sie in den Stand gesetzt haben würde, Ihre entgegengesetzte Meinung zu berichtigen, so hätte doch die Thatsache, daß die Agende auf dem Wege der freien Zustimmung in allen Provinzen der Monarchie allgemein angenommen und ausschließlich die Rheinprovinzen und Westphalen, für welche gleichfalls die gewünschten Provinzial-Ausgaben abgedruckt werden sollen, bei 7,750 Kirchengemeinden bereits im fruchtbaren Gebrauch ist, Sie gegen die von Ihnen aufgestellte Ansicht um so mehr mißtrauisch machen sollen, als diese dem Urtheile der gesammten Landesgeistlichkeit, unter welcher sich unbezweifelt der einsichtsvollsten, gewissenhaftesten und bewährtesten Theologen so viele finden, als die Meinung einer kleinen, sich isolirenden Partei entgegentritt, indem sich unmöglich voraussetzen läßt, daß jener große Erfolg würde hervorgebracht worden sein, wenn von der Einführung der Agende eine Gefahr für den Glauben zu besorgen wäre.

Die erneuerte Agende ist in der lutherischen Kirche, zu welcher Sie und die übrigen Bittsteller gehören, nach reiflicher Prüfung durch deren kirchlich geordnete Behörden, die Consistorien, unter deren verfassungsmäßigen Einwirkung, von der Geistlichkeit und den Gemeinden angenommen worden, und durch die landesherrliche Sanction, die unerläßliche Norm des öffentlichen Gottesdienstes und der kirchlichen Handlungen nach unveränderten und unverfälschten Glaubenswahrheiten der Kirche festgestellt.

Das königliche Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hat daher in dem seltsamen und mit nichts begründeten Antrage und in den Mitteln, welche für seine Verwirklichung aufgeboten werden, die unruhigen Bestrebungen des separatistischen Unwesens nicht verkennen dürfen, und sich überzeugen müssen, wie viel eine Partei zu unternehmen wage, welche in ihrer Anmaßung mit der ganz unevangelischen und zugleich mit der Verfassung im directen Widerspruche stehenden Behauptung, daß sie allein die wahre Kirche darstelle, alle Andere aber im Abfall begriffen seien, und durch die Einführung der Agende und Union dazu verleitet würden, hervortritt, die sich die

feindseligste Verdächtigung derer erlaubt, welche in die von Sr. Majestät dem Könige in huldreicher Fürsorge für das Heil der Kirche gefaßten und durch landesherrliche Verordnungen kundgegebenen Absichten willig eingegangen sind, und die sogar die Versuche, die Gemüthrr aufzuregen, und der großen Menge Mißtrauen gegen die Maßregeln der kirchlichen Obrigkeit einflößen, nicht verschmäht, um ein äußerliches Gewicht im Volke zu gewinnen, und wo möglich, nach dem Entbundensein von der bestehenden Ordnung, sich selbst zu der Bedeutsamkeit einer kirchlichen Macht zu erheben. Dieser Absonderungsgeist, der den Charakter des kühnen Auflehnens gegen das, was zur allgemeinen Ordnung gehört, so unzweideutig ankündigt, und in der gegenwärtigen Zeit mehr als je bedenklich erscheint, darf nicht begünstigt werden; und das hohe Ministerium ist fest entschlossen, demselben entgegenzutreten.

Da nun in der vorliegenden Angelegenheit von einem Zwange der Gewissen auch nicht im entferntesten die Rede ist, da, nachdem die allgemeine gottesdienstliche Ordnung durch die Agende für die sämmtlichen evangelischen Kirchen der Monarchie festgestellt

ist, doch jeder Einzelne innerhalb der Grenzen einer richtig verstandenen evangelischen Freiheit sein religiöses Bedürfniß befriedigen kann, da es endlich Ihnen und den übrigen Sollicitanten unverwehrt bleibt, auch in der fernern Verbindung mit Ihren Kirchspiel-Genossen sich untereinander altlutherisch zu nennen, so ist auch nicht der geringste haltbare Grund vorhanden, Ihnen und den übrigen genannten und ungenannten Bittstellern zu der Bildung einer altlutherischen Gemeinde die Erlaubniß zu ertheilen. Wir sind demnach auf das bestimmteste angewiesen, Ihnen und den hierin Gleichgesinnten bekannt zu machen, daß des Königs Majestät das in der obgedachten Immediat-Eingabe vorgetragene Gesuch ausdrücklich für ganz unzuläßig erklärt hat, wovon auch das hiesige Stadt-Consistorium wird benachrichtigt werden.

Breslau, den 24. December 1830.

Königl. Consistorium von Schlesien.

v. Merckel.

An die Herren Professoren
Steffens, Huschke und den
Oberlandesgerichts-Assessor
v. Haugwitz."

Dieses Document hat einen zu großen Einfluß auf alle meine Lebensverhältnisse gehabt, drückt zu gleicher Zeit die Ansicht der höchsten Behörde der geistlichen Angelegenheiten über das Verhältniß der Kirche zum Staat auf eine so unumwundene Weise aus, daß ich mich verpflichtet sehe, es nicht zu unterdrücken, obgleich es in der obengenannten actenmäßigen Darstellung Scheibels abgedruckt ist. Ich glaube nicht, daß irgend ein ähnliches Document sich geschichtlich aufweisen läßt, durch welches die absolut monarchische Gewalt des Staats über die Kirche auf eine klarere Weise ausgesprochen ist. Daß hier nicht bloß von einer ordnenden Macht der Behörden circa sacra, sondern von einer gebietenden über die sacra selber die Rede ist, leuchtet von selbst ein. Es ist merkwürdig, wenn wir die Gesinnung des damaligen Ministeriums, in Rücksicht auf die Religion, vergleichen mit derjenigen, mit welcher es die Philosophie behandelte. Allerdings beschützte es eine bestimmte philosophische Richtung auf eine so entschiedene Weise, daß diese fast in allen Schulen des Landes die herrschende geworden ist, aber das Princip dieser Philosophie wies doch eine jede Gewalt über das Innere der philo-

sophischen Ueberzeugung ab. Der Minister selbst war mit dem Gange der Entwickelung der Philosophie, wie sie sich seit dem Anfange des Jahrhunderts entwickelt hatte, keineswegs unbekannt; einige Mitglieder des Ministeriums waren meine Zuhörer gewesen: und da war es mir denn seltsam, die Forderung aufgestellt zu sehen, daß eine Majorität, die durch eine weltliche Obrigkeit geleitet war, etwas innerlich Bestimmendes für meine geschichtlich begründete religiöse Ueberzeugung sein sollte. Die Macht der Zahl (7750 Gemeinden) stand für mich ganz wunderbar da.

Es ward beschlossen, daß ein jeder von uns, indem er sein persönliches Verhältniß zum Ministerium fest hielt, für sich antworten sollte. Ich habe nun zwar den Entwurf dieses Antwortschreibens unter meinen Papieren, aber ich vermag nicht es wörtlich wiederzugeben in der Gestalt, in welcher es eingeliefert wurde. Ich kann einen eigenen Entwurf nie treu copiren, und die Veränderungen, die bei dem Abschreiben stattgefunden haben, sind wohl so bedeutend, daß der Entwurf, den ich besitze, alle geschichtliche Bedeutung verloren hat. Soviel glaube ich doch mit Bestimmtheit in der Erinnerung behalten zu haben,

daß ich mich befugt fand, den höchst beschränkten und irrigen Standpunkt, von welchem aus die hohe Behörde unsere Sache betrachtete, ganz entschieden zu widerlegen. Daß ich mit Recht glaubte behaupten zu können, daß, wenn der König zwar die Agende befahl, aber die Union keineswegs aufdringen wollte, eine Trennung von der Union nicht Separatismus genannt werden konnte. Wenn sie auch nicht dem königlichen Wunsche gemäß war, so war sie doch auch nicht als unerlaubt zu betrachten. Daß diese Trennung von der Union nur für einzelne Personen als solche Gültigkeit haben sollte, konnte eben so wenig die Absicht des Königs sein. Denn wenn wir die lutherische Confession, wie sie geschichtlich noch da war, in ihrer Reinheit erhalten wollten, so hatte diese ja gar keinen Sinn, wenn sie sich nicht als Kirche gestaltete; daß man sich fügte nach der sogenannten Schwäche einzelner Personen, indem man den unirten Predigern erlaubte, an bestimmten Tagen beim Abendmahle die Oblaten an die Stelle des Brodbrechens zu wählen, klänge wie ein Spott über die lutherische Confession. Gäbe es Mitglieder der lutherischen Kirche, die in einer solchen bedauerlichen Unwissenheit lebten,

daß sie in so kümmerlichen Aeußerlichkeiten etwas Wesentliches suchten, so müßten wir sie bedauern und unsere Prediger anhalten, sie zu belehren; daß aber in unseren Petitionen Etwas vorkäme, was zu einem solchen Beschluß berechtigte, als könnten wir durch Oblaten beruhigt werden, mußten wir schlechthin leugnen.

Eine Stelle in diesem Ministerialschreiben betraf meine bürgerliche Lage, und zwar, wo sie am tiefsten verletzt werden konnte. Es wurde uns, als königlichen Beamten, vorgeworfen, daß wir aufrührerische Gesinnungen hegten und zu verbreiten suchten, daß das Volk an mehreren Orten in Deutschland durch die Juli-Revolution angesteckt wäre. Ich war mir bewußt, im reinsten und strengsten Sinne ein loyaler Unterthan zu sein, und Verhältnisse mancherlei Art hatten mir Gelegenheit gegeben, es darzuthun; ich hatte gezeigt, daß die Popularität, so lockend sie ist, mir nichts galt, wenn es darauf ankam, Gehorsam gegen die Obrigkeit zu lehren und selbst auszuüben. Auch bei den größten Kleinigkeiten, die man für gewöhnlich bei doch sonst strenger gewissenhafter Gesinnung mit Gleichgültigkeit behandelt, war es mir zur

andern Natur geworden, pedantisch genau den Gesetzen zu gehorchen: aber ich glaubte nicht, daß dieser Gehorsam mir geböte, in Beziehung auf meine Religion, auf meine innerste Ueberzeugung, mich der weltlichen Obrigkeit zu unterwerfen. Die Lehre: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat," Römer 13, 1., kann nicht heißen: du sollst den weltlichen Behörden und den diesen untergeordneten Geistlichen das Recht überlassen, deine geschichtlich begründete Kirche zu beherrschen, und dich ihren Bestimmungen unterwerfen, denn sie verstehen dergleichen besser als du. Der Apostel, der so lehrte, unterwarf sich ihnen nicht, und das Christenthum wäre längst verschwunden, wenn er und seine Mitbrüder sich unterworfen hätten.

Ich glaubte nicht ernsthaft genug gegen eine Beschuldigung der Art auftreten zu können. Die Julirevolution, ward behauptet, wäre unser Muster. Ich machte darauf aufmerksam: daß unsere Opposition die frühere war; daß, als wir unsere ersten Petitionen einschickten, die Barricaden in Paris kaum von den wenigen, am besten unterrichteten Politikern, geahndet wurden, und eben daher in der Handelswelt so große

Erschütterungen hervorriefen. Sollte ein causaler Zusammenhang wirklich stattfinden, so würden wir zu dem seltsamen Schluß geführt werden, daß die armen Lutheraner in Breslau den Aufstand in Paris hervorgerufen hätten.

Nachdem ich völlig rücksichtslos auseinander gesetzt hatte, was mir eine solche Beschuldigung war, und welche Bedeutung sie für mich hatte, suchte ich dem Hohen Ministerium deutlich zu machen, daß ich in einem Lande, wo das feste Beharren bei meiner religiösen Ueberzeugung, die bei meinem Rufe nach Preußen als bekannt vorausgesetzt werden mußte, und die damals selbst hier die herrschende war, als ein Auflehnen gegen die Obrigkeit betrachtet und einem Aufruhre gleichgestellt wurde, mit gutem Gewissen nicht länger verweilen dürfe. Eine allerunterthänigste Bitte an Seine Majestät, mich nach fast achtundzwanzigjährigem treuem Dienste meines Amtes zu entlassen, war daher dem Schreiben beigefügt, und ich ersuchte das Hohe Ministerium, dieses weiter zu befördern. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als eine Gegend aufzusuchen, in welcher ich, ohne die Gesetze zu verletzen, mein Recht bei der Kirche zu blei-

den, in welcher ich geboren und erzogen war, behaupten könnte.

Ich wartete vom December 1830 bis Februar 1831 vergebens auf eine Antwort. Damit man aber nicht glauben sollte, daß meine Bitte um den Abschied nur eine leidenschaftliche Aeußerung eines vorübergehend verletzten Gefühls sei, erneuerte ich sie und sandte ein zweites unterthäniges Gesuch zur weitern Beförderung an das Hohe Ministerium. Aber auch auf dieses erhielt ich keine Antwort.

Indessen gestaltete sich meine äußere Lage, wie ich es erwarten mußte. Der gesellige Umgang ward immer beschränkter. Der Regierungs-Bevollmächtigte schrieb mir in voller Angst einen Brief, in welchem er mich beschwur, mich von den Lutheranern zu trennen, mir die Folgen meines unerwarteten und unbegreiflichen Schrittes auf das freundschaftlichste auseinandersetzend. „Es ist uns in der That darum zu thun, so äußerte er sich, Sie der Universität zu erhalten; Sie bilden einen belebenden, anregenden Mittelpunkt, den wir nicht missen können."

Viele sahen mit geringschätzendem Mitleiden auf mich herab; daß ein freidenkender Philosoph, von dem

man noch immer Vieles erwartete, sich an Pietisten und religiöse Schwärmer aus der geringsten Klasse anschließen, und, mit diesen im Bündniß, seiner ganzen geehrten und für die Universität nützlichen Stellung entsagen könne, schien völlig unbegreiflich. Die Urtheile, die damals laut wurden, mochten wohl nicht die günstigsten sein, und meine wissenschaftlichen Leistungen, die bisher doch einige Achtung genossen, litten wohl auch darunter. Ohne allen Zweifel fing man schon an, in diesen die Spuren der geistigen Bornirtheit zu entdecken, die nun auf eine so armselige Weise ans Tageslicht trat. Sonst fand ich mich selbst durch die höchsten Behörden in geselliger Rücksicht ausgezeichnet und geehrt: jetzt ward ich völlig ignorirt. So lebte ich in großer Einsamkeit, auch meine Frau, die das höchst Bedenkliche meiner jetzigen Lage wohl einsah, von Kindheit an gewöhnt, in einem wechselnden geselligen Kreise zu leben, ward jetzt so von der Neigung zur stillen Einsamkeit ergriffen, daß sie selten oder nie die Wohnung verließ. Ich muß sie rühmen, denn sie theilte ganz meine Gesinnung, und jede Furcht vor einer drohenden Zukunft, die so nahe lag, schien bei ihr verschwunden.

Freilich blieben mir auch mehrere Freunde in dieser Zeit treu; ich muß die Professoren Fischer und Braniß als solche nennen. Wenn sie auch nicht ganz meine Ueberzeugung theilten, so begriffen sie sie doch; aber vor Allen muß ich jetzt von einem trefflichen Manne sprechen, von dem Professor Huschke, der sich ganz entschieden wie Scheibel der bedrohten Kirche anschloß und opferte.

Er ist ein in jeder Rücksicht merkwürdiger und ursprünglicher Mann, einer der reinsten und faltenlosesten, die ich je gekannt habe. Er wird mir es verzeihen, wenn ich ein Bild seiner Persönlichkeit zu entwerfen suche und mein Urtheil über ihn unbefangen äußere. Seine Person ist unscheinbar, man erkennt leicht den in sich versunkenen, tief nachdenkenden Mann. Er besitzt ein eigenes Vermögen, aber alle seine Einkünfte opferte er der bedrängten Gemeinde; er selbst lebt still und zurückgezogen und hat sehr wenige Bedürfnisse; nur seine Bibliothek sucht er zu vermehren; seine Studien treibt er mit großem Ernst und Gewissenhaftigkeit. Auf der Schule schon, dann auf der Universität Göttingen, wo er studirte, ward er seiner gründlichen philologischen Kenntnisse wegen

allgemein geachtet. In ungewöhnlich jungem Altre erhielt er einen Ruf als odentlicher Professor nach Rostock, und von da, in seinem neunundzwanzigsten Jahre, nach Breslau. Mir gebührt kein Urtheil über seine schriftstellerische Thätigkeit in seinem Fache; ich kenne seine Schriften nicht; seine Vorträge werden stark besucht und sehr geschätzt; seine Kenntnisse in der eleganten Jurisprudenz würden ihn ohne allen Zweifel unter die ersten Schriftsteller dieser Doctrin stellen, wenn die Ansichten, die er rücksichtslos ausspricht, den meisten nicht seltsam schienen, und diese zu fassen, muß man freilich einen tiefen Blick in die Eigenthümlichkeit seiner Natur werfen. Es ist ein Bedürfniß unserer Zeit, die Formen der sinnlichen Wirklichkeit als ein bewußtlos Göttliches, Absolutes zu betrachten, welches in sich Alles verbirgt, was dem höchsten Bewußtsein als Religion offenbar wird. Ich erinnere an das, was ich früher von meinem höchst eigenthümlichen Verwandten G r u n d v i g in Dänemark gesagt habe. Auf der sicheren Naturbasis einer noch in ihrer Mitte lebendigen Mythologie erscheinen diesem die scandinavischen Völker vorzüglich berufen, die Träger der zukünftigen europäischen Cultur zu sein. Was ihm

nun die vaterländische Mythologie, was mir die Natur im Ganzen, das ist für Huschke das römische Recht. Bildet dieses doch in der That den unerschütterlichen Boden aller geselligen Verhältnisse, und zwar eben der christlichen Zeit; alle Rechtsverhältnisse sind durch das römische Recht fest gehalten, wie der sinnliche Leib durch die Natur. Dieses ist das Resultat der gründlichsten Studien für Huschke, und er behandelt das Corpus juris, die Institutionen und Novellen, wie der Naturforscher die Natur. Der Staat als göttlich geschichtliche Entwickelung wird getragen in seinem tiefsten Innersten durch die Religion; aber wie er sinnlich erscheint und sich äußert, geordnet durch das Recht, so ist dieses die höchste Stufe der lebendigen, fortdauernd thätigen Naturentwickelung, und selbst diese erhält durch das Recht eine höhere Deutung.

Es war aber unvermeidlich, daß, wo eine solche Ansicht eine herrschende ward, das bestimmte Wort in seiner Fassung einen umfassenderen Werth erhalten mußte, und so entstand die Neigung, den ganzen Gang der Geschichte aus der wörtlichen Abfassung der heiligen Schrift zu erklären. Huschke beschäftigte sich in dieser Rücksicht vorzüglich mit der Genesis. Die Auf-

fassung, wie sie sich gebildet hatte, war der Zeit fremd, und es war daher natürlich, daß die Resultate seltsam erschienen.

Ich kannte durch freundschaftliche Mittheilung seinen Entwickelungsgang, aber ich warnte ihn, damit öffentlich hervorzutreten. Daß ich seinen Gesichtspunkt nicht theilte, wird ein Jeder, der diese Schrift auch nur durchgeblättert hat, von selbst einsehen: aber ein jeder ursprünglicher nicht von außen entstandener Gedanke hat für mich einen hohen unschätzbaren Werth. Was aus sich selber und nicht aus einem Andern verstanden werden muß, erscheint mir, ich gestehe es, als ein Geschichtliches, was, wenn es auch von der Zeit ganz übersehen wird, und sich in den dunkeln Gründen zukünftiger Entwickelung verbirgt, doch ein Unsterbliches bleibt.

Daß nun eine solche geistige Richtung nicht ohne Einfluß auf die Art, wie seine religiöse Ueberzeugung sich äußerte, bleiben konnte, ist an und für sich klar; daß er geneigt war, die Bibel wie ein Jurist das Corpus juris zu behandeln, versteht sich von selbst: aber auch die Verhältnisse der Gemeinde wurden streng juridisch behandelt, und als diese an die höheren Ge-

richte zur Entscheidung übergeben wurden, bereitete er diesen nicht selten große Schwierigkeiten. Ich habe ihn daher selbst von sonst wohlwollenden Männen des Ministeriums einen Rabulisten nennen hören, wenn er ein Verfahren, welches sich doch kaum rechtlich vertheidigen ließ, mit strenger juridischer Consequenz bekämpfte. Daß er sich aber mit Recht für verpflichtet hielt, alle Waffen, die ihm das Gesetz des Landes darbot, für die, durch die weltliche Autorität, die Willkür der Polizei und die Strenge der Gesetze verfolgte Gemeinde zu benutzen, mußte, wie ich glaube, ein Jeder einsehen. Er ist ein bis zur Aengstlichkeit sittlich reiner Mensch, und wenn irgend ein Verhältniß des Lebens zur Benutzung aller rechtlichen Waffen berechtigte, ja seiner Ueberzeugung nach verpflichtete, so war es augenscheinlich dieses.

Mir war in doppelter Rücksicht die Erfahrung, die ich hier machte, religiös bedeutend und zugleich belehrend. Ich hatte von Anfang an der Gemeinde begreiflich zu machen gesucht, daß sie sich nicht in theologische Untersuchungen einlassen möchte, wozu Scheibel eine gar zu große Neigung hatte. Auch hierin war dieser seltsame Mann ein Kind des sech-

zehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Er glaubte in der That, daß noch immer die Verschiedenheit der zwei geschichtlich gewordenen protestantischen Kirchen in Frage gestellt würde und einen Streit hervorrufen müßte, wie der, durch welchen frühere Jahrhunderte in heftige Bewegung gesetzt wurden. Er hoffte, wenn der Kampf anfinge, daß er das Interesse aller Theologen gewinnen, mit allen Waffen der Gelehrsamkeit auftretend, entschieden den Sieg erlangen würde; ja er nährte den Wunsch, dessen Erfüllung ihm sogar vorschwebte, daß es, wie zu Luthers Zeiten, zu einer mündlichen Disputation kommen sollte, bei welcher irgend eine hohe Person, vielleicht sogar der König selbst, präsidiren würde; er dachte sich ein großes Publikum, welches diesem Kampfe mit dem lebendigsten Interesse beiwohnen würde, und die Folgen eines solchen öffentlichen Kampfes für das ganze protestantische Deutschland müßten, meinte er, sehr bedeutend werden. Wenn auch nicht alle in unserer Zeit herrschenden geschichtlichen Verhältnisse übersehend, waren doch mehrere Prediger gar zu geneigt, die Religionsstreitigkeiten früherer Zeiten in der alten Form zu erneuern, und sie riefen dadurch eine Menge Gegenschriften hervor, die bei der

herrschenden religiösen Gesinnung ihrer Sache keinesweges günstig sein konnten. Zu Scheibel sagte ich: „Lieber Freund, du nimmst die Sache durchaus falsch; die Untersuchungen, die Du zu veranlassen bemüht bist, werden alle zu Deinem Nachtheil ausfallen; denn in der Literatur herrscht entweder eine völlige Gleichgültigkeit, oder wo hier und da die Theologen Deinen Handschuh aufnehmen, hast Du schon verloren. Es ist mein innigster Wunsch, daß Du dieses einsehen lernst; es ist auch hier von solchen Streitigkeiten nicht im Geringsten die Rede; es sind jetzt fast 200 Jahre verflossen, seit die lutherische Kirche in ihrer Eigenthümlichkeit in Deutschland anerkannt ist. Seit dem westphälischen Frieden kann man keinen Lutheraner als solchen zwingen, seinen Glauben dem Staate gegenüber zu begründen und dadurch in Frage zu stellen. Nur dafür hast Du zu sorgen, daß Deine und überhaupt die Lehre der Gemeinde eine ächt lutherische sei, daß keine Abweichung von der überlieferten Confession in der Gemeinde herrsche, denn diese ist berechtigt, eine jede Abweichung aber rechtlos. Ich finde es der christlichen Klugheit gemäß, die Sache durchaus so zu stellen, daß es den Feinden, (Behörden oder

einzelnen Theologen), die euch angreifen wollen, überlassen bleibt, euch irgend eine sectirische Lehre nachzuweisen. Sollten Untersuchungen gefordert werden, so muß die Gemeinde diese keinesweges abweisen, vielmehr fördern. So handelte Zinzendorf in einer viel bedenklichern Lage. Keiner hat, wenn er sich, der Union gegenüber, einer rein lutherischen Gemeinde anschließt, seinen Glauben zu vertheidigen; seine Erklärung genügt, und er kann sich durch ein geschichtliches Recht, welches nicht allein für ihn als einzelne Persönlichkeit gilt, sondern auch für seine Gemeinde und für die Fortpflanzung derselben auf die Nachkommen, als gesetzlich geschützt, betrachten. Diese defensive Stellung, dem Staate gegenüber, ist auf jede Weise die wahre; wird sie beibehalten, so stärkt sie die ungestörte, positiv religiöse Gesinnung innerhalb der Gemeinde selber, und die Stellung der Lutheraner, der Union gegenüber, wird aus der Masse der Mißverständnisse herausgerissen, denen sie jetzt zu unterliegen droht. Je fester wir diesen Standpunkt behaupten, desto weniger gefährlich erscheinen die Bemühungen der Behörden, uns in einen

Streit hineinzuziehen, der unsere Sache verwirrt, statt sie klar hinzustellen."

Das war vom Anfange an meine Ansicht, aber ich vermochte auch hier nicht, durchzudringen. Ich hielt mich für überzeugt, daß eine solche lediglich defensive Stellung auch unsere Rechtsstreitigkeiten vereinfachen würde. Jetzt erschien kaum irgend eine Schrift zur Vertheidigung der Gemeinden, in welcher man nicht zu gleicher Zeit die Confession durch Untersuchungen mancherlei Art offensiv zu begründen suchte. Indem man die schwache Seite der lutherischen Kirche selbst entblößte, indem man die Concordienformel in ihrer starren Gestalt immer klarer als eine entscheidende und wesentliche der lutherischen Confession aussprach, gab man offenbar den Gegnern gefährliche Waffen in die Hände; denn in mehreren Gegenden des nördlichen Deutschlands, selbst in vielen preußischen Provinzen hatte man sich dieser gar nicht unterworfen. Jemehr nun die lutherischen Gemeinden, auf eine solche Weise sich selbst geistig beschränkend, der Union gegenüber sich gestalteten, desto fremder mußten sie mir werden. Zwar betrachtete ich noch die Sonderung als nothwendig; denn ich wollte unter keiner

Bedingung die bestimmte lebendige Gestaltung der Kirche den Verwirrungen religiöser und irreligiöser Ansichten der Zeit preisgeben: aber dennoch blieb mir die Hoffnung einer herannahenden wechselseitigen Verständigung ein Heiligthum, nur daß diese nicht, als eine in der sinnlichen Zeit erzeugte weltliche Veranstaltung hervortreten sollte; ich erblickte diese Verständigung, als eine stille Entwickelung, die als Keim in der gegenwärtigen Kirche lebte und eben das Zeugniß ihres warmen Lebens enthielt. Die von Scheibel hervorgerufene Trennung sah aber in einer solchen Entwickelung eine furchtbare Gefahr. Nach meiner Ansicht war eine jede Kirche, die den fortschreitenden Geist abwies, ihrer Idee nach nicht mehr eine lutherische; es gehört wesentlich zur lutherischen Gesinnung, das Prinzip des geschichtlichen Fortschreitens anzuerkennen. Wenn Luther auf jede Weise die Meinung, als wenn er die Form der Kirche unabänderlich für alle Zukunft bestimmt hätte, abzuweisen suchte, so war es zwar nicht seine Absicht, das Unabänderliche des Glaubens, das Beharrende der Confession der Willkür preiszugeben: aber die Gestalt der Kirche sollte keineswegs eine im Buchstaben erstarrende, son-

dern eine organisch lebendige sein, deren Form, von innen heraus fortschreitend, im immer neuen Entstehen, ihre heilige Eigenthümlichkeit bewahrte. Meine ganze religiöse Gesinnung, wie sie durch alle Phasen des Lebens fortgeschritten war, gründete sich auf eine solche Ansicht: eine erstarrende Lehre griff das innerste Princip der Kirche, der ich innerlich zugehörte, in ihrem Wesen an und verwandelte den lebendigen Glauben derselben in ein äußeres Werk. So sah ich, wie die Gemeinde immer katholischer ward, wie die sogenannten Schriftgelehrten, die Buchstabendeuter der heiligen Schrift, an die Stelle des Papstes und der Klerisei traten. Diese wachsende Herrschaft der Schriftgelehrten stieß mich immer mehr zurück.

Aber wenn nun auf eine solche Weise die Sache der Gemeinde mir innerlich immer fremder ward, so gab es doch auch Gründe, die mich bewogen, mich nicht äußerlich von ihr zu trennen; denn ich mußte gestehen, daß die einseitige und starre Sonderung, wie sie in einer Reihe von zehn bis zwölf Jahren sich unter meinen Augen entwickelt hatte, auch durch die Schuld der Behörden hervorgerufen war. Diese nämlich wollten auf eine eben so einseitig gewaltsame

Weise die Verschmelzung beider Glaubensbekenntnisse durchsetzen, wie die lutherischen Gemeinden, deren Zahl jetzt immer mehr zunahm, und die sich in den entferntesten Gegenden Preußens zu bilden anfingen, die Sonderung festzuhalten suchten.

So wie die Sachen vorlagen, konnte ich nie für neutral gelten, und meine Trennung von der Gemeinde würde schon allein als eine Billigung der gegen die Lutheraner ausgesprochenen Maßregeln erklärt worden sein. Mußte ich doch gestehen, daß ein Fortschreiten unmöglich war, so lange die Kirche sich mit aller Anstrengung in einer zweifelhaft defensiven Stellung zu erhalten suchte.

So war ich von allen Seiten gedrängt, und während ich täglich meinen Abschied erwartete und die Zukunft meiner Familie mir drohend vorschwebte, eben als sie sich einigermaßen vortheilhafter zu gestalten anfing, erschienen meine Aussichten, hier oder dort im Auslande eine Anstellung zu erhalten, immer unwahrscheinlicher; denn ich mußte es gestehen, auch das öffentliche Urtheil stellte sich immer bedenklicher. Zwar hatte ich in der kleinen Schrift, „wie ich wieder Lutheraner wurde,“ die Beschuldigung einer beschränkten

Religiosität, so weit meine damalige Stellung zur Gemeinde es erlaubte, abzuweisen gesucht. Wer diese kleine Schrift mit den Vertheidigungsschriften der Lutheraner vergleicht, wird die durchgreifende und wesentliche Verschiedenheit leicht einsehen. Die Lutheraner glaubten zwar, meinen literarischen Ruf zu ihrem Vortheil benutzen zu können. — Auch die Frömmsten und Gläubigsten verschmähten es nicht, auf solche äußere Stützen ihre Hoffnungen zu bauen, wenn es ihnen darum zu thun war, eine gefährdete Existenz zu retten. — Sie irrten sich, denn mein literarischer Ruf sank, sie aber gewannen nichts, und wie fremd diese Schrift den Gemeinden und ihren Predigern blieb, erhellt schon daraus, daß sie niemals in allen ihren Vertheidigungsschriften genannt wurde; aber äußerlich in der Literatur war sie mir sogar schädlich, denn die bloße Ankündigung des Werks, der Titel schon, war hinlänglich, um ein Urtheil zu begründen. Dieses, verbunden mit der Thatsache, daß ich die Gemeinden vertrat, machte das Lesen der kleinen Schrift völlig überflüssig, und daß dasjenige Publikum, welches mir als Naturforscher, Philosoph oder Dichter bis jetzt Theilnahme bewiesen hatte, von dem-

jenigen, welches die kleine Schrift las, ganz verschieden war, zeigte sich später auf eine sehr auffallende Weise. Ein Fragment meiner Kinderjahre ward daraus in dem ersten Theile dieser Erinnerungen aufgenommen; dieses hat den Beifall eines ganz andern Publikums erhalten: aber es ward auch als etwas bis dahin Unbekanntes betrachtet. Daß irgend Jemand die Verschiedenheit meiner religiösen Richtung von der der Gemeinden, deren Sache ich zu vertreten wagte, erkannt hätte, davon fand ich gar keine Spur. Die öffentlichen Urtheile über mich lauteten höchst seltsam. So ward dasjenige, was ich Religion nannte, und als den Gegenstand einer speculativen Naturbetrachtung in der höchsten Potenz auffaßte, selbst den Einsichtsvollen unverständlich und seltsam; man begriff nicht, wie das Höchste, was durch meine ganze philosophische Ansicht sich durchwand, die Verherrlichung der Persönlichkeit war. Eben dadurch, daß diese eine göttliche wurde, ward mir der Gegenstand des Erkennens klar, daß nun der Heiland in positiver persönlicher Gegenwart das erlösende, reinigende, versöhnende Princip der Geschichte ward, daß er ganz in der Geschichte lebte und in einer jeden Persönlichkeit

in geweihten Stunden seine Gegenwart durch den höchsten Gleichsetzungs- (Assimulations-) Prozeß kund that, und so die höchste Offenbarung des Göttlichen im Abendmahl läge, ward als eine so zarte Spitze subjectiver Eigenthümlichkeit betrachtet, daß kein anderer Denker neben mir Platz finden könnte. Ich kenne nur den geringsten Theil der damaligen öffentlichen Aeußerungen über mich, nur einige sind mir in die Hände gefallen. So las ich einst in irgend einem Blatte, wie ich zwar als ein gutmeinender, wohlwollender Mann dargestellt wurde, der aber nicht die Einsicht habe, wie gefährlich seine Lehre sei. Ich müßte, meinte der Kritiker, wäre ich dessen fähig, doch einsehen, daß meine Lehre nothwendig die alten Verfolgungen, Inquisitionen, Auto-da-fé's wieder hervorrufen würde. Der gute Mensch hatte gar nicht gemerkt, daß meine ganze Lehre aus den alten vernichteten Mißverständnissen eine wechselseitige Verständigung entstehen zu lassen suchte; daß die Verdammungssucht in ihrem tiefsten Grunde erst ausgerottet werden müsse, wenn jene erkannt werden sollte. Das, was mir Religiosität war, stieß zwar das Weltliche nicht zurück, wandte sich aber durchaus, in der That

wie im Erkennen, im Leben wie im Denken, einem Höhern, dem Innersten, Gott zu. So wenig als Gott sich innerhalb der Sinnlichkeit erkennen und richten ließ, eben so wenig ließ sich das religiöse Verhältniß der Menschen gegen einander sinnlich auffassen und richten. Diese doppelten, einander entschieden widersprechenden Ansichten, riefen eine literarische kritische Erscheinung hervor. In der Jenaer Literatur-Zeitung erschienen zwei Kritiken nach einander, sich schneidend entgegengesetzt; die eine äußerlich, wie die herrschende Literatur, die zweite innerlich, wie das stille Publikum meiner kleinen Schrift, mich beurtheilend. So seltsam einander im Innersten vernichtende Kritiken sind wohl niemals nebeneinander in demselben Blatte erschienen.

Daß ein allgemeines, entschiedenes Urtheil über mich jetzt, da ich in einem andern Lande mir eine neue Existenz zu begründen suchte, mir höchst gefährlich sein würde, war leicht einzusehen; auch war dies wirklich der Fall. Ich war Lutheraner, aber durchaus ein geschichtlicher, meine Kirche, der ich mich zugewandt hatte, schloß alle That, wie alles Erkennen in sich, beide heiligend, reinigend, den Staat wie

Wissenschaft und Kunst erhebend. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er für sie seinen eingebornen Sohn gab“ Johannis 3, 16. Wer in dem Heiland sein Muster erkannte, der mußte in der Welt mit ihr leben, mit den Zöllnern und Sündern in ausgedehntester geistiger Bedeutung, um für sie sich zu opfern. Mich in einer engen abgesonderten Gemeinde aus der Geschichte zurückzuziehen, würde das Wesen meiner ganzen Entwickelung vernichtet haben. Nun gab es aber noch immer Länder, in welchen die lutherische Confession, wie ich sie auffaßte, eine gesetzliche, also geschichtliche Bedeutung hatte. Eine in ihrer Eigenthümlichkeit sich so behauptende Kirche enthält aber, wie tief sie auch gesunken sein mag, noch die Keime lebendiger Entwickelung in sich. Ich trenne mich nicht von dem, was ich liebe, weil es schwach, hinfällig, ja sterbend erscheint; ich schließe mich vielmehr dann immer inniger, immer entschiedener an. So lege ich es nicht darauf an, den Staat zu verbrennen, weil ich seine Schwächen erkenne, um aus der Asche der Abstraction einen neuen Phönix zu erzeugen; am allerwenigsten würde ich mich trennen können von dem, was mir Religion ist, weil dieses in seiner erscheinen-

den Form ein Schwaches und von den sogenannten Geistreichen Geringgeschätztes genannt wird. Ich wünschte daher in einem Lande zu leben, in welchem ich mich ungestört an die noch geschichtlich lebendige lutherische Kirche anschließen könnte. In Breslau war dies nicht möglich, da stand die unirte Kirche, wie die Ereignisse sich gestaltet hatten, dem Lutherthume feindlich gegenüber; und trennte ich mich von diesem, so mußte ich mich zur Union halten, was ich nicht zu thun vermochte. An einem andern Orte stand es mir aber frei, mich einer lutherischen Kirche anzuschließen, ohne mich von der Breslauer Gemeinde öffentlich zu trennen, und, so wie die Verhältnisse damals lagen, gehörte diese offenbar der allgemeinen im nördlichen Europa noch immer historisch herrschenden Kirche zu.

Aus diesem Grunde wandte ich mich natürlich zuerst nach meinem Vaterlande: aber auch hier sollten die äußeren Folgen meiner Thaten mir scharf entgegentreten. Selbst meine besten Freunde fürchteten meine Ankunft, während die Breslauer Gemeinde meine Entfernung wünschte. Wo vorgefaßte Meinungen einmal sich fixirt haben, tragen literarische Streitig-

keiten eben so wenig zur wechselseitigen Verständigung bei, wie persönliche. Es ist eine Trivialität geworden, dieses zu behaupten; es zeigt sich in den engsten Kreisen der Freunde und Familien, wie in den größten der Völker und Staaten: und dennoch glaubt man, Alles von einer immer heftiger werdenden Polemik erwarten zu dürfen. Daß die wahre Verständigung höher liegt als der Streit, daß sie herbeigeführt wird durch einen geistigen Proceß, durch eine geschichtliche, d. h. göttliche Entwickelung, nicht durch die Polemik, sondern ihr zum Trotz, das will keiner einsehen, der Beherrschte so wenig wie der Herrscher, der Schüler so wenig wie der Lehrer. Wenn jetzt die damalige Ansicht meiner Religiosität nicht mehr bei mir die herrschende ist, so glauben die Freunde und Wohlwollenden, ich habe mich geändert, und die meisten werden auch nach diesem letzten Versuche, sich über meinen Entwickelungsgang aufzuklären, das frühere Mißverständniß nicht zugeben. An eine Anstellung in Dänemark war nicht zu denken; doch halte ich es für meine Pflicht, es hier auszusprechen, daß der damalige Kronprinz den Wunsch, mich zu berufen, ganz entschieden äußerte. Dieser Beweis seiner gnädigen Zuneigung hat mich, da ich

alle Verhältnisse und Schwierigkeiten wohl erkannte, auf das Tiefste gerührt.

An Norwegen dachte ich nicht, ich konnte mich nicht entschließen, meine nicht mehr junge Frau so ganz von der „süßen Gewohnheit des Daseins und des Lebens" loszureißen. Doch äußerten einige Blätter dort den Wunsch, die Gelegenheit zu benutzen, mich für die Universität in Christiania zu gewinnen. Aber eben meine Freunde, die meine Stellung, wenn auch nicht kannten, doch ahneten, riethen mir ernsthaft ab, einen solchen Ruf, wenn er an mich ergehen sollte, anzunehmen. Ich hätte vielleicht als Privatdocent mit einigem Glück auf einer Universität auftreten, und mich als Schriftsteller ernähren können, aber ich war meinem sechzigsten Lebensjahre schon nahe.

In dieser Zeit, als ich mich so ganz verlassen fühlte und alle Bande der Lebensverhältnisse, innere wie äußere, nähere wie entferntere, zerrissen waren, fand ein Ereigniß statt, welches auf eine überraschende Weise mich erheiterte und mit Hoffnung erfüllte. Eines Tages erhielt ich eine Einladung zur Mittagstafel des General Grafen von Zieten. Lange hatte ich keine

solche erhalten, und sie setzte mich in Verwundrung, schien mir unbegreiflich. Da erfuhr ich, daß der Kronprinz nach Breslau gekommen war und dies die Veranlassung meiner Einladung war. Vor der Tafel ging der Kronprinz durch die Reihen der Anwesenden schnell hindurch, und erblickte mich zufällig, kam unmittelbar auf mich zu, fing ein Gespräch mit mir an, und lud mich zum Erstaunen der Umstehenden ein, nach Fürstenstein zu kommen. Ich, der allgemein Verschmähte, Zurückgestoßene, war der Einzige, dem diese gnädige Auszeichnung zu Theil ward. Auch in Fürstenstein traf es sich, daß das Breslauer Publikum auf eine auffallende Weise Zeuge der Gnade des Kronprinzen sein mußte; es war einer der Pfingsttage, die Einwohner Breslau's strömten dorthin, umgaben in großer Menge den Garten und das Schloß, und sahen, wie ich mit dem Prinzen und seiner Umgebung an einer Lustfahrt theilnahm. Diese Ereignisse erwähne ich nur, weil sie dazu beitrugen, mein Verhältniß zu Breslau, äußerlich wenigstens, günstiger zu stellen; innerlich blieb es das nämliche, und ich wünschte Breslau verlassen zu können.

Die Gespräche mit dem Thronfolger waren sehr

ernster Art; er zeigte sich, wie ich, ganz unzufrieden mit dem Verfahren des Ministeriums, und billigte meine Handlungsweise. Schon damals äußerte er die Furcht, daß die Verhältnisse sich leider, je länger die polizeiliche Verfolgung gegen die Lutheraner dauerte, desto schwieriger gestalten würden. Das Mißtrauen gegen die Behörde würde mit der steigenden polizeilichen Verfolgung immermehr zunehmen, die Gemeinde würde sich immer entschiedener in sich abschließen, immer strenger absondern, und ein zukünftiges, wechselseitiges Einverständniß immer schwieriger werden. Ich mußte gestehen, daß ich dieses von meinem Königlichen Gönner erwartete Uebel unter meinen Augen entstehen sah. Dieses polizeiliche Verfahren, wie es sich allenthalben zeigte, war auch deswegen so gefährlich, weil es völlig willkürlich erschien. Es vermehrte die Zahl der strengen Lutheraner, wie sie sich nannten, nicht in Schlesien allein. Die Neigung, durch eine Art von Märtyrerthum sich selbst von der innern Klarheit des eignen Glaubens zu überzeugen, verband sich mit der in dem Menschen tief liegenden gefährlichen Neigung der Opposition durch eine Selbsttäuschung, und die Zahl der Gemeinden so

wie die Härte der Absonderung wuchs mit den Jahren der Verfolgung. Man sah hier, wie unheilbringend es ist, wenn die leider nothwendige polizeiliche Gewalt sich über tiefere Verhältnisse des socialen Lebens verbreitet, wenn sie selbst in solche eingreift, die von dem Standpunkte der höchsten gesetzlichen Behörden aus schwankend und unsicher erscheinen. Und wie eben diese Seite der Betrachtung sich dem Thronfolger aufdrängte, erfuhr ich jetzt auf eine für mich höchst erfreuliche Weise. Es wurde ein gerichtlicher Proceß gegen die Gemeinden eingeleitet. Zwar betrugen diese sich gegen die polizeiliche Verfolgung durchaus leidend und zeigten eine in der That bewunderungswürdige und rührende Geduld; sie sahen es, wie die Willkür in der Ausführung der polizeilichen Gewalt hier streng und hart, dort nachsichtig und mild stattfand, wie jede Spur von gleichförmiger gesetzlicher Ausübung verschwunden war, und Alles von der günstigern oder ungünstigern subjectiven Gesinnung der landespolizeilichen Behörde abhing. So geduldig die Mitglieder der Gemeinden nun auch Alles ertrugen, so war dennoch das Verfahren an einigen Orten so gewaltsam, daß es wenigstens einen negativen Widerstand hervor-

rufen mußte. Man hatte die wiederholten Verpfändungen geduldet, das Vieh ward von den Höhen vertrieben, die einfachen Hausgeräthe in obrigkeitlichen Beschlag genommen, und stille fleißige Familien, die durch unausgesetzte Arbeitsamkeit sich bis dahin kümmerlich ernährt hatten, wurden an den Bettelstab gebracht. Die Nachbaren sahen dieses unheilsame Verfahren nicht allein ohne Theilnahme, sondern leider nicht selten mit Schadenfreude an. Je mehr sich diese Art der Verfolgung in allen Provinzen der westlich preußischen Länder verbreitete, desto mehr traten allenthalben dieselben Erscheinungen hervor. In einer polnischen Gegend von Schlesien war eine ansehnliche Gemeinde, irre ich nicht, fast durchgängig für die streng lutherische Ansicht gewonnen. Kellner, der Prediger dieser Gemeinde, war einer der ausgezeichnetsten, sowohl durch seine reine Gesinnung als durch seine Kenntnisse. In der entfernten Provinz und bei der Einigkeit der Gemeinde, wenigstens des größten Theiles derselben, glaubte man ungestört den Gottesdienst fortsetzen zu können. Als später die Verfolgung sie traf, unterwarfen sie sich den polizeilichen Strafen ohne Widerrede. Als diese, wie freilich ein

jeder Besonnene einsehen mußte, ohne Erfolg blieben, erschienen Gensd'armen, um die Kirche zu schließen und einen jeden öffentlichen Gottesdienst unmöglich zu machen. Da sah man, wie die Mitglieder der Gemeinden, weibliche wie männliche, sich bei der Kirche versammelten und die Kirchthür besetzten. Vergebens forderten die Polizeibeamten sie auf, sich zu entfernen, vergebens waren alle Ermahnungen und Drohungen, sie behaupteten ihren Stand, bis sie als die Schlachtopfer der Macht, die über sie herrschte, gewaltsam fortgeschleppt wurden. Es ist erwiesen, daß bei diesem kläglichen Auftritte gar kein thätlicher Widerstand stattfand. Während der 10 Jahre der Verfolgung haben die vielen Feinde der Gemeinden das, was Viele wünschten, nie erlebt. So erlitten sie stillschweigend die härtesten Strafen, sahen ihren Wohlstand vernichtet, duldeten Hohn, Spott, Geringschätzung der Umgebung, und fanden kaum irgendwo Zeichen einer Theilnahme. Ich glaubte, als ich Ereignisse der Art erfuhr, — und Manches ward mir unmittelbar bekannt, — in einer andern längst vergangenen Zeit zu leben. Das Deutschland, welches ich mit jugendlichem Eifer suchte, für welches ich ganz und

gar lebte, die Heimath meiner heiligsten Hoffnungen, die geweihte Stätte wechselseitiger Anerkennung, hatte sich unter meinen Augen verwandelt; und wenn ich die Lehre, für die ich mich interessirte, immer entschiedener sich in alter Weise und Sprache äußern hörte, wenn ich die Maaßregeln, die ergriffen wurden, sah, glaubte ich mich in längst verschwundene Jahrhunderte versetzt.

Das waren die Ereignisse, die sich mir auf der einen Seite aufdrängten. Daß ein so hartes Verfahren auch andererseits auf die Gesinnung und zwar selbst auf die innerste einen gefährlichen Einfluß haben mußte, ist begreiflich. Die Gemeinden waren geduldig, sie sahen sich waffenlos einem harten Feinde preisgegeben. Ich will diese Geduld nicht so hoch anschlagen, denn man mußte wohl einsehen, daß ein jeder Widerstand nutzlos wäre; aber eben diese Geduld steigerte die innere Erbitterung, und diese rief Betrachtungen bedenklicher Art hervor. Kann die Quelle eines so unchristlichen Verfahrens das wahre Christenthum sein? Wir hielten an der alten Lehre fest. Jetzt erfuhren wir nun auch auf eine traurige Weise, wie sehr sie denen, die sich unsere Mitchristen

nennen, verhaßt, ja verabscheuungswürdig erschien. So erzeugte sich eine feindselige Trennung; die Abweichung wiesen wir ab, denn sie widersprach unserm Glaubensbekenntniß, und einen solchen unaufgelösten Widerspruch innerhalb unserer Kirche durften wir nicht dulden. Aber den gemeinschaftlichen Standpunkt verkannten wir nicht; man hätte uns gewinnen können durch eine liebreiche Anerkennung. Was geschah? Was uns das Heiligste war, ward als ein Verbrechen betrachtet. Wenn wir es im Drange der Verhältnisse untreu verließen, wie mußten wir uns selbst beurtheilen? Wenn wir es festhielten, wie mußten unsere Feinde uns erscheinen? Waren wir nicht verpflichtet, ganz entschieden von ihnen auszuscheiden, einer jeden Gemeinschaft mit ihnen streng zu entsagen? Durften wir hier, wo es das Heiligste galt, anerkennen, wo wir nicht anerkannt wurden? So bildete sich der harte Gegensatz immer strenger, innerlich in den Gemeinden aus. Ja in manchen Mitgliedern der Gemeinden nahm er — denn jeder, der die Menschen kennt, wird es begreifen — die gefährlichste Gestalt an. Der Druck von außen verstärkte die Intensität der vereinzelten, engeren Ueberzeugung. „Wir, sagten sich die

Mitglieder der Gemeinden, sind berufen, die christliche Kirche aufrecht zu erhalten, uns hat Gott das Wohl des ganzen Christenthums anvertraut; draußen herrschen Wuth, Verfolgung und alle die feindseligen satanischen Mächte wüthen gegen das Heiligthum." Wie vermag eine solche Gesinnung die Ueberschätzung der eigenen Persönlichkeit abzuwehren? Der Lutheraner, wie er sich ausschließlich nannte, mochte äußerlich noch so geduldig erscheinen: es giebt ein psychologisches Urtheil, welches eine Gesinnung voraussetzt, auch wo sie sich nicht äußert. Die Lutheraner erschienen als solche, die alle Uebrigen verdammten, auch wo kein Wort der Verdammung über ihre Lippen kam. Die stille Absonderung, je strenger sie ausgeführt wurde, ward immer beleidigender; Mancher verrieth wohl auch die innere Gesinnung; was Demuth sein sollte, verwandelte sich in richtende Erbitterung. So traten die Lutheraner nicht selten als Selbstgerechte hervor, und erzeugten auch andererseits die Wuth der sie umgebenden Massen. Die Pöbelverfolgungen gegen die Lutheraner, die in einigen Gegenden stattfanden, sind bekannt genug, und es wäre unbillig, zu leugnen, daß sie hier und da durch

das Benehmen der Lutheraner veranlaßt waren. Aber daß innerhalb der Kirche, die sich die christliche nannte, Ereignisse stattfanden, die der Judenverfolgung früherer Zeiten nur zu ähnlich sahen, war ein grauenhaftes Beispiel des wiedererwachten Fanatismus, den man, zu zuversichtlich, mit den Hexenprocessen völlig verdrängt geglaubt hatte. Es ist unmöglich, die Begebenheiten unserer Tage, ja der neuesten Zeit mit Besonnenheit zu betrachten, ohne von der Furcht ergriffen zu werden, daß die Dämonen längst vergangner Zeiten wieder wach werden und den gefährlichen Kampf anfangen. Die Häupter der lutherischen Kirche nahmen an diesen Verirrungen in ihren Extremen keinen Antheil: aber einzelne Prediger unterstützten doch mehr oder weniger den unter den Mitgliedern wachsenden Fanatismus; und selbst bei den Bessern blieb die Gewalt der Verhältnisse nicht ohne Einfluß, wie der Fortgang der Ereignisse uns zeigen wird. Schon hörte man, wie die Lutheraner Gott für die Verfolgung dankten. „Ein liebreiches Verfahren hätte uns verlockt, sagten sie, jetzt sind wir strenger und entschiedener durch den Haß der Gegner auf unsere eigenste Aufgabe hingewiesen."

Ich sah ein, wie mein Einfluß auf Scheibel und auf die Gemeinde immer geringer ward. Die Geistlichkeit der Lutheraner verlor sich immer mehr und mehr in der einseitigen Consequenz der sich fortdauernd strenger sondernden Lehre. Scheibel blieb mir freilich immer freundlich zugethan, aber man irrte sich, wenn man glaubte, daß ich in religiöser Hinsicht irgend etwas über ihn vermocht hätte.

Nachdem ich das Glück gehabt hatte, meine Lage dem Kronprinzen klar zu machen, eröffnete sich eine Aussicht, die mich von neuem belebte. Daß ich es als ein Unglück ansehen mußte, mich von Preußen zu trennen, wird ein Jeder begreifen, der mein Leben mit einiger Theilnahme verfolgt hat. Die Absichtlichkeit, mit welcher man mich in Breslau festhielt, zu einer Zeit, wo ich erst kämpfend, dann als Schriftsteller, für das Bestehen der bürgerlichen Ordnung stritt, ließ die Hoffnung, daß ich nach einer andern Preußischen Universität versetzt werden könnte, gar nicht aufkommen; wäre dieses möglich gewesen, dann würde meine häusliche Stellung sowohl, wie diejenige

den Gemeinden gegenüber, eine ganz andere gewesen sein.

Jetzt zeigte sich diese Hoffnung, obgleich die Erfüllung sich lange hinzog. Die Stellung der Gemeinde ward auch eine andere. Scheibel, der durchaus nicht an einer möglichen Verständigung zweifelte, war wiederholt nach Berlin gereist, ein Mal von Huschke und Thiel begleitet. Alle Maaßregeln gegen die Gemeinden wurden immer härter, Scheibel hatte keine Hoffnung, jemals wieder als Prediger in gesetzliche Thätigkeit treten zu können. Diejenigen Prediger, die sich ihm angeschlossen hatten, waren in einer bedauerlichen Lage. Als der Gottesdienst in Breslau unmöglich war, versammelten sich die Gemeindeglieder bei einem Prediger Berger in Hermannsdorf zwei Stunden von Breslau. Des Sontages waren die Feldwege nach diesem Versammlungsorte von den wandelnden Familien belebt, die in dieser Entfernung Erbauung suchten. Es ist bekannt, daß in Schlesien, wo die Zahl der Protestanten die der Katholiken überwiegt, die letztern im Besitz der meisten Kirchen sind; in vielen Dörfern findet man nur Gotteshäuser, die kaum Kirchen genannt werden können,

aus leichtem Fachwerk gebaut, jetzt fast allenthalben baufällig und in traurigem Zustande. Bis zum Schluß meines Aufenthalts in Breslau konnten die Behörden keinen Vorwand finden, die sich hier versammelnde Gemeinde anzugreifen; alle Mitglieder derselben hingen an ihrem Prediger, die entschiedenste Majorität war entschlossen, die Union nicht anzunehmen. Eben so wenig konnte man auf irgend einem Wege gesetzliche Mittel finden, den immer wachsenden Kirchenbesuch von Breslau aus zu unterdrücken; selbst die Verwaltung der Sacramente gegen die Erlegung der sogenannten Stolgebühren war schwer zu verhindern. Die Breslauer Lutheraner ließen in Hermannsdorf ihre Kinder taufen, genossen dort das Abendmahl, ihre Trauungen fanden in dieser Kirche statt. Indessen nahmen die polizeilichen Verfolgungen immermehr überhand. Scheibel, der seine Thätigkeit als Prediger vernichtet, als Universitätslehrer gelähmt sah, auf dessen wiederholte Vorstellungen gar nicht geachtet wurde, dessen erneuerte Bitten selbst als gesetzwidrige Auflehnungen behandelt wurden, glaubte, das Land verlassen zu müssen. Es war ein harter Entschluß. Kein Mensch war mehr an seine Vater-

stadt gekettet als er; an den alten religiösen Erinnerungen der Geschichte hing er seit seiner Kindheit, wie an dem stillen und von der äußern Welt fast unberührten väterlichen Hause. Selbst die Universitätsjahre trennten ihn nur äußerlich von diesem; seine treue Frau schien nur athmen zu können innerhalb des Familienkreises, in welchem sie geboren und erzogen war. Ich habe stets mit stiller Rührung die festen Bande eines solchen engen Familienlebens betrachtet, und meinem beweglichen, unruhigen, die Welt umfassenden Dasein gegenüber gestellt. Dennoch wurde, was so auf die Dauer verknüpft schien, nun gewaltsam zerrissen. Scheibels Entschluß, seine Stellung in Breslau freiwillig aufzugeben und aus dem Lande zu wandern, trat immer entschiedener hervor.

Auch wissenschaftlich bedeutende Männer vermochten den Jammer nicht länger mit anzusehen; einer der ausgezeichnetsten protestantischen Theologen Deutschlands, der berühmte Julius Müller, entsagte seiner Stellung als Landprediger, und erhielt einen Ruf als Universitätsprediger nach Göttingen, wo er später Professor ward. Jetzt ist er, wie bekannt, sowohl durch seine vortrefflichen Vorträge, wie durch seinen

ausgebreiteten literärischen Ruf, eine Hauptzierde der Universität Halle.

Daß besonders für mich die Nothwendigkeit, Breslau zu verlassen, wie auch meine Zukunft sich gestalten mochte, vorlag, wird einem Jeden einleuchten. Durch das gnadenvolle Wohlwollen des Kronprinzen ging mir nun die Hoffnung auf, nach einer andern preußischen Universität versetzt zu werden. Doch zog sich diese Versetzung auf eine für mich peinliche Weise in die Länge. Ich hatte, als ich zuerst die gnädige Absicht des Thronfolgers erfuhr, es gewagt, Berlin, oder wenn hier die Schwierigkeiten zu groß sein sollten, Bonn vorzuschlagen. Vor einer Anstellung in Halle, wo ich in schöner jugendlicher Thätigkeit gelebt hatte, schauderte mir. Die Möglichkeit einer Rückkehr nach dieser Universität trat mir schon früher entgegen. Die jetzt verwitwete Herzogin von Köthen, die mich, als ihr Gemahl das Fürstenthum Anhalt-Pleß verließ, um die Regierung des ererbten Herzogthums anzutreten, während ihres kurzen Aufenthalts in Breslau mit ihrer Gunst beehrte, knüpfte mit mir eine Correspondenz an, die einige Jahre hindurch fortgesetzt wurde, und erst als Adam Müller den

Uebertritt der Herzogin zur katholischen Kirche einleitete, plötzlich abgebrochen ward. Meine hohe Gönnerin wünschte nun mich in der Nähe zu haben, und verwandte sich ohne mein Wissen für meine Versetzung nach Halle. Von den unglücklichen Religionsstreitigkeiten war damals noch nicht die Rede. Das Werk, durch welches ich ihre Gunst erworben hatte, war die Schrift „über die gegenwärtige Zeit" und die Correspondenz daher größtentheils politischen Inhalts. Als ich die wohlwollenden Bemühungen der Herzogin aus ihren eigenen Briefen erfuhr, beeilte ich mich, sie zu enttäuschen. Ich versicherte unumwunden, daß eine solche Versetzung mir keineswegs wünschenswerth erschien, und es ist wohl möglich, daß eine solche Aeußerung viel dazu beitrug, mich ihrer Gunst zu berauben. Die Herzogin erschien mir als eine sehr entschlossene geistreiche Frau. Ihre Briefe waren höchst lehrreich und interessant. Da nun mehr als zehn Jahre später ich, wie sie, von einer ernsthaften, religiösen Richtung ergriffen wurde, die freilich eben, je entschiedener sie auf beiden Seiten hervortrat, jede Verbindung aufheben mußte, trat mir zwar der Wunsch, ja die Nothwendigkeit, Breslau zu verlassen,

entgegen, aber auch jetzt war mir eine Versetzung nach Halle nicht wünschenswerth. In Königsberg zu leben und in meinen alten Tagen mich in einer solchen entfernten orientalischen Nachbarschaft niederzulassen, konnte mir freilich nicht einfallen. Bonn hatte für mich etwas Lockendes, da Paris sich immer entschiedener als der richtende Mittelpunkt der Naturwissenschaft ausgebildet hatte. Nachdem ich 20 Jahre hindurch eben in dieser Rücksicht völlig isolirt gelebt hatte, wünschte ich in die Gegend dieser lebendigen Bewegung versetzt zu werden. Es liegt ja in meiner Natur, auf eine solche Weise angeregt zu werden. Gegen die Gefahr, in der Aeußerlichkeit der lediglich sinnlichen Naturforschung mich zu verlieren, glaubte ich mich völlig geschützt. Das rheinische Volk, wie es mir aus früheren Erinnerungen vorschwebte, lockte mich, das anmuthige, in die Geschichte der Völker hineingezogene Land zog mich an.

Daß ich mich am meisten nach Berlin sehnte, ist begreiflich, und daß dieser Wunsch, den ich so lange Jahre hindurch genährt hatte, endlich in meinem 59sten Jahre erfüllt wurde, verdanke ich allein der hohen Gnade des Kronprinzen und seiner kräftigen

Verwendung. Das Ministerium hatte die Absicht, mich so lange wie möglich entfernt zu halten, zu klar geäußert; ich konnte kaum irren, wenn ich annahm, daß es nur unwillig nachgab. Freilich ist es wohl möglich, daß die hohe Behörde meine Anwesenheit in der Mitte der lutherischen Gemeinde beschwerlich fand; hätte sie meine Lage genau gekannt, so würde dieses Motiv, welches ihren Entschluß, da nachzugeben, wo ein festgehaltener Widerstand ihr doch bedenklich ward, wahrscheinlich verschwunden sein. Die Gemeinden schlossen sich immermehr und mehr in sich ab. Ich verließ Breslau und kam in Berlin den 14. April 1832 an. Ich hatte fast ein Drittheil meines ganzen Lebens in jener Stadt gewohnt; hatte dort viele Freunde gewonnen, die mir in den Religionsstreitigkeiten treu geblieben waren, und verließ die Stadt und die engere freundliche Umgebung, die durch die lange Gewohnheit des Lebens eine große Gewalt über mich erhalten hatte, nicht ohne Wehmuth. Und doch war ich in der langen Zeit keineswegs in Schlesien heimisch geworden. Ich durfte nicht hoffen, daß die Schlesier mir, wie dem Garve, dem Manso, so ein durch Gesinnung hervorgerufenes Bürgerrecht zu-

gestanden hätten. Soviel Lobenswerthes ich in der Provinz fand, so war der durch Geschichte und Verhältnisse erzeugte, in vieler Rücksicht so rühmliche, aber enge Provinzialismus, doch nicht in Uebereinstimmung mit meiner Natur zu bringen. Meine Phantasie, meine Wissenschaft in ihrer empirischen wie speculativen Richtung, mein ganzer Sinn versetzte mich in die Mitte der bewegten Hauptstadt, und ich lebte in Breslau wie in einer Verbannung.

Allerdings waren die Verhältnisse in Berlin mir keineswegs günstig. Während der zwanzig Jahre hatte sich hier eine wissenschaftliche Richtung ausgebildet, die mir, ich wußte es, feindlich gegenüber stand. Berlin war von jeher eine kritische Stadt, eine jede höhere Bildung befolgte diese Richtung. Das nihil admirari ist nirgends so entschieden ausgebildet, wie hier: eine jede geistvolle Productivität, ein jeder geistig anziehende Genuß wird vorläufig abgewiesen; man findet in der Hingebung etwas Knechtisches, der Selbständigkeit des Mannes Unwürdiges; und selbst eine beschränkende Religiosität, wo sie erwacht, wird ausschließend doctrinär, richtend. Hegel konnte vielleicht in ganz Deutschland keine Stadt finden, die ihm für

die Ausbildung seines Systems günstiger war. Ein allgemein kritischer Sinn hebt die selbständige Stellung vor allen hervor; der Genuß, der aus einer mittelbar bewundernden Hingebung entspringt, stumpft sie dahingegen ab, und der Gegensatz zwischen Wien und Berlin ist eben, indem man beide Städte in dieser Beziehung mit einander verglich, sprüchwörtlich geworden. Die Herrschaft über die Geister, die Berlin seit Friedrich des zweiten Regierung zu erringen anfing, die allerdings während einer traurigen Mittelepoche nach dem Tode des großen Königs erschlaffte, ja ganz unterzugehen schien, gründet sich auf diese Eigenthümlichkeit. So sehr dieses geistige Uebergewicht Berlins besonders im südlichen Deutschland angefeindet wird, so liegt doch in der Art dieser Anfeindung selbst die unwillige Anerkennung verborgen; aber eben daher findet eine Duldung untergeordneter Art hier in einem höhern Grade statt, als in irgend einer andern größern Stadt Europas. Das stark hervortretende Bewußtsein des eigenen Werthes giebt den sichern Maaßstab des Urtheils in jeder Richtung. Nicht allein bei der Universität, ebenso bei den verschiedenen Behörden hat sich diese schlechthin richtende

Gesinnung hart ausgebildet, und wie die preußischen Beamten in den der Monarchie in neueren Zeiten hinzugefügten Provinzen erschienen sind, ist allgemein bekannt. Eine solche entschiedene Sicherheit des Urtheils ist weit von einer eigentlichen Anerkennung entfernt. Sie sieht auf eine fremde Eigenthümlichkeit, die jenseit des richtenden Maaßstabes liegt, mit einer Art Mitleid herab; ihre Ohnmacht ist evident, und so läßt man sie in ihrer Schwäche gewähren.

Aber ein solches Uebergewicht des kritischen, eine solche nationale Centralisation des Geistes ist in der tiefern geschichtlichen Entwickelung dennoch nur relativ. In dem Fortgange des Geschlechts liegen die Quellen der fortdauernden Production, und die Kritik würde allen Sinn verlieren, wenn sie versiegten. Das eben macht Berlin so interessant. Wie stille Gemeinden bilden sich hier enge geistige Kreise ganz eigenthümlicher Art, der, wie es scheint, Alles verschlingenden Kritik gegenüber. Sie sind in sich gesichert, denn der Feind glaubt gar nicht an ihre eigentliche positive Existenz. Die Gründe, aus welchen sie hervorquellen, sind ihm unbekannt, und er ahndet nicht, wie stark bewaffnet und mächtig sie werden können. Es ist in

der That auffallend, in welcher beständigen fruchtbaren geistigen Gährung Berlin dadurch erhalten wird. Während Paris sich ein halbes Jahrhundert hindurch von wenigen politischen Begriffen, bald so, bald anders modificirt, bewegen ließ, und alle vorübergehende Ordnung aus einem praktischen Geschick, mit welchem ein Gegebenes mit Präcision aufgenommen und exact bestimmt ward, entsprang, regte sich bei uns die innerste geistige Mannigfaltigkeit in großer Freiheit und Bedeutung, unter einer, wie es schien, Alles unterdrückenden Zucht, eines starren, anscheinend unüberwindlichen Formalismus. Die militärische Disciplin der Hegelschen Philosophie vermochte diese Freiheit des Geistes eben so wenig zu unterdrücken, wie die Wachtparade den lebendigen freien kriegerischen Sinn. Dadurch erhält Berlin für denjenigen, der sich in diese Stadt innerlich hineingelebt hat, einen so großen, ja unwiderstehlichen Reiz. Die Natur der Umgebung hat nichts Lockendes, die mannigfaltigen Quellen äußerer Belustigungen und die leichte Zugänglichkeit zu mancherlei zerstreuenden Genüssen bieten sich nirgends dürftiger dar, als in Berlin. Erst in der neuesten Zeit scheint ein äußerlich bewegteres Leben sich gestal-

ten zu wollen: aber die Stadt hat ihren lacedämonischen Charakter unter den europäischen Hauptstädten nie ganz verloren. Nur dadurch ist sie auf eine bedeutende Weise davon verschieden, daß sie bei ihrer strengen äußern Kälte eine innere atheniensische Glut bewahrt.

Ein Fremder, der nach Berlin kommt, begreift nicht, wie man, ohne durch zwingende Verhältnisse gebunden zu sein, sich zu einem längeren Aufenthalte in Berlin entschließen kann: und dennoch leben hier so viele, die auf immer gefesselt sind von Berlin, wie die Künstler von Rom, und der Weltmann von Paris. Ich gestehe, daß ich mich höchst unglücklich fühlen würde, wenn ich auf meine alten Tage genöthigt sein sollte, meinem Aufenthalte in Berlin ganz zu entsagen, obgleich das Bedürfniß, mich jährlich auf eine längere Zeit in stiller Einsamkeit in eine liebliche Gegend zurückzuziehen, immer heftiger, ja unwiderstehlicher wird.

Was mir am meisten gefällt, ja was ich bewundere, ist die Ruhe, mit welcher die Stadt im Allgemeinen alle Angriffe erduldet. In keiner Hauptstadt bilden sich unangefochten Kreise, die es unbefangen gestehen, daß es ein Unglück sei, in dieser

kalten und von Gott und Menschen verlassenen Natur zu leben. Dichter verschmähen es nicht, sich alle Mittel eines bequemen Lebens von hier aus zu verschaffen, mit der Beute davon zu eilen, und in leichten Versen Menschen und Gegend zu schmähen. Was anderswo einen heftigen Zorn erzeugen würde, wird hier belächelt. Man vergleiche nur die leidenschaftliche Erbitterung gegen Berlin, die sich nicht selten in Süddeutschland auch öffentlich Luft macht, mit der stolzen Gleichgültigkeit der Berliner, die etwas Verletzendes hat, und die Erbitterung begreiflich machen würde, wenn nicht aus der Mitte der Einwohner selbst sich nicht selten eine Zustimmung hören ließe, so daß es als etwas geistig Vornehmes gilt, mit allen seinen Wünschen in südlichern Gegenden zu leben, und Klagen laut werden zu lassen, die den Ovidischen aus dem Lande der Geten nur zu ähnlich sind.

Mein Aufenthalt in Berlin liegt der Gegenwart zu nahe; alles Frühere läßt sich doch mehr als eine Vergangenheit behandeln. Selbst die kirchlichen Angelegenheiten, insofern ich in diese verwickelt war,

haben eine ganz andere Wendung genommen. So lange indessen dasselbe Ministerium bestand, war an keine Veränderung zu denken. Scheibel hatte wenige Tage nach mir das Land verlassen, und hielt sich in Dresden auf, blieb aber in einer beständigen genauen Verbindung mit der Gemeinde. Während der acht folgenden Jahre steigerte sich die harte Behandlung der Lutheraner; die Zahl der Gemeinden wuchs in demselben Grade; der Widerwille der Bürger, der hier und da laut wurde, hatte nicht immer die reinste Quelle. In vielen Gegenden bildeten sich lutherische Gemeinden, und da im Anfange ein zusammenhaltender Mittelpunkt der Vereinigung schwer zu finden war, so entstanden mancherlei Modificationen in ihren Gestaltungen. Zwar, so viel ich weiß, keine Abweichungen der Lehre, wohl aber der strengern und mildern Form, so daß einige Gemeinden, von irgend einem scharf consequent denkenden Prediger geleitet, ein reiner Abdruck der spitzfindigsten Dogmatik wurden; andere eine mehr pietistische Richtung nahmen, während mehrere — und diese Ansicht wuchs zusehends — wohl glaubten, daß die reine lutherische Lehre als Kirche sich innerhalb der Union festhalten und ihr Bestehen sich sichern ließe.

Die Hoffnung gründete sich besonders auf die große Unbestimmtheit dessen, was man Union nannte, welche, wie es schien, dadurch eben jeder Bestimmung fähig wäre. Alle leisteten dem Ministerium Widerstand, doch schien mit dem letztern eine Versöhnung nicht ganz unmöglich. Die Gemeinden, die den Gesinnungen der ersten Opposition in Breslau treu blieben, traf die Verfolgung am härtesten. Gegen diejenige Gemeinde, die sich in Berlin gebildet hatte, verfuhr man noch am gelindesten; nur die Prediger wurden allenthalben, wo sie standhaft blieben, verfolgt. Viele in Berlin, wie an andern Orten, wurden gefänglich eingezogen; sie wanderten heimlich und in mancherlei Gestalt durch das Land, um in den Gemeinden zu predigen, zu trösten, zu stärken und zu ermuntern, so wie die Eheleute zu trauen, die Kinder zu taufen und das Abendmahl zu ertheilen. Alle waren von der Polizei als Verbrecher bezeichnet, und in allen Gegenden wurde ihnen nachgespürt, nur die Treue, mit welcher sie aufgenommen und verborgen wurden, die List, mit welcher man die Polizei irre zu leiten suchte, und die den polizeilich verfolgten Gemeinden nicht allein erlaubt, sondern religiös geboten und geheiligt schien, retteten

die meisten. Dennoch fand man in den Gefängnissen in Breslau, in Erfurt, in der Hausvogtei in Berlin verhaftete lutherische Prediger. Diese und ihre Gemeinden glaubten sich in eine Lage versetzt zu sehen, wie die der ersten Christen; sie behaupteten das Recht, sich völlig zu organisiren, abgesondert von aller Staatsgewalt, so lange diese sie nicht gelten ließe; und in der ersten Zeit wenigstens, einige Jahre hindurch, konnte man Scheibel, selbst in der Entfernung, als den geheimen Bischof dieser Kirche betrachten, obgleich er nicht so genannt wurde. Keiner war durch innere Gesinnung mehr geneigt, sich dem Geringsten gleich zu setzen. Man glaube nicht, daß dadurch ein zerstörendes und gesetzloses Wesen in der Kirche einriß; obgleich das Ministerium auf jede Weise die innere Unordnung zu fördern suchte. Ganz im Anfange wurden sogar Kinder, die in der verborgenen Kirche getauft waren, in den unirten Kirchen wieder getauft. Man sah aber wohl, daß dieses Verfahren dem Wesen der protestantischen Kirche im Innersten widersprach, und so verschwand die Wiedertaufe. Die Trauungen wurden für gesetzwidrig erklärt; daß in den Gemeinden, während die Sittenlosigkeit allenthalben um sich griff, die

Mädchen sich durch einen sittlichen Wandel auszeichneten, wird man wohl kaum bezweifeln. Die Trauungen trugen in dieser Zeit in der verfolgten lutherischen Gemeinde ein tief bewegtes, religiöses Gepräge: und diese, von heiligem Ernst durchdrungenen Verbindungen wurden als Concubinate betrachtet. Die stillen kirchlichen Feierlichkeiten wurden nicht selten durch Polizeibehörden gewaltsam gestört, die Leute auseinander gejagt. Unter den Predigern traf die Verfolgung einen der ausgezeichnetsten mit der größten Härte. Es war Kellner, Prediger in Hönigern, bei jener Gemeinde, wo Männer und Frauen, ihre Kirche zu retten, wie oben erwähnt, einen passiven Widerstand leisteten. Er schmachtete, irre ich nicht, sechs volle Jahre im Gefängniß, und durfte mehrere Jahre hindurch seine Frau und seine Kinder nicht sehen. Das Ministerium hoffte durch ein solches hartes Verfahren die Gesinnung ganz zu vernichten. Woher sollte der Behörde, ihrer Ansicht nach, der Glaube entstehen, daß eine Gesinnung, die sie seit Jahrhunderten auf immer verschwunden glaubte, sogar Gefahr drohend, und obgleich von so Wenigen ausgehend, sich gegen sie waffnen würde?

Indessen ordnete sich die Kirche in sich, die strenge Zucht der lutherischen Confession herrschte durchaus in ihr vor. Eine Auswahl von Predigern ward constituirt, um die höhere Ordnung zu leiten; Prediger wurden von diesem Vereine ordinirt und vorher streng geprüft. Die Candidaten mußten einen Universitäts-Cursus absolvirt haben. Man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß man zur Auswahl des ordinirenden Vereins nur über unwissende Prediger zu gebieten hatte: mehrere streng lutherische Prediger hatten von den angeordneten Consistorien die glänzendsten Zeugnisse aufzuweisen. Der oben genannte Kellner, der Prediger Hirschfeld in Fraustadt, Lasius in Berlin, Wermelskirch, der sich von der englischen Mission, deren Abgesandter er im Herzogthum Posen war, trennte, sind ausgezeichnete Männer. Hirschfeld ist schon vor mehreren Jahren gestorben. Besonders ragt Ehlers hervor. Von dem angeordneten Consistorium hatte er die glänzendsten Zeugnisse erhalten, wie sie höchst selten ertheilt werden. Wie ich ihn kennen lernte, zählte ich ihn unbedenklich zu den Hochbegabten. Die Klarheit und Consequenz seiner Lehre traten mit überraschender Gewalt hervor;

eben diese Macht seiner Lehre, wie die Standhaftigkeit seiner Gesinnung machten ihn gefährlich. Wo er erschien, mußten dem entschiedenen Rigoristen gegenüber die Latitudinarier der Union verstummen; eben daher ward er als ein Fanatiker verschrieen, obgleich seine ganze Lehre auf einer sichern religiösen Basis ruhte. Man brauchte ein Mittel gegen ihn, welches man auch bis in die neueste Zeit nicht anzuwenden verschmähte. Er war im Auslande geboren, war zwar eine Zeit lang in amtlicher Thätigkeit in Preußen gewesen, hatte aber den Verfolgungen weichen müssen, und wanderte nach Polen aus. Gesetzlich stand es nun in der Gewalt der Behörden, bei seiner zweiten Einwanderung ihm das Bürgerrecht zu ertheilen, oder nicht. Selbst als theologische Schriftsteller ausgezeichnete Männer wünschten seine Entfernung, und in einer für die Lutheraner viel günstigeren Lage sah man es doch als einen Gewinn an, die starre Confession dadurch müde zu machen, daß man sie der festesten Stütze beraubte. Eine tüchtige theologische Gelehrsamkeit gehört zum Wesen der lutherischen Kirche, das haben diejenigen wohl eingesehen, die sich als die freien Repräsentanten der festen lutherischen Lehre in die

Mitte der Abgefallenen zu stellen wagten. Ich darf kühn behaupten, daß unter den vom Staate angeordneten Consistorien man wohl hier oder da ein solches finden wird, welches nicht im Stande ist, eine so streng wissenschaftliche Prüfung anzustellen, wie diejenige, die in dem geheimen Verein dieser prüfenden Männer stattfand. Freilich, als es der Polizei gelang, immer mehr Prediger aufzufangen und einzusperren; als Marienburg in Preußen ein Verbannungsort für mehrere wurde, die man gelegentlich zu zähmen suchte, indem man sie der höchsten Noth preisgab, da ward die Gemeinde genöthigt, provisorisch durch weniger geeignete Mitglieder die Erbauungsstunden leiten zu lassen. Aber das Ministerium sah sich nun in eine Lage versetzt, wodurch es in immer größere Verlegenheit gerieth. Ich bin völlig überzeugt, daß viele Mitglieder desselben, der Minister selbst vor Allen, den ersten Entschluß von Herzen bedauerten. So wie die höchsten Behörden die religiöse Absicht des Königs verkannten und willkürlich verfuhren, so wuchs diese Willkür immer mehr, wie sie in die Hände untergeordneter Behörden gerieth, und es entstand eine polizeiliche, keinem ordnenden Gesetze unterworfene Verwickelung,

die sich auf keine Weise beherrschen ließ. Man wies diese Angelegenheit an die Gerichte, damit diese eine gesetzliche Form der Bestrafung ermitteln sollten, aber auch diese geriethen in Verzweiflung, und die Gewissenhaftesten wußten sich nicht zu helfen. Hier war es nun, wo mein trefflicher Freund Huschke den Gerichten so gefährlich ward, und sich einen Rabulisten nennen lassen mußte.

In dieser traurigen Zeit trat mir das Vertrauen und die hohe Gnade des Kronprinzen hülfreich entgegen.

So lange das Ministerium dasselbe blieb, war an keine Aenderung zu denken. Zwar wurden Männer auserwählt, die sich mit den Gemeinden verständigen sollten, aber alle solche Versuche sind und bleiben nothwendigerweise immer ohne Erfolg. Die Behörde, in eine Consequenz verwickelt, aus welcher sie sich nicht herauszureißen vermag, kann nicht nachgeben; eine jede vorgeschlagene Modification der Lehre, wie gering sie auch sein mag, erregt aber bei den Gemeinden nothwendig ein immer steigendes Mißtrauen, und auch hier wird die strenge Consequenz der Lehre sich immer mächtiger ausbilden. Man muß sogar behaupten, daß

diese zu loben ist, denn sie bildet in einer gefährdeten Lage die einzige Sicherheit, und ein jedes Schwanken, eine jede Capitulation, wie unbedeutend sie auch sein mögen, erscheinen gefährlich. Dieser schroffe Gegensatz bildete sich dadurch noch entschiedener aus, daß unter den Lutheranern, wenn auch in der langen Zeit nur wenige, Spione erschienen. Einige waren wohl selbst ursprünglich Mitglieder der Gemeinde schlechterer Art gewesen. Daß unter den zerstreuten Gemeinden solche sich fanden, die einigen ihnen gebotenen Vortheilen nicht widerstehen konnten, war natürlich. Bei der vollkommenen Willkür der Polizei lag hier und da die Lust, solche Menschen zu gewinnen, zu nahe. Man weiß, in welcher gefährlichen, ja vertraulichen Nähe mit sittlich gesunkenen Menschen die niedere Polizei lebt und leben muß; es war aber nur zu natürlich, daß die Verfolgten voraussetzten, ein ausgebildetes Spionsystem solle nun auch als eine Maaßregel der höhern Behörden eingeführt werden, um in ihre geheimsten Zusammenkünfte einzudringen und die bis dahin verborgenen Prediger zu entdecken und einzuziehen, und dadurch zugleich ein wechselseitiges Mißtrauen in dem Innersten der Gemeinde hervorzuru-

fen. Ich darf nicht behaupten, daß ein Spionsystem der Art wirklich stattfand, aber in den untergeordneten Kreisen traten Ereignisse hervor, die einen solchen Verdacht wohl hervorrufen konnten. Erwartete die Polizei von einem solchen Verfahren Vortheile, so irrte sie sich. Wo es mit einem religiösen Glauben Ernst ist, da läßt man sich nicht so leicht irre führen, ja dieser Ernst wirkt wohl selbst auf die gemißbrauchten Verbrecher. Da ich mit dem, was sich in den Gemeinden ereignete, sehr wohl bekannt war, so war mir nun ein solches Ereigniß sehr merkwürdig. Ein Mann gab sich selbst als einen gebrauchten Spion an, und ich kann mir wohl vorstellen, wie in der Mitte eines von Furcht und Angst ergriffenen Vereins, wenn er, von Verrath umsponnen, angstvoll bei Gott um Hülfe ruft, den Verbrecher eine innere Angst ergreifen kann, der er nicht zu widerstehen vermag. Doch hielt ich es für meine Pflicht, die guten Freunde zu warnen, mir schien es nicht ganz unwahrscheinlich, daß die ganze Reue eine simulirte sein könne. Meine Warnung war überflüssig, denn sie selbst hatten große Umsicht gelernt. Ueberhaupt brachten die theuer erkauften Erfahrungen die Gemeinden dahin, immer

umsichtiger zu handeln, und es war nicht leicht, selbst die Einfältigern irre zu leiten, oder Etwas aus diesen heraus zu locken. Der Instinkt eines allgemeinen Verstandes leitete einen Jeden.

Ich muß hier einen Mann nennen, der, selbst ein Mitglied der Gemeinde, eine sehr bedeutende Rolle in ihren Angelegenheiten spielt; einen Mann, dessen Treue ein großes Lob verdient, dessen Ausbildung und Kenntnisse ihm eine wichtige Stellung, die selbst den höhern Behörden bedenklich werden mußte, verschaffte: es ist Barschall. Er war als Auditeur bei einem Regimente in Kosel angestellt. Man sollte nicht erwarten, daß eine militärische Behörde von der Confession eines Beamten Notiz nähme; als aber Barschall ein Kind in der lutherischen Gemeinde taufen ließ, ward er seines Amtes entsetzt und wurde mit Frau und Familie plötzlich und auf die härteste Weise brodlos gemacht. Er kam nach Berlin, wo er sich durch seine juridischen Kenntnisse kümmerlich ernährte. Hier aber eröffnete sich ihm eine weite, ja wichtige Laufbahn. Seine gediegene Einsicht und seine geistige Gewandtheit verschafften ihm Zutritt bei den ansehnlichsten Beamten. Daß unter diesen hier und da sich

solche fanden, die das Verfahren des Ministeriums mißbilligten, war begreiflich, ich nenne — und sie werden es mir gewiß nicht übel deuten, wenn ich sie namhaft mache — den Oberlandesgerichts-Chefpräsidenten von Gerlach in Frankfurt a. O. und den Geheimen Ober-Justizrath Göschel. Barschall bildete nicht allein einen umsichtigen Verein der Lutheraner in Berlin, er leitete zugleich das kluge Verfahren aller Gemeinden, und die Achtung, die er höhern Orts zu erwerben wußte, kam natürlich auch den Gemeinden zu Gute. Ich fand oft Gelegenheit, seine rastlose Thätigkeit, wie sie nur aus einer ernsthaften Gesinnung entspringen kann, zu bewundern. Mein Freund Huschke und er, wären wohl vorzüglich berufen, eine Geschichte der lutherischen Gemeinde auszuarbeiten. Wie sie bisher in den Scheibelschen Schriften und in einer Menge von Flugblättern behandelt wurde, erscheint sie nur fragmentarisch und unkritisch. Viele werden den Gegenstand zu unbedeutend nennen; doch kaum ein ächt tiefsinniger Geschichtsforscher. Ihm muß die Erinnerung einer früher so mächtigen kirchlichen Gesinnung, und wie sie sich, feindlich angegriffen, unter den ungünstigsten Umständen jetzt noch

zu behaupten suchte, höchst lehrreich erscheinen; denn eine solche Bewegung zeigt die Bedeutung der tiefsten Gründe der Geschichte, die dem oberflächlichen, bloß politischen Beobachter verborgen bleiben. Die sogenannte pragmatische Geschichtsforschung hat allen Werth verloren: ob die gegenwärtige herrschende, blos politische einen höhern Werth hat, ist, glaube ich, sehr zu bezweifeln.

Wer den Gang meines Lebens aufmerksam verfolgt hat, dem wird es nicht entgangen sein, daß die Zukunft des ganzen Geschlechts mir eine innere Aufgabe geworden war, die sich nicht mehr abweisen ließ. Da drängte sich nun eine Frage besonders auf, die vor Allen gelöst werden mußte und mit dem Verhältniß der Kirche zum Staate in einer ganz genauen Verbindung stand. Ich suchte sie so scharf, so allgemein und dennoch in ihrer realen Wirklichkeit zu fassen wie möglich. Besonders schien es mir nothwendig, sie zu trennen von den heftigen Bewegungen des

Tages in ihren Richtungen hier hin und dort hin. Denn die Beantwortung der Frage, die ich suchte, sollte ja eben diese Bewegungen selbst aus einem höhern Standpunkte betrachten und erklären. Daß diese Frage, wenn sie in ihrer Reinheit gefaßt wurde, nicht erscheinen durfte als eine solche, die mir eigenthümlich wäre, daß sie vielmehr allen tief sinnenden Geistern sich aufdrängen müßte, war mir völlig klar, und wenn ich sie hier zum Gegenstande der Betrachtung mache, so fasse ich sie erst so, wie sie sich, abgetrennt von aller tiefern Religiosität, am Schlusse des vorigen Jahrhunderts rationalistisch äußerte. Eine Perfektibilität des Menschengeschlechts ward mit Glück geleugnet, und dieses Ableugnen als eine höhere Weisheit des besonnenen erfahrungsreichen Mannes betrachtet. Wo die Lehre angenommen ward, sah man sie für einen gutmüthigen phantastischen Traum an, und nur Lessings Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts vermochte dieser Ansicht ein allgemeineres Interesse abzugewinnen. Man wird sich vielleicht erinnern, wie frühzeitig mich diese Frage beschäftigte. Schon in meinen Universitätsjahren ward sie durch

eine seltsame Aufgabe den Studirenden zur Beantwortung gestellt. Als die religiöse Seite derselben mir immer mächtiger entgegentrat, ward mir nicht bloß von der Seite des klareren Erkennens, sondern auch von der einen jeden nachdenkenden Menschen berührenden Sittlichkeit die Frage immer wichtiger. Und hier zeigte sich nun ein ganz hart hervortretender Widerspruch zwischen der kirchlichen Ansicht, wie sie sich hier und da geltend machen wollte, und der allgemeinern, die selbst in einer flachern Form sich wohl eine philosophische zu nennen beliebte.

Die Frommen und viele Theologen stimmen darin überein, daß alle irdische Thätigkeit etwas Nichtiges sei und keinen Werth habe für Gott. Dieses gilt für jede thätige Richtung. Sie fassen nicht selten den Gegenstand so, daß er, consequent verfolgt, den Widerspruch stärkt und unüberwindlich macht, statt ihn zu lösen; ja, wenn man diesen Theologen glauben wollte, so wäre keiner entschiedener der zukünftigen Verdammung preisgegeben, als derjenige, der mit unbedingter Liebe sich irgend einer irdischen Unternehmung, irgend einer Wissenschaft oder Kunst hingäbe. Sie zerstreue, meint man, auf eine gefährliche Weise

und lenke den Sinn von Gott ab. — Die Sonne ist das Allbelebende der Natur: vergißt man sie, wenn man in diesen und jenen Gestaltungen des Alllebens ihre grundlose Thätigkeit zu ergründen sucht? Soll man sich von Allem abwenden, und die Sonne starr ins Auge fassen, bis man erblindet? — Wer wird es leugnen, daß in der menschlichen Thätigkeit allenthalben ein gefährlicher Wurm verborgen liegt, der den innersten Kern der Persönlichkeit selbst da, wo die That eine bedeutende und segensreiche werden kann, zu verzehren und zu vernichten droht? Aber soll er nicht da schon Gegenstand der Vernichtung sein? Hat keine menschliche That einen ewigen Werth, so ist eine Perfectibilität des Geschlechts im obigen Sinne ein Unsinn; Gott kann nach dieser Ansicht wohl erkannt werden in der Natur, aber in der Geschichte hat er sich verborgen, und nur wenn man einer jeden besondern geschichtlichen Thätigkeit völlig entsagt, kann man sich ihm nähern.

Giebt es wirklich einen Fortschritt des Geschlechts, eine lebendige Entwickelung der Geschichte, ist diese in der That eine organische, so darf der Impuls des Lebens, welches nie theilweise, sondern allenthalben

ganz ist, auch dem kleinsten Gebilde nicht fehlen. Alles wird von dem Menschen verunstaltet und hat eine Nachtseite, wie eine Lichtseite. Das Ringen nach einem unsterblichen Namen, das Streben, im Andenken aller Zeiten zu leben, ist so ein Doppeltes, es ist gesund und mächtig, das Größte, aber auch das Geringste, was die Geschichte zu erblicken vermag, je nachdem es für Gott gilt. Ja durch einen seltsamen Widerspruch wird dieser nie zu verdrängende Gedanke in den einfachsten Gemüthern fest gehalten und gehört, selbst wo er abgewiesen wird. Was ist das, was der frömmste Christ den göttlichen Segen nennt, Anderes, als die geschichtliche Bestätigung eines menschlichen Werkes? Der sichtbare Umkreis kann sehr gering sein, aber er ist nirgends schlechthin begrenzt; er schließt bewußtlos, im Innern den unendlichen ruhenden geschichtlichen Horizont, der alle menschliche Thaten aller Zeiten umfaßt, in sich. So lebt ein jeder wahre Christ, wenn er von ganzem Herzen treu den nächsten ihm dargebotenen Gegenstand pflegt, in der ganzen Geschichte, wie der sinnliche Mensch in seiner beschränktesten körperlichen Thätigkeit in der ganzen Natur. Und was der Rationalist die Perfectibilität des Men-

schengeschlechts im oberflächlichen und geistlosen Sinne nennt, kann, seiner Wahrheit nach betrachtet, der Horizont des ganzen Geschichte sein, das göttliche Lebensprincip, welches aller menschlichen That allein einen Werth giebt. So behaupte ich, eine ächte Sittlichkeit ist uns nur da möglich, wo wir uns in unserer Thätigkeit nicht von diesem oder jenem vorübergehenden Momente, sondern von dem Ganzen getragen wissen. Dann aber steigert sich und zwar nothwendig die abstracte Lehre zur Religion. Was ich hier für die Entwickelung des Geschlechts in der Form des Handelns als Herrscher, Ordner, Kämpfer, Künstler, ja als der geringste Handwerker und beschränkteste Familienvater denkend erreiche, oder als Gelehrter und Forscher handelnd denke, erscheint zwar als ein irdisch Vergängliches, aber es enthält in sich zugleich ein Ewiges, welches ihm allein einen Werth ertheilt. Die reine Liebe zu meinem Werke trägt den Segen in sich. Ich kenne keinen, für welchen dieser scheinbare Widerspruch zwischen göttlicher und menschlicher That im äußern Kampfe fortdauernd tiefer auf den ewigen Frieden hinwies, als Pascal, dessen unruhige Pulsschläge sein ganzes Leben hindurch auf die höhere

geistige Einheit seines Daseins deuteten. Gott eignet keine Form, und es giebt eine Andacht der stillen Beschäftigung, durch welche die Kammer zum Tempel wird, während der Tempel oft genug selbst durch seine religiösen Formen die wahre Andacht zurückdrängt. So neigt sich der göttliche, segenbringende Geist, der heilige, zu einem jeden, indem er die Geschichte durchdringt, daß er als der Tröster erscheint, auch in den trostlosesten Momenten des Lebens.

In diesem innern gläubigen Sinne faßte ich Alles; und mit meinem herannahenden höhern Alter fing der bedeutende Kampf auf einem höhern Schlachtfelde hoffnungsvoll wie der frühere an. Auch hier erschien jede Zuversicht, äußerlich betrachtet, thöricht, und zur Zeit der Noth des deutschen Volkes war Napoleons Macht nicht so unwiderstehlich, wie die des gefährlichen Feindes, der jetzt Alles, was für mich einen Werth hatte, bedrohte.

Ein geschichtlich grübelnder Mensch, dessen Ansichten der Gegenwart und Hoffnungen für die Zukunft ihm Religion geworden sind, wird, wenn er das sel=

tene Glück hat, einem zukünftigen Herrscher nahe zu treten, tief ergriffen; ein königliches Dasein ist jederzeit mit der Geschichte der Gegenwart nicht bloß äußerlich verflochten, sondern innerlich identificirt. Es giebt kein allgemeines Verhältniß des Volkes, welches uns erlaubte, von der Persönlichkeit des Herrschers zu abstrahiren; und welche eigenthümliche Richtung diese auch ausdrücken mag, immer bewegt sich in ihr ein Größeres, Allgemeineres, so daß derjenige Herrscher, von dem man im Stande wäre, dieses zu leugnen, bis zu einem bedauerlichen Grade geistiger Schwäche herabgesunken sein müßte. Selbst in solchen Staaten, wie in Frankreich, wo man einen König gewählt zu haben scheint, um Etwas zu haben, woran man sich mit Bequemlichkeit reiben könne, um auf die lustigste Weise eine Tugend zeigen zu können, die man Freimüthigkeit nennt, nur daß ihr das eine nothwendige Element, um eine solche zu sein, völlig entgeht, nämlich die mit ihren Aeußerungen verbundene Gefahr. In einem Staate, in welchem der umgekehrte Fetischismus der modernen Barbarei die lebendige Persönlichkeit des Königs in einen todten steinernen Götzen verwandelt, wie die rohen Neger

ihre Puppen in eine lebendige Persönlichkeit; die sie aber dann auch, je nachdem sie mit ihr zufrieden sind oder nicht, wie die Franzosen ihren König, anbeten oder mißhandeln; wo man einen König hat, der herrschen soll, ohne zu regieren, und damit er in einen bloßen Götzen verwandelt werde, da sein soll, ohne thätig zu sein — selbst in einem solchen Staate drängt sich das Einzelne und Zerstreute in der Form einer das Ganze umfassenden Allgemeinheit an die beschränkte Persönlichkeit, und lenkt unsichtbar die Bewegungen aller Organe des Staats, selbst der nächsten wider ihren Willen.

Man behauptet, eine reine Monarchie sei deswegen eine geringere Regierungsform, weil sie in Despotie ausarten könne. Ist denn wirklich eine orientalische Tyrannei, ausgeübt durch einen europäischen Herrscher, als die That eines Einzelnen denkbar? Stirbt nicht der despotische Gedanke einem starken, Gerechtigkeit und Ordnung liebenden Volke gegenüber in seiner Geburt, und beweist nicht dieses die Geschichte aller neuern Zeiten? Allerdings sind auch die Revolutionen nicht bloß aus der Willkür zu deuten, die Macht einer sinnlichen Majorität und die Ohn=

macht der königlichen Gewalt sind Symptome derselben Krankheit eines unglücklichen Volks. Giebt es irgend etwas geistig Unsichtbares, so ist es die Volksmacht, die in der Einheit der königlichen Person ihren wahren Repräsentanten findet. Sie stellt die schlanke Persönlichkeit dar, die frei den Blick zum Himmel wendet, in fröhlicher Gesundheit jedem Gliede, ja jeder Faser ihre naturgemäße Bildung und Bewegung gönnt. Ein solches Königthum, sagt ihr, sei ein Traum, eine solche Persönlichkeit keine menschliche, sondern eine göttliche. Aber wie das, was wir Gewissen nennen, hat es nur irgend eine Bedeutung, nicht an unseren sinnlichen Handlungen einen Maaßstab findet, sondern nur an der Idee der Sittlichkeit, die nie in ihrer Reinheit zu erscheinen vermag; wie das Edle und Hohe in der Kunst nur erreicht werden kann, wo der Künstler durchdrungen ist und in einem Höheren lebt, als er je durch Wort oder Gestalt darzustellen vermag: so giebt es kein christliches Volk, welches jemals zur Macht und geistiger Größe gelangen kann, wenn es nicht das Heiligste und Höchste hervorzuheben und persönlich zu gestalten sucht. Wird der König euer Knecht statt Gottes, so ist noth=

wendig eure Freiheit mit seiner, der königlichen, verschwunden.

Diese Gesinnung, die mit allen Kräften der Seele einen König sucht, wo sie ihn vermißt, und sich an einen König anschließt, wo sie ihn findet, enthält das ächte Lebensprincip eines jeden starken Staats. Und wie alle Organe dem Gehirn dienstbar und dadurch frei sind, so liegt auch alle wahre bürgerliche Freiheit in der Gewalt des Königs; denn dieser ist nur in einem zum Bewußtsein gekommenen Staate durch die bürgerliche Freiheit. Was mir die Perfectibilität des Geschlechts war und ist, mußte ich organische Entwickelung nennen, sie war mir nur so begreiflich. Was ich Freiheit nenne, ist nichts Aeußeres, so oder so sinnlich zu Bestimmendes; z. B. wenn gesagt wird: ein jeder Mensch kann thun, was einem andern keinen Schaden bringt; Alles ist erlaubt, was nicht ausdrücklich verboten ist; die Freiheit entstehe durch eine wechselseitige Beschränkung, die durch eine Uebereinkunft erlangt wird, u. s. w. u. s. w.; so behaupte ich: die Freiheit ist vielmehr das göttlich organisirende und zugleich entwickelnde Lebensprincip, welches jede Bildung bis in das Kleinste durchdringt, in jeder Faser untheilbar

und ganz ist. Es giebt eine Tugend, und es ist das größte Unheil in unsern Tagen, daß sie mehr als eine jede andere geschmäht wird, das ist die Treue. Wer mit stillem Sinne die Geschichte unbefangen zu betrachten versteht, dem wird es nicht entgehen, wie Treue und tiefe königliche Persönlichkeit eine hohe bedeutungsvolle Einheit ausdrücken. Der irrt sich, welcher meint, eine mächtige Persönlichkeit, wie sie einzeln erscheint, rufe die ächte geistig vornehme Treue hervor. Wahrlich, man muß zugleich behaupten, jene werde aus der Treue geboren, sie sei der mütterliche Schooß, aus welcher sie entwickelt wird. In mancherlei Form sucht das stille Gemüth die ordnende, Alles belebende Gestalt, und begrüßt sie wie die Morgenröthe, wenn sie erscheint. Daher weil sie (die Treue) sich in der königlichen Person als Zukunft auffaßt, erblickt diese sich in der innerlich verbündeten Treue als Gegenwart. Daher das Merkwürdige der treuen Verbindung zwischen den herrlichsten Herrschern und ihrer Umgebung, das wechselseitige Verständniß, welches die Bewunderung erregte, wo eine organische Gestaltung gelang, selbst wenn diese eine monströse genannt werden mußte. Frei, sage ich, ist in diesem

Verhältnisse der Getreue wie der Herrscher; denn was jener will, stellt sein König dar, und was der letztere offenbart, ruht in dem Gemüthe des Treuen: aber wo dieser heilige geweihte Sinn auszusterben droht, da verschwindet, wie die bürgerliche, so auch die geistige Freiheit; da erstirbt die nationale Religiosität, die freie Kindschaft Gottes; und keiner faßt es mehr, was es heißt, daß der König nicht ein Compositum vereinzelter Verhältnisse, nicht ein mechanisches Hypomochlion eines schwebenden Hebels, ein geistloses juste milieu sei, sondern ein göttlich Durchdrungenes, dessen gesunde Entwickelung aus dem Höchsten, Unsichtbaren wir betrachtend erkennen und handelnd in seinem Sinne zu fördern berufen sind. Der Ausspruch, der König sei aus Gottes Gnade, drückt das Lebensprincip des Staats am bestimmtesten und klarsten aus, und wer die Ueberzeugung erlangt hat, daß wir nur in Gott frei sind, erkennt seine Freiheit und Unterwerfung.

Wenn der Mensch im hohen Alter einen langen prüfenden Rückblick auf sein Leben wirft, so tritt ihm einerseits ein strafender Geist entgegen. Kein Mensch

ist geworden, was er als Kind zu werden versprach, tausend Keime sind in ihm erstickt, mancher lichtvolle Augenblick ist in der Verworrenheit des Lebens untergetaucht und, wie es scheint, fruchtlos verschwunden, und mit tiefer Reue muß ein Jeder, selbst derjenige, der Gegenstand allgemeiner Verehrung ward, bekennen, er habe seinen Ruf nicht erfüllt. Es giebt Menschen, die leichtsinnig genug sich so äußern: „Ich habe in meinem vergangenen Leben mehr Glück als Unglück erlebt, und ich möchte meine ganze Vergangenheit ganz, wie ich sie durchlebt habe, wiederholen.“ Keiner, der so spricht, weiß, was er sagt. Andere behaupten wohl, — und es ist nicht zu leugnen, daß ein solcher Ausspruch durch einen reuevollen Rückblick auf die persönliche Vergangenheit nahe genug zu liegen scheint — daß sie jetzt durch die Erfahrung gewitzigt, wenn es ihnen vergönnt wäre, ihre frühere Lebensepoche zu wiederholen, sich viel klüger und besonnener betragen würden. Dieser Ansicht liegt, wie man sieht, die Behauptung zu Grunde, daß die lebendige persönliche Entwickelung ein Resultat reifer sinnlicher Erfahrung sei. Es ist klar, daß hier dieselbe Betrachtungsweise der eigenen Persönlichkeit sich gel-

tend macht, die ich, angewandt auf die Geschichte, in meinen Lebenserinnerungen oft genug zu tadeln Anlaß fand. Wir müssen vielmehr behaupten, daß diese Erfahrung selbst nur einen Inhalt und Werth erhält, wenn sie als aus einem höhern geistigen göttlichen Processe entsprungen erkannt wird. Ist man zu dieser Einsicht gelangt, dann wird man ohne allen Zweifel, wie dürftig auch das Resultat unseres Lebens uns erscheinen mag, wenn wir es mit der Aufgabe, die wir zu lösen berufen waren, vergleichen, zwar nicht ohne Schmerz, aber doch auch nicht ganz ohne Hoffnung ausrufen: Gott sei gepriesen, der mich durch das kämpfende Leben bis hieher geführt hat!

Dann aber drängt sich eine andere Betrachtung auf, die uns billig mit Bewunderung erfüllt; denn wie die unwillkürlichsten Zufälle, die bunteste Mannigfaltigkeit unzusammenhangender Ereignisse im Einzelnen für den besonnenen Forscher den Entwickelungsgang der Geschichte nicht zu verbergen vermögen: so tritt uns durch die verworrene eigene Vergangenheit ein ähnlicher absichtsvoller Lebensgang überraschend entgegen, und je mehr wir unsere eigene geistige Verwirrung zu beklagen Ursache finden, desto mehr muß

uns eine göttliche Leitung, die uns vor noch größeren Verwirrungen und Verirrungen bewahrte, wunderbar und freudig überraschen.

Der Leser, welcher mich durch mein buntes und bewegtes Leben begleitet hat, wird, glaube ich, gestehen müssen, daß durch dieses eine zweckmäßige Führung durchblickt, die sich kaum ableugnen läßt. Daß der zukünftige Herrscher eines großen Reiches mir die Annäherung zu seiner Person in meinem höhern Alter erlaubte, in der Epoche desselben, in welcher ich von den mannigfaltigen Bestrebungen und Streitigkeiten mich zurückzuziehen geneigt war, müssen wir freilich, äußerlich betrachtet, einen Zufall nennen: mir aber ist es als das Schlußwerk einer innern Entwickelung entgegengetreten, einer solchen, die, so bedeutungsvoll sie war, dennoch nicht von mir ausging, mir aber entgegenkam, um sie zu fördern. Man wird einerseits, wie ich voraussetzen muß, diese Betrachtung als eine höchst schwach erbauliche mit geringschätzendem Mitleid betrachten; man wird mir vorwerfen, was ich selbst so oft als Vorwurf ausgesprochen habe: daß der Mensch dadurch nur seiner armseligen Subjectivität einen hohen Werth beilegen will;

daß Betrachtungen der Art, wie sie sittlich zu tadeln sind, geistig ihrer Beschränktheit wegen bemitleidet werden müssen. Was ist der Erfolg gewesen, wird man sagen, welcher aus diesem Ereigniß entsprang, darfst Du wagen, es zu behaupten, daß auch nur etwas Nennenswerthes daraus entsprungen wäre?

Man erlaube mir darauf folgende Antwort. In der stillen einsamen Jugend ward ich von einer Sehnsucht ergriffen, die mich der Religion und der Natur in ihrer ganzen Fülle entgegenführte. Ein unruhiges, ja wildes Temperament lockte mich im grellen Gegensatz, und oft genug mein ganzes Leben hindurch unterlag ich in dem heftigen Kampfe; aber das stille innere Streben wollte mich nicht verlassen. Ich ward nach einem größern Schauplatz in einem bedenklichen Augenblicke getrieben, eine große geistige Bewegung ergriff mich. Ich ward in die gährende Mitte eines philosophischen Kampfes hineingezogen, aber der von mir anerkannte Meister will mich nicht Philosoph nennen. Ich nahm Theil an einem der großartigsten Kriege, die Jahrtausende erlebt haben, aber ich kam aus diesem grübelnd zurück, wie ich mich hineinbegab, und ward kein Soldat. Der Zustand des deutschen

Volks in allen seinen Gauen zwang mich zu Betrachtungen mancherlei Art, aber ich ward kein Staatsmann. Soll ich nun sagen: „Dein Leben war ein vollkommen nichtiges, Alles, was Du ausführen wolltest, war nichts als eine Reihe durchaus mißlungener Versuche. Die bunte Reihe von Ereignissen, für welche Du die Theilnahme der Leser in Anspruch zu nehmen gewagt hast, waren zweck- und bedeutungslos und ohne Inhalt. Dein Leben war verworren und auch reich genug, aber du warst nicht befugt, eine Schrift wie diese zu veröffentlichen, denn wahrlich, du hast nichts erlebt.“

Mein Leben war ein durchaus inneres, ich tauchte ohne Bedenken in den wilden Bewegungen der Zeit unter, ich schwamm auf den wogenden Wellen der Forschung und der That hier und dort hin, aber fortdauernd nur, um wieder in mich einzukehren und mich einem innern, wenn auch nicht scharf erklärenden Betrachten im größeren Zusammenhange hinzugeben. Aus diesem heraus entsprang allein meine That. Ist sie denn so ganz fruchtlos gewesen? Hat sie nicht zu den verschiedensten Zeiten die jugendlichen Gemüther bewegt? Hat sie nicht manche Betrachtung bedeuten-

der, tiefsinniger, geistig wirkender Art zur Entwickelung gebracht? Ist sie für keinen fruchtbringend geworden, ja, in fremden Boden gesäet, nicht bedeutender hervorgewachsen, als aus dem ursprünglichen?

Ihr könnt die Frage aufwerfen: „wie nennen wir deine That? Wir fragen nach in allen Wissenschaften, wir fragen die Dichter, Alle werden wie Göthe einst sich über dich äußerte, wechselsweise von dir angezogen und wieder zurückgestoßen." — Mag sie namenlos bleiben! — Aber in einer Schrift, die bestimmt ist, zu erzählen, nicht, was ich that, sondern, was ich erlebte, wo die Thaten nur erwähnt werden, um das Erlebte begreiflich zu machen, ziemte es sich wohl anzudeuten, wohin das innere Streben im höheren Alter gelenkt wurde.

Jemehr ich mich dem Greisenalter näherte, destomehr verschwand die Lust, an den mancherlei geistigen und geschichtlichen Kämpfen, die mich früher in Bewegung setzten, Theil zu nehmen. Wohl erkannte ich die große Verwirrung der Zeit, das Provisorische in allen ihren Aeußerungen; wie die Menge der Stimmen, die laut wurden, die Menge der Thaten, die

zusammenstießen, der Forschungen, welche angestellt wurden, der Entdeckungen, die sich häuften, der Gesinnungen, die sich ausbildeten, sich mehr wechselseitig zu hemmen und zu stören, als zu fördern schienen: aber da mein Glaube ein geschichtlicher, ein abrahamitischer, nicht für ein einzelnes Volk, sondern für die Welt geworden war, so wandte sich die Betrachtung allmälig immer ernsthafter dahin, in allem Erkennen, wie in aller geistigen That, den geheimen Spuren der keimenden Entwickelung, die in den verworrenen Wegen der gegenwärtigen Zeit verborgen schlummern, nachzugehen, das stille Heranwachsen einer Zukunft, wenn auch nicht mit Klarheit zu bezeichnen — sie wäre ja Gegenwart, wenn dieses gelänge — sondern anzudeuten. Was aller Lehre und jeder That ihren eigentlichen Werth giebt, ist doch nur die Zukunft, die sich göttlich entwickelnde. Alle Entwickelung aber ist still; du siehst nicht das Gras wachsen, wohl aber mag es dem ruhig betrachtenden Geiste gelingen, dem stummen Gange der Entwickelung immer näher zu treten. Je umfassender eine solche Forschung wird, desto weniger auffallend und effectvoll tritt sie in

einem jeden Momente hervor. Alle Erzeugung verbirgt sich, wie der Pflanzenkern in der harten Schale der Frucht, oder die das wachsende Leben tragende Wurzel in der Erde abgewandt vom Lichte. Aller Effect, aller Kampf der Zeit trägt das Kleid einer schnell verschwindenden sinnlichen Gegenwart. Es sind die krampfhaften Wehen der Geburt, die selbst nichts gebären. So dem stillen Gange der Entwickelung nachforschend in der Natur, in der Geschichte, im Erkennen wie im Handeln des Geschlechts, überließ ich es Andern, in meinem höhern Alter, die Geburtswehen zu stillen, und wandte meine ganze Aufmerksamkeit auf die Geburt. Die Geschichte ruht nicht bloß als ein äußerer Gegenstand vor uns, sondern innerlich, in dem scheinbar engsten Dasein, wie in dem bedeutendsten, nicht stückweise, sondern ganz, so wie die unendliche Welt im Raume einem jeden menschlich sinnlichen Bewußtsein nothwendig vorschwebt, selbst dem am meisten verdüsterten, wenn es nicht ganz untergehen soll. Diese Gesammtheit der Geschichte in ihrer unendlichen Zukunft, wie sie hervorwächst, stetig, ohne heftig bewegte Pulsschläge aus der Vergangenheit fest zu halten, ward die alleinige Aufgabe meines Greisen-

alters. Wenn diese Betrachtung sich auf die Geschichte des Geschlechts richtete, konnte, durfte sie sich verleugnen, wenn ich einen Blick warf auf die eigne?

Es war ein Glück für mich, daß mein Verhältniß zum Kronprinzen einen positiven und bestimmten Inhalt hatte, in welchem ich, meiner Eigenthümlichkeit nach, ihm gegenüber thätig hervorzutreten vermochte. Denn in der That, der Inhalt war eine Angelegenheit, die, obgleich innerhalb eines sehr engen, ja, wie es schien, geistig beschränkten Kreises, dennoch als geschichtliche Zukunft eine große und wichtige genannt werden mußte; eine Angelegenheit, die zugleich das Recht hatte, sich als die allerpersönlichste zu äußern, und eben dadurch in der reinsten Gestalt erschien. Wenn sonst ein persönliches Verhältniß sich in der Nähe eines hohen Herrn geltend machen will, so wird dadurch die Zuneigung gefährlich berührt, und nicht selten getrübt: hier durfte die allerinnerste Persönlichkeit sich unbefangen äußern, ohne dieses zu befürchten. Ich trat eben in der hoffnungslosesten Zeit als der Repräsentant der verfolgten Lutheraner dem Kronprin-

zen gegenüber. Er ist ernsthaft religiös erzogen. Wie der tiefe religiöse Sinn eine christliche Umgebung in seine Nähe zog, ist allgemein bekannt, und erregte nicht selten Furcht und Tadel. Daß ein beweglicher, lebhafter Prinz, ein Jüngling, der zu den Geistreichsten seiner Zeit und seines Landes gerechnet werden mußte, eine solche Richtung durch das bunte Hofleben hindurch nicht als ein Mittel zur Erreichung äußerer Zwecke, vielmehr als innere Gesinnung festhielt, ist in der That erstaunenswerth; denn diese Gesinnung hat das lebhafte Interesse für die mannigfaltigsten geistigen Richtungen nicht geschwächt, vielmehr gestärkt. Die Neigung für Wissenschaft und Kunst in allen Richtungen zeichnet ihn aus. Wo eine starke, entschiedene, geistige Eigenthümlichkeit sich in sicherer Form ausspricht, sei sie wissenschaftlicher oder künstlicher Art, da wird sie von ihm nicht bloß anerkannt, nicht bloß geschätzt, ihr wird zugleich gehuldigt, und sie fühlt sich in ihrem innersten Wesen geehrt. So ist er wie wenige andere Fürsten berufen, einem jeden Talente die Zuversicht zu sich selber zu schenken und es in seinem weiten Staate, ja in ganz Deutschland fruchtbringend hervorzurufen. Er

lebt im innern, verborgenen, geheimen Bunde mit allen keimenden Geistern der Zeit, und wo eine lebendige Production keimt, die eine reiche Zukunft verspricht, da tritt die lichtvolle Atmosphäre, in welcher sie wachsen und gedeihen soll, als schützender Lebenshauch ihr entgegen. Dieses geistige Anerkennen, diese Achtung für eine jede wissenschaftliche oder künstlerische Eigenthümlichkeit war es besonders, die mir für die Zukunft so vielversprechend entgegentrat, und selbst die überwiegende Neigung, so wie das ursprüngliche ausgezeichnete Talent für die Kunst, ward mir sehr bedeutungsvoll. Mit einer wunderbaren Schnelligkeit wurden alle künstlerische Gegenstände aufgefaßt und in ihrer Eigenthümlichkeit festgehalten. Ein hoher Herr muß oft in kurzer Zeit eine Masse von Gegenständen flüchtig, wie es scheint, übersehen. Nun waren eben künstlerische Gegenstände solche, die ich in seiner Begleitung öfters zu betrachten Gelegenheit hatte, und ich war nicht wenig erstaunt, wenn der Prinz nach langer Zeit mit der größten Genauigkeit uns darstellte, was er, wie es schien, nur in einem schnell vorübergehenden Momente flüchtig gesehen hatte. Ein solches sicheres Auffassen, welches den Inhalt mit Klarheit

behält, ein Gedächtniß der Anschauung, die in jedem Augenblick zur lebendigen Erinnerung wird, ist aber für einen Herrscher eine außerordentliche, erfolgreiche und wichtige Gabe; sie ist bei unserm König keinesweges auf die Kunst beschränkt. Localitäten, die er auf seinen vielen Reisen in großer Menge sah, schweben ihm zu jeder Zeit mit außerordentlicher Klarheit vor; was ihm bei seinen Studien eine sichere Gestaltung gewann, verschwindet nie: und wer kann leugnen, daß eine solche Gabe für den Herrscher eines mächtigen Reichs eine überaus günstige genannt werden muß? Was nicht mit der verschwindenden sinnlichen Gegenwart sich verliert, was in der Permanenz des innern Lebens als Anschauung festgehalten und in seiner eigensten Weise behalten wird, das erhält nothwendig einen innern Werth, eine Schätzung, die nicht bloß mit dem vorübergehenden Eindruck verknüpft ist. Ich erwähne diese Gabe, die mir ein Gegenstand mannigfaltiger Betrachtung ward, und die Grundlage einer zukünftigen reichen Thätigkeit schien, hier, weil sie sich mir besonders aufgedrungen hat.

Was mich mit dem zukünftigen Herrscher verband, waren nun aber vorzüglich die kirchlichen Angelegen-

heiten. Es ist bekannt, wie wichtig diese ihm erschienen, nicht allein als solche, die von einem besonnenen Regenten, wo sie im Volke laut werden, nie übersehen oder mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung behandelt werden dürfen, sondern auch als solche, die ihn selbst durch eine tiefe christliche Gesinnung innerlich bewegten. Wenn es für einen jeden Menschen in unsern Tagen eine bedenkliche Sache ist, sich als einen Christen zu bekennen; wenn ein solches Bekenntniß das einzige ist, welches in allen Ständen und in den allerengsten Lebensverhältnissen, wie in den mächtigsten und größten, auf den nämlichen Widerstand stößt: so ist dieser doch am bedenklichsten da, wo er den Herrscher trifft. Die Masse, wenn sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Regent ernsthaft christlich gesinnt ist, wird in unsern Tagen alle jene Vorurtheile gegen das Christenthum, auf welche sie eben ihren beschränkten Stolz gründet, den sie wohl sogar als ein Zeichen ihrer höhern Bildung schätzt und hochhält, dem Regenten gegenüber geltend machen: und dennoch ist das offene Bekenntniß des Christenthums eine unbedingte Forderung, wenn es dem Menschen Religion geworden ist. Diese muß die Trägerin aller

Lebensverhältnisse sein, und wird unbedingt und rücksichtslos als eine solche erscheinen. Aber das muß dem Könige einleuchten, daß diejenigen, die, von äußeren Verhältnissen gedrängt, in ihrer religiösen Ueberzeugung schwankend werden, nicht die treuesten Unterthanen sein können.

Der Kronprinz war, seinem religiösen Bekenntnisse nach, nicht in der strengen lutherischen Orthodoxie erzogen, er war ein Calvinist, d. h. er gehörte einer Kirche zu, die sich in der Abendmahlslehre zwar der lutherischen Ansicht näherte, ohne doch in diese überzugehen. Er wünschte, wie sein Vater, ein brüderliches, christliches, ja kirchliches Zusammenleben beider Confessionen: aber dies sollte nicht, wie die Behörden wollten, durch irgend eine Spur von Zwang herbeigeführt werden.

Die Zeit war höchst bedenklich. Die Juli-Revolution bedrohte nicht allein Frankreich, sondern mehrere Orte Deutschlands. In einer solchen Zeit, in welcher die innere Ordnung des Staats aufrecht zu erhalten, seine Würde zu befestigen, das gebotene, ja heilige Geschäft des Regenten ist, darf die Regierung sich nicht in spitzfindige Religionsstreitigkeiten einlassen.

Wenn das Haus brennt, muß man das Feuer löschen, nicht grübeln, und die Zeit mit unthätigen Erbaulichkeiten verschwenden. Der Kronprinz dachte, als er die Verirrung der geistlichen Behörden sah, an die unglückliche byzantinische Zeit.

Aber eben weil der Staat als solcher sich nicht in Streitigkeiten der Art zu mischen hatte, mußte er eine jede Confession, die schon seit Jahrhunderten ein geschichtliches Recht des Daseins erworben hatte, in ihrer Art gewähren lassen, so lange sie aufrichtige und eifrige Bekenner zählte. Ja dem Kronprinzen erschienen, den mächtigen Behörden gegenüber, jene, die ihr ganzes Dasein für ihre Religion einsetzten, achtungswerth und jeder Theilnahme würdig. Er sah es ein, daß für eine kirchliche Ordnung im Staate, wie in den Familien, eine Sicherheit der Lehre, nicht wie sie durch Anordnungen und Verfügungen von Außen, eben so wenig durch immer erneuerte spitzfindige theologische Streitigkeiten, die nur die Gemüther verwirren, sondern, wie sie als religiöse Grundlage des sittlichen Familienlebens sich ruhig entwickelnd fortpflanzte, etwas durchaus Wünschenswerthes sei, und auf jede Weise geschützt und erhalten werden müßte. Ja ich erkannte in ihm

die wahre Toleranz, wie sie in unsern Tagen immer seltener wird; jetzt, da man für Alles, was man schüzzen soll, nur abstracte Ausdrücke sucht und findet, nur Servile, Liberale, Legitime, Radicale, Frömmler, Aufgeklärte kennt und nennt, eine so oder so construirte Menschheit, aber keinen Menschen; jetzt, da man allen Sinn und alle Freude an einer reichen Mannigfaltigkeit des menschlichen Daseins immer mehr und mehr zu verlieren scheint. Der Kronprinz freute sich, seiner tief lebendigen Natur nach, als er eine geschichtliche Wurzel in ihrer entschiedenen Eigenthümlichkeit wieder grünen sah, etwas, aus dem Innern, Frisches, was ihn, durch die gesunde Ursprünglichkeit, von der flachen formlosen Allgemeinheit der sich in widersprechenden Meinungen immer mehr verlierenden Zeit, ablenkte. Hier war keine bedenkliche Beimischung, keine vergangene irdische Gewalt, die man wiedererlangen, kein verlorner Besitz, den man wieder erhalten wollte, wie da, wo die katholische Kirche sich zu bewegen begann: die Macht vielmehr, die bis jetzt von dem Staate gesetzmäßig geschützt wurde, ging entschieden verloren; den Besitz, welchen die Lutheraner mit der Kirche des Staats theilten, mußten sie völlig opfern, um das=

jenige, was ihnen das Heiligste war, zu retten. Keiner schätzte diese Gesinnung höher als der Kronprinz. Von dem ersten Augenblick der gewaltsamen Krise in Breslau an durfte ich mich völlig unbefangen über das zwecklose Verfahren der Behörden schriftlich wie mündlich äußern. Als ich in Berlin angestellt ward, genoß ich als Berichterstatter der Lage der jetzt wachsenden Gemeinden das volle Vertrauen des Kronprinzen; ich ward durch Berichte aus Breslau nicht allein, sondern auch durch Besuche der hier ankommenden Prediger der verfolgten Gemeinden, von der unglücklichen Lage derselben in Kenntniß gesetzt. Diese Prediger, die die zerstreuten Gemeinden in allen Gegenden besuchten, stärkten und ermunterten, mußten sich, um nicht von der Polizei eingesperrt zu werden, verborgen halten. Ein jeder Besuch setzte sie der Gefahr der Entdeckung aus, obgleich man hier gelinder, als in den Provinzen verfuhr, wenigstens wurden die Gemeinden mehr geschont, und man suchte ein jedes Ereigniß, wodurch die Aufmerksamkeit der Einwohner auf die Lage der Lutheraner hingezogen werden konnte, sorgfältig zu vermeiden. Wirklich gelang dieses auf eine merkwürdige Weise, und

der größte Theil der Berliner wußte kaum, daß in ihrer Mitte eine streng lutherische Gemeinde hier und da durch verborgene Prediger mit Gefahr polizeilicher Störung, ihren stillen Gottesdienst hielt, daß diejenigen Prediger, die von der Polizei entdeckt waren, wie Verbrecher in der Hausvogtei eingesperrt wurden. Wäre diese Verfolgung nicht eine so tadelnswerthe gewesen, so würde man Gelegenheit genug gefunden haben, die Virtuosität der nachspürenden Polizei zu bewundern: freilich fand hier nicht die instinctartige Vorsicht statt, welche sich bei Verbindungen zeigt, die sich ihrer verbrecherischen Absicht bewußt sind.

Der Kronprinz verfolgte das Schicksal der Gemeinden mit der größten Aufmerksamkeit und wachsender Theilnahme. Wenn ich glaubte, der Einzige zu sein, der ihm über die Lage der Gemeinde Bericht erstattete, so erfuhr ich manchmal mit Erstaunen, ja mit wahrer Freude, daß ich mich irrte. Nicht bloß, was ich ihm mittheilen zu müssen glaubte, war ihm nicht selten schon bekannt, oft erfuhr ich auch durch ihn mir völlig Unbekanntes. Da ich ihn auf solche Männer aufmerksam machen durfte, die vorzüglich, und zwar nicht Prediger allein, in eine höchst dürftige Lage geriethen, so

war ich nicht selten der Austheiler seiner Wohlthaten. Ich war Zeuge der bedeutenden Opfer, die er brachte. In dem tadelnswerthen Gange des einmal eingeleiteten Verfahrens vermochte er freilich nichts zu ändern, wo aber die Gewaltthätigkeit zu auffallend ward, trat er nicht selten entschieden hervor.

Wenn nun das Interesse des Fürsten für die bedrängte Kirche, die nicht seine religiöse Ueberzeugung theilte, zunächst mich mit freudiger Hoffnung erfüllte, so mußte doch diese sich weiter erstrecken. Ich mußte einsehen, daß der zukünftige Herrscher geneigt war, nicht den Formalismus des Staats, der sich mit großer Sicherheit und geschichtlich ausgebildet hatte, zu erschüttern, wohl aber innerlich zu beleben, daß er lebendige Eigenthümlichkeiten in sich aufnähme und gelten ließe; Eigenthümlichkeiten, die sich von innen heraus entwickelnd und anerkannt, durch ihren positiven Inhalt ein eigenes Dasein, und durch dieses, je kräftiger es in sich ward, eine Berechtigung erhielten, aus welcher Rechte entsprangen, die das Gepräge der leeren Allgemeinheit und Abstraction verloren. Zwar die Richtung, in welcher diese Gesinnung sich äußerte, war nicht geeignet, eine große Popularität zu gewinnen;

denn leider in der herrschenden öffentlichen Meinung war die Religion selber ein allgemeines Abstractum geworden, und eine Form derselben erschien nur als eine untergeordnete Modification des unbestimmt Allgemeinen, welches sich so oder anders behandeln ließ. Aber wohl erkannte ich es, daß der Kronprinz in Allem, was auf Rechte Anspruch machte, eine bestimmte Berechtigung forderte. Man fing schon an, ihn als einen Begünstiger des Adels zu betrachten, weil er die Vernichtung desselben, wie sie in der Consequenz des französischen revolutionären Princips lag, zu hemmen suchte. Daß er auch hier nur vor Allem eine Berechtigung voraussetzte, ein tüchtiges Dasein, welches durch eine lebendige Bedeutung sich geltend zu machen wußte, bewies eine jede Aeußerung. Daher seine Neigung für England, wo die großen bedeutenden Fragen der Zeit zwischen den Interessen der Agricultur und der Industrie einen so großartigen, für die Zukunft inhaltsreichen Kampf erzeugt hatten; nicht die revolutionären, abstracten, alle Verschiedenartigkeit des Daseins vernichtenden Rechte eines unruhigen Bürgerstandes und eines in sich leer gewordenen Adels, vielmehr die höher stehende, auf ein eigenes Dasein be=

gründete, Achtung gebietende Berechtigung beider schwebte ihm als das geschichtlich zu erreichende Ziel vor.

Zwar herrscht in Berlin, als der Stadt im innersten Wesen zugehörig, Manches, was mir immer fremd bleiben wird; aber in keiner großen Stadt in Europa ist dieses Ursprüngliche geistig reicher in Bewegung gesetzt als hier, und die Herrschaft einer geistigen Einseitigkeit, wie sie aus London und Paris nie zu verdrängen ist, kann hier nur vorübergehend zum Vorschein kommen. Ich bin nämlich schon zu alt, um eine zehn- bis funfzehnjährige Dauer als eine permanente anzusehen, oder eine lärmende Herrschaft als eine mächtige zu betrachten. Berlin ist im Grunde eine prosaische Stadt, aber mit einer überschwänglichen Receptivität für Alles, was sich mit einigem Geschick für Poesie ausgiebt, nicht allein, sondern auch für das, was wirklich Poesie ist. Daß der Formalismus des Staats sich hier so mächtig ausbildete, liegt in der Natur der Einwohner; denn da das bestimmte Objective, wie es ihnen entgegentritt, entweder Alles

gilt oder nichts, so fordern sie für das, was sie achten sollen, eine absolute Form und sehen diese mehr oder weniger consequent als das Wesen an; daher die merkwürdige Zuversicht, mit welcher die Rechtsverhältnisse, die Richter, die administrativen Behörden, wie die Professoren hervortreten. Diese Zuversicht theilt sich den Provinzen mit, ja imponirt gewissermaßen ganz Deutschland. Dieser herrschende Formalismus entspringt aus dem kritischen Sinne, der nicht leicht Etwas gelten läßt, was sich als ein Positives, aber eben daher lebendig Gestaltetes giebt und zu behaupten sucht. Wäre Deutschland wie Frankreich, könnte, was Gott verhüte, Berlin ein Paris werden, dann würde eine Tyrannei der Hauptstadt entstehen, die gefährlicher wäre, als selbst in Paris: aber die mannigfaltig gestaltete Opposition bewahrt nicht allein vor Erstarrung, sie ruft auch einen innern heilsamen Kampf hervor, der eben Berlin für mich geistig so interessant, ja unentbehrlich macht.

Der Kampf in allen Richtungen, welcher mich früher lockte, setzt mich jetzt nicht mehr in so lebhafte Bewegung. Ich liebe den Kampf noch, aber als ruhiger Zuschauer, und so genieße ich, was ich nicht

entbehren kann, mit einer Bequemlichkeit, die meinem Alter zusagt. Besonders giebt es vielleicht keinen Ort in Europa, welcher mich übersichtlich die lebendigen Keime, die in der Geschichte inmitten der Stürme der Zeit hervorsprossen, so entschieden erkennen läßt, wie Berlin.

Ich hatte in Breslau eine Unbequemlichkeit gefühlt, die mich doch zu quälen anfing. Ich blieb, so lange ich in preußischem Dienste thätig war, mit Vorträgen überhäuft. Da die Summen, die durch das Honorar einliefen, im Ganzen nur unbedeutend waren, so war die Verzichtleistung auf dieselben nur mit geringen Opfern verbunden, und ich las jährlich drei bis vier Publica. Der optische Theil der Physik, die physicalische Geographie, die Anthropologie, die Geognosie, die Hodegetik wurden publice vorgetragen. Die Experimentalphysik und die Mineralogie forderten 11 Stunden wöchentlich. So ward der größte Theil meiner Zeit meinen Vorträgen geopfert, und es gab Halbjahre, in welchen ich einige zwanzig Stunden wöchentlich zu lesen hatte. Nachdem ich nun fast 30 Jahre

hindurch die ersten Elemente der Mineralogie und Experimentalphysik vorgetragen hatte, wurden mir, ich gestehe es, diese Vorträge höchst lästig. Ich glaubte, mich nach den Bedürfnissen meiner Zuhörer richten zu müssen, und diese waren, mit höchst seltenen Ausnahmen, gar nicht vorbereitet. Die ersten Elemente nun, die ich eigentlich bei diesen Vorträgen als bekannt voraussetzen durfte, immer zu wiederholen, alle Jahre auf die nämliche Weise elektrische Flaschen zu laden, Stahlfedern in Sauerstoff zu verbrennen, Knallluft zu zerplatzen u. s. w., ward mir unerträglich. Ueberhaupt in den Naturwissenschaften, die sich so schnell entwickeln, muß nur derjenige, der in frischer jugendlicher Kraft ein rüstiger Zögling der Gegenwart ist, als Lehrer thätig sein.

Versetzung nach Berlin.

Als ich nach Berlin berufen ward, entsagte ich daher jener mannigfaltigen Beschäftigung, um mich ganz der innern Betrachtung hinzugeben.

Als von meiner Versetzung die Rede war, war ich eine Zeit lang ein Gegenstand der Unterhaltung verschiedener Blätter, und auch meine Persönlichkeit, mein tägliches Leben ward behandelt und beurtheilt. Im Ganzen lauteten diese Beurtheilungen nicht ungünstig. Mit meinem Empfang bei der Universität konnte ich zufrieden sein. Ich kam nicht mit großen Erwartungen an; fast 30 Jahre waren verschwunden, seit ich ein Gegenstand des öffentlichen Beifalls, ja des Enthusiasmus der Jugend gewesen war. Ich war alt, die Zeit eine andere geworden. Hegel war ein halbes Jahr früher gestorben, aber seine Philosophie beherrschte die Universität, und mein ganzes Leben, meine Persönlichkeit und meine geistige Richtung waren andere. Der Maaßstab wissenschaftlicher Bestrebungen, der bei einer jeden Beurtheilung in Berlin angelegt wurde, konnte mir nicht günstig sein. Die Naturforscher erwarteten von mir wenig, und wenn diese auch anfingen einzusehen, daß ich einige naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, und mich freundlich aufnahmen, so waren sie doch entschiedene Gegner der Naturphilosophie. Die großen Entdeckungen einerseits in der Physik, dann in der Geologie, endlich in der comparativen Physiologie,

hatten einen jeden Keim speculativer Ansichten erstickt, und die Naturphilosophie ward als ein willkürliches, phantastisches Spiel betrachtet, welches vielleicht hier oder da ein dichterisches, keinesweges ein wissenschaftliches Interesse erregen konnte. Aber jetzt hatte ich nicht allein die Naturforscher, sondern auch die in Berlin herrschenden Philosophen gegen mich. Wenn jene behaupteten, daß jede Betrachtung der Natur sich streng innerhalb der Grenzen der Sinnlichkei halten, hier aber alle Verhältnisse mit Klarheit und Bestimmtheit auffassen müsse: so waren die Philosophen geneigt, dieser Bestimmtheit allen speculativen Werth abzusprechen, und so mit den Naturforschern recht eigentlich gegen mich verbunden. Mir war das Naturleben in seiner mannigfaltigen Wirklichkeit, der objective Geist, eine göttliche Offenbarung; und wenn dieses große Naturepos mir auch, je sorgfältiger ich jetzt studirte, desto schwieriger zu fassen schien, wenn auch Manches, was jugendlicher Muth und Uebermuth mir früher näher gerückt hatten, sich mehr entfernte und verschleierte: so verstummte dennoch der Grundton meines ganzen Daseins nicht, und der Eifer der geistigen Naturbetrachtung wuchs, statt abzunehmen.

Die Hegelsche Naturphilosophie ist die dürftigste aller seiner Doctrinen, und was sie als ein caput mortuum, als ein Phlegma ausschied und präcipitirte, was in ihr logisches Präparat gar nicht hineinpaßte, und sich so krystallisiren ließ, war mir eben das Einzige, was eine Untersuchung verdiente, und was ich Natur nannte.

Man konnte sagen, die ganze Universität war in zwei Hälften getheilt: die eine mit bloß vereinzelten Untersuchungen beschäftigt, bildete die eigentliche fruchtbarste Richtung des Universitätslebens; sie hat der Universität die positive wissenschaftliche Herrschaft verschafft und ihren Ruf begründet, aber auch die Elemente der Hochschule von einander gesondert und zersplittert. Es war eine allgemeine Neigung entstanden, nachdem der große Versuch, eine geistige Einheit aller wirklichen Erfahrungen zu erringen, erlahmt war, das Vereinzelte als eine gute Beute zu betrachten, deren Besitz man sichern wollte; und an der Stelle der Hingebung, die allein dem Ganzen einen Werth giebt, entstand ein Ringen nach Virtuosität, die sich allerdings selbst in dem kleinsten vereinzelten Object bis zur Bewunderung ausbilden läßt. Man glaube nicht, daß ich diese allgemein

herrschende Richtung table; sie ist nicht willkürlich entstanden, sie hat eine wirkliche, echt geschichtliche Bedeutung: nur muß ich bekennen, daß ich sie nicht ohne einen gewissen Schauder in allen Richtungen sich ausbilden sehe, und die Hoffnung, daß diese immer zunehmende Zersplitterung fortgesetzt, zur Einheit führen soll, nicht zu theilen vermag. Wenn ich einen jungen Mann irgend einem wissenschaftlichen Gegenstande enger und beschränkter Art sich ganz hingeben sehe, so ist es nicht der frische Sinn, der sich den Blick für ein größeres, freieres, geistiges Ganze offen erhalten will, sich eine Heimat im geistigen Staate und eine allgemeine Stimme in einem größern Reiche zu erwerben sucht: der junge Mann wird vielmehr von dem Gegenstande einseitig gefesselt; und wenn das Product auch einigen Werth hat, so geht doch die freie Persönlichkeit in dem unter, was vielleicht einen andern belebt, ihn aber tödtet. Ich nenne diese Richtung im Ganzen die Naturrichtung; sie erscheint nur da, wo ein Stück der Geschichte die ganze Thätigkeit eines Menschen in Anspruch nimmt und vereinzelt. Ich sehe so ein ganzes menschliches Dasein in eine Pflanzen- oder Thierfamilie verwandelt, und befürchte, daß

eine Zeit kommen wird, in welcher die unübersehbare Masse der untersuchten Gegenstände das allgemein wissenschaftliche Bewußtsein betäubend einschläfern wird: so wie das Mittelalter in seiner scholastischen Spitzfindigkeit, je reicher diese ward, durch Entkräftung einschlummerte. Daß ich dieser Richtung ganz fremd blieb, versteht sich von selbst; ich vermochte dem so Beschäftigten nichts zu bieten, was ihm irgendwie förderlich sein konnte. Ich tadle nur die Einseitigkeit dieser Richtung, die einem Separatismus der Gelehrsamkeit gleicht, der in seiner Beschränktheit die geschichtliche Forschung, die mit der allgemeinen Bildung des Geschlechts fortzuschreiten bestimmt ist, von dem Geschlechte auszuschließen droht.

Aber eben so entschieden war ich von einer Philosophie getrennt, die sich für zu geistig vornehm hielt, um sich mit der sinnlichen Wirklichkeit als einer solchen einzulassen, oder wenigstens nur in sofern diese sich in ein logisches Netz einspinnen und so genießen ließe. So hatte ich zwei Feinde, die einander gegenüber standen, und näherte mich meinem sechzigsten Jahre. Hier half mir meine Eigenthümlichkeit; meine ganze geistige Beschäftigung war eine positive, ich hatte keine fremde,

sondern eine eigene Aufgabe zu lösen, sie war mir ein langes Leben hindurch immer mächtiger geworden, und ich konnte mich nach Andern nicht richten. So blieb ich immer entschiedener, was ich geworden war. Ich hatte alle Neigung zur wissenschaftlichen Polemik verloren, und mußte ruhig abwarten, ob und in wiefern man mich, so wie ich nun einmal war, gelten ließe. Ich sage, ich hatte jede Neigung zur Polemik verloren, doch ließ diese sich nicht immer in meinen Vorträgen abweisen, aber sie ward nur da laut, wo irgend eine gegnerische Ansicht, wie ich voraussetzen mußte, sich bei meinen Zuhörern geltend machte, und mir den Weg sperrte. Auch konnte ich, meiner Natur nach, nicht umhin, meine Gegner anzuerkennen. Es war mir seltsam zu Muthe, wenn einige bedeutende Männer mir den Rath ertheilten, ich sollte doch ja mich geben, wie ich wäre, und mich nicht scheuen, meine einmal in sich abgeschlossene Subjectivität unbefangen auszusprechen, mich ja nicht bemühen, etwa die mir fremde Sprache der herrschenden Philosophie zu brauchen. Es waren Männer, auf die ich in früheren Jahren einigen Einfluß gehabt hatte, und so sah ich, daß ich diesen Männern völlig fremd geworden. Ich sprach

ohnedies rein aus mir heraus, und erschien eben daher auch meinen Zuhörern fremd.

Ich trug abwechselnd Naturphilosophie, Anthropologie in meinem Sinne, Religionsphilosophie und Psychologie vor. Der Anfang war schwach; das erste halbe Jahr wurden meine Vorträge nicht stark besucht, und die Zahl meiner Zuhörer nahm im Verlauf des halben Jahres ab, statt zuzunehmen. Doch hatte ich einige, die mir ganz zugehörten, an die ich mich auch mit großer Hoffnung persönlich anschloß; unter ihnen waren aber wenige einheimische, auf den hiesigen Gymnasien gebildete. Auf diesen herrschte eine Vorbildung, die mir nicht günstig sein konnte. Die Zuhörer, die mich zuerst hier ermunterten, und mir daher, als ich mich so fremd fühlte, in der That wichtig wurden, verdienen wohl genannt zu werden. Unter diesen war Behn, jetzt Professor der Physiologie in Kiel, ein tüchtiger junger Mann, der mir sehr werth war. Ich nenne ihn zuerst, weil ich mich einer Vergeßlichkeit gegen ihn schuldig gemacht habe, die mich drückt. Als ich im Jahre 1840 durch Kiel reiste, war ich durch Verhältnisse, die später erwähnt werden sollen, so seltsam zerstreut, daß ich an seine Anstellung dort

nicht dachte und ihn aufzusuchen vergaß. Ich brachte zwar nur einen Tag in Kiel zu, und mußte eilen fortzukommen. Die wenigen Reste der alten Zeit zogen mich natürlich vorzüglich an; die Schwiegertochter meines Wohlthäters, die Doctorin Hensler, Niebuhrs ausgezeichnete Freundin, die Herausgeberin seiner Correspondenz; und der alte Syndikus Jahn, der Vater des berühmt gewordenen Philologen, bildeten den alten Rest meiner früheren Bekannten.

Außer Behn, bestanden diejenigen Zuhörer, die mir meinen ersten Aufenthalt in Berlin als Docent angenehm machten, meist aus Süddeutschen, Straßburgern und Schweizern. Aus Straßburg schlossen sich besonders Kreis, Becker und Eberhardt mir an. Der erstere ward durch mich an den Grafen Reinhold in Paris empfohlen, und begleitete Marc-Girardin auf seiner Reise zur Untersuchung des süddeutschen Schulwesens. Er ist Prediger in der Nähe von Straßburg; der zweite ist Vorsteher eines Institutes für verwahrloste Kinder, wie das des Herrn Kopf in Berlin, und des Herrn Wichern in Hamburg. Alle drei waren oft in meinem Hause, und ich hatte sie sehr lieb. Kreis wohnte während seines Aufenthalts in Paris

mit dem jetzt in Aegypten reisenden Professor Lepsius zusammen, von Berlin her sein vertrautester Freund. Ich glaubte in jenem einen jungen Mann erkannt zu haben, der fähig wäre, sich eine französische Bildung anzueignen, ohne den deutschen Ernst zu verlieren, und so durch eine stille Thätigkeit besser als durch ein lärmendes schriftstellerisches Wirken dasjenige, was von der deutschen wissenschaftlichen Gesinnung in Frankreich einheimisch werden kann, auszubreiten. Er ward aber von einer tiefen Religiosität ergriffen, und diese zog ihn nach seiner Vaterstadt zurück. Eberhardt ist ebenfalls in Straßburg ein eifriger Religionslehrer, wie Becker der Begründer einer erweiterten wohlthätig wirkenden Anstalt. Diese war freilich schon einige Jahre früher durch den Eifer eines einfachen Straßburger Handwerkers, der einen großen Theil seines Vermögens zum Opfer brachte, und sich mit einigen Freunden verband, innerhalb eines engen Kreises in Wirksamkeit getreten, aber sie wuchs immer mehr und mehr, nicht ganz unbedeutende Beiträge erweiterten die Anstalt, und nach einer etwas verworrenen Zwischenzeit, ward Becker Inspector derselben, und sie gedeihet jetzt immer mehr. Dieser Becker besuchte mich vor

etwa einem halben Jahre; er kam von Hamburg, wo er das so berühmt gewordene „rauhe Haus“ meines Freundes, des Herrn Wichern, besucht hatte, und es war mir eine große Freude, ihn von einer so bedeutenden Thätigkeit ergriffen, nach einem Zeitraume von 10 bis 12 Jahren wiederzusehen.

Durch die brieflichen Mittheilungen dieser meiner früheren Zuhörer und Freunde gelang es mir, einen Blick in das französische Universitätsleben zu werfen, wodurch ich die merkwürdige Verschiedenheit der deutschen und französischen Institute kennen lernte. Zwar herrscht in Deutschland noch manches, geschichtlich bedeutungslos Gewordene, welches sich doch nicht ohne eine bedenkliche und gefährliche Operation von den Universitäten trennen läßt: aber einen so starren Gegensatz zwischen der krystallisirten Vergangenheit und der quecksilbernen Gegenwart, wie in dem nur zu beweglichen Frankreich, finden wir doch bei uns nicht. Etwas Aehnliches zeigt sich bekanntlich in England, und offenbar sind Schule und Leben in Deutschland nicht so getrennt, wie in diesen Ländern. Die räthselhafte, in unseren Tagen fast unbegreifliche Macht der alten Schule, die dem einseitigsten Katholizismus

längst vergangener Zeiten jetzt noch einen so großen Einfluß verschafft, läßt sich in der That nur erklären aus dieser Präcipitation einer frühern Zeit, die selbst durch die gewaltsame Bewegung der Revolution nicht entfernt werden konnte, und die noch fortdauernd die versuchte nationale Auflösung trübt.

Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich auch meinen lieben Freund Kreis vor meinem Tode noch einmal wiedersehen könnte.

Zwei Schweizer, Zuhörer aus dieser Zeit, muß ich hier noch nennen. Der eine war Godé, jetzt Lehrer des Prinzen Friedrich, Sohn des Prinzen von Preußen. Seine Zuneigung zu mir erweckte eine lebhafte gegenseitige Anhänglichkeit. Mit seinem Bruder, der mit Eifer die physische Geographie, als ein Schüler Ritters trieb, machte ich eine angenehme Bekanntschaft.

Ahlemann, ein schon ordinirter Theolog aus Chur, ein stiller, christlich gesinnter Mann, hörte mit großem Eifer meine Religionsphilosophie. Wie sehr es damals einigen meiner Zuhörer Ernst war, meine Vorträge zu benutzen, bewies mir Folgendes. Ich wünschte, als ich zum zweiten Mal meine Religionsphilosophie vortrug,

eine so viel als möglich genaue Abschrift meiner frei gehaltenen Vorträge zu besitzen. Es verbanden sich, diesen Wunsch zu erfüllen, drei Zuhörer, der Prediger Ahlemann, der oben erwähnte Straßburger Becker, und ein Dritter, auf dessen Namen ich mich leider nicht zu besinnen vermag. Der erste, der mit großer Fertigkeit und Schnelligkeit schrieb, besorgte das Heft. Wenn die Schnelligkeit des Vortrages ihn störte, stieß er seinen Nachbar Becker an, sie verständigten sich schnell; A. orientirte sich und setzte das Schreiben fort. Der Dritte folgte mit möglichster Aufmerksamkeit dem freien Vortrage. So wie dieser geschlossen war, eilten sie nach Hause und brachten hier vereinigt das Heft zusammen. Sie fehlten nie, und ich erhielt eine Abschrift meiner Vorlesungen, die mir bei der Bearbeitung der Religionsphilosophie für den Druck später sehr nützlich ward.

Ich trug einmal im Anfange meiner hiesigen Thätigkeit die physikalische Geographie vor, aber Professor Hoffmann kam von seiner geognostischen Reise durch Italien zurück, und ich überließ ihm mit Vergnügen diesen Vortrag. Er verstand es, sich einen großen Beifall zu erwerben, und mich machte es wahrhaft

glücklich, durch ihn das Studium der Geognosie in Verbindung mit der physikalischen Geographie auf der Universität mit großem Interesse getrieben zu sehen. Hoffmann war ein vorzüglicher Docent, und wie ich einen Freund, verlor die Universität einen ihrer ausgezeichnetsten Lehrer durch seinen frühen Tod. Unter den Zuhörern, die ich im ersten Semester in der physikalischen Geographie erhielt, nenne ich vorzüglich, außer dem obenerwähnten Godé, noch Löwenberg und Dr. Wappäus. Der erstere ist durch seine vielfältigen Kartenausgaben und sonstigen geographischen Werke hinlänglich bekannt; der zweite machte seiner Gesundheit wegen von der Universität aus eine Reise nach Brasilien, kehrte nach Berlin zurück, und ist jetzt ein verdienter und in seinem Fache kenntnißreicher Docent in Göttingen, wo er eben die physikalische Geographie vorträgt.

In dem ersten Semester waren meine Zuhörer doch überwiegend Fremde: Deutsche aus den verschiedensten nichtpreußischen Gegenden, Schweizer, ab und zu Franzosen, Engländer, Polen, Russen, Scandinavier und einige Nordamerikaner. Die geringste Theilnahme zeigte sich für die Naturphilosophie, die früher

einen so überraschenden Beifall gefunden hatte. Wenn auch anfänglich sich eine Menge Zuhörer einfanden, so verloren sie sich doch allmälig, und der Grund war natürlich. Diejenigen, die sich mit Naturwissenschaften beschäftigten, wollten von der Philosophie nichts wissen; und diejenigen, welche sich für diese interessirten, besaßen gar keine naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Die ersten Elemente, welche ich doch voraussetzen mußte, waren ihnen unbekannt, und sie vermochten es nicht, meinen Vorträgen zu folgen. Ich habe seit einigen Jahren aufgehört, die Naturphilosophie vorzutragen, aber wenn ich noch einige Zeit Gesundheit und Geisteskraft in meinem hohen Alter behalte, so werde ich es doch versuchen, einen mit der gegenwärtigen Lage der Naturwissenschaft übereinstimmenden Grundriß einer Wissenschaft, die mich den größten Theil meines Lebens hindurch beschäftigte, zu entwerfen.

Jetzt wird die Psychologie am stärksten besucht. Diese Wissenschaft behandele ich auf eine eigenthümliche Weise. Man trennte die sogenannte rationale Psychologie früher von der empirischen so, daß die erstere als eine Doctrin der allgemeinen Philosophie,

und daher völlig abstract, die letztere dagegen völlig unwissenschaftlich behandelt wurde. Die Versuche, beide gemeinschaftlich zu behandeln, glaubte ich nicht als gelungen betrachten zu können; die Idee der Organisation als eine alle Erscheinung auffassende ließe sich, meiner Ansicht nach, consequent in der Psychologie durchführen, und dadurch ein naturwissenschaftlicher Theil darstellen, durch welchen die psychischen Thatsachen in einer strengen Gesetzmäßigkeit entwickelt werden könnten. Eine solche organische Psychologie würde nun freilich vollkommen deterministisch sein, aber zugleich in der Totalität ihrer Darstellung auf die über und jenseit aller Erscheinungen liegende Freiheit mit Nothwendigkeit hinweisen. Es entstünden dadurch psychische Thatsachen, die im gesetzmäßigen Zusammenhange innerhalb der Sinnlichkeit erkannt, eine höhere Speculation fordern und als empirische Grundlage dienen würden. Es wird ganz allgemein zugestanden, daß die Psychologie als Einleitung zur Philosophie anerkannt werden, sich aber als eine solche in reiner Objectivität, wie die Physik, als Erfahrungswissenschaft, behaupten muß. Nur völlig unabhängig von aller

Speculation kann sie diese aus sich erzeugen. Die unbefangene Betrachtung der Gesetzmäßigkeit der psychischen Thatsachen in ihrem totalen Zusammenhange vermag allein das höhere psychische Lebensprincip, das Gesetzgebende in den psychischen Erscheinungen zu offenbaren. Die so sinnlich erkannten Seelenäußerungen führen eben dadurch, daß sie der Zucht der Sinnlichkeit unterworfen sind, von der Knechtschaft des Gesetzes zur Freiheit des Geistes, und die Unbefangenheit mit welcher alle Seelenäußerungen betrachtet und dem Naturgegenstande gleich entwickelt werden, legt uns sinnliche Gegenstände vor, die zu Begriffen gesteigert, speculativ, producirend hervortreten, nicht wie bis jetzt bloße Begriffe, die in dem ungeordneten Chaos der psychischen Erscheinungen (wie die sogenannten Vermögen) ihren Gegenstand suchen. Die Idee einer solchen Psychologie verdanke ich Braniß durch die Entwickelung einer psychischen Einleitung zu seiner Metaphysik. Da das erste Werk, welches mich beschäftigen wird, nachdem ich diese Erlebnisse geschlossen habe, eben eine solche Psychologie sein wird, so ist diese kurze Andeutung genügend.

Eine Erfahrung, wenn ich den Gang der Studien auf den deutschen Universitäten in früheren Zeiten und gegenwärtig verfolge, ist mir merkwürdig. Eine Vergleichung nämlich der frühern und spätern Epoche, die mir desto auffallender ward, indem beide auf zwei für ganz Deutschland anregenden und bedeutungsvollen Hochschulen mir entgegentraten, und zwar in der Zeit ihrer höchsten Blüthe. Sie waren desto merklicher, weil sie durch eine Zwischenzeit von einigen zwanzig Jahren von einander getrennt waren. Indem ich diese beiden Epochen mit einander vergleiche, werde ich nicht allein die Universität in Betrachtung ziehen, auf welcher ich lebte und lehrte. Man könnte zwar behaupten, daß die persönliche Bedeutung eines berühmten Universitätslehrers hinlänglich wäre, diese Erscheinung zu erklären. Diejenigen Studirenden, die ein vorzüglich wissenschaftliches Interesse zeigten, und dadurch von den übrigen, die der Masse nach nur die Absicht zu haben schienen, sich für die späteren Amtsprüfungen nothdürftig vorzubereiten, sich unterschieden, waren besonders die Mediciner. Schon Göthe machte in seiner Studienzeit, in den siebziger Jahren, diese Bemerkung. Er meinte, der Grund läge in der

evidenten Gegenständlichkeit der Wissenschaft, die etwas Anziehendes, Lebendiges, ja Lockendes hat; aber so wahr dies sein mag, so glaube ich doch, mich nicht zu irren, wenn ich in dieser Thatsache etwas Eigenthümliches der damals nicht in Deutschland allein herrschenden, geschichtlich wissenschaftlichen Epoche erkenne. Die Bedeutung des organischen Lebens fing eben an, einen größeren Umfang zu erhalten. Die menschliche Organisation stand nicht mehr vereinzelt da; die Ströme des allgemeinen Lebens ergossen sich in die bis dahin isolirte menschliche Form. Schon mehrere Jahre vor dem Schlusse des Jahrhunderts keimte diese Richtung der organischen Naturwissenschaft neben der mechanischen, die doch noch immer ihr seit fast zwei Jahrhunderten begründetes Uebergewicht behauptete; und daß eben daher die erste Aeußerung der wiedererwachten Speculation als Naturphilosophie sich gestaltete, enthielt selbst ein allgemein geschichtliches Moment, und war keinesweges als ein zufälliges an Schellings und Reils Persönlichkeiten geknüpft. Die Mehrzahl begeisterter Zuhörer, die mich in Halle umgab, bestand in der That aus jungen Aerzten. Zähle ich, wie billig, die Jahre der Zwischenzeit, welche die erste Epoche

20*

meiner Erfahrungen von der letzten trennten, von der Zerstörung der Universität Halle bis zu meiner Ankunft in Berlin, so ist diese von der ersten Epoche durch ein volles Vierteljahrhundert getrennt. Auf der Berliner Hochschule nun trat der rege wissenschaftliche Sinn auf eine auffallende Weise unter den Theologen hervor. Die geistige Bewegung unter den Aerzten war fast ganz verschwunden, und während die Masse sämmtlicher Entdeckungen immer wichtiger ward, während die Physiologie als empirische Wissenschaft sich immer reicher entwickelte, zog diese sich immer mehr in die naturwissenschaftliche Schule zurück, und die jungen Aerzte widmeten sich fast ausschließlich der einseitigsten Praxis. Wir dürfen einer besseren Zukunft entgegengensehen.

In der frühern Epoche war in Beziehung auf den wissenschaftlichen Eifer die theologische Facultät offenbar im Nachtheil. Die rationalistische Ansicht war auf der Universität die herrschende, der Gegenstand des Studiums konnte keine Begeisterung erwecken, und bekanntlich herrschte unter den jungen Theologen, wenn man die Masse auf den Universitäten betrachtete, die größte Rohheit. Nun fing freilich eben in Halle die

Epoche der tiefern Auffassung der Theologie, die sich später so bedeutsam erweiterte, mit Schleiermacher an: aber die Zeit seiner Thätigkeit ging so schnell vorüber, das Schicksal, welches das ganze protestantische Norddeutschland ergriff, war so gewaltsam, daß Schleiermacher erst in den späteren Jahren des wiederhergestellten Staates Raum und Ruhe für seine bedeutungsvolle Wirksamkeit fand. Als ich nach Berlin kam, war die geistige Aufregung unter den studirenden Theologen höchst bedeutend. Mochten auch, was nicht zu leugnen ist, Verirrungen hervortreten, die sehr bedenklich schienen, so dienten diese selbst nur dazu, auch der außerhalb der Universität wiedererwachten Religiosität ein intensiveres und positiveres Gepräge zu ertheilen.

So finde ich mich, wie in meiner Jugend in Halle von den jungen Aerzten, so in Berlin von den Theologen umgeben, und hier durch die verdienstvollsten theologischen Professoren unterstützt, wie in Halle durch Reil.

Auf der Universität konnte ich mit meiner Aufnahme wohl zufrieden sein. Nach dem Verlauf von drei Semestern ward ich mit einer überraschenden Stimmenmehrheit zum Rector gewählt.

Die traurige Zeit der preußischen Universitäten, als diese im beständigen Verdacht lebten, und die ganze Masse der studirenden Jugend als präsumtive Hochverräther behandelt wurde, war eigentlich noch nicht vorüber, aber sie hatte doch ihre frühere Bedeutung verloren. Das Beklagenswertheste war immer das Vorurtheil gegen die Hochschulen, welches auf eine lange Reihe von Jahren tiefe Wurzel gefaßt hatte, und selbst ihr Dasein zu bedrohen schien. Was die Universitäten während dieser Zeit aufrecht hielt, war die Gesinnung des Ministers. Die freie Stellung derselben war ihm eine Gewissenssache, und es ist unleugbar, daß diese, wie die gelehrten Schulen, ihm Vieles zu verdanken haben. Die jetzt zurückgedrängte bedenkliche Stellung der Universitäten bereitete mir keine Schwierigkeiten, wie bei meinem ersten Rectorate in Breslau. Doch mußte das Verhalten der Universität, zumal hier in der Nähe des Hofes, vorsichtig sein, und besonders jede Veranlassung zur Unzufriedenheit vermieden werden.

Dennoch zeigte sich eben während meines Rectorats ein Verhältniß, durch welches ich in sehr unangenehme Verwickelungen gerieth. Das Berliner Uni-

versitäts-Gebäude ist sehr imponirend und eins der ansehnlichsten der ganzen Stadt. Es war früher der Palast des Prinzen Heinrich, und hatte vielleicht, ehe es von dem Könige der Universität zur Benutzung übergeben ward, eine Reparatur und innere Umänderung verdient. Jetzt waren einige zwanzig Jahre verflossen, das Gebäude ward immer baufälliger. Die zur gründlichen Reparatur nöthigen Kosten wuchsen auf eine bedenkliche Weise und veranlaßten eine immer längere Verzögerung. Endlich war eine gründliche Wiederherstellung des verfallenen Gebäudes nicht länger aufzuschieben, und eben während meines Rectorats erhielt der Senat den Auftrag, in dieser Sache die Vorschläge zu machen, die aber mit manchen Schwierigkeiten verbunden waren. Außer den Hörsälen waren die großen Institute, die mit der Erweiterung der Wissenschaft fortdauernd wuchsen, in dem Universitätsgebäude angebracht. Ja die Zahl der Sammlungen nahm bedenklich zu; die Directoren derselben halfen sich, wie sie konnten, und das Universitätsgebäude konnte durch die damals entstandene Verwirrung wohl mit dem alten deutschen Reiche kurz vor seinem Untergange verglichen werden! Es kamen Inclaven der

seltsamsten Art vor. Sammlungen und Hörsäle hemmten und störten sich wechselseitig, und jetzt, da diese Verwirrung gehoben werden sollte, entstand von allen Seiten eine Collision der wechselseitigen Interessen, die schwer zu heben war, und mich mit manchem geschätzten Collegen in unangenehme Berührung brachte.

Eine zweite Unannehmlichkeit bei dieser Angelegenheit war unsere Stellung zur Baubehörde. Man sollte glauben, daß derjenige, der das Gebäude benutzte, auch eine Stimme bei der Einrichtung haben müßte: aber nach dem strengen Formalismus des preußischen Beamtenwesens war jene sehr beschränkt; und was das Baudepartement beschlossen hatte, konnte durch keine Vorstellung umgeändert werden. So fanden wirklich Einrichtungen statt, die von uns als zweckwidrig bezeichnet, sich später auch als solche zeigten, und nicht wenig kostspielige Umänderungen erforderten.

Noch muß ich hier ein Ereigniß meines Rectorats erwähnen, welches mich dem öffentlichen Urtheile preisgab, und mir höchst unangenehm war.

Herr Dr. Mundt, ein junger Schriftsteller von ausgezeichnetem Talent, jetzt in der deutschen Literatur hinlänglich bekannt, hatte sich der Belletristik gewidmet,

und da die Jugend in unseren Tagen mit Beurtheilungen sich zu beschäftigen pflegt, hatte er sich sehr lebhaft für meine Novellen interessirt, und diese als ein wichtiges Ereigniß in der neuen deutschen Literatur bezeichnet. Als ich nach Berlin kam, suchte ich seine Bekanntschaft, und besonders wünschte ich ihn für ein ernsthaftes Studium zu gewinnen. Als er sich meldete, um sich als Privatdocent zu habilitiren, trug sein literärischer Ruf ein solches Gepräge, daß die Majorität der Mitglieder der philosophischen Facultät es sehr bedenklich fand, ihn zur Habilitation zuzulassen. Der Geheimerath Böckh verband sich indeß mit mir, und mit vieler Mühe drangen wir durch. Dr. Mundt ward angenommen, er hatte Alles geleistet. was gesetzlich erfordert wird, es fehlte nur noch das Letzte, Unbedeutendste, die öffentliche lateinische Rede, die er halten mußte. Für diese ward Tag und Stunde festgesetzt. Den Nachmittag vor dem angesetzten Tage besuchte mich ein Mitglied des Ober-Censur-Collegiums. Dieser Herr zeigte mir eine Schrift, die Mundt eben publicirt hatte, und las mir Stellen vor, die im Sinne des neuen Deutschlands und der Emancipation der Frauen, für einen jungen Mann, der eben als Docent

bei einer Universität angestellt werden sollte, höchst unbesonnen genannt werden mußten.

Diese Sache hing eigentlich nicht von mir ab, unmittelbar mußte sie an den Dekan der philosophischen Facultät gewiesen werden. Ich blätterte die Schrift in ein paar Stunden durch, sandte sie zu dem Dekan und ersuchte ihn, irgend einen Vorwand zu ergreifen, um die zu haltende Rede auszusetzen, und dann eine Zusammenkunft der Facultät zu veranlassen. Dieser allgemein geschätzte College ward dadurch in große Verlegenheit versetzt. Er glaubte erfahrne Mitglieder der philosophischen Facultät zu Rathe ziehen zu müssen. So verging die Zeit. Ich hatte gehofft, daß er eine Krankheit vorschützen würde: aber zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags erschien er völlig rathlos in meiner Wohnung, und um 10 Uhr sollte die Rede gehalten werden.

Seit vielen Jahren ruhte auf den Universitäten ein gefährlicher Verdacht; in religiöser wie in politischer Beziehung herrschte dieser höchsten Orts, und ich hatte von einflußreichen Personen Aeußerungen gehört, die mich in Schrecken setzten. Wenn wir nun wagten, eben einen jungen Mann als Lehrer auf der Universität

anzustellen, gegen dessen Wirksamkeit man gewiß, selbst wenn er schon angestellt gewesen wäre, schwere Zweifel erhoben haben würde, konnte ich für die Folgen stehen? Ich wagte es nicht, eine solche Verantwortung auf mich zu nehmen. Ich ließ eilig den ersten Pedell holen, und trug ihm auf, sogleich den Hörsaal zu schließen, und so die Rede für diesen Tag unmöglich zu machen. Es war ein Gewaltstreich, für den ich allein und persönlich haften mußte; er war meiner eigenen Ansicht nach sehr bedenklich, und nur durch die ganz besonderen Verhältnisse zu vertheidigen. Ich ward genöthigt, öffentlich, selbst in der literarischen Welt, in einem Lichte zu erscheinen, welches mir verhaßt war. Aber ich besann mich keineswegs, und durch eine schwächliche Popularität die Gefahr von meiner Person abzuwälzen und der Universität aufzuzuladen, erschien mir völlig unwürdig.

Ich machte sogleich das Ministerium mit dem Ereignisse bekannt, und setzte die Gründe meiner Handlungsweise auseinander. Damals versah der Rector mit dem Universitätsrichter zugleich die Functionen des außerordentlichen Bevollmächtigten, und jener erklärte mir unumwunden, daß er mit dieser Sache nichts zu

thun haben wolle. Mein Verfahren wäre, behauptete er, gesetzwidrig. „Ich trage," sagte ich, „wie sich von selbst versteht, für eine Handlung, die ich allein ausführe, auch allein die Verantwortung."

Das erste, was ich jetzt zu thun hatte, war, durch den Dekan eine schleunige Versammlung der philosophischen Facultät zu veranlassen. Von dieser mußte ich eine Indemnitätsbill erhalten. Es gelang mir. Die Majorität der Facultät billigte mein Verfahren, und von jetzt an theilte sie mit mir die Verantwortung. Es war keineswegs meine Meinung, daß Dr. Mundt auf immer von dem Lehrerkreise der Universität ausgeschlossen werden solle. Eine Unbesonnenheit, wie die von ihm begangene, durch eine Verirrung der Zeit hervorgerufen, setzt keine dauernde Gesinnung voraus; sie verschwindet, wie sie entsteht, und selbst Schriften der Art, je gewaltiger die Bewegung ist, die sie bei ihrer Entstehung hervorrufen, desto schneller werden sie vergessen. Ich glaubte aber, daß man den Schluß der Habilitation aufschieben müsse; diesen Wunsch hatte ich in meinem Bericht an das Ministerium geäußert, und die Facultät stimmte mir bei.

Die Folgen meiner That waren, wie ich sie er-

wartete. Die Angriffe, die ich öffentlich erleiden mußte, sind bekannt, oder vielmehr sie waren es, denn jetzt sind sie vergessen. Bloß darüber erstaunte ich, daß nur sehr Wenige, der beliebten Popularität wegen, mich zu vertheidigen wagten. Ein allgemeines Gerücht verkündigte mir sogar eine strenge Zurechtweisung von Seiten des Ministeriums: es war falsch. Das Ministerium billigte, freilich stillschweigend, was geschehen war. Als Dr. Mundt sich nach Verlauf mehrerer Jahre wieder meldete, fand von keiner Seite ein Hinderniß statt, und er trat als Privatdocent auf. — Aber ich war nun einmal als Feind der Turner, als beschränkter Frömmler und als ein die Freiheit hassender Obscurant bezeichnet. Ich muß bekennen, ich habe leider in dieser Hinsicht wenig Sorge für meinen öffentlichen literarischen Ruf getragen.

Reise nach Tyrol.

Im Jahre 1837 setzte mich die Einnahme von meinen neu aufgelegten Novellen in den Stand, eine sehr interessante und genußreiche Reise zu machen. Ich

wünschte Frau und Tochter mit dem südlichen Deutschland und mit den Alpen bekannt zu machen. Ein Punkt für die Reise war entschieden bestimmt. Wir wurden unwiderstehlich nach Erlangen hingezogen; dort lebten v. Raumer und seine Frau, die Schwester der meinigen. Wir hatten 9 verhängnißvolle Jahre in demselben Hause mit einander in Breslau verlebt; 17 Jahre lang waren wir getrennt, und das Schicksal meines treuen, inniggeliebten Freundes war während dieser Zeit ein sehr hartes, und er oft in eine sehr betrübte Lage versetzt worden. Sein reines, innerlich wahres Streben hatte mich immer mehr zu ihm hingezogen, und ich betrachte den Augenblick, als ich in sein Haus eintrat, ihn und seine von uns allen geliebte und verehrte Frau sah, und mich in die Mitte der Kinder, welche bis auf die zwei ältesten in der langen Zeit ihnen geboren und herangewachsen waren, versetzt fand, als einen der wichtigsten und bedeutungsvollsten meines Lebens.

Ich fand Raumer in seiner einflußreichen und eigenthümlichen Thätigkeit, wie ich sie schon früher angedeutet habe. Sein ältester Sohn, von Göttingen zurückgekommen, hatte seine Universitätsstudien geschlos-

sen und sich zu einem tüchtigen Gelehrten, Geschichts-forscher und Philologen, ausgebildet. Nur bedauerten wir, daß er von einer Scheu vor jedem öffentlichen Auftreten beherrscht wurde, die seine Zukunft zu trüben schien, um so mehr, da er sich für das Lehrfach bestimmt hatte. Auch als Schriftsteller muß er sich bemerkbar machen, und zwar fordere ich das Letztere von einem jeden angehenden Docenten. Nur für die ersten wissenschaftlichen Elemente kann eine Prüfung durch Wenige und innerhalb engerer persönlicher Schranken, eine Bedeutung haben. Ein Universitätslehrer muß sich der Literatur stellen, er muß dem wissenschaftlichen Publikum seiner Zeit gegenüber eine eigene sichere Heimat erlangen, ein geistiges Bürgerrecht erwerben, und die Behörden sind zu loben, wenn sie aus der Mitte solcher Bürger die Corporation der Universitätslehrer wählen, und nur ausnahmsweise zu denjenigen ihre Zuflucht nehmen, die sich als Docenten einen bedeutenden Ruf erwerben. Freilich darf, was ich hier behaupte, nicht eine starre Maxime werden; ich erinnere nur an drei Männer, Werner in Freiberg, Kielmeier in Stuttgart und Schönlein in unsern Tagen in Berlin, welche die Scheu vor dem öffentlichen Auftreten mit

meinem Neffen theilten. Es vergingen einige Jahre, ehe dieser den Muth faßte, sich der Promotion zu unterwerfen. Als er endlich als Privatdocent hervorzutreten wagte, fanden seine Vorträge ausgezeichneten Beifall; obgleich die Gegenstände derselben nur solche waren, die selten einer bedeutenden Zahl von Zuhörern Interesse abzugewinnen pflegen, bleibt noch immer sein Hörsal auf eine bemerkenswerthe Weise gefüllt, und ich gestehe, daß ich von diesem meinem Neffen bedeutende wissenschaftliche Leistungen erwarte, wenn er seine Furchtsamkeit überwinden kann. In unseren Tagen dringt man, bei der allgemein geistigen Bewegung, allein von dem Hörsaale aus viel weniger durch, als ein halbes Jahrhundert früher; doch glaube ich auch bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen zu müssen, daß berühmte Schriftsteller, die mit Recht hochgeehrt werden, für das Lehrfach völlig untauglich sind, und die Jugend durch Vorträge durchaus nicht zu gewinnen vermögen. Für diese sind vorzugsweise die Akademieen bestimmt, wenn bei uns, wie in Frankreich, diese wirklich Institute wären, die einen berühmten Gelehrten in eine ehrenvolle und unabhängige Stellung zu setzen vermöchten.

Wir blieben mehrere Tage in Erlangen und brachten gemeinschaftlich noch einige Tage in Nürnberg zu, wo mein Schwager Jahre lang eine verhängnißvolle Zeit durchlebte. Durch ihn lernten wir einen schönen Rest alter ehrenhafter Bürger kennen, die nicht Nachbildungen einer modernen Zeit, vielmehr ursprünglich aus einer schönen Vergangenheit entsprossen, den alten Glauben, die alte Sitte und das alte Leben bewahrten, so daß sie dem noch erhaltenen, immer mehr verschwindenden, ehrwürdigen Theile der Straßen und Gebäude ähnlich sehen, der einer bescheidenen Wiederherstellung, wie die Kirchen sie erhalten haben, bedarf, aber gegen jede totale Umänderung geschützt zu werden verdient.

Es ist immer ein bedeutendes Ereigniß im Leben eines Menschen, wenn er zum ersten Male von wichtigen Krisen, die eine große zukünftige Veränderung aller Lebensverhältnisse herbeizuführen versprechen, ergriffen wird. Es giebt wohl keine Krise der neuern Zeit, die in dieser Hinsicht gewaltsamer hervortritt, als die immer zunehmende Einführung der Eisenbahnen. In Leipzig hatten wir zum ersten Male den Dampfwagen der Leipzig-Dresdner Bahn, die (damals im

Bau begriffen) für Spazierfahrten nach Althaus benutzt wurde, bestiegen. Die älteste Eisenbahn in Deutschland ist bekanntlich die Nürnberger, die von dieser Stadt nach Fürth führt, sehr stark benutzt wird und, so klein sie war, doch ohne allen Zweifel den Actionairen unter allen den größten Nutzen bringt, und in dieser Rücksicht alle nachfolgenden übertroffen hat.

Wir reisten nun über Augsburg nach München, und hier rechnete ich vorzüglich auf ein Zusammentreffen mit Schelling. Daß er in Karlsbad war, hatte er mir geschrieben, und es überraschte mich daher nicht, als ich ihn in München nicht traf. Wir brachten nur einen Tag hier zu und bereisten Tyrol, um nach München zurück zu kommen. Ich gestehe, daß ich mit großer Spannung dem Eindrucke entgegen sah, den die Alpen auf meine Begleiterinnen machen würden. Im Alter wächst diese Theilnahme an den Genüssen nahestehender und geliebter Personen immer mehr. Ich hatte damals schon in einer langen Reihe von Jahren, von Frau und Tochter begleitet, eine Menge Reisen gemacht; wir hatten uns, wenn ich den Ausdruck benutzen darf, miteinander eingereist; wir traten nie eine Reise an, wenn wir nicht über eine Summe gebieten

konnten, die uns sorgenlos ließ und ein völlig bequemes Fortkommen versprach. Die Frauen theilten mit mir den Genuß der Reise. Wir fanden bei unserem Durchflug der Gegenden mit Extrapost kein Wetter und keine Gegend schlecht. Man wird es uns vielleicht vorwerfen, wenn wir gestehen, daß wir uns unter uns in dem Wagen wie zu Hause fühlend, behaglicher fanden, als in den Städten, und jeden Morgen früh, wenn eine neue Gegend uns für den Tag vorlag, fast mit demselben angenehmen Gefühle den Wagen bestiegen, welches am ersten Tage der angehenden Reise jeden durchbringt. Wir haben für längere Reisen stets eigene Wagen, die also während der ganzen Zeit uns zur freien Disposition stehen. Der Wagen wird zurückgeschlagen, so daß wir uns völlig frei in den Gegenden allenthalben umsehen können. Der Regen muß sehr gewaltsam, der Wind sehr heftig sein, wenn wir uns entschließen sollten, uns in dem zugemachten Wagen einzusperren, und wir haben es nie begreifen können, wie reiche Reisende es vermochten, Jahre lang im verschlossenen Wagen eingesperrt, in die bequemen Ecken hingeworfen, schlafend Europa zu durchjagen, und lärmende Gasthöfe, große Kunstsammlungen, wo

die Gegenstände in unübersehbarer Menge uns eilig vorüberfliegen, meist ohne einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen, Schauspiele, die nur den nämlichen Genuß, den wir zu Hause verschmähen, mit geringen Modificationen bieten, große Gesellschaften, wo eine Masse von fremden Menschen eine kaum tiefgreifende Unterhaltung gewährt, dem freien Genusse der ewig reichen Natur, die fremd und dennoch uns bekannt und nahe verwandt ist, vorziehen können. Unsere Reise nach den Tyroler Alpen führte uns erst nach dem reizenden heitern Tegernsee; dann fuhren wir längst dem Achensee und kamen in das großartige herrliche Innthal hinab, brachten einen Tag in Insbruck zu, durchzogen das Pinsgauer Thal, besuchten Gastein und von da Salzburg. Nachdem wir auf solche Weise langsam fortschreitend, hier und da uns aufhaltend, in der Mitte der hohen Alpen gelebt hatten und nun sahen, wie bei Hallein die Gebirge auseinander traten, befiel uns ein Gefühl, welches ich zwar von früher kannte, was mich aber nie so gewaltig beherrscht hatte. Der Eindruck der großen mächtigen Gebirgsnatur, der reiche Wechsel der Gebirge und Gegenstände, die Einwohner, die uns so wohl gefielen, und in deren Mitte

wir lebten, hatten uns in der kurzen Zeit eine eigene Heimat gebildet. Wir fühlten uns in dieser schon sicher, die scheinbar wilden Gebirge umgaben uns so milde, und wenigstens jetzt, als wir aus ihrer Mitte heraustraten, schwebten uns die mächtigsten Wasserfälle wie rieselnde Bäche vor der Seele. Wir wurden in den weiten Ebenen stumm, ein trauriges Gefühl beschlich uns, und es war uns, als drängte, indem die Gebirge von einander wichen, eine unruhige Welt, aus welcher wir geflohen waren, gegen die wir uns gesichert fühlten, stürmisch und drohend auf uns ein. Es dauerte lange, ehe wir dieses Gefühl zu überwältigen vermochten. Und selbst das herrliche Salzburg, dessen Reiz wohlbekannt ist, vermochte uns nicht zu beruhigen.

Hier wurden wir auch in der That plötzlich von ganz anderen Empfindungen durchbrungen, und das Unruhige, Stürmische und Verhängnißvolle der Geschichte wechselte plötzlich mit der stolzen Sicherheit der Gebirgsnatur. Wir hatten auf ein paar Tage einen Ausflug nach Ischel gemacht, wo der Kaiser, die hohe Welt von Wien und die reichen Banquiers dieser Stadt zusammen lebten. Wir verbrachten die Zeit in

dieser kühlen und reizenden Gegend mit Professor Harles und seiner Frau, und kehrten wieder nach Salzburg zurück. Schon vor dieser kleinen Nebenreise hatten wir erfahren, daß dieser Ort der Aufenthalt wichtiger, geschichtlich merkwürdiger, jetzt verdrängter Personen war. Polignac wohnte hier und mehrere mit ihm Gleichgesinnte; dann aber auch die spanische Prinzessin Beira, die vertriebene Schwester des Don Carlos. Ein dunkler Schatten der Gegenwart drängte sich mir auf, und er sollte mir näher treten. Herrn von Baerst, dessen Leben voll wunderbarer Schicksale war, der einer ursprünglichen Neigung nach sich gern in das dunkle Gewimmel verhängnißvoller geschichtlicher Ereignisse stürzte, mir aus Breslau wohlbekannt, hatten wir in Gastein getroffen. Hier in Salzburg wimmelten alle Gasthöfe von Reisenden, und er, kurz vor uns ankommend, hatte uns den letzten Platz in dem besten vorweggenommen. Wir waren genöthigt, in einem sehr schlechten Gasthofe dritten Ranges einzukehren, um nur ein Obdach zu finden. Den Tag darauf trafen wir Herrn v. Baerst an der Wirthstafel. Er ward plötzlich aufgefordert, einem Herrn, der hereintrat, zu folgen, und vertraute

uns im Stillen, daß er eben jetzt bei der Prinzessin Beira seine Aufwartung machen dürfe. „Ich habe," flüsterte er uns zu, „wichtige Aufträge für sie." In der That erfuhren wir später in Berlin, daß er der Prinzeß nicht ohne Gefahr den Weg nach Spanien zu Don Carlos gebahnt hatte, daß er von dem Banquier Haber bedeutende Summen mitführte und eine Zeit lang Theil genommen hatte an der letzten Epoche des unglücklichen Feldzuges.

Aber indem wir uns an der schönen Natur erfreuten, während wir die Merkwürdigkeiten der Stadt sahen, sollte uns ein anderes Ereigniß entgegen treten. Auf der Straße wimmelte es von Menschen, und als wir näher traten, entdeckten wir eine Menge von Auswanderern, Männer, Weiber und Kinder, die mit Kleiderbündeln und Päcken aller Art beladen waren; Alte und Junge, einige stark und rüstig, die stattlich einherschritten, andere mit Lumpen bedeckt. Wagen hoch bepackt und Karren daneben. Neugierig näherten wir uns; wir sahen, wie die auswandernden Schaaren theilnehmend, während sie auf der Straße rasteten umringt wurden, wie die Aermeren hier und da Gaben erhielten, und erfuhren nun, daß es die protestan-

tischen Bewohner des Zillerthales waren, die durch die Verfolgungen der katholischen Geistlichkeit verdrängt, von dem Könige von Preußen aufgenommen wurden und sich im Riesengebirge niederlassen durften. Wunderliche Gedanken durchkreuzten sich. Ich dachte an die freilich viel grausamere Vertreibung der Protestanten aus Salzburg am Anfang des vorigen Jahrhunderts, und unwillkürlich drängte sich mir auch die Erinnerung an die Auswanderung der Lutheraner aus Schlesien auf. Die ganze Verwirrung der Gegenwart, innere wie äußere, trat an die Stelle der heitern Gebirgseinsamkeit, die mich eine Zeit lang umfangen und in süße Ruhe gewiegt hatte. —

Wir legten jetzt die kurze Reise von Salzburg nach Berchtolsgaden zurück, wo unsere Verwandten, E. Waagen und seine Frau, die einst so berühmte Sängerin Schechner, sich mit ihren Kindern aufhielten, und wo wir ein paar unvergeßliche Tage zubrachten, von der kühnsten Gebirgsnatur und von der wärmsten Liebe geschätzter Verwandten umgeben. Die Zaubertöne, die früher ganz Deutschland in Bewegung setzten, waren freilich verstummt, aber so sehr sie mich damals ergriffen, so war es mir doch ungewiß, ob ich mehr

die Sängerin oder die treffliche liebenswürdige Mutter, die mir jetzt entgegentrat, bewundern sollte.

Wir eilten über Reichenbach, den Chiemensee vorbei, nach München zurück. Schelling war noch nicht da; wir blieben vierzehn Tage dort. Durch ein unglückliches Mißverständniß war mein Brief in München liegen geblieben, und ich mußte leider die Hoffnung, ihn zu sehen, aufgeben. Mit Schubert war ich abwechselnd in nähere Berührung gekommen, ohne ihn persönlich kennen zu lernen. Die Hoffnung, ihn zu treffen, rückte immer näher; er war eben von seiner Reise durch Egypten und Syrien nach Italien zurückgekommen. Durch die Freundschaft des Herrn v. Roth hatte ich interessante Briefe über seine Reise gelesen. Die Nachrichten, die wir jetzt erhielten, ließen uns seine baldige Rückkunft erwarten, aber er kam nicht, die Quarantaine hielt ihn zurück. Die getäuschte Erwartung schmerzte mich freilich, aber ich darf es nicht verkennen, daß die Tage, die ich in München verlebte, mir unvergeßlich sein werden. Ich traf einige ältere Bekannte, die schon in dieser Biographie erwähnt sind, und die ich mit Vergnügen wiedersah. Es waren Görres, Ringseis, Clemens Brentano und Werner

Harthausen, der Karlsburg bei Kissingen gekauft und durch den König von Baiern als Besitzer den Grafentitel erhalten hatte. Es ward mir während meines Aufenthaltes noch als ein Geheimniß von dem alten Freunde anvertraut. Ich muß doch gestehen, daß es mir fast seltsam vorkam, als ich durch diese früheren Freunde mich in die Mitte solcher Männer versetzt sah, die sich sämmtlich als Ultrakatholiken und Ultralegitime auszeichneten.

Mit der Bildhauer- und Malerkunst ward ich auf eine ähnliche Weise, wie mit der Musik bekannt. Beide Künste verschaffen mir einen großen und wahren Genuß, und beide habe ich durch Freunde kennen gelernt, die sich der Kunst durchaus widmen. Wie neue vertraute Freunde traten die unsterblichen Gestalten der Vorzeit in die engeren Kreise, daß ich mit ihnen bekannt wurde. Seit dem Anfange des Jahrhunderts kannte ich viele der deutschen Künstler, unter diesen die ausgezeichnetsten, die eine Zierde unserer Zeit sind, aber auch jüngere hoffnungsvolle; ich lebte mit diesen, ich nahm Theil an ihrem Streben und freute mich über ihre Fortschritte, selbst wenn sie mir nicht völlig gelungen schienen, wenn sie mehr Reminiscenzen aus

einer früheren Zeit, als ursprüngliche Productionen waren, mehr nach einer Vergangenheit hinwiesen, als auf eine Zukunft deuteten. So lebte ich eine lange Zeit durch Thorwaldsen, Rumohr und mehrere junge Männer fast ganz wie in der Mitte der italienischen Künstler, vorzüglich der römischen. Ich kannte ihre Verhältnisse und ihre mancherlei Streitigkeiten, wie die Arbeiten, mit welchen sie beschäftigt waren. Einer war mir besonders, ohne daß ich ihn persönlich kennen gelernt hatte, lieb und theuer geworden, es war Cornelius; ihm näher zu treten, war lange mein Wunsch gewesen, auch ich war ihm auf dieselbe Weise bekannt geworden, und es freute mich, ihn in München zu finden. Wir hatten schon seine bewundernswürdigen Compositionen in der Glyptothek gesehen und genossen, als wir ihn in der Ludwigskirche an dem großen Altarblatte, das jüngste Gericht, arbeitend fanden, und ich ihn und sein Frescogemälde zugleich vor mir sah. Das große Werk riß mich hin und der Urheber desselben nicht weniger. Denn die offene und freimüthige Weise, mit welcher er mich aufnahm, daß es mir nach wenigen Minuten war, als hätte ich ihn lange gekannt, bleibt mir unvergeßlich, wie die fröhlichen Stunden,

die ich in seinem Hause zubrachte, indem ich in meinem Greisenalter mit jugendlicher Begeisterung eine neue Freundschaft schloß. Der Reichthum, die Tiefe, die Einfachheit und Klarheit seiner großartigen Compositionen geben ihm doch eine wahrhaft geschichtliche Bedeutung, die nicht bloß für die Gegenwart gilt; man darf behaupten, daß er durch die unerschöpfliche Quelle seiner Productionen in die Mitte der bedeutungsvollsten Künstler der Vergangenheit, zugleich nach einer reichen Zukunft hinweisend, getreten ist, und unter den am meisten Gefeierten seinen Platz behaupten wird. Daß ich diesen Freund in meine Nähe bekommen und Zeuge seiner immer neuen Erzeugnisse sein würde, konnte ich damals nicht ahnen.

Es war fast unvermeidlich, daß ich von dem frischen Künstlerleben in München hingerissen wurde. Die Stadt entstand von neuem; aus allen Ländern Europa's strömten die Reisenden hinzu. Auch ich war aus der ruhigen Gewohnheit des Lebens herausgerissen; ausgezeichnete Künstler waren mir aus frühern Zeiten her, wenn auch nicht persönlich, bekannt, so Olivier und Schnorr. In der Werkstatt des leider verstorbenen Stiegelmeier sahen wir in die Grube auf

den glücklich vollendeten Guß von Thorwaldsens Kaiser Maximilian herab; wir besuchten Schwanthalers Werkstatt, Schnorr führte uns zu seinen Fresken im Schlosse; wir trafen Ziebland, beschäftigt mit seinem großartigen Bau; wir besuchten täglich, freundlich von Olivier begleitet, abwechselnd die Glyptothek und die Pinakothek; die Gebrüder Boisseré und ihre berühmte Sammlung, die leider durch Mißverständnisse mancherlei Art für Berlin verloren ging, waren mir schon aus Heidelberg bekannt. Künstler und ihre Werke, neue wie alte, umfingen mich mit einer solchen Gewalt, daß der schlummernde Sinn aufgeweckt und ich unter den veredelten Gestalten der Kunst heimisch ward. Dazu trug die gemeinschaftliche Begeisterung der Künstler bei.

Wenn ich nun aber das Künstlerleben in München mit dem in Berlin vergleichen wollte, so darf ich nicht vergessen, daß ich hier lebe und wohne; ich darf nicht vergessen, was meine Freunde Rauch, Tieck, Hensel, in dessen Haus und Familie ich meine schönsten und genußreichsten Stunden, von Musik und Malerkunst getragen, verbringe, was mir Begaß, Wach, wie die Bildhauer Wichmann, Drake und Kiß geworden sind. Aber was von den Reisenden heftig aufgesucht wird,

was sich dem Müßigen mit Gewalt aufdrängt, das sieht der ruhig Wohnende allmälig entstehen; Manches entgeht seiner Aufmerksamkeit. Alles, als gehörte es zum täglichen Leben, macht einen geringern Eindruck, und wenn die Gewalt einer neuen Erscheinung uns hinreißt, so tritt diese isolirt hervor und wird nicht von einer reichen Umgebung unterstützt und gehoben, wie da, wo uns Alles neu ist.

Wir reisten von München nach Landshut, trafen unterwegs einen Reisewagen, und ich glaubte Schelling und seine Frau zu sehen. Als wir nach der genannten Stadt kamen, lag das Fremdenbuch eröffnet vor uns, der zuletzt Eingeschriebene war Schelling. Er hatte die Nacht hier zugebracht, wir waren an ihm vorbei gefahren.

Wir reisten nun über Regensburg, besuchten das noch unvollendete stolze Gebäude, welches aus der Gestalt des atheniensischen Parthenons sich in ein nordisches Walhalla verwandelt hatte. Unsere Fahrt ging theilweise längst der Donau über Passau und Linz durch Deutschlands reizendste Gegenden nach Wien.

Hier verweilten wir ein paar Wochen und brachten diese zu, als wären wir Wiener. Von Berlin aus

waren wir einigen angesehenen Familien empfohlen. Bei der Frau v. Pereyra; in Baden bei der Witwe Ephraim. Herr v. Hammer und noch Einige, die ich zu treffen hoffte, waren abwesend; aber durch ein Verhältniß, welches mir angenehm war, wurde ich aufgefordert, dem Fürsten Metternich meine Aufwartung zu machen. Ich wurde eingeladen und lernte so einen der berühmtesten, ausgezeichnetsten wie mächtigsten Männer der gegenwärtigen Zeit kennen. Seine Art sich darzustellen erinnerte mich an Hardenberg.

Durch die Frau v. Pereyra wurden wir mit einem Theil der höhern Gesellschaft auf eine angenehme Weise bekannt. Bei der Frau von Ephraim, einer alten liebenswürdigen Frau, die mir als eine Schwester von meiner Freundin, der Madame Levy, doppelt lieb war, so wie ihre geistreiche Tochter Henriette, traf ich zwei Schriftstellerinnen, eine alte abgehende, die in einer langen Reihe von Jahren das Publikum auf eine angenehme Weise zu unterhalten gewußt hat: es war die Caroline Pichler geb. v. Greiner, und eine von dieser sehr verschiedene, ganz der neuesten Zeit zugehörige, die Gräfin Hahn-Hahn, die ich später einigemal das Glück hatte, in meinem Hause in Berlin zu sehen.

Ich sah Wien zum ersten Male, und die Stadt machte durch die weitläufigen Vorstädte, als wir durch das Glacis fahrend, uns dem Burgthore näherten, einen sehr imposanten Eindruck. Die gebietende und stolze Physiognomie der Stadt überraschte mich; die Festung mit ihren engen Straßen bildet eine Kaiser- und Adelsburg, die sich von der bürgerlichen Stadt vornehm abscheidet und wie von einem Mittelpunkte aus sie unter Zucht hält und beherrscht. Wie ganz anders erscheint Berlin, wo alle Elemente bunter und gleichförmiger untereinander gemischt sind. Diese Physiognomie von Wien steht in einem starken Contraste mit der dortigen gutmüthigen und unbefangenen Lebensweise der Einwohner. In Berlin verhält sich Alles umgekehrt. Ich vergesse nie die militairische Strenge, den kalten Ernst, der mir fast drohend entgegentrat, als ich zum ersten Male in die offene, wie es schien arglose Stadt hineintrat und ihre Straßen durchwanderte.

Ich traf in Wien nur wenige Naturforscher; sie waren, wie in München, fast alle verreist; die meisten nach Prag,, wo sie für dieses Jahr ihre Versammlung hatten. Daß ich meinen alten Jugendfreund

Mohs, den berühmten Mineralogen nicht fand, bedauerte ich sehr, er lebt nun nicht mehr. Bei Metternich lernte ich den ausgezeichneten Reisenden Baron von Hügel kennen. Ein junger eleganter Gardeoffizier faßte den Entschluß, den Orient zu bereisen, bereitete sich zu dieser Reise durch ernsthafte Studien vor, drang durch den Pendschab bis nach Kaschemir, stellte wichtige Untersuchungen an und brachte eine Sammlung von ethnographischen und naturwissenschaftlichen Schätzen von großem Werthe mit zurück. Diese überraschte mich. Den Botaniker Endlicher, der mich nach meiner Zurückkunft so sehr beschäftigte, lernte ich leider nicht kennen. Die vortreffliche Mineraliensammlung besuchte ich oft, fast alle Tage die kaiserliche Bildergallerie, so wie die Esterhazysche und Lichtensteinsche: aber meinen täglichen Gesprächen fehlte der gewöhnliche Inhalt. Ich scheuete mich irgend ein lebendig geschichtliches Thema zu berühren. Ich kannte die Schranken nicht, innerhalb welcher ich mich halten mußte. Wir gaben uns ganz der Natur und der Kunst hin, ergötzten uns in der Mitte des Volkes und brachten fast alle Abende im Theater zu. Es ist eine schöne Sitte der ersten Wiener Familien, daß sie

den Fremden ihre Logen anbieten, und diesen ganz überlassen; so ist man allein und ungenirt. Es war mir fast als säße ich mit meiner Familie in dem Extrawagen auf der Landstraße. Es that mir leid, Wien zu verlassen.

Die Reise hatte mich ungemein erfrischt. Ich verlasse Berlin gern auf einige Zeit, und freue mich jederzeit, wenn ich wieder dahin zurückkehre. Es wird mir dann recht klar, was ich an dieser Stadt habe und wie ich in ihr heimisch geworden bin. Wenn ich über Manches klage, Manches tadle, so ist es eben nur so, wie man sich über dasjenige am unbefangensten zu äußern pflegt, was man am liebsten hat. Ist man doch immer am launenhaftesten, wenn man zu Hause ist.

Im Jahre 1838 erschien Graf v. Reventlov, der hiesige Dänische Gesandte, um mir anzuzeigen, daß der Kronprinz von Dänemark durch Berlin reisend, sich hier einige Tage aufhalten würde, und mir sagen ließe, daß er während seines Hierseins meiner persönlichen Aufwartung entgegensähe. Wenige Tage später

erschien der Gesandte wieder; er hatte ein zweites Schreiben von der Kronprinzessin erhalten. „Sie müssen, sagte er, bei dem Kronprinzen und seiner Gemahlin in hoher Gunst stehen, Ihre Königliche Hoheit spricht die Erwartung aus, daß Sie während Ihres Hierseins sie und ihren hohen Gemahl mit den Merkwürdigkeiten, besonders wissenschaftlicher und wohlthätiger Institute bekannt machen werden".

Von der Königlichen Familie war nur Prinz Carl in Berlin, der den Kronprinzen hier empfing. Ich überlegte nun mit dem Gesandten, wie die vier Tage, die die Königlichen Hoheiten hier zubrachten, benutzt werden könnten. Daß der Kronprinz sich besonders mit naturgeschichtlichen Studien und unter diesen vorzüglich mit Mineralogie beschäftigt hatte, war mir wohl bekannt. In von Leonhards Taschenbuch für Mineralogie steht ein Aufsatz von ihm, über zwei Besuche des Vesuvs im Jahre 1820; den ersten in Begleitung von Humphry Davy und dem Ritter Monteselli; den zweiten in der Nacht auf den 27. Mai desselben Jahres. Auch ist er, wie bekannt, durch seine wiederholten Reisen in Italien ein ausgezeichneter Kunstkenner. Die Kronprinzessin

zeichnete sich durch ihren wohlthätigen und religiösen Sinn, so wie durch die Begründung und Theilnahme an den Kinderbewahr-Anstalten und andern Instituten zur Bildung und Unterstützung armer und kranker Frauen aus. Dadurch wurden nun die Anstalten, die ich zu treffen hatte, bestimmt.

Die Gnade, die mir durch den zukünftigen Herrscher meines Vaterlandes zu Theil ward, verpflichtete mich zur genauen Erfüllung seiner Erwartung. Ich fand mich vor seiner Ankunft mit dem dänischen Gesandten und dem Baron v. Lowenörn, so wie dem Obermundschenk von Arnim, der den Auftrag hatte, ihn zu empfangen, im Hotel de Russie ein; er ward von meinem alten Freunde v. Rumohr als seinem Kammerhern und von dem allgemein verehrten Etatsrath Adler begleitet.

Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, die Aufmerksamkeit zu bewundern, mit welcher die hohen Herren unserer Zeit ganze Tage hindurch, ohne zu ermüden, die verschiedenartigsten Gegenstände betrachten, klar aufzufassen und zu behalten vermögen. Ich begleitete das hohe Paar allenthalben. Ich sah niemals den Kronprinzen ermüden, und die kenntnißreiche

Aufmerksamkeit, mit welcher er allenthalben die Gegenstände betrachtete, erhöhte die Freude, mit welcher die Directoren die wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze vorzeigten. Zu einem Mittagsmahle wurde eine bedeutende Anzahl hiesiger Gelehrten eingeladen, und die Unbefangenheit der Unterhaltung, so wie der lehrreiche Inhalt derselben und die Freimüthigkeit der Aeußerungen, die nicht gehemmt, sondern hervorgerufen ward, konnte den preußischen Gelehrten nicht auffallen, denn sie war ganz so, wie sie bei der Tafel unseres Kronprinzen herrschte. Die Tage, die ich mit dem bestimmten zukünftigen Herrscher meines Vaterlandes zubrachte, sind mir unvergeßlich, und um so mehr, als sie die Vorboten einer noch größeren und so unerwarteten wie überraschenden Gnadenbezeigung waren, die mir später zu Theil ward.

Im Jahre 1840 traten Ereignisse ein, die tief in mein Leben eingriffen und meinem ganzen Schicksal eine andere Wendung gaben. Den 27. April des genannten Jahres erhielt ich ein Schreiben, welches mich in hohem Grade überraschte. Das Jahr 1839

schloß für mich auf eine traurige Weise. Der König von Dänemark starb am Schlusse desselben. Eine dänische Zeitung, die ich lese, unterhält besser als eine unvollständige Correspondenz meine Verbindung mit meinem Vaterlande; so erfuhr ich die bedenkliche Krankheit des Königs, und folgte mit ängstlicher Theilnahme der immer steigenden Gefahr. Vor mir schwebte die ganze Zeit seiner schicksalsschwangern Regierung: wie seine frühe Kindheit von einer unheilsvollen Katastrophe begrüßt war; wie er das Regiment im Namen eines unglücklichen Vaters unter zweifelhaften Verhältnissen übernehmen mußte; wie das Glück ihm und seinem Lande während einer langen Reihe von Jahren täuschend lächelte, um beide dem schwärzesten Schicksale preiszugeben. Ich war zwar in dieser traurigen Zeit äußerlich von meinem Vaterlande getrennt, innerlich nie. Die Sprache, schöne Erinnerungen meiner Kindheit, Verwandtschaft und Freundschaft, so wie die nie schwindende Anhänglichkeit an das Volk, in dessen Mitte ich geboren war, verknüpften mich mit dem Norden. Die Treue, die mich an die Geschichte meines Vaterlandes band, gestaltete sich als Treue gegen den Regenten, und ein unglückliches Mißver-

ständniß, welches mich tief schmerzte, bewies zugleich, wie ganz diese Treue zu meiner Natur gehörte, ja mir in der That ein inneres Lebensbedürfniß geworden war. Als ich nun erfuhr, daß der König, wie kaum zu bezweifeln war, dem Tode entgegenging, war es mir, als rührte sich mein ganzes Dasein im Innersten, als erhöben sich alle Erinnerungen meiner Vergangenheit in ihrer dunkelsten Tiefe; und die Nachricht von seinem Tode traf mich in der Fremde wie das ganze Land mit einem vollen Schmerze vieler vergangener Jahre.

Sein Nachfolger und die Königin hatten mir noch vor kurzer Zeit eine Gunst und Gnade bewiesen, die mich in der Erinnerung beglückt. Nun erhielt ich am 27. April durch die Gesandtschaft ein Königliches Handschreiben, durch welches ich im höchsten Grade überrascht wurde. Ich hatte es für meine Pflicht gehalten, Seiner Majestät einen Glückwunsch zuzustellen, und es gewagt, einige Ansichten über die gegenwärtige Lage und Stimmung des Landes zu äußern. Durch das Königliche Handschreiben erhielt ich nun zugleich mit meiner Familie eine huldreichste Einladung vom Könige und der Königin nach Kopenhagen, um

als Gast der Majestäten, der Krönung, die als religiöse Weihe nach der Dänischen Landessitte stattfindet, beizuwohnen. Eine so ungewöhnliche Auszeichnung, einem Gelehrten vergönnt, erregte, als sie bekannt ward, ein allgemeines Aufsehen. Sie ward in den Zeitungen besprochen, und ich gestehe, daß ich mein ganzes bürgerliches Dasein durch eine solche Huld gehoben sah. Ist es doch, als würde der Greis von frischem Lebensmuthe durchströmt, wenn er von den fortrauschenden Wellen der Geschichte emporgehalten und fortgetragen wird.

Während ich in der Erwartung lebte, ein geschichtliches Ereigniß in der Nähe zu betrachten, welches, wie ich voraussetzte, sowohl durch Glanz, wie durch Eigenthümlichkeit sich auszeichnen würde, und geeignet war, mein höheres Alter zu erfrischen, näherte sich ein anderes wahrhaft erschütterndes Ereigniß; es setzte die ganze Stadt in unruhige, immer steigende, schmerzhafte Bewegung. Der siebzigjährige König, hieß es erst im Stillen, dann immer lauter, wäre gefährlich krank; die Besorgniß stieg, und man sah, wie sie immer mehr und mehr alle Einwohner der Stadt durchdrang. Bald war es, als verschlinge diese Sorge eine jede

andere, von einem Augenblicke zum andern erkundigte man sich nach dem Befinden des Königs. Von dem frühen Morgen an bis zum späten Abend umgaben die trauernden Einwohner den königlichen Palast; aber wo man sich auch aufhielt, in der tiefsten Einsamkeit, in stillen menschenleeren Gegenden, war es, als ruhe eine tiefe Schwüle über der ganzen Stadt, als laste der Schmerz Aller zentnerschwer auf einem Jeden. Die Gefahr stieg täglich, man erwartete den plötzlich entscheidenden Augenblick.

Der Kaiser von Rußland war angekommen, die verschiedenen entfernten Glieder der Königlichen Familie waren da. Still bewegten sie sich in den Räumen, welche das Kabinet des sterbenden Königs umgaben. Von seinem Sterbelager aus gelangten von Minute zu Minute Nachrichten zu dem unten traurig versammelten Volke, ein Jeder sah sich an das Sterbelager versetzt, und man hörte kaum andere Töne, als diejenigen, die ausgepreßt wurden von der Liebe zu einer Familie, deren Glieder als Muster häuslicher Tugenden dem ganzen Lande vorleuchten. Alle häusliche Ordnung schien aufgehoben; der geringste Mann hatte das Recht erhalten, den Höchstgestellten

unbefangen anzureden, denn derselbe Schmerz stellte Alle gleich.

Es war das dritte Mal, daß ich mich mit mächtiger Wirklichkeit von dem starken Geiste der erwachenden Nationalität ergriffen fühlte. Zum ersten Male, da ich noch kaum heimisch geworden im Lande, und dieses, wie es schien, rettungslos dem verhaßten Sieger preisgegeben sah; als die Feinde fechtend in die Stadt eindrangen, die ich bewohnte. Zum zweiten Mal, als in Breslau die Jugend des Landes sich zusammendrängte und der niedergedrückte Geist des Volkes erwachte. Jetzt zum dritten Male, als dasselbe tiefe Gefühl, welches Alle in Bewegung setzte, mich mit einem jeden verschmolz. In Halle durch eine Erbitterung, die in hohem Zorn sich in sich zusammenfaßte; in Breslau durch eine Kraft, die schon die Zuversicht des Sieges enthielt; und jetzt durch eine Trauer, die eine große unterliegende, aber auch triumphirende Vergangenheit, wie alles irdisch Große und Bedeutungsvolle, mit tiefer Wehmuth begrub.

Der König starb. Ich hatte den letzten Tag im Stillen zugebracht. Es war nicht bloß ein äußeres sondern auch ein inneres Ereigniß. Es war der erste

Pfingsttag; am Nachmittage mußte ich das Haus verlassen; mir kamen die Straßen wie verändert vor; ein Jeder ging still, stumm, wie in sich versunken; die Glocken läuteten. Auf dem großen Platze, den ich quer durchschritt, erblickte ich einzelne Truppenabtheilungen, die waffenlos, langsam, still und feierlich sich fortbewegten. Der Platz war fast leer, und Einzelne, die sich blicken ließen, schlichen sachte fort. Es war, als hätte der Tod, der den König abrief, Alle getroffen.

Wem so die Bedeutung eines geliebten Königlichen Daseins entgegentrat, der darf sagen, er habe den Moment erlebt, wo es sich am tiefsten aufschließt. Wer hat nicht die verschiedensten Urtheile über unsern verstorbenen König gefällt? Es war ja die Zeit, als es für tüchtig und muthvoll galt, sich leicht hin über die Königliche Person zu äußern. Aber durch den Unmuth, der sich in den unglücklichen Momenten Luft machte, ward selbst unwillig ein tieferes Gefühl der Zuneigung wach, und wie die große geschichtliche That reif ward, als das Volk in der Persönlichkeit des Königs seinen belebenden Mittelpunkt erkannte, so trat er jetzt als das Lebensprincip des Volkes hervor, da ein Jeder sich von seinem Tode getroffen fühlte.

Die geschichtliche Bedeutung unseres verstorbenen Königs wird nie richtig begriffen, wenn man nicht das Familienleben desselben zum Staatsleben erweitert; letzteres aber zum Familienleben zusammengedrängt zu fassen vermag. Es ist bekannt, welche nicht bloß königliche, sondern ächt hausväterliche Gewalt er über seine Umgebung ausübte; wie sein stilles, wohl auch verschlossenes Wesen ernsthaft religiös und von tiefer Milde durchdrungen war. Ich blieb ihm leider fern; nur ein kurzer, freilich bedeutungsvoller und wichtiger Augenblick versetzte mich in seine unmittelbare Nähe. Wer aber das Glück hatte von ihm angezogen zu werden, sein Vertrauen zu besitzen, der ward von ihm nicht bloß äußerlich beherrscht, eine stille Gewalt zog ihn auch innerlich an, und wenige Könige wurden von ihrer Umgebung so tief geliebt. Er war geboren, eine unruhig bewegte, leidenschaftliche Zeit zu beruhigen, und nie hat der Hausfriede, hervorgerufen durch einen stillen, ernsten, stumm gebietenden Hausvater, eine so große europäische Bedeutung erhalten, wie durch ihn. Alle fremde Völker ehrten seine reine Gesinnung, seine strenge, parteilose Gerechtigkeit. Und die Stellung, die Preußen unter den Staaten Europa's einnahm,

ward, wenn gleich nie auf eine auffallende Weise, durch seine Persönlichkeit bestimmt. Wieviel dieses ruhige Königliche Dasein dazu beitrug, heftige nationale Gegensätze, wenn sie sich gegen einander erhoben, zu ebnen, die Bewegungen, die mit der Juli-Revolution selbst in Deutschland hier und da hervortraten, zu beruhigen, wird der unbefangene Geschichtsforscher einer späteren Zeit anzuerkennen wissen.

Der König starb den 7. Juni, und wenige Tage später mußte ich mit meiner Familie Berlin verlassen, um in meinem Vaterlande der Krönung eines Herrschers beizuwohnen, der mich durch seine Gunst auszeichnete.

Aber auch in Preußen stand mir eine Zukunft bevor, die mir als ein heiterer Schluß eines mannigfach durchkämpften Lebens erschien. Nicht bloß äußerlich war mir der König, den das Land jetzt erhalten hatte, nahe getreten; sein Dasein schien mir eine neue Stufe innerer Entwickelung hervorzurufen.

Mein ganzes Leben wird den genetischen Charakter nie verlieren. Ich bin nicht geboren, das Räthsel

des Daseins als ein Fertiges zusammenzufassen, und wäre der Tod nicht eine neue Entwickelungsstufe, so stürbe kein Mensch unfertiger als ich. So hatte von der Zeit an, als ich meinem Königlichen Gönner nahe trat, eine neue Zukunft sich für mich eröffnet; ich suchte sie zu fassen, während Andere, was ihnen so geboten ward, als Gegegenwart festzuhalten und zu genießen strebten.

Reise nach Dänemark und Norwegen.

Wir reisten nun über Stettin mit einem Dampfschiffe nach Kopenhagen, und trafen auf diesem den Rittmeister von Blücher, der, von dem Könige von Dänemark an den Hof in Berlin geschickt, mir zugleich das Ritterkreuz des Danebrog-Ordens überbracht hatte.

Das Dampfschiff (Dronning-Maria) war so schlecht, daß es gegen einen zwar raschen, aber keineswegs bedeutenden Wind nichts ausrichten konnte. Es blieb drei Tage unter Stubbenkammer liegen, und hätte

der Wind nicht nachgelassen, so wären wir vielleicht alle erst nach der Krönung nach Kopenhagen gekommen. Desto überraschender war der letzte Theil der Fahrt. Der Wind, der uns früher entgegen war, hatte sich geändert; des Morgens bei Sonnenaufgange reisten wir, von diesem unterstützt, weiter, das Wetter war heiter, und wir hatten eine Fahrt, die für mich höchst interessant war. Sieben und dreißig Jahre waren verschwunden, seit ich einen Sommer mit der Untersuchung der Kreideformation, welche die schwedischen, dänischen und deutschen Küsten der Ostsee uns bieten, zugebracht hatte. Zwar hatte diese Untersuchung bei der großen Umänderung, welche die Geologie in der langen Reihe von Jahren erlitten, fast allen Werth verloren. Aber mir schwebte doch die Gestaltung der Gebirgsmassen, unter welchen ich mich damals herumtrieb, lebhaft vor, und jetzt flogen diese Massen mit zauberhafter Schnelle bei mir vorüber. Noch hatten wir Stubbenkammer vor uns, als wir Arkona entdeckten; eine halbe Stunde war kaum verflossen, als wir auch die dänischen Kreidefelsen auf der Insel Mön sahen und uns diesen immer mehr und mehr näherten. Dieser Felsen, das Gegen-

stück von dem auf Rügen, war kaum aus dem Horizonte verschwunden, als wir Stevensklint erblickten und nun auch hier vorbeifuhren. Kurz nach Mittag sahen wir die Thürme der dänischen Residenz über dem Wasser schweben. Die Werke, die von dieser Seite Kopenhagen beschützen, gewähren einen imposanten Anblick. Im hellen Sonnenschein, auf mäßig bewegten Wellen, schnitt das Schiff ruhig zwischen einer großen Menge Segler von allen Größen hindurch und die Residenz, die hinter den Marine-Festungswerken immer deutlicher hervortauchte, stellte sich still, ruhig und majestätisch dar. Mir war diese kurze zauberhaft schnelle Fahrt wie ein Traum, der in die Mitte der Wirklichkeit hineintrat und eine lange Reihe von verhängnißvollen Jahren wunderbar abschloß, so wie die königliche Einladung auf eine schöne Weise mein höheres Alter an die Kindheit anschloß, während in dem Lande, dem ich mein Leben und Streben gewidmet hatte, mir eine heitere Zukunft entgegenlächelte.

Indem wir uns der Stadt näherten, fielen in der Ferne einige Kanonenschüsse und meine Stimmung war so feierlich, daß ich den Gedanken nicht unterdrücken konnte, in einem bedeutenden Momente die

Stadt meiner Jugend zu betreten. Mein ganzes vergangenes Leben stellte sich mir wie ein heiterer Traum vor die Seele, und es gab Augenblicke, wo ich glaubte, ein nahe bevorstehendes Sterben schmerzenlos und angenehm als ein Aufwachen aus diesem seltsamen Traume erwarten zu können.

Das Eintreten in die Hauptstadt, wenn man das Schiff verläßt, ist nicht angenehm. Auf der Zollbude fällt dann eine Masse von Matrosen über den Reisenden her. Die Visitationen mit allen ihren Quälereien stehen einem bevor; in der fremden Umgebung weiß man sich nicht zu orientiren, und der Gegensatz dieser quälenden Stellung gegen die feierliche und großartige Empfindung, die mich durchdrang, war freilich im höchsten Grade drückend. Aber dieser Moment dauerte nicht lange. Herr von Blücher brachte es dahin, daß unsere Sachen nicht visitirt wurden; wir setzten uns in einen Wagen, und befanden uns schnell in einem ansehnlichen Hotel, in welchem uns als Gäste des Königs eine schöne Wohnung angewiesen ward.

Noch an demselben Tage ward mir eine Audienz bei dem Könige zu Theil, und der Augenblick, der auf eine solche Weise ein langes Dasein verklärte und hob,

wird mir unvergeßlich bleiben. Auch die Königin empfing mich mit gnädigem Wohlwollen, und jetzt fing eine Zeit an, so reich an wechselnden Ereignissen, die sich drängten und durchkreuzten, daß es mir fast unmöglich ist, den reichen Wechsel festzuhalten. Der Bischof Mynster, mein alter Freund, war der Erste, den ich begrüßte. Dann meinen lieben Vetter Etatsrath Bang, der jetzt wieder, wie bei meinem früheren Besuche in Kopenhagen, Rector der Universität war.

Wenn die ungewöhnliche Aufregung einer ganzen Stadt, das Leben am Hofe, durch die Gunst des Königlichen Paares verherrlicht, der tägliche Wechsel festlicher Mahlzeiten, welche die Gebrüder Oersted, Mynster, Bang, durch ihre Stellung zu geben aufgefordert wurden, uns durch die vielen Beziehungen meines Lebens, die sie berührten, wichtig wurden und bedeutungsvoller als gewöhnliche große Gesellschaften, so erschienen uns doch in der Mitte einer solchen bewegten Umgebung die engeren Familienkreise bei Mynster und Bang wie bei Oehlenschläger höchst anmuthig, und es war mir als hätten dadurch meine Frau und Tochter eine Heimat in Dänemark gefunden.

Verwandte und Freunde umgaben mich. Ich

tauchte unter in eine Menge alter mannigfaltiger Erinnerungen, von welchen eine jede in ruhiger Ordnung folgend, mich tief ergriffen und innerlich beschäftigt haben würde. Alle flogen nun in schneller Eile vorüber, eine durch die andere verdrängt. Dazwischen leuchteten zwei Abende, die uns in der Gesellschaft des hohen Königl. Paares zuzubringen vergönnt waren.

Auf eine höchst merkwürdige, mit meinem früheren Leben in einem wunderbaren Zusammenhange stehende Weise, traten Persönlichkeiten hervor, die, meine Stellung dem Hofe gegenüber, mit den alten freundschaftlichen in Verbindung brachten. Rumohr erschien hier wie in Preußen, von beiden Königen seiner künstlerischen Bildung wegen geehrt. Graf Baudissin aus Dresden erschien am Hofe, nach langer Abwesenheit aus dem Vaterlande; Siveking, als Abgesandter der Stadt Hamburg. Vor Allen aber nenne ich den Geheimen Cabinetsrath Adler, der das volle Vertrauen seines Königs besaß, der mit seiner Familie uns auf seinem schönen Landsitze mit einer Güte und Freundlichkeit aufnahm, die uns unvergeßlich bleiben, und ausgezeichnet heitere Momente unseres an Glück

und Freude so überreichen Aufenthaltes dort bil-
deten.

In Dänemark hat sich der alte Akt der religiösen Einweihung des Königs und der Königin noch unverändert erhalten. Das Land war in unruhiger Bewegung, ungeduldige Parteien hatten auf den Moment des Absterbens des alten Königs gewartet, um sich zu erheben, und traten schon seit längerer Zeit roh, ungestüm und mit wenig politischem Geschicke hervor. Das Königliche Paar, berufen, den Gang ruhiger, besonnener geschichtlicher Entwickelung, der krampfhaften Bewegung gegenüber, zu erhalten, erkannte die Schwierigkeit der Stellung. Wohlmeinender, redlicher gesinnt, die verworrenen Verhältnisse besonnener überschauend, von der Lage derselben genauer unterrichtet, war im ganzen Lande keiner, als der König. Leider wurde dieses nicht allgemein, wie es sollte, anerkannt, doch schien, wenigstens in der Umgebung, in welcher ich lebte, der feierliche Akt, der immer näher trat, die ganze Gewalt wahrhaft geschichtlicher Erinnerung, der unruhigen, unreifpolitisch revolutionären Gesinnung gegenüber, hervorzurufen.

Ich muß, bevor ich die Feierlichkeit der Krönung ausführlicher berühre, von einer früheren reden, die eben in diesen Tagen in Kopenhagen stattfand. Das Jubeljahr der Buchdruckerkunst, wie an vielen Orten in Deutschland früher und später, wurde eben in dem noch neuen Universitätssaale gefeiert. Als ich unter meine Kopenhagner Collegen trat, entdeckte ich einen Mann, der sich durch seine imponirende Gestalt unter Allen auszeichnete; sein plastischer Kopf, die grauen Locken, die in reicher Fülle herunterfielen, eine ruhige Größe, die ihn hervorhob, fesselten meine Aufmerksamkeit, und ich hatte ihn schon eine zeitlang angestaunt, als ich meinen alten Freund Thorwaldsen erkannte, den ich seit siebzehn Jahren, als er mich in Breslau besuchte, nicht gesehen hatte. Er war schon ein paar Jahre in Kopenhagen gewesen, wo er mit einer nationalen Begeisterung empfangen wurde, die nie auf ähnliche Weise statt fand. Kein König kann mit größerem Enthusiasmus empfangen werden. Bei seiner Ankunft war die Flotte, die Bürgerschaft in Bewegung, das ganze aufgeregte Volk begleitete ihn; er ward begrüßt, als wäre er ein Mann aus einem höheren Geschlechte, und noch immer, wo er erschien,

äußerte sich die entschiedene nationale Verehrung. Ich gestehe es, mir ward mein mütterliches Land durch die ausdauernde Begeisterung einer so edlen Art noch theurer. Von jetzt an brachte ich alle Tage mit ihm zu.

Vier Meilen von Kopenhagen ist eine Gegend, die zu den fruchtbarsten und heitersten der ganzen wahrhaft idyllischen Insel gehört. Seeland bildet in ganz Europa die höchste Blüte der Buchenvegetation.

Waldungen so großartig und gewaltig wie hier sah ich nie. Ein kleines, sehr heiteres und freundliches Städtchen von fruchtbaren Aeckern umschlossen, ist von einer herrlichen Waldung umgeben. Dicht neben dem Städtchen, in der Mitte eines kleinen Sees liegt eins der merkwürdigsten alten Schlösser des nördlichen Europas. Es ward von Christian dem Vierten in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erbaut, und ist ein schönes Denkmal, welches dieser König hinterließ, der während einer vierzigjährigen Regierung eine wahrhaft großartige Persönlichkeit entwickelte. Obgleich die Zeit seiner Herrschaft die ungünstigste war, denn ein

übermüthiger Adel konnte seine freie Thätigkeit auf jede Weise nach innen hemmen, so wie die damaligen politischen Verhältnisse der Staaten unter einander ein falsches Licht auf seine Thätigkeit nach außen warfen. Es war ihm ungünstig, daß Gustav der Dritte neben ihm glänzte, der ihn in Schatten stellte. Gustav, der mit ihm in beständiger Feindschaft lebte, schätzte ihn hoch. „Unter allen Fürsten in Europa, sagte er, lebte ich mit keinem lieber in achtungsvoller Freundschaft, wenn er nicht leider mein Nachbar wäre." Er hat Kopenhagen mit einigen merkwürdigen Gebäuden geziert. Ein kleines befestigtes Schloß innerhalb der Wälle der Stadt trägt das Gepräge der freien Ritterlichkeit der Zeit; es giebt vielleicht kein treueres Bild bürgerlich-städtischer Gewerblichkeit des sechszehnten Jahrhunderts, als die von ihm gebaute Börse; aber vor Allem wandte er seinen ganzen Eifer auf den Bau des Schlosses Friedrichsborg. Er rief aus der Fremde die geschicktesten Baumeister herbei; der in allen Richtungen sehr thätige König brachte jahrelang jede Erholungsstunde mit diesem Baue zu, und wenn ich die drei, dem Geiste nach verwandten Gebäude, die mir von meiner Kindheit an so genau bekannt sind, mit

einander vergleiche, so kann ich nicht daran zweifeln, daß sein künstlerisches Genie sich in dem Friedrichsburger abprägt, daß er auf die Gestaltung des Schlosses einen positiven nicht bloß leitenden Einfluß ausgeübt hat.

Man erlaube mir eine Anekdote aus dem Leben dieses Königs zu erzählen, wie sie mir in der Erinnerung aus meiner Jugend vorschwebt. Ich bedaure in diesem Augenblick nicht Mallings Schrift: „Große und gute Handlungen der Dänen, Norweger u. s. w.", der dänischen Jugend so wohl bekannt, bei der Hand zu haben; ich würde sonst die genaueren Verhältnisse und die Namen der in der Geschichte spielenden Personen angeben können. Merkwürdig ist immer diese Anekdote schon deswegen, weil sie den wenigen Salomonischen Urtheilssprüchen, die als gnomische Massen in weit auseinander liegenden Jahrhunderten glänzen, ähnlich sieht und durchaus geschichtlich constatirt ist.

Ein sehr verdienter Mann stirbt, und hinterläßt eine Witwe mit mehreren Kindern und einem unbedeutenden Vermögen. Kurz nach dem Tode erscheint ein angesehener Mann, der mit dem Verstorbenen in

einem vertrauten Verhältnisse gelebt hat. Er producirt eine Schuldverschreibung auf eine so große Summe, daß die Tilgung der Schuld die Witwe und ihre Familie in Armuth gestürzt haben würde. Die Frau, welche die Lage ihres Mannes genau zu kennen glaubte, erschrickt, sie kann einige Zweifel nicht unterdrücken. Der Mann hatte seine Angelegenheiten in der größten Ordnung hinterlassen, und dennoch gelingt es ihr nicht, nach der sorgfältigsten Untersuchung irgend eine Notiz, die auf solche Schuld deutete, zu entdecken. Die Sache wird ihr immer zweifelhafter, und Freunde rathen, sie gerichtlich zu machen. Sie erregt großes Aufsehen und allgemeine Theilnahme. Sie geht durch alle Instanzen, aber alle müssen sich zum Vortheile des Gläubigers aussprechen. Die Unterschrift des Verstorbenen, durch seine vielen und wichtigen Geschäfte den Behörden so bekannt, ist unläugbar; Alles in der größten Ordnung. Die letzte Instanz hat die mühsamste, sorgfältigste Untersuchung abgeschlossen. Das Urtheil droht die unglückliche Witwe des verdienten Mannes in bittere Nahrungssorgen zu stürzen. Mit einer Verzweiflung, die den Richtern zur Ehre gereicht, wenden sich diese,

bevor sie das Urtheil publiciren, an den König, ob dieser vielleicht scharfsinniger wäre, irgend eine Unrichtikeit zu entdecken. Das Vertrauen zu seinem durchdringenden Scharfsinne, herrschte fast abergläubisch im ganzen Lande. Die Sache wird ihm vorgelegt, die Richter entfernen sich. Die Nacht bricht an, der König will schlafen, aber er kann nicht; unruhig erwägt er immer von neuem die räthselhafte Sache. Das Unglück der Witwe eines Mannes, den er hochgeschätzt, ja geliebt hatte, setzte ihn in heftige Bewegung; plötzlich springt er auf, läßt Licht bringen, die Schuldverschreibung liegt vor ihm, er betrachtet sie mit der größten Aufmerksamkeit von allen Seiten, hält sie gegen das Licht, klingelt heftig und schreitet schnell durch den Saal. „Ruft mir, sagte er, die Richter." Sie werden aus den Betten herbeigeholt und erscheinen in der höchsten Spannung vor dem Könige. „Die Witwe ist gerettet", ruft er, heiter und glücklich. „Seht hier, dieses Wasserzeichen; die Papiermühle ist jünger als das Datum der Schuldverschreibung!"

Es ist nicht allein die rein menschliche Theilnahme, die uns, wenn wir diese Anekdote hören, hinreißt,

nicht allein der Scharfsinn, der dem Könige auf die Spur half, es ist der von den inneren Verhältnissen seines Landes so wohl unterrichtete König selbst, der unsere Bewunderung erregt. Noch war ich von der Geschichte meines Vaterlandes nur fragmentarisch unterrichtet, als mir dieses Ereigniß bekannt ward, aber zum ersten Male ward es mir klar, was ein König sei, oder sein konnte, sein sollte. Sein Leben, seine Sorge, seine Herrlichkeit schwebten mir vor, wie in einem zusammengedrängten Bilde, und ich begriff, was es bedeute, sich einem solchen Herrn unbedingt hinzugeben, für ihn zu leben und zu sterben.

Christian der Vierte ward der Held meiner Jugend. Sein häusliches Leben — er hatte schöne persönliche Eigenschaften und Fehler mit Heinrich dem Vierten gemein — seine Heldenthaten, seine Regierung, mancherlei kleine Züge, die ihn verherrlichen, beschäftigten mich fortdauernd, und es machte mich in der That unglücklich, als ich erfuhr, wie unvortheilhaft der von mir so bewunderte und in seinem Lande so verehrte König in der allgemeinen europäischen Geschichte in einer nur zu furchtbaren Zeit erschien.

Indem ich durch die unerwartete Gnade des Königs

meines Vaterlandes berufen ward, Zeuge seiner Krönung zu sein, und am frühen Morgen in das große, stolze, zwar hier und da verfallene, aber dennoch, verglichen mit andern Schlössern von ähnlichem Alter, im Ganzen wohlerhaltene Schloß eintrat, wie es jetzt, von dem frohen Menschengewühle umgeben, unter dem klaren Himmel und in der heitern Natur, durch eine prachtvolle majestätische Festlichkeit gehoben, vor mir lag, war es mir, als würde ich, jugendlich frisch, von dem tüchtigen, mächtig geschichtlichen Geiste früherer Jahre umschwebt und getragen. Und in der That, die Feier des Tages trug das Gepräge der alten herrlichen Zeit, als die Unterthanen ihren König, die Diener ihren Herrn, die Schüler ihren Lehrer noch verehrten, ihm vertrauten, und sich dadurch glücklich fühlten. Wie Wenige bedenken, von welcher Naturnothwendigkeit einer schweren drückenden Vergangenheit, die nicht abgeworfen werden darf, im steten Kampfe mit einer ungeduldigen muthwilligen Gegenwart, alle Herrscher unserer Tage umsponnen sind. Mir schwebte die verhängnißvolle Zeit, die Fürsten und Völker in einem unvermeidlichen Kampf verflochten hatte, drohend vor der Seele. Inmitten der Pracht

und Herrlichkeit, der heitern Lust und der fröhlichsten Umgebung hörte ich die lauten Töne eines unglücklichen, schreienden Mißverständnisses, welches vergebens nach Verständniß rief und es nicht zu finden vermochte. Doch ich will versuchen, die Schatten zu verdrängen, ich will mir bei der kurzen Darstellung des äußeren Glanzpunktes, in welchen ich mich damals versetzt fand, alle die dunkeln Ahnungen, die mir zuflüsterten, zurückdrängen und mich dem heitern Momente unbefangen hingeben.

Die ganze kleine Stadt war mit den zur Krönung Eingeladenen angefüllt, und eine fröhliche Menge solcher, die, ohne eingeladen zu sein, Zeugen der großen Feierlichkeit sein wollten, lagerten in großen und kleinen Gruppen getheilt, theils unter leicht aufgeschlagenen Zelten, theils bei dem schönen Wetter unter freiem Himmel; Wagen und Pferde in großer Menge waren hier und da zerstreut. Als wir am Eingange der Stadt unsere Einladungskarte vorgezeigt hatten, wurden wir durch das dichte Gewimmel des Städtchens nach dem entgegengesetzten Ende zu dem Besitzer einer Wassermühle geleitet. Die Frau dieses Mannes war eine Deutsche, eine Bekannte meines Freundes, des

Hofpredigers Strauß, und wir wurden auf eine höchst freundliche und uns unvergeßliche Weise empfangen.

Am Morgen früh drängte ich mich bei dem schönsten Wetter mit der fröhlichen Menge durch die stolzen imponirenden Eingänge nach dem innersten Schloßhofe und links in die wahrhaft prächtige Schloßkirche hinein. Sie glänzte nach alter Sitte durch Vergoldung und war zwar mit Verzierungen überladen, gewährte aber einen durchaus heitern und vornehmen Anblick.

Alle Höfe des großen Schlosses waren mit Menschen angefüllt; in der kleinen Kirche konnten aber nur diejenigen zugelassen werden, die eingeladen waren, und die Kirche war zwar angefüllt, doch so, daß kein Gedränge entstand. Meine Familie fand einen Platz in einer Loge; ich in einer freien, nach dem Hauptgange offenen Halle unter den Stände-Deputirten, die damals in Roeskilde versammelt waren. Die treu durchgeführte alte Pracht versetzte einen Jeden ganz in eine alte Zeit der Treue und Hingebung, nichts erinnerte an die neue. Der Zug eröffnete sich. Man fordere nicht eine genaue Darstellung der Ceremonien. Selbst wenn ich alle That-

sachen vor mir liegen hätte, würde ich mich kaum fähig fühlen, eine solche wieder zu geben, wohl aber den allgemeinen Eindruck.

Mir gegenüber sah ich die Reihe der Ritter der beiden höchsten Orden in ihrem alten spanischen Kostüm mit den großen goldenen Ketten; unter diesen wenigstens einige Bekannte. Auf der Seite, wo ich mich befand, standen die prachtvoll gekleideten Damen, so daß wir uns mit den nächsten unterhalten konnten. Drei Bischöfe im prächtigen Ornate fungirten am Altare. Mynster, so ausgezeichnet durch seine einfache und klare Beredtsamkeit, hob den bedeutenden Moment durch eine treffliche Rede. Der König erschien und ward feierlich gesalbt; das alte Chrisam aus geheimnißvoller Zusammensetzung ward zur heiligen Weihe angewandt; in der Mitte stand der alte Bischof von Seeland, der Erste des Landes, mein vertrauter Freund von den Knabenjahren an; rechts und links Calissen, der Generalsuperintendent von Schleswig, und Ollegaard, Bischof von Viborg, beide meine Jugendfreunde. So durch eine königliche Einladung in die Mitte einer solchen Pracht versetzt, durch Knaben- und Jugend-

Erinnerungen an eine glückliche, verschwundene Zeit geknüpft, glaubte ich mich von einem wunderlichen Traume umfangen, als ich, den mir so wohlwollend geneigten König, geschmückt mit der königlichen Tracht früherer Jahrhunderte, kniend, und meinen ältesten Jugendfreund in einen ehrwürdigen hohen Geistlichen verwandelt sah. Als der König gesalbt war, ertönte die ernste Musik, der Herrscher setzte sich selbst die Krone wieder auf, ergriff mit der einen Hand den Reichsapfel, mit der andern das Scepter und schritt langsam und würdig durch den Hauptgang der Kirche nach dem entgegengesetzten Ende derselben, wo der Thron errichtet war. Durch die lange Schleppe des königlichen Mantels war er von den Begleitern getrennt. Die hohen Ritter des Elephanten- und Danebrog-Ordens in ihrer prächtigen spanischen Tracht, mit den schweren goldnen Ketten, stellten sich, so wie sie ankamen, zuerst, dann mehrere hohe Beamte, der Halle gegenüber, in welcher ich mich befand, in einer Reihe auf; unter diesen erschien ein Held, welcher ganz der alten Zeit des herrschenden Kostüms angehörte und mich in längst entschwundene Epochen mächtiger Thaten versetzte.

Es war eine große, ernste, imponirende Gestalt, der Prinz Ludwig von Hessen-Philippsthal, welcher als der kühne Vertheidiger von Gaëta von einer Bombe verwundet genöthigt ward, die Festung zu übergeben.

Die Feierlichkeit dauerte mehrere Stunden; ich, der ich in meinem Alter das Stehen nie lange aushalten kann, und in der That im Begriff war hinzusinken, als es mir noch gelang, mich im Hintergrunde, und von der Menge verborgen, einige Minuten auszuruhen, sah mit Erstaunen den einst in ganz Europa bewunderten Helden, dem das Bein über dem Knie abgenommen war, stolz und aufrecht die lange Zeit hindurch seinen Stand behaupten. Zwar hörte ich später, daß diese Anstrengung ihm durch den Druck des künstlichen Beines gefährliche Zufälle zugezogen, obgleich es sehr geschickt verfertigt war, und er sich in einer so würdigen Haltung zu behaupten wußte, daß man seine ehrenvolle Verstümmelung, und eben so die Spuren einer schmerzhaften Anstrengung gar nicht wahrnehmen konnte. Dann stand nicht weit von mir entfernt in dem festlichen Ornate, in der Reihe der Ersten des Reichs — Thorwaldsen, der sich immer unter Allen auszeichnete — und in seiner Nähe der

herrliche Oersted, die Stütze seines Vaterlandes in einer bedenklichen Zeit, der durch seinen tiefen geistigen Ausdruck Aufmerksamkeit erregte.

Als der König sich auf den Thron niedergelassen, die hohe Begleitung sich geordnet hatte, erschien die Königin, kniete, ward gesalbt auf Kopf und Brust, aber nicht wie der König auf das Handgelenk, weil sie zwar die Krone, aber keinen Scepter trägt. Nach dem beendigten Gottesdienste ging der Zug unter einem zeltartig bedeckten Gange quer über den großen Hof, der gedrängt voll Menschen war. Ich, der ich mich nie gern ins Gedränge begebe, gehörte zu den Letzten des Zuges; der König mit seiner Begleitung war schon lange in dem gegenüberliegenden Gebäude verschwunden; die Königin schritt eben hinein, als ich aus der Kirche heraustrat. Schon ehe ich diese verließ, hörte ich das Vivatrufen und den lauten Jubel der Menge, der sich noch oft wiederholte. Ich hatte etwa die Mitte des Ganges erreicht, als der König auf einem offenen Corridore erschien, der quer durch das Gebäude ging, und es war in der That, als verkörperte sich ein Gedicht aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der etwas niedrige alterthümliche,

nach dem Hofe zu offne Gang, der Regent in seinem Königsmantel mit Krone, Scepter und Reichsapfel, versetzten uns in die Zeiten der durch einfältigen Glauben geheiligten Treue. Als der König sich hier zeigte, wirkte seine Erscheinung wie ein Zauber; alle Zungen waren gelöst, das Vivatrufen erscholl fast betäubend. Als sich nun aber der König gegen die jubelnde Masse verneigte und das Scepter senkte, erreichte die Täuschung, die mich in die Geschichte um Jahrhunderte zurückversetzte, den höchsten Gipfel. Das Freudengeschrei der Menge verstärkte sich, der große Schloßhof tönte von allen Seiten wieder, und mir ist dieses Bild geblieben, als bildete es den Blütenpunkt des ganzen Festes. Keiner seiner Unterthanen konnte wärmer als ich, der ich aufgehört hatte einer zu sein, dem trefflichen Könige, der die Schwierigkeit seiner Lage kannte, und mit ganzem Herzen auf das Wohl seines Volkes sann, Heil und Segen wünschen. Es war mir in diesem Augenblick, als müßte, was ich jetzt sah, was ich jetzt hörte, der Ausdruck der Gesinnung des ganzen Landes sein. Als später die schöne Königin erschien, und sich gegen das laut jubelnde Volk verneigte, war es, als ginge die Sonne des Tages auf

und die liebliche Erscheinung machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Beide Züge bewegten sich langsam und würdig, und da ich zu den Letzten gehörte, so konnte ich eine Zeit lang einen Anblick genießen, von welchem ich mich ungern trennte.

Es folgten jetzt die Ceremonien einer frühern Zeit in ihrer ganzen Strenge; wir befanden uns in einem großen Saale und konnten uns da einige Zeit erholen, denn die Eingeladenen mußten alle, ein jeder einzeln, Männer wie Frauen, erst vor dem Könige, dann vor der Königin erscheinen. Der König hatte sich in vollem Ornate in einem, die Königin in einem andern Saale auf den Thron niedergelassen. Ein jeder der Eingelassenen näherte sich erst dem Throne des Königs, dann dem der Königin, und verneigte sich tief. Der König senkte mit gnädiger Milde sein Scepter, behielt aber sein ernstes Ansehen. Die Königin lächelte mir freundlich zu, und in der That wirkte dieses schnell verschwindende Vertrauen wunderbar auf mich. Denn so mächtig war mir doch das ganze Schauspiel in seinem consequenten Zusammenhange erschienen, so stolz war das dicht zusammengefügte Gebäude, welches mit der ganzen Gewalt der Geschichte auf mich eindrang,

mir entgegengetreten, daß dieser huldreiche Blick mich plötzlich in den vertraulichen königlichen Abendzirkel versetzte, und ich, nachdem ich mich verneigt hatte, Minuten brauchte, um mich wieder zurecht zu finden. Kurz darauf erschien der König in vollem Ornate wieder, von einigen hohen Hofbeamten begleitet, und bestieg eine erhöhte, durch eine Gallerie von dem übrigen Theile des Saales getrennte, Bühne. Eine kleine gedeckte Tafel war daselbst aufgestellt, und nachdem der König sich niedergelassen hatte, und die Hofbeamten stehend ihre Plätze hinter ihm eingenommen, ward einer derselben nach der Königin beordert, die jetzt erst erschien und sich dem Könige gegenüber niederließ. Ein Hofkaplan sprach stehend das Tischgebet, und wir waren aus der Ferne Zeugen des königlichen Mahles. Jetzt war die Ceremonie geendet und die Gäste wurden in den verschiedenen Gemächern vertheilt und bewirthet. Wir waren von jetzt an uns selbst überlassen, und genossen die ausgesuchten Speisen und die trefflichen Weine. Die Feierlichkeit, der heitere Tag, der Jubel der Menge hatten alle fröhlich gestimmt, und gewiß, es zweifelte keiner an einer glücklichen Zukunft. Schon an dem Tage meiner Ankunft in Friedrichs=

borg war ich zu einer großen Mahlzeit im Rittersaale des Schlosses eingeladen; aber man irrt sich in der That, wenn man glaubt, was ein falsches Gerücht auszubreiten versuchte, daß diese Mahlzeiten verschwenderischer oder glanzvoller gewesen wären, als der Anstand und die Würde des Festes forderten.

Den Tag darauf hatten ich und meine Familie das Glück, einer Festlichkeit in einer schönen Gegend des Waldes, etwa eine halbe Meile vom Schlosse entfernt, beiwohnen zu dürfen. Es war hier ein weiter offener Platz; einige Anhöhen gewährten eine sehr liebliche Aussicht in eine reiche fruchtbare Gegend. Das fröhliche Volk hatte unter den Bäumen sich frei und lustig versammelt. Zelte, malerisch im Walde zerstreut, boten dem Volke Erquickungen allerlei Art dar, und man glaubte sich in ein warmes, südliches Land versetzt, in welchem ein sorgloses Volk ein frohes Dasein unbefangen genoß.

Ein Theil der königlichen Garde-Cavallerie, schöne Männer, in der hellrothen Staats-Uniform, stellten sich stattlich dar, und obgleich ich, verwöhnt durch die Gewandtheit preußischer Truppen, jederzeit einen Anstoß zu finden pflegte, wenn ich jenseit der Grenze war,

so erschienen mir diese Truppen doch so gewandt, daß ich mich nach Preußen versetzt glaubte. Der König war überaus heiter und hatte Grund zufrieden zu sein. Er wußte, daß ich den großen Krieg mitgemacht hatte, und traute mir wohl ein richtigeres Urtheil zu, als mir gebührte. Die Königin unterhielt sich huldreich mit mir und meiner Familie. Den Mittag brachte ich bei der königlichen Tafel zu, den Abend mit meiner Familie bei einem königlichen Concerte und Souper.

Mit einer rührenden Aufmerksamkeit wurden wir in unserer freundlichen Wohnung behandelt; der letzte Morgen, den wir im Hause zubrachten, wurde noch benutzt, um uns Beweise der nordischen Gastfreundschaft zu geben. Wirth und Wirthin zeichneten sich durch feine Sitte und Bildung aus, und ich erinnere mich mit Vergnügen der Tage, die wir bei ihnen verlebten.

So waren nun die Tage der Freude, der Pracht, der Feierlichkeit und Königlichen Gnade, die uns in die Mitte der stolzen Herrlichkeit der Welt versetzten, schnell verschwunden. Viele Freunde waren hier zusammengedrängt, aber ein Jeder verlor sie in der

Menge, und wurde von dem Strudel des Festes so gewaltig hingerissen, daß er den Andern nicht sah, oder nur schnell vorübereilend begrüßen konnte. Der Eindruck, den das Ganze auf mich machte, war unbeschreiblich. Mir schwebten mancherlei Ereignisse vor, Glück und Unglück einzelner Menschen, stiller Familien, die durch Zufall in diesen heftigen Strudel der Ereignisse hereingerissen, das Seltsamste erlebten. Und was auf so ungewöhnliche Weise um mich wogte, wünschte ich, angeknüpft an die Schicksale einer stillen Familie, in einem großen Bilde darzustellen.

Das Bild des Festes in Walter Scott's Kenilworth hatte mir, ich gestehe es, imponirt, und ich glaubte es hier erlebt zu haben. So lebhaft sah ich mich in eine ähnliche Lage versetzt, daß ich mich von der jugendlichen Phantasie ergriffen fühlte, und der Entwurf zu einer Erzählung so klar vor mir lag, daß ich meiner Allerhöchsten Gönnerin eine solche darzureichen zu versprechen wagte. Dieses Versprechen hat mich seitdem unaufhörlich gequält. Ich habe mir zuviel zugetraut, und die wiederholten Versuche mißlangen sämmtlich.

In der Nähe von Friedrichsborg wohnt mein Vet-

ter Bang, den ich schon früher genannt habe, er lebt mit seiner Frau in einer sehr reizenden Gegend und führt ein ganz idyllisches Leben; und in seiner Nähe wohnte mein Schulfreund, der im Norden mit Recht so berühmt gewordene Schauspieler Lindgreen. Die älteste Tochter meiner in Fühnen verheiratheten Schwester lebte etwa eine Meile weiterhin mit einer großen Menge Kinder, und wir fanden uns auf einmal aus der reichsten, geschichtlich bewegtesten Gegenwart in die stillste, einfachste, früheste Vergangenheit versetzt, und dieser plötzliche Wechsel war mir höchst angenehm, ja beruhigend. Denn hinter der Lust der vorigen Tage lag ein Schatten, der mich nicht wenig ängstigte. Ein nicht ganz gewöhnliches Geschick hatte mich in Berührung gebracht mit zwei hohen Regenten, der eine hatte seit mehreren Monaten den Thron bestiegen, der zweite seit wenigen Wochen. Beide unter Verhältnissen, die demjenigen, der ihnen mit seinem ganzen Leben sich hingegeben fühlt, in tiefe Bewegung versetzen mußten. Wie darf ich leugnen, daß die Hinneigung, mit welcher sie mich beehrten, das Vertrauen, welches ich genoß, meine Verehrung gesteigert hatten, und mich mit festen Banden an die beiden Königlichen Paare knüpfte.

Doch war es nicht bloß dieses äußere Verhältniß, es war zugleich der innere Entwickelungsgang eines langen Lebens, der mich aufs innigste an die große Erscheinung knüpfte, die mir auf so mächtige geschichtliche Weise entgegentrat. Was meine Kindheit, von engen Träumen festgehalten, zu ahnen begann, das trat als ein großes, bedeutendes Weltdrama hervor; ich sollte noch einmal dasselbe erleben, und, wenn auch als einer der unbedeutenden Figuranten, in seine europäisch mächtige Mitte versetzt werden. Alles, was mich heimisch gemacht hatte in einem fremden Lande, was hinter mir lag, trat mir wieder näher, blickte mich immer ernster an, und unvermeidlich drängte sich und oft genug die Vorstellung auf, daß dieser innere Schlußpunkt meines irdischen Daseins auch seinen äußeren herbeiführen würde; eine Vorstellung, die dennoch einen seltsamen Contrast bildete zu dem frischen und fröhlichen Lebensmuthe, der mich durchdrang. Der Todesengel erschien mir als ein Freund, der mir aus der Ferne winkte, ohne die genußreiche Gegenwart zu stören.

Man erlaube mir, was sich mir hier zuerst aufdrang, von dem Standpunkte eines subjectiven Lebens

aus, wie es mich ergriff, in allgemeinen Zügen darzustellen.

Dänemark hatte Unsägliches gelitten, fast alle bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse waren seit dem unglücklichen englischen Kriege zerrüttet, das größte, sicherste Vermögen war vielen gänzlich verschwunden, der werthvollste Besitz, der seit mehr als einem Jahrhundert gewachsen war, hatte fast allen Werth verloren. Der geliebte König schien unterliegen zu müssen, so gewaltsam, so unerwartet war das Unglück hereingebrochen; so wenig war es durch irgend einen falschen Schritt der Regierung herbeigeführt, daß der unruhigste, unzufriedenste Unterthan keine andere Klage zu erheben vermochte, als diejenige, die sich über ein Unheil ergoß, welches gemeinschaftlich König und Volk ergriff. So wurden beide inniger mit einander verbunden, und Ein Geist herrschte im ganzen Lande. Noch waren, obgleich viele Jahre vergangen, die Spuren dieses Unheils nicht verschwunden: aber so wie die Zeiten ruhiger wurden, wie die, wenn auch nicht glücklichen, doch geordneten Weltverhältnisse einem Jeden erlaubten, seine Lage zum Gegenstande einer eigenen Betrachtung zu machen, regte sich unvermeid-

lich eine Unzufriedenheit, die immer lauter ward. Nichts dünkte den Gequälten recht; aber die Bande des Unglücks, die König und Land mit einander verknüpft hatten, hielten dennoch fest, und als der alte, tief geprüfte Regent — wenn auch nicht die ausschweifenden Wünsche der Unruhigen erfüllt wurden — seine Unterthanen in frei berathende Versammlungen vereinigte und ihre Wünsche zu hören beschloß, stieg diese Zuneigung, und man schien dankbar das Geschenk des Königs anzuerkennen. Aber er hatte seinem Nachfolger eine schwere Aufgabe bereitet. Eben durch dasjenige, worüber man jubelte, wodurch die Liebe zum alten König erweckt und gesteigert wurde, erhielt die allenthalben wuchernde Unzufriedenheit ein bestimmtes Ziel.

Die große Frage, die durch die Revolution der europäischen Geschichte gestellt wurde, trat jetzt erst in ihrem ganzen Umfange den Dänen entgegen. Unabweisbar war sie schon den Norwegern aufgedrängt, und nie hatten innere Volksbewegungen in Schweden geruht; den Dänen war sie freilich eben so wenig fremd, aber sie war bis in den letzten dreißig Jahren noch nicht aus den Zuständen des Landes hervorge-

wachsen. Mancherlei war zwar noch in Dänemark herrschend, was die Zeit anders forderte, aber dieses wurde geduldet, und zwar eben stillschweigend von den Klassen, die darunter litten. Die Forderungen, von außen eingedrungen, gehörten der Literatur, und man konnte sie nicht als ein immer lauter werdendes, auf vielen Punkten zugleich lebendig hervortretendes Volksbewußtsein betrachten; daher hörte man in der Literatur die Klage, wie allenthalben, wo ähnliche Verhältnisse vorherrschen, so auch hier laut werden: daß der bürgerliche Sinn, die lebendige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, die erst einem Staate lebendige Bedeutung verleihen, fehlten, und erweckt werden müßten. Man erwog hier so wenig, wie anderswo, daß ein solcher Sinn eine stille Entwickelung sei, daß er nur in Einem Lande wahrhaft geschichtlich sich ausgebildet habe, und auch da nur nach vielen trüben Erfahrungen, in England nämlich; daß die Aufregung zwar eine bestimmte Unruhe, aber keine bewußte Sicherheit erzeuge, wie die trüben Jahre der Revolution seit mehr als einem halben Jahrhundert bewiesen haben. Die Frage muß aufhören, eine solche zu sein; dann erst wird die instinktartige Zuversicht entstehen, die den

Staat nicht als ein Abstractes, vielmehr als ein Wirkliches mit allen seinen lebendigen Verhältnissen in sich trägt, und nie das letzte ordnende Maaß überschreitet; dann erst entsteht diejenige Bewegung, die, wo sie sich auch am heftigsten äußert, dennoch die organische Ordnung sinnvoll festhält. Die europäische Frage war die zwischen Fürsten und Völkern, sie muß aufhören eine Parteifrage zu sein, und das Volk ist keineswegs im echten vornehmen Sinne frei, wenn es sich, wie durch die Revolution, getrennt hat von den Fürsten und diesen feindlich gegenübersteht. Denn ein Volk ist eine lebendige Einheit des Mannigfaltigen, und lebt der Fürst nicht in und mit ihm, so ist es selber todt. Der Ausdruck dieses Todes ist die bloße geistlose Zahl, die Majorität, die Masse. Aber was aus dieser entspringt, ist nur das Schlechte, das Zerstörende, sich selbst vernichtende. Alles Edlere, Größere, Ordnende ist für sie, nicht durch sie. Meine Lehre von der äquivoken Generation hat sich mit blutigen Zügen in der Geschichte des französischen Volkes bewährt, und es hat sich gezeigt, daß die leitende Hand der Geschichte eine höhere ist, als die der abstracten menschlichen Reflexion.

Diese verhängnißvolle Frage ward nun mit aller Gewalt in Dänemark laut. Unruhig erhoben sich Gedanken, die nirgends vorbereitet waren; von außen angeregt, hier und da in theoretischer Form mitgetheilt. Und wenn andere Länder nach trüben Erfahrungen die Gedankenleere der abstracten Götzen der Zeit auch nicht eingestehen wollten, so mußten sie doch nothgedrungen bekennen, daß die Lehren der Revolution seit länger als einem halben Jahrhundert hinlänglich platt getreten sind.

Daß man eben so wenig einen Staat wie das Gras wachsen hört, daß das, was man freudig vernimmt, eine Aeußerung des Erwachsenen nicht der Entwickelungsprozeß des Wachsthumes sei, wird zwar, einmal anerkannt, eine Trivialität. Wie oft ist es in Frankreich eingesehen und zugestanden worden, daß das bedeutende Oppositionsmitglied, wenn es Minister geworden, nothgedrungen auf einen andern Standpunkt gesetzt wird. Der Minister nämlich wird von der Wirklichkeit gegebener Verhältnisse ergriffen, in diesen aber liegt die göttliche Gewalt stiller geschichtlicher Entwickelung, die auf einem jeden gegebenen Punkte eine positive, bestimmte, eigenthümliche, in sich und

in ihrer Beziehung gegen alle andere ist; und man will nicht einsehen, daß ein König, der in die wirkliche, lebendige Einheit des Staats versetzt wird, als Regent von dem Entwickelungsprozesse des ganzen Volks mehr als irgend ein Diener des Staats beherrscht werden muß. Ist diese stille Entwickelung verschwunden, wird der König von der Masse gezwungen, dann tritt die faulende Gährung, zuletzt die zerfallende Verwesung ein. Die Zahl soll den todten Haufen vereinigen, und das Volk wird souverain, d. h. es hört auf, ein Volk zu sein, weil sein inneres Lebensprincip entwichen ist. Ein Volk lebt als ein solches nur in und mit seinem Fürsten, wie dieser freilich nur in und mit seinem Volke. Der König ist König durch sein Volk, nur in sofern das Volk Volk ist durch seinen König. Eine jede Trennung verwandelt den König in einen Tyrannen, und das Volk in eine todte, immer mehr zerfallende Masse. Ist nun jene Einheit gleich der göttlichen Idee der Ausdruck göttlicher Absicht, die nie völlig verwirklicht wird, so ist dennoch nur derjenige Bürger zu nennen, in welchem sie innerlich das belebende Princip ist, welches ihn leitet, und nur dadurch das still entwickelnde des Staats. So gewiß wie das

christliche, sittliche Gewissen, mit welchem wir in Gott leben, das einzig Reale und Positive eines jeden Menschen genannt werden muß, obgleich es auf der Erde durch keinen Menschen dargestellt werden kann.

Wenn uns nun die geistlose Barbarei der abstracten Uebercultur nach fast zweihundertjähriger Ruhe ergreift, so wollen wir keinesweges diese stumpfe Ruhe eine glückliche nennen, aber wir können eben so wenig das plötzliche Erwachen, welches die Gegenstände ungeschickt ergreift, und ohne ihre Beziehung gegen einander zu erkennen, störend unter einander wirft, hochpreisen. Alles wahre Wachen ist ein besonnenes Beherrschtwerden von gegebenen äußeren Verhältnissen. Jede freie menschliche Bewegung findet nur dann statt, wenn wir diese Herrschaft gegebener Gegenstände über uns freudig und mit Hingebung anerkennen, und die Völker sind in unseren Tagen so oft thöricht mit dem Kopfe gegen die Wand gerannt, daß sie doch anfangen einzusehen, wo die Thür ist. In meinem Vaterlande scheinen sie leider noch weit von dieser Entdeckung entfernt.

Der verstorbene König von Dänemark hatte berathende Provinzialstände dem Volke geschenkt. Daß

diese Institute von seinem ordnenden Willen ausgingen, hätte man als ein Glück betrachten sollen. Kaum waren diese in Thätigkeit getreten, so lag schon das unruhige Streben nach einer Constitution im französischen Sinne im Hintergrunde. Es war nicht ein natürliches Bedürfniß, welches aus dem Volke erwuchs, vielmehr eine Consequenz der seit der Revolution mächtig gewordenen staatswissenschaftlichen Abstraction, die statt der berathschlagenden Provinzialstände, eine allgemeine, gesetzgebende Nationalversammlung forderte, statt des lebendigen, stillen Wachsthums eines Gegebenen, welches vorbereitet wird, allenthalben in den inneren verborgenen Werkstätten aller Lebensformen, und so langsam und geordnet hervorquillt, eine Revolution.

Das dunkele Mißverständniß unserer Zeit entsteht in der That daraus, daß Fürsten und Völker zwar dasselbe wollen; aber die ersten als Entwickelung, die letztern ungeduldig als eigene That. Aber Alles, was auf die letzte Weise entsteht, stirbt an seinem Schluß und trägt die Vernichtung in sich selber. Freilich soll ein König die Freiheit seines Volks wollen; aber diese gedeiht nur durch die Hingebung, durch das Vertrauen. Auch des Königs That ist eine menschliche, er hat zu

kämpfen innerlich mit sich selber als Mensch, äußerlich mit den Schwierigkeiten des Daseins als Regent; er wünscht die Wahrheit zu hören und in den beiden Ländern, deren Schicksal mit dem meinen verflochten ist, haben die Regenten bewiesen, daß sie es wünschten: aber wo sie aufhören, die Leitenden zu sein, verschwindet die organische Einheit des Staatslebens. Die Ungeduld des Volkes ist das eigentlich Hemmende der ruhigen Entwickelung, denn sie stört den Fürsten innerlich wie äußerlich, wo das Freimüthige, aber geordnete Vertrauen ihn heben und stärken, ihn über sich selbst wie über sein Volk aufklären würde.

In Dänemark hatte man keinen Grund an der Königlich liberalen Gesinnung des Fürsten zu zweifeln: aber was unter ganz andern Verhältnissen ward, was ein halbes Jahrhundert früher Frankreich, und durch dieses andere Länder aufregte, wurde von den Unerfahrenen immer lauter gefordert. Die unreife Jugend mischte einen rohen Principienstreit, wie er eben von den Hörsälen, mehr noch von der in sich verworrenen Zeit ausgebildet war, in die Berathungen hinein; ein jeder hatte sich einen König construirt, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als den wirklichen mit

dem construirten zu vergleichen. Was sie wollten, war, was von der Revolution ausging, und nirgends gelungen war — eine Constitution. Sie wollten eben das fertig machen, was wachsen soll, und nach mehr als einem halben Jahrhundert hätte man glauben sollen, daß in einem Lande, welches aus einem unsäglichen Elende sich zu heben anfing, in welchem die Finanzen sich ordneten, in welchem der Wohlstand wuchs, die Besonnenen erkennen würden, wo die retrograde Tendenz und die wahre Hemmung zu suchen sei. Eben der Wunsch des Königs, die kühne, aber einsichtsvolle Wahrheit zu hören, rief die Ungeduld hervor; man erwartete nicht den stillen Fortgang seiner That, man begleitete sie nicht mit aufmerksamer, freier aber vertrauensvoller Hingebung. Die Principien stürmten ihm gleich entgegen, und der König hoffte wohl, sie beherrschen zu können; er war sich seiner im echt Königlichen Sinne volksmäßigen Gesinnung bewußt, und darauf gründete sich seine Hoffnung. Eine wechselseitige freudige Verständigung lag so nahe; die oberflächlichste Kenntniß der Ereignisse weiß, von welcher Seite sie gestört wurde. Mir war diese Lage meines Vaterlandes wohl bekannt. Als ich nach Dä-

nemark kam, drängte sich mir die schwierige Lage meines Königlichen Gönners auf. Während die Umgebung des Königs sich der freudigsten Hoffnung hingab, war der klar sehende Regent der Einzige, der wohl erkannte, mit welcher zähen Masse er zu kämpfen hatte.

In Friedrichsborg vergaß — ich gestehe es, — auch ich die dunkle Seite der Zeit; als ich aber nach Kopenhagen zurückkam, trat sie mir drohend entgegen. Da erinnerte ich mich aller jener übermüthigen unreifen Versuche, Unzufriedenheit zu erregen, die immer lauter wurden. Ich lebte nicht mit dem Hofe; allein, so viele Jahre auch verschwunden, waren meine alten Verbindungen noch nicht zerrissen.

Dänemark besitzt einen Mann, an dessen echt freier Gesinnung keiner zweifeln konnte, einen Vermittler zwischen Volk und Fürsten, wie er in keinem andern Lande zu finden ist. In der Stadt herrschte, als ich zurückkam, eine dumpfe Stille. Meine Freunde waren besorgt, aber sie hielten, so lange Oersted die in Roeskilde versammelten Stände zu leiten vermochte, noch die Hoffnung fest. Ich kann mich nicht in eine umständliche Erörterung der damaligen Verhältnisse

einlassen, sie gehören der Geschichte des Landes an, und eine ausführliche Darstellung würde mich zu weit führen. Aber der Gegensatz zwischen den frohen heiteren Tagen in Friedrichsborg und der dumpfen Stille in Kopenhagen, bildete einen der ängstlichsten Momente meines Lebens.

Indessen traten auch hier Ereignisse hervor, die mich erheiterten. Alte Freunde, die zu den bedeutendsten Männern gehörten, umgaben mich. Selbst bei dem opponirenden Theile der Tagesschriftsteller fand ich eine Schonung, wie ich sie kaum erwartet hatte.

Ich war nun täglich mit Thorwaldsen zusammen. Eine ausgezeichnete Dame, die Baronesse Stampe, hatte sich ganz seiner Pflege gewidmet, und wenn ich die Art, wie meine Landsleute ihn empfangen hatten, erwog, die Art, wie ihn der König ehrte, dann trat mir mein altes liebes Vaterland entgegen, und ich konnte nicht glauben, daß ein Volk, welches sich seinen ausgezeichneten Männern so hingab, und diese auf so würdige Weise anzuerkennen verstand, das ordnende Lebensprincip des Staats dem Götzen des Tages preisgeben sollte. Mit Thorwaldsen zu leben und von seinen Werken umgeben zu sein, ist dasselbe, man kann

sie nicht von ihm trennen. Das durch ihn in plastischer antiker Darstellung hervortretende Christenthum hat die größte Blühte der alten Welt für das Heiligste der neuen Bildung gewonnen, hat den Tempel in Kirche verwandelt, das strenge Gesetz der plastischen Kunst in die lebendige organische Zeit versetzt, und den zu scharf gehaltenen Gegensatz zwischen dem Klassischen und Romantischen in eine höhere Einheit gebracht. Thorwaldsen ward allerdings, worauf die Engländer stolz sein können, durch diese zuerst anerkannt, aber er ward durch die Deutschen, dem französischen Canova gegenüber, geschätzt und in die europäische Kunstgeschichte eingebürgert. Wir besitzen eine bedeutende plastische Kunstschule hier im Lande; Rauch, Tiek, Wichmann, Drake, Kiß, stellen Meister dar, die in Europa geehrt sind: aber ich gestehe, ich bedaure es, daß es kein Land giebt, welches so ganz Thorwaldsens Kunstschätze entbehrt, wie Preußen. Ich glaube hier eine nationale Einseitigkeit zu entdecken, die mir allenthalben schmerzlich entgegentritt, die ich wohl meinem kleinen Vaterlande verzeihe, aber in Preußen am wenigsten zu finden glaubte.

Allenthalben in Deutschland, wo Thorwaldsen in seinem Greisenalter erschien, ist man ihm mit lebhaftem Enthusiasmus entgegen gekommen. Einem Kinde gleich, mit rührender Naivität, empfing er eine jede Verehrung, und gab sich der Umgebung gern, willig und anspruchslos hin. Aber ein stolzes Bewußtsein der mächtigen Bedeutung seines Daseins durchdrang ihn, und er hatte das Recht, es als ein würdiges Ziel zu betrachteen, daß er nicht bloß durch seine Werke, sondern auch durch seine Person verewigt wurde. Das Volk hat sich verherrlicht, als es ihm entgegen kam. Alle Kunstschätze, die er besaß, eigne und fremde Werke, hat er seinem Vaterlande geweiht.

Man verzeihe es mir, wenn ich befürchte, daß, wenigstens für die nächste Zukunft, Thorwaldsen seinem geschichtlichen Rufe geschadet hat, indem er die stolzen Denkmäler seines Lebens außerhalb des großen Stroms der Geschichte im hohen Norden hinstellte. Die Frauenkirche in Kopenhagen stellt doch den ersten großen Gedanken einer echt christlichen Kirche vollendet dar, und nur die Lage hat bis jetzt verhindert, daß dieses große Werk in seiner bewunderungswürdigen Erhabenheit nicht mehr geschätzt und besprochen wird.

Alle Hauptzüge der christlichen Offenbarung treten mit wahrhaft ergreifender Einfachheit und Klarheit hervor. Viele der plastischen Werke sind einzeln, wie sie in Rom entstanden, bewundert worden; mir ist aber bis jetzt keine bedeutende Aeußerung über den ganzen Zusammenhang, in welchem die ganze christliche Offenbarung und Lehre uns hier ergreift, bekannt geworden. Ein Giebelfeld deutet den Inhalt des Gebäudes an, es stellt Johannes den Täufer mit seinen Jüngern dar; die Vorhalle der Kirche durch eine Reihe von Reliefs den Heiland wunderthätig, lehrend, tröstend auf eine göttliche Weise. Wenn man in die Kirche hineintritt, sieht man auf beiden Seiten die Apostel, klassische erhabene Meisterwerke. Ich finde mich verpflichtet, eine keineswegs allgemein bekannte Anekdote aus Thorwaldsens Künstlerleben hier zu erwähnen. Der Baumeister, dessen Werk durch den großen Bildhauer erst seine rechte Bedeutung erhalten hat, baute Nischen für Statuen der Apostel; aber es war keineswegs Thorwaldsens Absicht, daß diese auf eine solche Weise halb verborgen zurücktreten sollten; er wollte sie frei hinstellen, daß sie die ganze Kirche durch ihre Gestalten verherrlichten. Man hatte

ihm genau das Maaß der Nischen zugesandt, durch welche sie ihrer Größe nach kleiner, durch ihre Umgebung gedrückt erscheinen würden. Thorwaldsen ließ sich in keinen Streit ein: als aber die Statuen nach Kopenhagen kamen, entdeckte man mit Schrecken, daß sie größer waren, als die Nischen; man war genöthigt, diese wieder auszufüllen und die Statuen frei hinzustellen. „Mein Werk ist, sagte er, nach allen Seiten hin künstlerisch ausgearbeitet, und will so sich darstellen.“ Keiner, der hereintritt, kann leugnen, daß dadurch die ganze Kirche ihre eigenthümliche hohe gedankenvolle Bedeutung erhält, und durch ihre große, klare Einfachheit uns auf göttliche Weise anspricht. Es ist der Friede, die Ruhe des in sich abgeschlossenen Christenthums, welches uns umfängt. So gebietet der große Künstler, und man muß sich seinen Befehlen fügen.— Vor dem Altare sehen wir einen Engel, der das Taufbecken hält, mit bewundernswürdiger Zartheit ausgeführt, und statt Altarbild schwebt vorgebeugt der segnende Heiland, dessen Erhabenheit, strafender Ernst und göttliche Milde oft bewundert worden. Hinter dem Altare läuft unter dem elliptischen Gewölbe in einem Halbkreise eine Reihe von Reliefs, welche die

Hauptmomente der Leidensgeschichte tief, klar und einfach darstellen. In diesen Zauberkreis versetzt, trägt der Heiland das Ganze. Allerdings überrascht uns zuerst die leidenschaftslose Ruhe der Plastik, aber wenn wir uns der Betrachtung hingeben, ist es, als rührten sich die Statuen, und ein heiliger, versöhnender und erwärmender Friede umfängt, trägt, tröstet uns, daß wir, obgleich in den Armen des kalten Marmors, in denen der warmen, zarten, göttlichen Liebe zu ruhen wähnen. Nie sah die Geschichte ein ähnliches, nicht einmal von Ferne geahndetes, noch weniger gedachtes und ausgeführtes Werk.

Ich glaube hier die treue Freundin des großen Künstlers noch einmal nennen zu müssen, die in den letzten Tagen seines Lebens eine so bedeutende Rolle spielte: die Baronesse Stampe. Thorwaldsen war eine innerlich fortdauernd thätige, aber äußerlich ruhige, fast träge Natur. Die ganze Familie, Mann und Kinder sowohl als Frau, hatten sich ihm seit seiner glanzvollen Zurückkunft ganz gewidmet, aber die Frau ward dem Greise am wichtigsten, denn er bedurfte einer weiblichen Pflegerin, die den Schwerbeweglichen in Thätigkeit setzte. Er brachte nun meist die Sommermonate

auf dem reizend gelegenen Gute Nysöe bei der Baronin Stampe zu. Hier hatte man ihm eine Werkstätte nach seiner Angabe gebaut, und die Baronesse bewog ihn, seine eigene Statue in die Mitte derselben zu stellen. Er war dort der Mittelpunkt der ganzen Familie; das tägliche Leben derselben schien nur seinetwegen da, man lauerte auf seine Wünsche, und sie waren oft früher erfüllt, als ausgesprochen. Aus der elf Meilen entfernten Hauptstadt versammelten sich die bedeutendsten Gelehrten, und zum ersten Male lernte der Greis die Reize eines ihm ganz geweihten Familienlebens kennen. Es ist begreiflich, daß eine solche Hingebung, eine solche nie ruhende Thätigkeit seiner Freundin von Fremden nicht immer richtig geschätzt wurde. Während er seine größeren Arbeiten vollbrachte, saß er des Morgens auf seinem Sopha; Gruppen plastischer Bildwerke, großartige Statuen schwebten wie gedacht so fertig vor seiner Seele. Während dieser Zeit war die Baronesse in seiner Werkstätte thätig. Sie ordnete dort Alles; der Thon, geknetet, lag zur Hand; Alles, was ihm die Arbeit erleichtern konnte, wurde sorgfältig vorbereitet, jede störende Beschäftigung entfernt. Dann erschien die Freundin in seiner

Stube. „Thorwaldsen, sagte sie, Alles ist fertig,“ und sie führte ihn an seine Arbeit. Die bildende Hand erzeugte die großartigsten Gestalten mit derselben Leichtigkeit, mit welcher die träumende Seele in dem bequemen Sopha Gedanken schuf. Der Tadel, der zuweilen über seine Freundin laut ward, rührte wohl meist daher, daß er sich ihr so ganz hingab, und es bequem fand, zum ersten Male in seinem Leben ein Gegenstand der sorgfältigen Pflege einer Familie zu sein. Aber selbst wo dieser Tadel am lautesten ward, wagte man nicht zu leugnen, daß der bewunderungswürdige Fleiß des alten Künstlers ohne jene beständig reizende Pflege kaum stattgefunden hätte, und daß die künstlerische Welt der Baronesse eine Menge seiner bedeutenden Werke zu verdanken hat. Wird dieses selbst von den Tadelnden zugestanden, wie ganz verschwindet dann bei uns die Bedeutung der Vorwürfe, die ihr gemacht werden.

Je älter er ward, desto mehr wuchs seine Sehnsucht nach seinem Vaterlande; wie ganz er für dieses lebte, selbst in Rom sich nach diesem versetzt glaubte, das beweist ja auf die entschiedenste Weise sein großes fürstliches Geschenk. Hier wollte er verewigt

sein, und Rom sah sich der Schätze beraubt, die aus diesem künstlerischen Mittelpunkte der Welt entsprungen waren, damit sie im hohen Norden ihm ein unvergängliches Denkmal stiften sollten. Es war freilich wohl nicht zu leugnen, daß sein Leben in den letzten Jahren unruhig zwischen seiner doppelten Heimat schwankte. In Rom sehnte er sich nach Kopenhagen, und in Kopenhagen nach Rom. Thorwaldsen verließ nach einem Aufenthalte von einigen Jahren Kopenhagen von der Familie des Barons begleitet; allenthalben, wo er hinzog, traten ihm die Fürsten huldigend entgegen, die Städte erhoben sich und jauchzten ihm zu, und nie hat die Geschichte einen ähnlichen Triumphzug eines Künstlers gefeiert. Ich sah ihn in Berlin wieder und hatte das große Glück, mit ihm herrliche Stunden an der Seite meines Königs zuzubringen. Da ward es aber zugleich klar, wie wenig man ihn und seine Anhänglichkeit an sein Vaterland kannte. Alle Künstler jauchzten, die Furcht, daß er sich im Norden vergraben werde, war verschwunden, und doch ward die allgemeine Hoffnung getäuscht. Die Familie des Barons blieb in Rom und versammelte Künstler und Reisende um sich, Thorwaldsen war stets in ihrer

Mitte. Als jene Rom verließ, sagte man: „Jetzt ist der alte Meister von den Zauberfesseln des düster lockenden Nordens befreit.“ Als die Baronesse durch München reiste, äußerte sich der König von Baiern im Sinne aller Künstler: „Jetzt, sagte er, da Sie Rom verlassen haben, wird Thorwaldsen wohl bleiben, wo doch seine eigentliche Heimat ist.“ Und sie wagte zu antworten: „Da wir Rom verlassen haben, wird er nicht ruhen, bis er wieder bei uns ist.“ Es ist allgemein bekannt, daß sie Recht behielt. Der Greis verbarg seine Absicht vor seinen römischen Freunden und eilte mit großer Kühnheit in seinem 71sten Jahre schnell, so viel wie möglich verborgen, unbegleitet durch Europa. Ein gnädiges Schreiben von dem Könige von Dänemark theilte mir die Nachricht mit, wie sehr er durch die unerwartete Kunde, daß Thorwaldsen in Seeland, wenige Meilen von Kopenhagen, erschienen war, überrascht wurde. So zeigte es sich, daß dieser große Künstler zwar in Rom sich ausgebildet, daß er für die Welt gearbeitet, aber daß sein innerstes Dasein ganz und durchaus seinem Vaterlande angehörte, daß er für dieses gelebt hat. Es ist bekannt, daß er, man möchte sagen, wie ein Geist, still und schmerzlos ent-

wich, nicht krankhaft und widerstrebend durch den Tod fortgerissen wurde.

Der Schauplatz veränderte sich in Kopenhagen plötzlich. Skandinaviens Naturforscher waren zum zweiten Male dort versammelt, — zum ersten Male hatte die Versammlung in Gothenburg stattgefunden — und ich ward in einen ganz andern Kreis von Menschen, in eine ganz andere Beschäftigung versetzt. Nur einmal habe ich einer ähnlichen Versammlung in Deutschland beigewohnt, 1827 in Berlin, wo ich mehrere meiner alten skandinavischen Freunde zu treffen hoffte und wirklich traf.

Meine Studien gehören der Einsamkeit, und ich suche eben, wenn ich mich mit diesen beschäftigen will, und zwar durch eine Nothwendigkeit meiner Natur gezwungen, den Lärm des Marktes und den schnellen bunten Wechsel der Gegenstände zu umgehen; denn immer bin ich dann wie in eine eigene Welt versetzt, in welcher nichts Einzelnes eine Bedeutung hat, es ist die Totalität, die mir vorschwebt, und mein ganzes

Dasein in Anspruch nimmt. Hier stürzte ich nun aus einer verwirrenden Mannigfaltigkeit in eine andere; aber die wenigen Tage waren mir dennoch äußerst lehrreich. Die drei skandinavischen Reiche haben drei Naturforscher als Repräsentanten; alle drei mit entschiedener europäischer Celebrität. Oersted in Dänemark, Berzelius in Schweden, Hanstein in Norwegen. Sie waren alle drei in Kopenhagen. Ich nahm an den meisten Sitzungen Theil und eine jede bot mir etwas Lehrreiches und Interessantes. Die erste öffentliche Sitzung ward durch Oersted eröffnet, und ich hielt einen Vortrag über das Verhältniß der Naturphilosophie zur allgemeinen Naturwissenschaft. Ich suchte darzuthun, daß jene eine eigenthümliche Wissenschaft sei, die aus sich selber beurtheilt werden müsse, die Naturforscher in ihrer Beschäftigung nicht störe, da sie von anderen Principien ausgehend, einen eigenen Zweck zu erreichen suche. Dänemarks Geognosie, die mich 37 Jahre früher nach dem damaligen Stande der Wissenschaft beschäftigt hatte, war in die Hände eines geschickten Mannes (Forchhammer) gekommen, und hatte freilich ein anderes reicheres Ansehen gewonnen. Ich kannte zwar seine Untersuchungen, er hatte

die Güte mir seine Aufsätze mitzutheilen, doch erfuhr ich jetzt manches Neue, und seine Vorträge hatten für mich ein großes Interesse.

In dem botanischen Garten vermißte ich meinen alten Freund, den verdienstvollen Botaniker Hornemann, meinen Reisegefährten, als ich zuerst tiefer in Deutschland eindrang. Er war kurz vorher vom Schlage getroffen und litt an den Folgen. Als ich ihn besuchte, (er war doch so weit hergestellt, daß er mich und meine Familie einen Abend bei sich sehen konnte), erschrak ich zwar bei dem ersten Anblicke, doch ward mir hier zuerst Etwas klar, was ich freilich oft erlebt hatte, doch ohne daß es zum bestimmten Bewußtsein gekommen war. Es ist einem Jeden bekannt, daß man oft alte Freunde, die man lange nicht gesehen hat, im Traume so wieder sieht, wie man sie verließ, um viele Jahre jünger. Etwas von diesem bleibt nun zwar zurück, wenn wir sie in der Wirklichkeit wiedersehen. Da man aber das frühere Bild, wie sehr es in den Hintergrund gedrängt sein mag, so bei sich trägt, wie es im Traume erscheint, so ist man freilich zuerst von der Verschiedenheit überrascht, allmälig aber wird die jugendliche Gestalt mächtig. Es ist dann recht seltsam, mit welcher

Gewalt die Erinnerung sich über alle Züge verbreitet, sie verjüngt und belebt. Ein alter Freund erscheint dann immer jugendlicher, als er wirklich ist, und man geräth eben so sehr in Verwunderung über die Verschiedenheit zwischen dem Eindrucke bei dem ersten Begegnen, der uns in Schrecken setzte, und dem spätern, durch die Erinnerung verjüngten. Jenen ist man nicht im Stande, wieder hervorzurufen.

Der Abend, den wir in seiner liebenswürdigen Familie zubrachten, ist mir unvergeßlich. Ich sah ihn nicht wieder; zwei Jahre später starb er.

In den botanischen Sectionen hörte ich die Vorträge mehrerer jungen Männer und sah, mit welchem Eifer und Erfolg die Botanik in Dänemark getrieben wird. Auch Schouw, obgleich Präses der Ständeversammlung in Roeskilde, die sich in wenigen Tagen versammeln sollte, trat mit bedeutenden Beobachtungen hervor. Der berühmte schwedische Botaniker Friis war da und ließ sich seiner würdig vernehmen.

In der zoologischen Section überraschte mich ein gleicher Reichthum. Sie ward durch Estrich geleitet, und der auch auswärts bekannte Zoolog Bock trat mit wichtigen Bemerkungen hervor. Ich freute mich

ungemein, den berühmten Zoologen Nielssen aus Lund kennen zu lernen. Ueberhaupt war ich in der That erstaunt über die Menge beobachtender Talente, die sich entwickelt hatten, und in den vier seitdem verflossenen Jahren sind mehrere, damals noch junge, herangereift. Umgeben von den reichen Sammlungen, durch ihn geordnet und bereichert, fand ich Reinhardt, dessen Bekanntschaft ich 40 Jahre früher in Freiberg gemacht hatte. Seine Verdienste um die dänische Zoologie sind bekannt.

Die experimentirende Physik erschien ebenso bedeutungsvoll repräsentirt. Hier lernte ich die schönen Erfolge eines technischen Instituts kennen, dessen Eleven sich durch eine streng wissenschaftliche Bildung selbst neben denen in England, Frankreich und Deutschland auszeichneten. Oersted hat das Verdienst, dieses Institut begründet zu haben. Einer der Eleven desselben trat mit einem Vortrage hervor, der durch seine wissenschaftliche Bedeutung und Scharfsinn überraschte. Oersted selbst zeigte Experimente von sehr großem Werthe. Graf Wrede, der zur vertrauten Umgebung des jetzigen Königs von Schweden gehörte und Berzelius begleitete, zeichnete sich durch den Vortrag sehr

wichtiger, streng mathematisch-physicalischer Beobachtungen aus, und ich machte die angenehme Erfahrung, daß die naturwissenschaftliche Bildung im Norden weniger auf die Schule beschränkt ist, als in Deutschland. In der That, nach dem, was ich in diesen wenigen Tagen großer Zerstreuung erfuhr, überzeugte ich mich von dem wunderbaren Gedeihen dieser Studien. Kopenhagen kann in dieser Rücksicht sich verhältnißmäßig mit einer jeden Stadt in Europa messen.

Der König, der sich selbst mit einigen Zweigen der Naturforschung beschäftigte, besonders mit der Mineralogie, zeichnete die Versammlung auf jede Weise aus. Ein glänzendes Mittagsmahl ward in einem Jagdschloß in dem reizenden Thiergarten in der Nähe von Kopenhagen veranstaltet, das königliche Dampfboot zur Verfügung der Naturforscher gestellt. Mehrere erschienen am Hofe; Berzelius war höchst liebenswürdig.

Die nordische Reise war überreich und wohl geeignet, einen alten Mann zu erheitern. Ich hatte den Entschluß gefaßt, meinen Aufenthalt in Norden zu

benutzen, um meine Familie mit den dortigen Verwandten und mit den reizenden Gegenden von Christiania bekannt zu machen. Mein Neffe, von seinem siebenten Jahre an in meinem Hause erzogen, der mich sechzehn Jahre früher als Knabe auf meiner skandinavischen Reise begleitete, lebt jetzt dort als geachteter Arzt, verheirathet. Welche Freude für uns, ihn nun so wiederzusehen! Professor Holst, sein Schwager, hatte ihn besonders bestimmt, sich nach Norwegen zu begeben. Von ihm auf jede Weise gefördert, ward er auch auf eine so wundersame Weise durch das Glück unterstützt, daß er schnell in eine günstige Stellung kam. Er hatte zwar in Breslau und Berlin seine Universitätsstudien abgeschlossen, aber die Zukunft eines jungen Arztes war in Preußen keineswegs heiter, und als fünf Jahre nachher, nachdem er die Berliner Universität verlassen, eine in Norwegen erworbene Summe ihn in den Stand setzte, eine Reise nach Wien zu machen, auf welcher er uns in Berlin besuchte, ward er nicht wenig von seinen Freunden beneidet, die hier noch immer einer unsichern Zukunft entgegen sahen.

In einem Gasthofe mit uns in Kopenhagen wohnte einer von Hamburgs ausgezeichneten Aerzten, Dr.

Chaufepié; wir beschlossen, zusammen zu reisen und wurden von Holst begleitet. Auf dem Dampfboote wurden wir schon mit Freuden aufgenommen. Der Capitain war ein königlich norwegischer Marine-Offizier, ein Jugendfreund meines Schwestersohnes Hagerup; der ein ganzes Jahr, nachdem er schon Offizier war, als deutscher Student in Breslau zugebracht hatte. Der Capitain sprach viel von seinem Freunde, war voll von seinem Lobe, und wenn meine Frau nicht unglücklicherweise fortdauernd und sehr heftig von der Seekrankheit angegriffen gewesen wäre, die noch durch das stürmische Wetter vermehrt wurde, so hätten wir die Reise eine sehr angenehme und glückliche nennen müssen.

Aber die Seekrankheit und ihre Folgen verschwinden schon mit dem Anblicke des Landes. An der Südspitze von Norwegen ist eine Küstenfestung, Friedrichsvärn, und daselbst die Bildungsanstalt für die Marine. Mein Neffe Hagerup, nachdem er in Verbindung mit Aubert und Munk an der Küstenvermessung der Nordlande drei Jahre lang gearbeitet hatte — drei Seekartenblätter waren schon erschienen — war jetzt bei der Seekadettenakademie angestellt, aber den Sommer

brachte er im Cattegat und in der Nordsee zu. Auch er war verheirathet und hatte schon mehrere Kinder, aber ich erwartete kaum, ihn zu sehen; er trieb sich in der Nordsee herum, um Versuche mit einem Schooner von nordamerikanischer Bauart anzustellen. Er mußte mit diesem Fahrzeuge in Sturm und Ungewitter manövriren. Er hatte, da er Seemann mit Leib und Seele war, in Breslau mit Enthusiasmus die Cooperschen Romane gelesen; dieser kokettirt bekanntlich mit den Schoonern, die wie die Heldinnen seiner Darstellungen, als reizende Amazonen und Gegenstände der leidenschaftlichsten Liebe erscheinen. Die jugendliche Erinnerung machte es meinem Neffen vielleicht nicht unangenehm, sich selbst als Commandeur eines Schooners im stürmischen Meere zu finden. Auch auf die Marinebehörde schienen die Romane einen Einfluß gehabt zu haben. Er aber war besonnener geworden, sein Bericht fiel nicht zum Vortheil dieser Meerweiber aus, und die Schooner wurden in der norwegischen Marine nicht eingeführt.

Als wir uns jetzt der Küste bei Friedrichsvärn näherten, war das Wetter durch den Schutz des Landes ruhiger geworden. Es war am frühen Morgen, die

Sonne schien hell, meine Familie sah zum ersten Male die rauhen Felsen an der Meeresküste, und wurde im höchsten Grade überrascht. Die Mannschaft gerieth in Bewegung, der freundliche Capitain schickte die Matrosen in die Masten hinauf, um zu entdecken, ob Hagerups Schooner vielleicht in dem Hafen läge. Lange blieben sie zweifelhaft, endlich erscholl die fröhliche Nachricht, daß er da sei. Der freundliche Capitain Fries jubelte, als wäre ihm das unerwartete und erfreuliche Ereigniß so wichtig wie uns. Wir wurden auf der ganzen Reise durch seine Sorgfalt als die Hauptpersonen des Schiffes betrachtet. Als wir nun bei dem heitersten Wetter zwischen den Felsen in den Hafen einliefen, war schon Alles in Bewegung. Schiffe von verschiedener Größe lagen vor uns, Böte mit Waaren ruderten zwischen der Küste und den Schiffen. Der Schooner mit seinen zwei schiefstehenden zierlich gebauten Masten und schlankem Bau nahm sich in der That höchst anmuthig aus. Kaum hatten wir angelegt, da erschien eine schöne Schaluppe, kunstmäßig gerudert, hinten entdeckten wir eine Dame, mehrere Kinder und einen Seeoffizier. Sie bestiegen unser Dampfschiff; ich sah

Hagerup — er stürzte in unsere Arme, ich war unbeschreiblich glücklich. Seine Frau, seine Kinder lernten wir jetzt erst kennen; aber wir konnten uns nur begrüßen. Das zweite Dampfschiff, welches uns durch den reizenden, achtzehn Meilen langen Christianer Meerbusen bringen sollte, war schon zur Abfahrt bereit, die Glocke läutete, wir mußten eilen, unsere Sachen an Bord zu bringen, und die Reise ging weiter. Schon hier war das Schiff gedrängt voll Reisende, die aus den südlichen und westlichen Seestädten angekommen waren und nach Christiania wollten. Die Seefahrt zwischen den reizendsten Gebirgsufern dauerte einen ganzen Tag, und wäre noch angenehmer gewesen, wenn nicht das Gedränge der vielen Reisenden, die in beständiger lärmender Bewegung waren, uns gestört hätte. Das Dampfschiff legte rechts und links an, um Passagiere abzusetzen und aufzunehmen. In Moß erschien mein Neffe, der uns entgegengereist war. Wir betrachten ihn als unsern Sohn, er ist meiner Tochter ein treuer Bruder. Gegen Abend legten wir bei Christiania an. Der Hafen war voll Schiffe, die Stadt mit ihrer reizenden Umgebung erhob sich vor uns, Alles war zu unserm Empfange bereit, ein be-

quem und zierlich eingerichteter Gasthof nahm unsere freundliche Begleitung, den Dr. Chaufepié mit seiner Familie und uns auf.

Hier lebten wir nun wie in Kopenhagen mit den bedeutendsten Männern des Landes, aber wie verschieden! Dort am Hofe von König und Königin ausgezeichnet, umgeben von Ministern und hohen Hofbeamten; der Hof selbst durch die größte Feierlichkeit, aus dem gewöhnlichen Dasein herausgetreten und gesteigert: — hier waren viele von den bedeutendsten Männern des Landes meine alten Freunde, ein engvertrauliches Dasein verband uns, jugendliche Erinnerungen beschäftigten uns, Freunde und Verwandte, wie die Herrschaft des Staates, gehörten zu einem gemeinschaftlichen Kreise. Mein theurer Freund, Staatsrath Krog, der Schwiegervater meines Neffen, vertrat zu der Zeit die Stelle des Statthalters. Der in der norwegischen Geschichte so bedeutende Swerdrug begrüßte mich auf eine edle Weise. Herr Bull, Präsident des höchsten Gerichts, erinnerte mich an die frohe Zeit, die ich mit Oehlenschläger und ihm zusammen verlebte. Generalconsul Gjerlev versetzte mich in meine Schulzeit.

Zwar darf ich nicht behaupten, daß das Bild des Landes, wie es mir jetzt entgegentrat, das vollkommen wahre genannt werden konnte. Wie wir Freunde, die nach langer Abwesenheit in unser Haus treten und eine kurze Zeit bei uns verweilen, nicht mit unseren Sorgen und Unbequemlichkeiten belästigen, lieber die angenehme heitere Seite unseres Daseins mit Liebe hervorheben: so mußten wir eine ähnliche Mittheilung bei der vertraulichen Art derselben hier erwarten. Aber bekannt war es, wie schnell das Land sich in wenigen Jahren gehoben hatte. Freilich war ein Hauptzweig des norwegischen Handels, der Holzhandel, bedeutend gesunken; Privatpersonen von einem so großen Vermögen, wie in früheren Zeiten, fand man nicht mehr: aber ein allgemeiner gemäßigter Wohlstand herrschte allenthalben; den Staat konnte man nach der Entdeckung und dem Betriebe der neuen Silbergruben in Kongsberg, und bei der vielleicht zu genauen Oekonomie der Regierung und des Storthings, verglichen mit anderen europäischen Staaten, reich nennen. Der König war, obgleich man einige Forderungen, die mehr den Stolz und die Selbständigkeit des Volkes, als seine Wohlfahrt betrafen, nicht erfüllt sah, dennoch

beliebt, und im Ganzen fand man sich glücklich und zufrieden. Ich kann die schönen Tage, die wir hier zubrachten, nicht ausführlich behandeln, sie verflossen schnell und heiter. Die Studirenden begrüßten mich mit einem Fackelzuge. Freundschaft und Liebe umgaben mich, nur eine schmerzliche Empfindung warf einen Schatten über diese anmuthige Zeit. Einer meiner treuesten Jugendfreunde, Norwegens Statthalter, Graf Wedel-Jarlsberg, erschien in Berlin. Es war den Tag vor meiner Abreise. Die Stuben waren mit den für die Reise bestimmten Gepäcke gefüllt, als der alte Herr mit gichtisch geschwollenen Füßen sich mühsam in meine Wohnung durch den Bedienten hereinführen ließ. Er war auf einer Reise nach Wiesbaden begriffen, und hoffte viel von diesem Bade. So sehr nun auch die Art, wie er erschien, uns in Schrecken setzte, so war doch Alles vergessen, als er sich auf das Sopha niedergelassen hatte; so wie er da saß, glaubte ich durchaus den jugendlichen Freund wieder zu sehen. Der charakterstarke, geistreiche, für Norden auf immer geschichtlich bedeutende Mann, der eine so großartige Zeit durchlebt, ja geleitet hatte, trat mir noch mit jugendlich frischen Zügen, mit den feurigen

Augen, die Entschiedenheit mit Milde, Güte und Treue verbanden, entgegen. Wir waren allein, wir schwelgten in den Erinnerungen früherer Tage; ich fand mich reich und gehoben durch einen Freund wie diesen. Leider erfuhr ich, daß ich seine Gemahlin nicht in Christiania treffen würde, sie war ebenfalls nach einem Bade (Loka=Brunn) in Schweden gereist. Ich habe eine Neigung, die ich nicht leicht unterdrücken kann — wie Menschen, die ich lieb habe, wohnen, eingerichtet sind, muß ich wissen, ihre Umgebung muß ich kennen; so forderte ich meinen Freund auf, Anstalten zu treffen, damit ich sein Schloß Jarlsberg, welches seit meiner letzten Anwesenheit in Norwegen von ihm gebaut und fertig geworden war, sehen könnte. Ebenso war es mir ein, wenn auch schmerzliches Vergnügen, Bogsta, seine reizende Landstelle, wenige Meilen von Christiania, wo ich bei seinem Schwiegervater und mit seiner trefflichen Gemahlin angenehme Tage zugebracht hatte, wieder zu sehen. Er versprach meine Wünsche zu erfüllen, und hat Wort gehalten. Wir blieben bis tief in die Nacht sitzen. Ich sah ihn nie wieder; er starb im Bade den 26. August 1840. Ich habe seine Büste von Mikkelsen, dem Sohne eines

Bauern in Värdalen, einem Schüler von Thorwaldsen und hier wie in Schweden sehr geschätzten Bildhauer, gesehen. Diese Büste ist in Berlin in Zink gegossen von dem hier ausgezeichneten Zinkgießer Geis; ob aber dieses leicht oxydirbare Metall dem rauhen Klima im Norden, aufgestellt auf einer freien Höhe, Trotz bieten wird, ist leider sehr zu bezweifeln.

Die imponirende Gegend von Krogkleven, die ich von meiner frühern Reise kannte, war, als L. v. Buch sie in den ersten Jahren des Jahrhunderts beschrieb, kaum weiter als in Christianiastift bekannt. Jetzt, da so viele Reisende Norwegen besuchen, wird diese Stelle von allen bewundert, und ist in England allgemein bekannt; im nördlichen Deutschland wird sie fast wie die bewunderten Harzgegenden genannt. Als wir uns von unseren theuern Freunden, ich von meinem Vaterlande, wahrscheinlich zum letzten Male, trennen mußten, hatte eine Gesellschaft von Verwandten und Freunden beschlossen, uns bis dorthin zu begleiten. Die Gegend links von der kühnen Bergkluft war, seit ich sie im Jahre 1814 bereiste, bekannter, wenn auch nicht zugänglicher geworden. Man hatte den König von Schweden bei seinem letzten Besuche

in Norwegen nach der höchsten Spitze des Gebirges geführt, wo man eine der großartigsten Aussichten genießt. Vor unseren Füßen lag das fruchtbare Thal Ringerige mit dem großen Landsee Tyri=Waag, ein erweiterter Fluß, wie die meisten norwegischen Landseen. Zwar ist dieses weite Thal selbst durch und durch gebirgig, aber die verhältnißmäßig kleinen Erhöhungen nimmt man oben kaum wahr; man glaubt eine völlige Fläche zu übersehen, voll üppiger Aecker, stark bewohnt, mit freundlichen Häusern, die zerstreut umher liegen, bedeckt. Wo der See sich wieder verengert, wird das Thal durchströmt von einem der reizendsten und zugleich mächtigsten Flüsse Norwegens, ja wir dürfen kühn sagen, Europas, durch Drammens Fluß, der sich im Innern des Landes durch eine Menge brausender Kataraktien, bei Modum durch den kühnen Wasserfall auszeichnet, und dann ruhiger forteilend sich in den Christianiaer Fjord ergießt. Das üppige Thal ist von hohen kühnen Gebirgen, die sich übereinander thürmen, rings umgeben; in der Ferne entdeckt man den kühnen Gausta in Tellemarken; aber der Weg von der Landstraße und von dem kleinen Blockhause aus zu dieser reizenden Stelle ist für nord=

deutsche Frauen äußerst beschwerlich. Dieses Blockhaus ist nahe an der Landstraße, wo die riesenhafte Bergspalte sich steil in das Thal hinabstürzt, für die Reisenden angelegt. Von da steigt man durch vollkommen wilde Gebirge über mächtige rauhe Steinmassen, die roh und, wie es scheint, unzugänglich übereinander gewälzt sind, nach der Höhe fortschreitend. Allenthalben rieseln die Bäche, oft stürzen wilde Wassermassen uns schäumend entgegen, oft steigen die Höhen steil empor; ein Paar Stunden braucht man, um den Gipfel zu erreichen. Eine Menge Pferde waren zusammengetrieben, um die Gesellschaft fortzubringen; mit Frauensätteln für die Frauen. Alle bedienten sich der Pferde, nur meine Frau entschloß sich zu gehen; sie ward von Allen bewundert, denn sie setzte es durch. Obgleich nun diese Besteigung des Berges mit Beschwerden verbunden war, die den deutschen Damen bis dahin völlig unbekannt waren, erschienen sie dennoch anziehend. Die fremde, ergreifende Gebirgsnatur, die wilde Umgebung, die Alpenvegetation in ihrer bis jetzt völlig unbekannten Form, hier und da ein Blick durch die Bäume nach dem fruchtbaren Thale und den fer-

nen grauen Gebirgen, die reitenden Herren und Frauen, Voreilende, die hoch über uns, den Nachbleibenden, erschienen, die Pferde hier strauchelnd, dort mühsam kletternd, boten Erscheinungen dar, wie die deutschen Frauen sie nur in dem bequemen Sopha sitzend, aus den Erzählungen der Reisenden oder aus dichterischen Darstellungen kannten, und wohl nie auf andere Weise kennen zu lernen erwarteten.

Auf der Spitze, dicht an einem Abhange, ließen wir uns nieder; wir brachten eine lange Zeit hier zu. Das Ueberraschende der großartigen Umgebung riß uns hin, der junge Dr. Skjött, der Schwager meines Pflegesohns, den ich schon bei seinem früheren Aufenthalte in Berlin sehr lieb gewonnen hatte, blies das Waldhorn, was in dieser Umgebung einen ergreifenden Eindruck machte. An die Beschwerden des Rückzuges dachte keiner, obgleich sie bedenklicher waren als die des Aufsteigens. Doch gelangten wir alle, zwar erschöpft, aber sicher in dem Blockhause an, und das rauhe Gebirge lag wie ein dunkles Geheimniß hinter uns. Frauen und Männer ordneten nun ihren Anzug, und da wir uns wieder wechselseitig begrüßten, erstaunten wir nicht wenig, als wir eine glänzende Tafel

vor uns sahen. Eine Mahlzeit ward aufgetragen, so einladend, als säßen wir in den prachtvollen Sälen eines reichen Hauses. Die schönen Weine waren in Ueberfluß da, der erheiternde Champagner steigerte die Fröhlichkeit, Alles war voll Jubel. Dr. Skjött war jetzt unser Wirth. Es ist merkwürdig, wie man sich über den nächsten Augenblick der Trennung bei einem solchen fröhlichen Mahle zu täuschen vermag. Wir trennten uns. Dr. Chaufépié, seine Frau und Pflegetochter, mein Neffe und seine Frau, und ihr jüngerer Bruder, ein echter Norweger, Hakon Krog, entschlossen sich, uns durch das Land bis zur Südspitze von Norwegen, wo wir meinen Neffen Hagerup, aber leider auch das trennende Dampfschiff erwarteten, zu begleiten.

Auf eine angenehme Weise erhielt ich eine spätere Nachricht von dieser Gesellschaft. Mein Freund und College, Europa's berühmter Geograph, Ritter, war wenige Tage nach meiner Abreise nach Christiania gekommen. Als er nach Krogkleven kam, war noch die prachtvolle Mahlzeit und die glänzende Gesellschaft ein Gegenstand des lebhaftesten Gesprächs in der ganzen Gegend. Ich erschien dadurch unter meinen Lands-

leuten auf eine ausgezeichnete Weise, und in der Erzählung seiner Reise, die er in der hiesigen geographischen Gesellschaft vortrug, glaubte er diesen kleinen, Umstand erwähnen zu müssen. Ich erzähle dies nur, weil ein romanhaftes Geheimniß dahinter verborgen lag. Dr. Skjött war ein junger Witwer, und lebte ganz für das hinterlassene Kind seiner Frau, die vor zwei Jahren gestorben war. Ich merkte wohl während der Mahlzeit, daß der junge Mann ungewöhnlich aufgeregt war. Und als nun die Stunde der Trennung herannahte, hatte er gewußt, die reizende Pflegetochter unseres Freundes, des Dr. Chaufépié, einen Augenblick allein zu sprechen, und auf die leidenschaftlichste Weise ihr seine Liebe erklärt. Gleich darauf erfolgte die Trennung. Die Tochter vertraute nun ihrer geliebten Pflegemutter, einer Frau, so ganz von Liebe und Güte durchdrungen, wie ich wenige Frauen gekannt habe, Alles an. Sie erschrak sehr; die Zeit der Bekanntschaft war zu kurz, das fremde Land und die Entfernung, in welcher das Mädchen leben sollte, wenn der Antrag angenommen wurde, war bedenklich: und doch war der junge Mann so redlich und treu, seine Verhältnisse erschienen so gün-

stig, daß man einen entschiedenen Abschlag nicht wagte. Ich erfuhr nichts von dieser Sache, aber die Frauen vertrauten es sich unter einander. So lag hinter dieser liebevollen Aeußerung der Zuneigung zu uns, doch auch ein tieferes, lieblicheres Geheimniß verborgen. Ein Jahr darauf fand in Hamburg die Hochzeit statt.

Obgleich ich diese letzte bedeutende Reise am Schlusse des nur zu weitläufig gewordenen Werkes möglichst kurz berühren will, kann ich doch ein Ereigniß nicht mit Stillschweigen übergehen, weil es mich in der That gerührt hat. Ich hatte von Christiania aus nach Jarlsberg, wo der verheirathete älteste Sohn des Grafen Wedel-Jarlsberg wohnte, meine Ankunft mit meiner etwas starken Begleitung angezeigt. Das Schloß liegt auf der Südspitze des Landes, sechzehn bis achtzehn Meilen von Christiania entfernt. Als mein Brief ankam, war der Graf eben nach dieser Stadt abgereist, um einen kranken Bruder zu besuchen. Die Gräfin sandte eilig den Brief nach Christiania; der Graf verließ augenblicklich die Stadt, und war eben, als wir ankamen, von der Reise zurückgekehrt. Mit echt norwegischer Gastfreundschaft wurden wir alle hier aufgenommen, und ich gestehe, daß ich die Kürze des Auf-

enthalts, als wir den folgenden Morgen früh Jarlsberg wieder verlassen mußten, sehr bedauerte.

In Friedrichsvärn, wo mein Neffe, der uns zuerst in Norwegen begrüßt hatte, uns erwartete, verlebten wir ein Paar Stunden sehr froh; worauf dann die schwere Trennung erfolgte. Zwei Schwestern von Hagerup hatten eine lange Reise gemacht, um uns noch zu begrüßen. Sie kamen leider erst in dem Augenblicke an, als wir das Haus verließen, um das Dampfschiff zu besteigen. Dieses dem rohen Mechanismus geopferte Leben der neuern Zeit stellt doch auf eine schneidende Weise Verhältnisse dar, die in allen Richtungen, selbst in den bedeutendsten, immer entschiedener und drohender hervortreten.

Vierzehn Tage waren kaum vergangen, und wir waren, nachdem wir uns schon in Gothenburg von der uns sehr theuer gewordenen Familie Chaufépié getrennt hatten, wieder in Kopenhagen, wo sich freilich Alles geändert hatte. Hier war es jetzt ganz still. Das Königliche Paar hatte die Residenz verlassen, um nach der Krönung die Reise durch das Land zu machen. Ich hatte die gnädige Aufforderung erhalten, ihre Ankunft in Altona zu erwarten. Wir

verlebten noch einige frohe Tage mit Verwandten und Freunden in Kopenhagen.

Von Thorwaldsen begleitet, wurden wir jetzt in eine idyllische Gegend versetzt, in welcher der Kunst eine stille Stätte geweiht war, nach dem Gute des Barons Stampe, wo uns auf die anmuthigste Weise ein wichtiger Moment aus den letzten Lebensjahren des Künstlers aufgeschlossen wurde. Hier war es mir nun auch vergönnt, in einer liebenswürdigen Familie ruhige Tage mit meinen Freunden Oehlenschläger, Grundwig und dem mir so theuern Sibbern zuzubringen.

Von Nysöe zurückgekehrt, reisten wir nach Helsingör, jenem Aufenthalte meiner Kindheit. Wir blieben nur einen Tag dort, ohne einen Menschen zu sehen. Das elterliche Haus, welches sechzig Jahre früher mich als Kind aufnahm, war nicht mehr; es war in ein modernes Bad verwandelt. Mir war es angenehm, diese Stunden der wunderbarsten Erinnerung in stiller Familien-Einsamkeit zu verleben.

Wir eilten nun ohne Aufenthalt durch Kopenhagen nach Roeskilde, wo die Stände sich versammelt hatten, und wo wir auch die Baronesse Stampe und Thorwaldsen trafen.

Wer sich meines Knabenlebens in Roeskilde noch erinnert, der weiß wie bedeutend die Zeit war, die ich hier von 1785—1787 zubrachte. Sie enthielt in der That die schon erkennbaren Keime der Entwickelung. Jetzt besuchte ich diese Stätte wieder. Der Gasthof, in welchem wir abstiegen, hatte noch, wie 55 Jahre früher, den besten Ruf, war noch nach dem alten, dem ganzen Lande bekannten Namen, der Wirthin, der Madame Rosted, benannt; ja die alte, einfache Form war kaum verändert. Ich bewohnte mit meiner Familie die Stuben, die mir als Kind schon bekannt waren. Meinen alten Freund Bischof Mynster fand ich als Mitglied der Ständeversammlung; Dersted war königlicher Commissarius, Dänemarks berühmter Naturforscher Schouw war der Präsident. Die feierliche Art, mit welcher man den großen bewunderten Künstler aufnahm, sollte auch auf mich übertragen werden.

Den Morgen nach unserer Ankunft wurde die alte, jetzt wieder im alterthümlichen Sinne restaurirte Domkirche, die Pflegerin meiner einsamen dichterischen und geschichtlichen Phantasie, uns eröffnet. Ein meisterhafter Orgelspieler ließ sich hören. An Thorwaldsens

Seite sah ich nun, höchst wahrscheinlich zum letzten Male in meinem Leben, die königliche Grabstätte mit ihren Marmor-Monumenten, die Stätte zugleich, wo das herrliche Erzeugniß des hohen Alters des Künstlers, die Statue Christians IV., ihren Platz erhalten sollte. Ich hatte Wochen hindurch, täglich umgeben von den größten Meisterstücken der neueren Kunst, gelebt, und erschrak, als ich den großen Abstand zwischen diesen und den ältern Bildwerken der Kirche wahrnahm, und die Umgebung, in welche eines der letzten bewundernswürdigen Erzeugnisse meines Freundes versetzt werden sollte.

Die Stände hatten ein festliches Mahl veranstaltet, an welchem ausnahmsweise auch Frauen Theil nehmen durften. Neben Thorwaldsen ward auch ich begrüßt.

Die höchst anmuthige, fruchtbare, feuchte, quell- und waldreiche Gegend, die fast wild, hier und da sumpfig, unter einer üppigen, vegetativen Decke die letzten Spuren der Ruinen der alten mächtigen Residenz verbarg, in welcher mein träumerisches Naturleben wild und üppig wucherte, wie die Vegetation, im innigen Bunde mit dieser, sollte mich wieder auf-

nehmen unter ganz andern Verhältnissen, die mir doch auch höchst bedeutungsvoll erschienen. Die Gegend hatte sich in einen freundlichen Park verwandelt, bequeme Gänge führten nach allen Richtungen. Die Quellen, die sich vor länger als einem halben Jahrhundert in den Sümpfen verliefen, nicht selten die Gegend auf einzelne Strecken fast unzugänglich machten, rieselten jetzt reinlich und klar neben den trocknen Wegen zwischen dem dichten Gebüsch, umgeben von hohen Bäumen. Freundlich eröffneten sich hier und da reiche Aussichten nach der fruchtbaren, anmuthigen, mit Dörfern besäeten Gegend, und nach den klaren, blauen Wogen des Meerbusens. Mich überwältigte dieser Anblick. Die Gegend war mir ein Theil meines innern Daseins. Wie eine rohe Natur wucherte hier Alles, jeder Keim des innern phantastischen Lebens, üppig, reich, aber auch ursprünglich, wie es frisch und unmittelbar einer gesunden Natur entquoll. Diese einsame, verborgene, unzugängliche Region eines eigenthümlichen, menschlichen Daseins sollte auch geordnet, verständlich in seiner ursprünglichen Frische verharren, aber aufgeschlossen werden in sich und für die Welt. Es befiel mich eine drückende Angst, als

ich diese Betrachtung anstellte. Neben mir ging noch immer in stolzer Ruhe der Mann, der eine bestimmte Aufgabe auf die großartigste Weise gelöst hatte, dessen Werke bleibende Monumente für die Welt waren, anerkannt von der ganzen Zeit. Es war nicht möglich, von einem strengeren Mahner begleitet zu werden.

Die Aebtissin des Klosters, Gräfin Lüttichau, hatte das Verdienst, diese freundliche Gegend für die Stadt gewonnen zu haben. Wenige Städte haben eine ähnliche. Diese Dame war die Schwester des Grafen v. Lüttichau, mit dem ich während meines Aufenthalts in Breslau in freundlichen Verhältnissen lebte und der schon früher genannt ist.

Die Zeit der Trennung nahte heran, die großen öffentlichen Verhältnisse von König, Volk und Land, die mit meinem engern freundschaftlichen, mit meinem eigenthümlichen innern Leben, mit meinen theuersten Erinnerungen in eine so nahe freundliche, ja ich darf sagen vertrauliche Verbindung getreten waren, schlossen hinter mir ab, und als wir drei auf gewohnte Weise, wie auf den deutschen Chausseen, umfangen von freundlichen Gegenden, fortrollten, war mir seltsam zu Muthe. Wie ein Fragment aus dem großen

vaterländischen Epos, erschien mir das anmuthige Soröe. Es knüpften sich wunderbare, früher nicht erfüllte Wünsche an diesen Aufenthalt. Ich habe hier theure Freunde, Hauch und Ingemann, als Dichter auch in Deutschland bekannt, und Hjorth, den geschätzten Philosophen, meinen lieben Freund.

Eilig ging nun die Reise weiter zu unseren Verwandten über den großen Belt nach Fühnen, durch Gegenden, die zu den anmuthigsten gehören. Ich besuchte einen meiner ältesten Freunde, Laub in Frörup, der in meiner Jugend einen großen Einfluß auf mich gehabt hat. Er war Prediger des Orts, jetzt mein Verwandter, denn mein Neffe Zeuthen hatte seine Tochter geheirathet. Bei ihm lebte seine ehrwürdige Schwester, die sich durch Geist und Bildung aus-auszeichnete.

Auch bei dem siebzigjährigen Schwager und seiner Frau, meiner Schwester, brachten wir einige herrliche Tage zu, und ich kann nicht unterlassen, einer Feier kurz zu erwähnen, die dazu dienen kann, das schöne Familienleben in seiner langen Dauer und seinem Glücke zu bezeichnen. Zwei Töchter wurden an demselben Tage getraut. Jetzt in diesem Sommer 1844

wurde die silberne Hochzeit beider im elterlichen Hause gefeiert. Die Familie versammelte sich da, siebzehn Kinder und Enkel umringten das alte patriarchalische Ehepaar.

Wir kamen gerade zur rechten Zeit in Hamburg an, als das Königliche Paar feierlich empfangen werden sollte. Es lag den Hamburgern etwas daran, den König von Dänemark zu gewinnen. Er ward von seinen reichen Unterthanen in Altona, den Herren Conferenzräthen Bauer und Donner, und von dem Hamburger Senator und Besitzer Flottbeks, Herrn Jenisch, mit großer Pracht aufgenommen, und auch in Hamburg festlich empfangen, wo mein alter Freund Sieveking, den ich zu meiner Freude in Kopenhagen als Abgesandten der Stadt Hamburg fand, den Empfang des Königlichen Paares zu veranstalten hatte. Sieveking, welcher das Verhältniß, unter welchem ich mich in Kopenhagen aufgehalten hatte, genau kannte, fand Gelegenheit, den Freund, der ihn in Hamburg besuchte, als völlig zum königlichen Gefolge gehörig, zu

betrachten. Nun wurden wir wieder in das Hofleben hineingezogen; wir erhielten von neuem Beweise der königlichen Huld. Syndikus Sieveking gab dem Könige ein sinniges Fest in seinem Hause, bei welchem mit den Senatoren, die Gelehrten und Künstler der Stadt erschienen. Er selbst hielt eine Anrede an den fremden Regenten, die ich den besten der Art, welche ich je gehört habe, gleichzustellen wage.

Die Königin legte hier Beweise von ihrem religiös wohlthätigen Sinne ab; — meine Frau und Tochter durften sie begleiten, als sie in Altona und Hamburg die wohlthätigen Anstalten mit großem Interesse besah. Vor Allen wurden zwei uns freundschaftlich gesinnte Persönlichkeiten zu unserer Freude durch dieses königliche Interesse gehoben. Es war der Director des rauhen Hauses, Herr Wichern, und Fräulein Amalie Sieveking; welche beide durch die Tiefe christlicher Gesinnung, durch die entschiedene Aufopferung des ganzen Daseins, aber auch durch ein bewunderungswürdiges practisches Geschick, wodurch sie selbst den anders Gesinnten Anerkennung abzwingen und sie beherrschen, zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten, die ich mein langes Leben hindurch das Glück hatte, kennen zu lernen,

gerechnet werden müssen. Amalie Siveking brachte viele Abende bis nach Mitternacht in unserm Gasthofe mit uns zu, und sie war uns doppelt theuer als Schwester eines meiner geliebtesten Freunde, Sivekings in London, der seine deutsche Gesinnung in einem fremden Lande rein zu erhalten gewußt hat, und mich öfters mit seiner liebenswürdigen Frau in Breslau und Berlin durch seinen Besuch beglückte.

Als wir uns nun auf der Gränze von dem uns gewogenen Königlichen Paare, so wie von den Freunden trennten, ergriff uns eine tiefe Wehmuth; wir erkannten, daß jetzt eine bedeutende Epoche unseres Lebens abgeschlossen war.

Noch sollten wir auf dieser Reise, die wunderbar reich war, etwas sehr Erfreuliches erleben. Eine Schwester meiner Schwiegermutter war in Lüneburg verheirathet gewesen und vor vielen Jahren gestorben. Dieser Zweig unserer Familie in Hannover war von dem preußischen durch Lebensverhältnisse lange getrennt. Nun bekam ich in Hamburg einen Brief von einem Verwandten, Nolte, welcher in Lüneburg als angesehener Jurist lebt. Er wünschte uns bei sich zu sehen. Wir meldeten unsere Ankunft, und glaubten zur Mit-

tagszeit dort einzutreffen, aber die schlechten Wege in der Haide hielten uns auf, der Abend fand uns noch auf der Landstraße. Ungeduldig wurden wir von den müden Pferden in völliger Dunkelheit fortgeschleppt. Als wir Lüneburg erreichten, mußten wir uns auf den dunkeln fremden Straßen nach der Wohnung des Verwandten erkundigen, und als wir uns dieser näherten, sahen wir ein großes Gedränge von Menschen. „Hier ist ein Unglück geschehen,“ äußerte meine Tochter ängstlich. Ich vermuthete eine Feuersbrunst, weil mir eine starke Erleuchtung auf der Straße auffiel. Langsam und mit Mühe fuhren wir weiter, und entdeckten einen großen Garten, der durch ein Gitter von der Straße getrennt und mit einer Menge bunter Lampen festlich geschmückt war. Der Wagen hielt still, der Verwandte empfing uns und wir wurden in den Garten geführt, welcher von Gästen wimmelte. Schon zu Mittag hatte eine große Gesellschaft uns erwartet.

Auf eine so glänzende Weise wurden wir von unseren Verwandten empfangen. Ein Bruder unseres freundlichen Wirthes, Prediger in dem vormals geschichtlich merkwürdigen Bardewyk, versammelte Verwandte und Freunde zu einem festlichen Mahle am

zweiten Tage, und am dritten waren wir bei dem jüngsten Bruder, ebenfalls Prediger und Vorsteher eines bedeutenden Erziehungs-Instituts. Im Taumel der Geselligkeit verlebten wir die Tage, deren Festlichkeit durch lehrreiche Unterhaltung wohlunterrichteter Männer, durch die gesellige Anmuth der Frauen, durch Betrachtung der Merkwürdigkeiten der geschichtlich bedeutenden Stadt, am meisten aber durch die Freundschaft und Liebe der Verwandten verherrlicht wurde.

Jetzt erst, nachdem wir Lüneburg verlassen hatten, fanden wir uns wieder als gewöhnliche Reisende, die gelegentlich Verwandte und Freunde vorbeieilend begrüßen, wie meinen Schwager, den Präsidenten von Stelzer in Halberstadt, die Freunde in Halle, und zuletzt Tieck in Dresden.

Berlin.

Ich kam nach Berlin zurück, und auch hier war lauter Jubel. Wenige Tage nach meiner Rückkunft sollte der Einzug des Königs in seine Hauptstadt stattfinden. Vor fast vierzig Jahren trat mir Preußen als

ein kriegerischer Staat entgegen, und die militärische Richtung, die er genommen hatte, preßte mir beinahe das Herz ab. Es war die geistige Macht, die mich in dieses Land lockte, von dieser erwartete ich so Vieles, so Großes: aber noch hatte sie hier keinen irdischen Boden gefunden, keine Art nationaler Bedeutung. Die Künste waren durch die Uniformen repräsentirt, die Poesie verstummte den Trommeln gegenüber, und die orientalische Zeit, in welcher die geistige Freiheit den Stock noch fühlte, lag zu nahe. Die Zukunft, welche die Wachtparade in geistige Bewegung setzen sollte, war schon da, es schien, als sollte Alles zu Grunde gehen, ja als wäre es schon zu Grunde gegangen; aber die blutenden Wunden der harten Züchtigung hatten das Volk nicht getödtet, vielmehr innerlich erschüttert und ihm neue Kraft gegeben. Als der Bürger Krieger ward, fand der Geist Waffen, und durch diese einen Boden; er mußte erst, wenn auch unbestimmt und gestaltlos, heimisch werden im Lande. Der Stock verschwand; der ehrenhafte Bürger war schon innerlich bewaffnet, bevor er in Reihe und Glied trat. Er verdrängte den elenden, gemietheten Soldaten, es fing an für eine Ehre zu gelten, Krieger zu

sein, und an die Stelle der bloßen Politik trat das lebendige Volksthum. Da sah ich, wie das Volk inmitten des Drucks sich sammelte, wie es sich um den geliebten Herrscher schaarte. Ich durfte in die Mitte dieses neu erwachten Lebens treten, seine Sorgen und seine Triumphe theilen. Da erhielt selbst jene militärische Zucht, die mich früher als eine wesenlose Form zurückstieß, ihre Bedeutung.

Da war es, als träte das größte, tiefste Geheimniß der Geschichte, die Einheit der selbständigen Freiheit und der Hingebung, der Treue und des Gehorsams mir entgegen. Dieser Einheit ergab ich mich, sie leitete alle meine Gedanken, und wenn ich manchmal — ich will es nicht leugnen — für die Freiheit zitterte, wenn die Großen sich gegen diese zu verschwören schienen, um nur den Gehorsam zu retten, so war meine Angst nicht geringer, wenn dieser unsicher zu werden anfing und zu schwinden schien. Es ward mir klar, daß es ein bindendes Glied gab, welches mit Freiheit gehorchte und durch Gehorchen frei ward, das war die Treue, die das Mannigfaltige zur Einheit verband, indem man sich dem Fürsten vertrauungsvoll unterwarf, und ihn als das innerste Lebensprincip des Volks

in die Mitte desselben hineinzog, indem er sich demselben ganz hingab. Die Treue ist dieselbe, in dem geringsten scheinbaren Knechte, wie in dem Fürsten selbst; was die allumfassende Liebe für das ganze Geschlecht, das ist die heilige Treue für ein Volk; wo sie nicht ist, wo sie nicht lebt, da herrscht Unruhe, ewiger Widerstreit und Unsicherheit, Barbarei und Anarchie; selbst wo das Größte und Kühnste errungen scheint ohne sie, wird es, wenn es sich zu gestalten anfängt, wieder in Frage gestellt, und schwebt unsicher schwankend hin und her, in ewig wechselnder Form. Mehr als ein halbes Jahrhundert hat uns diese traurige Lehre nahe gerückt.

Eine Bürgerschaft giebt es nur, wo alle äußere vereinzelte Interessen ihre Bedeutung in einer höhern organischen Einheit finden, die sich nicht anders denken läßt, als durch wechselseitige Hingebung. Wo die Treue in ihrer Wahrheit hervortritt, da verliert die bloß äußere Verpflichtung allen Werth. Jene ist das organisch Vereinigende in der Freundschaft, in der ewigen Liebe, im Staate. Das Herz braucht dem Gehirne nicht Treue zu schwören, denn sie gehören sich gegenseitig und ursprünglich zu. Alle große und

tiefe Geister haben dieses gesagt, zu allen heiteren und schönen Zeiten, wenn es ihnen vergönnt war, laut zu werden; ja es war zu jeder Zeit das Höchste und Tiefste, was die Geschichte zu verkündigen vermochte; zwar in immer lebendigerer Form, immer tiefer das Leben umfassend, soll es verkündigt werden, soll es das Dasein in seiner ewigen Einheit mit dem Geiste offenbaren, aber etwas Höheres als dieses vermag keine Zukunft auszusprechen, es ist die Offenbarung des Heils, des Gottes, der also die Welt geliebt hat, daß er für sie seinen eingebornen Sohn gab.

Die Fenster in den Straßen, durch welche der König einziehen sollte, wurden für große Summen vermiethet. Zwei Familien hatten sich vereinigt, wir nahmen ein Fenster ein, ich sah, wie die ganze Bevölkerung in Berlin zusammenströmte; die wenigen Bewaffneten, die sich sehen ließen, waren nur da, um Unglück zu verhüten, um das Volk, wo Gefahr drohete, gegen sich selber zu schützen. — Mir war diese Erscheinung wohl bedeutend. Es war derselbe Fürst, welcher, als ich 20 Jahre früher zuerst das Glück hatte, ihm

nahe zu treten, alle Polizei zurückwies, während das Volk auf ihn von allen Seiten zudrängte. So habe ich ihn kennen gelernt, so ist er geblieben. Wo er in der Mitte seines Volks lebt, da lebt das wechselseitige Vertrauen zugleich; er zweifelt nie daran. — Er kennt wohl die Verhältnisse, wie sie sich verworren um ihn her entwickeln, aber die Verwirrung entspringt nach seiner Ueberzeugung nur aus Mißverständnissen. Man muß sich wechselseitig verständigen, nicht durch Zorn und Ungestüm die Verwirrung steigern. — Ich darf es verkündigen, denn ich habe es erlebt. — Eine treue Umgebung hat Mühe gehabt, ihn zu überzeugen, daß man, wie damals bei dem Gedränge, das Volk gegen sich selbst schützen müsse. Und mir war es, als träten die Krieger, die ich vor 40 Jahren zuerst bei großen Revüen begrüßte, als das bedeutungsvolle Symbol des preußischen Staats, jetzt aus der Mitte der frei sich bewegenden Bürger zum eigenen Schutze hervor. In der Mitte dieser Bürger, welche die alten Signaturen ihrer Gewerbe hervorgehoben hatten, erschien nun das herrliche Königs-Paar, dessen eheliches Verhältniß ein Muster für das Land ist; beide nicht bloß äußerlich, auch geistig sich wechselseitig umfassend. Es giebt

nichts geschichtlich Kühnes, was Sie nicht durch Ihn versteht, nichts natürlich Liebliches, was nicht durch Sie Ihm kund wird. Wir sahen das hohe Paar, umspielt von der freien Bürgerschaft. Was ist hier — fragte ich mich — das Gebietende? Wer ist der Anführer dieser Compagnieen? Worin liegt das Anmuthige dieser wechselnden Formen, die sich in der buntesten Mannigfaltigkeit gefallen, und die starre Einförmigkeit der Uniformen* verdrängt haben? Wer ist der Commandirende bei dieser Parade? Der Fürst, er und seine hohe Gemahlin, haben sich dem Volke vertrauensvoll hingegeben, und wer wird es wagen, an seiner Stelle den Gebieter darzustellen? Giebt es etwas Anderes, was genannt werden kann, als die wechselseitige Hingebung, das gegenseitige Vertrauen, das Herz, welches in gesunden Pulsen schlägt, weil es sein eigenes Lebensprincip in einem ordnenden organisirenden Gehirne gefunden hat?

Es ist bekannt, und wird in der Geschichte nicht vergessen werden, welch' eine bedeutende und reiche Epoche mit dem Jahre 1840 hervortrat; reich, nicht sowohl an Ereignissen, wie an Andeutungen einer viel bedeutenden Zukunft. In den langen Friedensjahren

war die lebendige Nationalität, die sich in mächtiger Gesinnung ausdrückt, zurückgedrängt worden, und ein zerstörender, abstracter Kosmopolitismus, der sich in neuen Staatsschöpfungen doctrinärer Art gefiel, war an die Stelle getreten. Eine Gefahr drohende Krise, eben aus dieser die lebendige Geschichte ermüdenden und erschlaffenden Richtung, trat mit der Julirevolution in Frankreich hervor; nicht ohne Schuld einer unglücklichen Dynastie, die durch eine dreißigjährige Erfahrung noch nicht gelernt hatte, die Zeit zu verstehen, die sie zu beherrschen bestimmt war. Alle Keime einer doctrinären sogenannten constitutionellen Anarchie, die in Deutschland schlummerten, regten sich drohend; ein Erzeugniß allseitiger Verirrungen, allseitiger Schuld. Funfzehn Jahre waren verflossen, seit der große Kampf völlig ausgekämpft war. Wer wahrhaft an Deutschland hing, der hatte gehofft, daß nach einer so tiefen Erschütterung es sich in sich, d. h. in seiner eigenthümlichen geschichtlichen Entwickelung, zusammenfassen und gestalten würde; daß es begreifen würde, wie es eine eigene tiefe Aufgabe zu lösen hatte, nicht eine fremde. Aber eben als ich erwartete, daß das Deutschland, welches seine Vergangenheit begriff, welches mich von

meiner frühen Jugend an angezogen, für welches ich gelebt, gedacht, gestritten hatte, wieder aufleben sollte, sah ich mit tiefen Kummer, wie es nicht der inhaltsschweren Vergangenheit und den Keimen der festen Treue des wechselseitigen Vertrauens, der religiösen Liebe sich zuwandte, vielmehr den schwankenden Meinungen der Zeit und den leeren Verirrungen eines feindlichen Volkes, welches, wie es früher mit seinen Waffen, so jetzt mit seinen Meinungen uns zu unterdrücken strebte. Zehn Jahre vergingen in dieser stets wachsenden Furcht. Alles, was durch den herrschenden Ton in der Literatur, und diese unterstützend, in den Gemüthern drohend schlummerte, regte sich immer mehr; meine ganze Hoffnung ruhte in dem, was ich von einem Fürsten erwartete, dem nahe zu treten mir vergönnt war. Ich sah es ein, daß der rechte Krieg gegen Frankreich, derjenige, — durch welchen es innerlich überwunden werden sollte, damit Deutschland in frischer Eigenthümlichkeit innerlich aus einer Vergangenheit, nicht bloß äußerlich aus fliegenden Gedanken des Tages sich erhebe und die Stellung als leitendes Princip für das Festland einnehme, die ihm gebühre, — an die fürstliche Persönlichkeit geknüpft war, der ich Treue

geschworen hatte. Deutschland ist — das war meine durch ein langes Leben tief begründete Ueberzeugung — berufen, alle cultivirte Völker des Festlandes zu befreien, nicht dadurch, daß es seine Eigenthümlichkeit fremden Völkern aufzudringen suchte, vielmehr dadurch, daß es ein jedes Volk nach sich selbst und nach seiner besonderen Geschichte hinwies. Nur so konnte ein tieferes Verständniß möglich werden, und Völker, zu eigener Persönlichkeit heranwachsend, jenes wechselseitige Gespräch anfangen, welches die Mißverständnisse der Zeit lösen wird, und auf dessen Herannahen alle tiefere Geister der Zeit warten. So wie in Europa Deutschland, so trat in Deutschland mir Preußen entgegen, als dasjenige Land, welches als der befreiende Mittelpunkt hervortreten sollte. In der ganzen Geschichte dieses Staates ruheten alle Keime einer neuen Entwickelung. Der große Kurfürst, der recht eigentlich die preußische Monarchie begründete, war berufen, diese zu beleben; er blieb dem deutschen Sinne treu, als jene bedeutende chaotische Mischung von Anarchie einer Volksmasse, Absolutismus des Hofes, Unglaube und verfolgender barbarischer Fanatismus, betrügerische Diplomatik, und von dieser unterstützte,

zerstörende Waffenthat, sich in Paris erhob, das ganze Festland betäubte, durch die Fronde ihren gährenden Mittelpunkt erreichte, und schwankend zwischen Anarchie und Despotismus die giftige Blüthe durch die Epoche Ludwigs XIV. zuerst, dann in tief erschütternder Form durch die Revolution und Napoleon aufschloß. Es war die Epoche, die an die Stelle eines Papstes einen christlichen Kalifen setzen sollte, damit man einsehe, wie selbst eine nichtige Aftergeburt der Geschichte doch nur durch einen tiefern, der Sinnlichkeit unterliegenden Grund, einen vorübergehenden Glanz erhalten konnte. Dieser Absolutismus, der Paris an die Stelle des in sich gesunkenen Roms versetzte, erzeugte die Revolution und mit dieser seinen eigenen Untergang. Aber die innere, betäubende Herrschaft, die in der auflösenden Gährung ruhete, hatte eine pestartige Krankheit über das ganze Festland erzeugt; die Religion, die sittliche Gesinnung, die Sprache war angesteckt, und diese Pest herrscht in Europa noch. Frankreich soll nicht bloß äußerlich, sondern innerlich überwunden werden. Nur wenn wir geheilt sind, wird das Deutschland entstehen, dem ich mich geweiht habe, und was mir Schelling war in meiner Jugend in wis-

senschaftlicher, das ward mir in geschichtlicher Rücksicht die fürstliche Person, an welche ich mich anschloß in meinem Alter. Er bestieg den Thron; im Lager erzogen, mußte er als Kind noch mit seinem Vater nach den äußersten Grenzen des Reiches fliehen; er erlebte in früher Jugend den großen, siegreichen Kampf in der Mitte der Kämpfenden; sein ganzes Kindesleben und seine jugendlichen Jahre haben es ihn gelehrt, wie die rettungsloseste Lage eine Verheißung in sich einschließt, wenn sie ein göttliches Recht festhält. Er trat jetzt hervor. Wie er öffentlich erschien, in der alten Hauptstadt des Königreichs, wie er aus der Mitte des erwachten bürgerlichen Bewußtseins emporstieg, Preußen als das eigene, ihm von Gott angewiesene Reich zu beherrschen, ist uns Allen in frischem Andenken. Eben in dieser Zeit zeigten sich politische Verhältnisse, die uns mit dem wichtigsten Kampfe, den wir noch zu bestehen haben, bedrohten. Wer war es, der damals das deutsche nationale Bewußtsein im innern, mächtigen Mittelpunkte vereinigte, daß es laut ward und die lange vermißte Sprache sich wiederfand? Er war es. Welche bedeutende Stellung Preußen damals einnahm, ist einem Jeden bekannt.

Am Rhein ruhte ein altes Denkmal deutscher Größe, in seiner Art das kolossalste und zugleich das kunstreichste, welches die ganze Geschichte des Geschlechts jemals sah. Als Deutschland seine eigentliche geschichtliche Bedeutung zu verkennen anfing, erlahmten die Hände, verstummte der kunstreiche Geist, und unvollendet liegt das große Werk da. Aber es hat seinen kühnen, die Zeit beherrschenden Sinn für alle Zeiten ausgesprochen. Wir sollen den Bau aufnehmen und erneuern, nicht so wie er durch die Erlahmung der Zeit stockte, aber im frisch erneuerten Sinne. Was ein erkranktes Leben erfrischen will, muß selbst lebendig sein; es soll nicht bloß sich passiv hingeben, es soll die alte, in sich erkrankte Zeit über sich selbst aufklären, daß sie neu erstehe. Das wirklich Belebende einer neuen Zeit ist nur conservativ, indem es zugleich progressiv ist.

Hier nun an diesem Gebäude, als an dem unvergänglichen Symbole für ganz Deutschland, trat der Fürst hervor; nicht bloß von den vielen Tausenden, die, hingerissen seine Worte hörten, ward er vernommen; was von geschichtlich deutlicher Erinnerung tief schlummernd in völliger Bewußtlosigkeit versunken, von den

herumirrenden Begriffen des Tages betäubt, in den Millionen Gemüthern des deutschen Volkes ruhte, vernahm den Ruf. Seit der Zeit der Kreuzzüge war keine ähnliche Stimme, welche die Geschichte in sich erbeben machte, und an der nämlichen Stelle, vernommen. Verwöhnt, weil ich das Glück hatte, so viel Großes unmittelbar zu erleben, beweinte ich meine Abwesenheit, wie die von Belle-Alliance.

Die Rede verstummte, die große Erhebung der Gemüther mit ihnen, Alles verbarg sich in die Wolken der verwirrenden Gegenwart. Aber wir wissen, daß der Tag nahe ist; und die düstern verdunkelnden Wolken machen uns nicht irre.

Schluß.

Daß unsere Zeit mehr eine gährende, provisorische mehr auf eine Zukunft, die sich gestalten will, als auf eine in sich ruhende, abgeschlossene, bleibende Gestaltung hindeutende, in allen ihren mannigfaltigen Richtungen genannt werden muß, ist eine Ansicht, die sich

so allgemein ausgebildet hat, daß sie als die herrschende betrachtet werden kann. Durch sie wird der Unzufriedene, wie der in ruhiger Zuversicht für die Zukunft Wirkende in Thätigkeit gesetzt, und wenn im irdischen Leben eine solche Ansicht zu allen Zeiten da war, so drängt sie sich doch in unseren Tagen, da frühere Zeiten bis zu den dunkelsten immer lauter werden und, nachdem sie vergangen sind, wieder auferstehen, um ein Verständniß zu finden, welches sie in ihrem irdischen Dasein nicht zu finden wußten, besonders auf. Eine Betrachtung werde ich, von dieser Voraussetzung ausgehend, anstellen. Sie soll in demjenigen, was ich erlebt habe, meine Zukunft darstellen, wie sie mir hoffnungsvoll entgegenkommt, und ohne das Gepräge der Subjektivität abzuleugnen, als ein Fortlebendes, Ordnendes zu enthüllen suchen; das Fortschreitende in unsern Tagen, in so fern es ein Unsterbliches in sich enthält, enthüllen, die Gegenwart ihrer wahren Zukunft näher rücken, das zugestanden Unfertige demjenigen gegenüberstellen, was man in übereilender Hast abschließend, als ein Fertiges hinstellen möchte.

Was uns auf eine solche Weise entgegenkommt,

geht nicht von einem Einzelnen aus, es erscheint als eine Bewegung des ganzen Geschlechts, und dadurch als eine That des leitenden liebenden Gottes. Es giebt der Thätigkeit der Zeit im größten wie im kleinsten Kreise ihre eigentlichste Bedeutung. Was wir Segen nennen, erhält seine beseligende Kraft durch eine Betrachtung dieser Art. Und ziemt sich das Gebet für den Greis, der sich dem Grabe nähert und sich seinen nahen Tod nicht verbirgt, daß Gott dasjenige, welchem er wahrhaft nach seinem Willen für das Fortschreiten des Geschlechts, eben daher durch seine Gnade gestützt, nachstrebte, bestätigen und segnen möge, so wird man es verstehen und entschuldigen, wenn ich von Allem mich abwende, was uns in unruhige Bewegung setzt und dem unsterblichen Keime einer heilbringenden Zukunft mich zuwende.

Die tüchtige That ziemt sich für das rüstige Alter, und nicht für einen jeden in meinem Alter würde ein Entschluß, wie der meinige zu rechtfertigen sein; für denjenigen nämlich nicht, der eine bedeutende äußere That in der Gegenwart auf bestimmte Weise zu vollenden berufen ist. Auch ich habe unfertig, wie alle

meine Werke vorliegen, über Manches noch Rechenschaft abzulegen und bitte Gott, daß er mir Zeit und Kräfte gönne, damit es, wenn auch unvollkommen, gelinge. Derjenige, an welchen Gott meine Hoffnung für eine größere Zukunft am engsten angeschlossen hat, mein König, dem ich vertraue, muß ganz für die Gegenwart thätig sein. Aber was ich in der Gegenwart suchte, deutete von jeher betrachtend auf eine Zukunft und wandte sich dieser zu. Ich suchte Deutschland; ich fand es dem drohendsten Untergange hoffnungslos preisgegeben und lebte mit aller Macht meiner Gegenwart nur für seine Zukunft. Ich sehe es jetzt in der Verwirrung der Zeit, innerlich von dieser ergriffen, und dennoch bestimmt, eine große Zukunft zu erringen. Ich sah, wie in früheren Zeiten diejenigen äußeren Verhältnisse, die Deutschland mit dem Untergange drohten, auch mein kleineres Vaterland ergriffen und seiner Zerstörung entgegen zu führen schienen, es jetzt wieder und zwar auf eine bedenkliche Weise in den Kampf verwirrender Meinungen hineinrissen. Hier wie dort knüpfen sich meine Hoffnungen an die Gesinnungen fürstlicher Personen.

Was uns daher hier beschäftigen soll, ist der erwachte Sinn, der sich zur geschichtlichen Gesinnung steigert, und ohne daß man sagen kann, daß diese die Macht durch irgend eine Person erhielt, Wurzel faßte in der Geschichte und unsere Zeit unterscheidet von einer vergangenen.

Ich fange mit demjenigen an, was, wenn gleich nur besondere, wenn man sie so nennen will, engere Verhältnisse ergreifend, doch eine höhere sittliche Bedeutung hat. Daß das Christenthum die Sclaverei des Alterthums vernichtete, wird allgemein zugestanden, und dennoch erzeugte sie sich wieder und zwar in der furchtbarsten Gestalt, wie die Religionsverfolgung den grausamsten Haß aus der Quelle der Liebe schöpfte.

Unserer Zeit ist es erst gelungen, auf immer den Sclavenhandel als ein Verbrechen in den geschichtlichen Codex des Geschlechts hineinzutragen. Ich nenne diese Bewegung der Geschichte zuerst, weil sie der Zeit nach die erste war, die auf einen rein sittlichen Moment gegründet hervortrat, weil sie die Gesammtmasse der Cultur in ihrem Gegensatze gegen die Völker, die wir, um einen Ausdruck der Alten zu brauchen, die barbarische Menschenmasse nennen können, umfaßte, weil

sie zuerst das gesammte Geschlecht in derselben Alles erlösenden Geschichte Gottes aufzunehmen anfing, dann aber auch, weil diese erste Morgenröthe eines bessern geschichtlichen Sinnes in meinem Vaterlande hell wurde. Und ich gestehe, daß ich mit besonderer Freude die Aeußerung des verständigen, besonnenen, durch seine Gesinnung hochgeschätzten, wie durch sein Geschick bewunderungswürdigen Robert Peel vernahm, als er in einer schönen Rede, in einem bedeutenden Momente gehalten, auf die sittlich geschichtliche Macht der gesetzgebenden Erklärung eines kleinen Staates aufmerksam machte, die durch ihren sittlichen Inhalt, so wie sie ausgesprochen wurde, eine gebietende Gewalt über alle Staaten erhielt! Der Sclavenhandel ist leider nicht unterdrückt, leider hat er an Grausamkeit und Scheußlichkeit zugenommen, aber nicht angegriffen ist der Codex, der von jetzt an auf immer in der Geschichte gebietet. Nord- und Süd-Amerikaner, Spanier und Portugiesen bleiben geschichtlich als Verbrecher bezeichnet, denn das Gesetz, welches sie richtet und verdammt, läßt sich, einmal veröffentlicht, niemals zurücknehmen. Die Engländer gingen weiter, sie nur konnten es, als sie die Sclaven freisprachen. So hat eine neue Epoche

in dem Verhältniß des Geschlechts begonnen, ohne daß wir irgend einen andern Ursprung zu bezeichnen vermögen, als die durch das Christenthum hervorgerufene innere sittliche Bewegung des Geschlechts.

Wir treffen auf eine zweite Epoche, die das Verhältniß der Völker untereinander sittlich zu ordnen verspricht: die innere Umänderung diplomatischer Grundsätze, wie sie in der frühern Geschichte vorherrschten und im dreißigjährigen Kriege besonders mächtig waren. Es liegt freilich hier eine nationale Kasuistik sehr tief, und sie ist schwer auszurotten. Und wenn das Verhältniß zwischen den cultivirten Völkern und den Barbaren als ein verdammungswürdiges, ja verbrecherisches beurtheilt wird, so muß das zwischen den cultivirten Völkern selbst, wie es sich gestaltete, noch strafwürdiger erscheinen. Doch ist es nicht zu leugnen, daß dasjenige, was sich zuerst durch die fromme Gesinnung einer heiligen Alliance äußerte und freilich zu wenig aus den damaligen nationalen Verhältnissen selbst erzeugt wurde, daher auch zu sehr auf eine schwache Persönlichkeit hinwies, dennoch als eine, wenn auch fruchtlose, Andeutung einer innern zukünftigen sittlichen Gestaltung betrachtet werden muß, die sich in

der Geschichte Bahn brechen will, und deren innerster Keim sich nicht mehr verdrängen läßt. Fragen wir nun, wie diese Stimmen laut wurden in der Geschichte, wodurch sie den großen Einfluß gewannen, so können wir keine andere Quelle als die (wenn auch nur mittelbar) der christlichen Religiosität, nachweisen; sie ist entstanden, ohne daß wir einen menschlichen Ursprung nennen können. Wilberforce sprach nur eine Gesinnung aus, die schon da war, ohne laut geworden zu sein. Dahingegen treten die Richtungen moderner Bildung einzeln betrachtet, nicht mit der Sicherheit eines Bestandes hervor, und wenn sie eine solche dennoch erhalten, so gründet sich die Zuversicht unserer Hoffnung nicht auf die Form, in welcher sie erschienen sind. Alles, was ordnend ist in der Geschichte der Gegenwart, will den Frieden, und zwar durch ein wechselseitig sittliches und redliches Verhältniß der Völker zu einander; und dennoch ruhen die mannigfaltigsten Mißverständnisse allenthalben. Dieselbe Masse, die alle ordnende Vergangenheit verdrängen will, sucht den zerstörenden Haß der Völker gegen einander zu nähren. Denn drohend tritt uns als ein Vorzeichen die Zeit der Revolution entgegen, und

dennoch nur als schwaches Vorzeichen einer noch mächtigern Zukunft. Alle Momente der Geschichte wollen in jedem Gemüth wach werden, der ordnende Instinkt einer bewußtlosen Treue, die sich einer höhern Leitung mit Hingebung unterwarf, und eine geschichtliche Masse bildete, entweicht immer mehr, und ein jeder Krieg wird ein bis zur Religion gesteigerter Meinungskrieg mit allen nächtlichen Zeichen des Fanatismus werden. Das Bewußtsein, daß es so sei, das Schrecken vor einer solchen zerstörenden Zukunft, ist selbst ein geschichtliches geworden und die europäischen Völker stehen daher bewaffnet gegen einander mit einer Anstrengung, welche die Früchte des langen Friedens in ihrer viel versprechenden Entwickelung zurückhält. Aber eben hier, wo ein dunkles Geschick droht, tritt eine mächtige Bildung hervor, durch welche die drohende Gefahr abgeleitet zu werden scheint. Sie ist eine Schöpfung der Begeisterung, von welcher die deutschen Völker ergriffen wurden, als ihr Untergang nahe schien; sie trat aus einer Gesinnung hervor, die damals alle Gemüther durchdrang und nur ein Geschöpf eines vorübergehenden Enthusiasmus zu sein scheint, aber dennoch bleibende Wurzel in der Geschichte gefaßt hat. Die

Ueberzeugung, daß ein jeder Bürger, der waffenfähig ist, Krieger sein müsse, daß ein eigenthümlicher Besitz nur zum wahren geistigen Eigenthum gesteigert werden könne, wenn er, wie eine gesunde Organisation, indem er sich kräftig entwickelt, zugleich einen jeden Angriff abzuwehren vermag, wie er in jenen herrlichen Tagen entstand, fand eine ordnende Persönlichkeit, und Scharnhorst ist der Wilberforce aller europäischen Krieger geworden. Die Entwickelung dieser für alle Zukunft wichtigen Schöpfung gedeiht am fröhlichsten, wo sie entstand, und die Masse unserer gemeinen Krieger hat eine Wiedergeburt erlangt, die denjenigen, der frühere Zeiten kannte und erlebt hat, in Erstaunen setzen muß. Es ist mir eine Freude, den preußischen Soldaten zu begegnen; das mechanische gemiethete Geschöpf der bloßen militairischen Parade verschwindet immer mehr. Diejenigen, die jene Zeit in ihrer Beschränktheit aufrecht erhalten wollen, anstatt was damals sich einseitig ausbildete, für eine höhere Gestaltung frei zu gebrauchen, sind die Unglücklichen; denn schon seit Jahren erkannte ich den Sinn, der meinen König durchdringt. Er ist im Lager erzogen, aber in einem Lager, welches von dem Geiste eines kriegerischen Volkes durch-

drungen war. Was damals Alle erhob und begeisterte, ist ihm ein inneres bleibendes Lebenselement geworden. Der Soldat ist nicht mehr ein bezahlter, der den Bürger vertheidigt, ein jeder eigenthümliche Mann vertheidigt sich selbst. In ihrem edelsten Sinne ist die alte Aeußerung: pro aris et focis kämpfen, eine volle lebendige Wahrheit geworden. Dadurch ist nun der Krieg ein inneres Element des Friedens; die zweckmäßigste, recht eigentlich practische Schule der allgemeinen Cultur hat ihren fruchtbarsten Boden gefunden, und eine jede mit Krieg drohende Zeit, auch wenn sie ohne Kampf verschwindet, ist ein, alle Richtungen des Staatslebens erfrischender Moment. Wir erlebten, wie zur Zeit der Begeisterung 1813, eine ähnliche Epoche im Jahre 1840. Was so in Preußen entstand, ist europäisch geworden. Alle Völker erkennen die Vorzüge der preußischen, und wie wir sie jetzt schon nennen dürfen, der deutschen Bewaffnung, und die größten fremden Staatsmänner sehen in den Schwierigkeiten, sie einzuführen in ihrem ganzen Umfange, Schranken des Staatslebens, die sie tief betrauern.

Wenn nun auch ein Krieg unvermeidlich ist, so ist dasjenige, was unsere Zuversicht begründet, was die

Hoffnung festhält, daß ein sittliches Moment wechselseitiger Anerkennung der Völker, mit diesem eine immer reifer werdende Verständigung, die höhern geistigen Keime erhalten und in ihrer Entwickelung fördern wird: die anerkannte Absicht aller europäischen Völker, den Frieden zu erhalten, wo Leidenschaften der Masse den Krieg hervorrufen möchten. Je länger es den Fürsten gelingt, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern, desto weniger gefährlich wird er, denn desto mächtiger werden die ordnenden Geister des Geschlechts, die den rohen Zustand des gegenseitigen Angriffs beschwören, und deren immer mehr wachsende Bedeutung für die Zukunft, wie ich sie inmitten der gährenden Verwirrung der Gegenwart erkenne, jetzt angedeutet werden soll.

Da begegnet mir dann zuerst tröstend die geistige Entwickelung des Erkennens, der Wissenschaft und Kunst. Die Geschichte, wenn sie wahrhaft progressiv ist, schreitet in scheinbarem Widerspruche, wie jene büßenden Pilger, die bei jedem Schritt vorwärts einen halben rückwärts thaten, zu ihrem Ziele. Es ist ihre eigenste Bedeutung, auch hierin Nachfolgerin des Erlösers zu sein, der die schlummernden Geister der Vorzeit erweckte.

Die Geschichtsforschung, wenn sie die Thatsachen, als solche von allen trübenden Verhältnissen gereinigt, hervorzuheben versucht, gewinnt eine Zukunft, die den erworbenen Schatz nie wieder verliert. In unsern Tagen, wo sie bis zu einem Moment gelangt ist, welcher früher gar nicht benutzt werden konnte, wo sie sich auf die früheste Naturbewegung der Völker und die durch diese hervorgerufene Metamorphose verwandter Sprachen zurückzieht, und alle schwankende Ueberlieferungen durch diesen sichern Maaßstab zu prüfen unternimmt, hat eine Base erhalten, die, was sie mit Sicherheit gewinnt, für alle Zukunft besitzt. Naturuntersuchungen dieser Art schließen die dunkelste Vergangenheit auf und werfen ein Licht auf alle spätere Zeiten. Wir wissen, welchen Werth unser König auf Forschungen dieser Art legt, und wie er den Mann geehrt hat, welcher der Gründer einer neuen Wissenschaft wurde. Die immer weiterschreitenden unermüdlichen Quellenforscher entreißen die Geschichte immer mehr dem unsichern Wechsel schwankender subjectiver Vorstellungen, und wenn auch die Arbeiter in diesem mühsamen Felde der Masse der Untersuchungen nicht selten zu unterliegen scheinen, so läßt sich doch der

höhere belebende Geist nie völlig verdrängen. Wir besitzen zwar nicht in unsern Tagen Geschichtsforscher wie die Alten, die in ihrem Volke eine sichere Heimat erkannten, und von dieser aus mit freiem, großartigem, natursicherem Blicke sich selbst in die Mitte aller bekannten Völker stellten, mit hellem Auge um sich schauten, wie der scharf beobachtende Naturforscher in der Mitte der gegebenen Gestalten, Alles gelten lassend und anerkennend, eben weil es da ist. Wir sind noch beherrscht von Berichtigungen, die auf uns einströmen, und während die fortdauernde Correctur uns ganz in Anspruch nimmt, dürfen wir kaum an die Fortsetzung des Textes denken. Wie doch dürfen wir hoffen, daß diese uns gelingen sollte in einer Zeit, in welcher unsere tiefste Nationalität zugestanden keine Gegenwart ist, sondern durchaus eine Zukunft, wenn auch eine keimreiche und hoffnungsvolle?

Aber die Wissenschaft, die als solche die reinen Thatsachen am schärfsten hervorzuheben vermag, — Thatsachen nämlich nenne ich Gegenstände der Erfahrung, die von allen schwankenden Meinungen losgerissen, uns und selbst unser Denken beherrschen, und eben wenn wir die Herrschaft unbedingt anerkennen,

uns frei erklären — die Naturwissenschaft ist mit einer Macht hervorgetreten, die unser ganzes sociales Leben gestaltet hat. Es wäre vollkommen überflüssig, hier eine Betrachtung anzustellen, die auf eine fast betäubende Art die Gegenwart beschäftigt; nur eine Seite derselben gehört hierher und darf nicht unerörtert bleiben.

So wie die Menge der scharf erkannten und in ihren Verhältnissen bestimmten Thatsachen wächst, wird auch das Denken durch seinen erfahrungsmäßigen Inhalt schärfer und in sich sicherer. Völker sind, nachdem sie einen Blütepunkt erreicht und Zeiten erlebt haben, deren Verlust ewig betrauert wird, in eine bedaurungswürdige Barbarei zurückgesunken; es frägt sich, ob ein Unglück ähnlicher Art für die cultivirten Völker zu befürchten steht. Zwar wäre es durchaus voreilig, in dem Aufblühen der naturwissenschaftlichen Studien, in der Virtuosität der Mechanik, der Chemie z. B., ein Sicherungsmittel gegen eine zukünftige Barbarei zu finden. Man könnte vielmehr sehr wohl eine Zeit erwarten, in welcher die in dieser Richtung am meisten ausgebildeten europäischen Völker eine Rolle spielen würden, wie Griechenland während der glänzenden Zeit Roms, oder die Byzantiner, während die Ger-

manen stiegen. Aber von dieser Richtung der rohen Technik in ihrer geistlosen Virtuosität ist hier gar nicht die Rede, obgleich auch sie eine Bedeutung hat, die nicht übersehen werden darf. Es entsteht vielmehr inmitten dieser wachsenden Kunst, ich möchte behaupten wie in der Geschichte der Erde, nachdem der Kampf der rohen Elemente gemäßigter geworden, eine höhere Bedeutung eigenthümlicher geschichtlicher Gestaltung. Je leichter erzeugt, je sicherer und anmuthiger gestaltet der Gegenstand menschlicher Arbeit erscheint, desto mehr nimmt er auch die höheren, ordnenden, organisirenden Kräfte in Anspruch, und in sofern ist in unsern Tagen eine Erscheinung hervorgetreten, die, je bewußtloser sie sich gebildet hat, desto hoffnungsvoller der Betrachtung entgegen tritt. Die Revolution und ihre unglücklichen Früchte entstanden dadurch, daß man anstatt sich der schaffenden, die Geschichte beherrschenden Thätigkeit hinzugeben, sich den allgemeinen Reflectionen zuwandte und von diesen eine nicht bloß sichere, sondern sehr schnelle Hülfe erwartete. Nun ist mehr oder weniger in allen Bürgern durch die wachsende materielle Cultur, durch die Entstehung neuer Organe, die die Leichtigkeit der Bewegung, die Klarheit der Mit-

theilung und dadurch die Möglichkeit einer wechselseitigen Verständigung entwickeln und fördern, eine entgegengesetzte Richtung in der Geschichte wach geworden, deren Existenz wir wenige Jahre früher kaum geahndet hätten.

Es sind nur 21 Jahre verflossen, seit Oken die Naturforscher Deutschlands zum wechselseitigen Verständniß versammelte. Es war eine Volksversammlung, die sich der im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts durch Baco veranlaßten aristokratischen der Academie gegenüber bildete; auch blieb sie Jahre lang auf die Naturforscher und auf Deutschland beschränkt. Was ist es nun aber, wodurch diese Art der Vereine allmälig europäisch geworden ist, so mächtig, daß sie alle bedeutende Beschäftigung umfaßt, eine jede in ihrer Eigenthümlichkeit festhält, eine wechselseitige Verständigung für lebendige Entwickelung innerhalb bestimmter Grenzen sucht, und dadurch sich zu fördern strebt? Sind die Vereine nicht in wenigen Jahren, als Früchte des Friedens, in allen Ländern mächtig geworden? Wer kann sagen, er sei der Urheber einer neuen Richtung der Cultur, die offenbar mit wunderbarer Gewalt sich aus allen Richtungen des sich in

sich besinnenden geschichtlichen Lebens erzeugt hat? Ich scheue mich nicht, es auszusprechen, daß ich in dieser Richtung eine geschichtliche Wiedergeburt des Geschlechts schaue. Die Corporationen früherer Zeiten erzeugten eine innere Zersplitterung, einen egoistischen Separatismus, welcher das ganze Staatsleben ansteckte, von diesem ging die tödtende Selbstsucht der Innungen, Monopole, Handelsbeschränkungen aus, und das Staatsleben aller Völker verwickelte sich in Widersprüche, die Ketten erzeugten, die immer drückender wurden, daß man nur durch eine gewaltsame That der gefährlichsten Art sie zu sprengen vermochte. Jetzt wollen diese Corporationen sich wieder erzeugen, aber in einem höheren geistig lebendigen Sinne. Wenn eigenthümlich geistige Organe sich in sich verständigen, dann werden sie auch sich untereinander verstehen. Aber wie diese wunderbare Umkehrung der Gesinnung nicht willkürlich entstanden ist, so kann auch ihre Bildung nicht durch eine äußere Composition der Vereine herbeigeführt werden. Die Ordnung der neuerwachten Corporationen bildet sich offenbar durch eine Bewegung des Geschlechts, und die lebendig gestaltenden Momente dieser Bewegung werden durch eine höhere

Hand geleitet. Noch ist diese Richtung in den ersten Keimen; nur wer nicht sinnlich in einer engen schwankenden Gegenwart, sondern in der Geschichte lebt, kann die große Hoffnung fest halten, die ihm hier als ein bleibendes Gut des Geschlechts heiter und geschwängert von einer mächtigen Zukunft entgegentritt. Daher beschränken sich diese Vereine nicht bloß auf materielle Interessen; auch die höchsten suchen eine sichere eigenthümliche Gestaltung, die freilich allenthalben jetzt noch eine unsichere, unreife genannt werden muß, und so betrachtet, schwach, ohnmächtig ist, so daß ein jeder Verein für sich billig mancherlei Tadel unterliegt. Denn noch sind diese Gemüther übertäubt von dem abstract allgemeinen, jede bestimmt eigenthümliche Bildung vernichtenden revolutionären Geschrei, welches immer gesetzwidriger, tobender, widerwärtiger wird, je mehr es seinem Untergange entgegen geht. Es ist doch auffallend, wie die revolutionäre, die absolut einseitig kosmopolitische Richtung in ihrem Fortgange sich ergriffen sieht von einer Thätigkeit, die in jeder sondernden Form einen bestimmten Inhalt sucht.

Bis auf diese Stelle habe ich der Betrachtung ihren allgemeinen Charakter nicht nehmen wollen, hier

aber drängt sich die Nothwendigkeit auf, die Bedingung zu erwägen, unter welcher eine wechselseitige Verständigung, eine Einheit der noch getrennten Vereine möglich wäre. Die Begünstigung einer höhern, bleibenden, das menschliche Geschlecht liebenden Hand, welche vorausgesetzt werden muß, wenn, was uns so hoffnungsvoll entgegenwinkt, als eine heitere geschichtliche Wirklichkeit hervortreten soll, kann nur durch eine menschliche Persönlichkeit, der wir uns vertrauungsvoll hingeben, verwirklicht werden. Welcher bedeutendere Mensch ergreift sich nicht in Momenten seines Lebens, in welchen er auf den harten Widerspruch zwischen dem, was er im besten Sinne ausführen möchte, und was er nicht zu thun vermag, stößt. Der Wohlthätigste muß mit harter Entsagung seine Wohlthat, der an bedeutenden Entwürfen Reichste seine ideenreiche Thätigkeit beschränken. Wie oft beklagen wir uns, wenn wir eine solche Erfahrung machen; wie unfähig sind wir, das für uns Heilsame, welches in ihr liegt, zu erkennen; denn was in unserer wohlthätigen Gesinnung echte Liebe, was in unsern ideenreichen Entwürfen Wahrheit ist, hat ein Dasein, und wir würden uns weniger beklagen, wenn wir die Selbstsucht

der That hinzugeben, und das Edelste unseres eigenen Daseins auf einen andern mit hingebender Treue zu übertragen vermöchten. Freilich ruft man mir laut entgegen, solche Gestalten suchen wir ja alle, und wenn wir glauben sie gefunden zu haben, so tritt uns nur an der Stelle der eigenen eine fremde Selbstsucht entgegen, die des Reichen, des Adels, des Fürsten. Wer nur bei dieser Erfahrung die Wahrheit sucht, der fängt die Prüfung bei sich selber an. Er frägt billig, ob seine Selbstsucht nicht die fremde erzeugt und stärkt, ob er die hülfreiche Gestalt, die nur durch Hingebung zu gewinnen ist, nicht von sich stößt. In allen besondern Fällen müssen wir gestehen, daß Reichthum, Macht, gebietende Gewalt über die Verhältnisse, die Bedingungen eines mächtig ordnenden Daseins sind; der geistig Bedeutende wünscht diese Güter nur, um auf eine solche höhere Weise thätig sein zu können. Wenn nun keiner entsagen will, keiner mit Freuden durch einen andern verwirklicht sieht, was ihm nicht vergönnt ist, ja wenn keiner, wie ein Jeder es mehr oder minder vermag, durch ein eignes reinigendes Dasein hier die Macht, dort die treue Hingebung zu veredeln sucht, dann entsteht die wüste Barbarei des

Communismus unserer Tage. Ein Jeder will nicht bloß dem abstracten Rechte, sondern auch dem Besitze nach dem Andern gleich sein. Nicht von innen heraus, — wo jedes Dasein aus einer tiefern Quelle, als die der Sinnlichkeit entsprungen ist, wo die Verhältnisse, unter welchen wir geboren sind, die Bedingungen, unter welchen wir unsere Entwickelung fanden, die Talente, mit welchen wir begabt sind, uns in ein höheres göttliches Dasein versetzen — sondern durch ein sittlich zwingendes äußeres Verhältniß soll eine Composition entstehen, eine mechanische Gleichmäßigkeit, durch welche keiner sich mächtig zu entwickeln vermag, ein Jeder, was er ist, nur auf negative Weise, durch die Beschränkung aller übrigen wird. Da will keiner es einsehen, wie die wechselseitige gleiche Negation nie ein Lebensprincip werden kann, nicht einmal ein mittelmäßiges, noch viel weniger ein heiteres großartiges Leben zu erzeugen vermag.

Fassen wir nun diese Ansicht und halten sie fest, indem wir die Bewegung der ganzen geschichtlichen Zeit betrachten und in jener ein Fortschreiten eines lebendigen durch Gott geleiteten Individuums erkennen, dann begreifen wir, wie ein Bewußtsein des gesamm-

ten Geschlechts, tiefer begründet, als das in verschiedenen Formen der vorübergehenden Zeiten, die Völker durchdringen muß.

Ein jedes Volk bildet sich aus dieser übersinnlichen Quelle, geleitet durch dieses tiefere Bewußtsein, und Alles was ordnend in der Erscheinung Gestalt gewinnt, erhält seine Bedeutung durch sie. Das sinnliche Bewußtsein ist von einer ihm fremden Natur ergriffen, es wird von dieser beherrscht, und wenn der ordnende Verstand eine innere Herrschaft ausübt, so vermag diese doch die der Natur nicht aufzuheben, und eine fremde Gewalt beharrt im Erkennen. Wir können die Knechtschaft nicht aufheben, die uns in der Erscheinung bis in das Innerste unseres Daseins fesselt. Jenes höhere Bewußtsein, durch welches wir mit dem ganzen Geschlecht geistig verbunden sind, kennt diese Fesseln nicht, es bewegt sich unabhängig von den Bedingungen der Zeit, es ist ganz in jeder Persönlichkeit, ihr eigentliches Wesen, die Stätte ihrer Freiheit. Dem handelnden Individuum erscheint es als das innerlich gebietende, jede sinnliche Bedingung abweisende Gewissen, dem erkennenden, als die schaffende Thätigkeit, die allen jenen sinnlichen Bedingungen, die das Ge-

wissen abweisen soll, eine positive Bedeutung ertheilt und sie als göttliche Fügung aufnimmt.

So erhält ein jeder Bürger eine höhere Sanction seines Daseins, und seine Berechtigung als lebendiges Mitglied des Staats entspringt aus dieser. Alle sinnlichen Bedingungen seines Lebens, die Schranken, innerhalb welcher sein Beruf sich bewegt, seine Geburt, seine Erziehung, Armut wie Reichthum, sind gegebene Bedingungen, die nur innerhalb der Grenzen des Gewissens und des Talents sich lebendig entwickeln sollen, aus der inneren Quelle des höhern Bewußtseins genährt. Man irrt sich, wenn man glaubt, daß das die Geschichte ordnende Bewußtsein ein glänzend ausgebildetes Erkennen voraussetze. Es ruht auch unentwickelt in einem jeden Mitglied des Staates und ist für den Handelnden die Vernunft des Handelns, für den Erkennenden das Gewissen des Denkens.

Aus diesem Bewußtsein nun treten die Persönlichkeiten hervor. Die Bedingungen ihres Daseins sind von dem Berufe, innerhalb welchem die göttliche Freiheit sich handelnd äußert, nicht getrennt. Und hier, wo die Persönlichkeit in ihren Schranken doch zugleich

in sich ein Unendliches einschließt; auf diesem religiösen Standpunkte, der alle äußere Bedingungen des Daseins, die benutzt, geleitet, nicht von dem Inneren getrennt werden dürfen, in sich schließt, beruht das Mysterium der unbedingten Hingebung, die durch fromme Gesinnung eine jede, auch die geringste Persönlichkeit, aus einem Knechte der Natur in ein Kind Gottes verwandelt. Hier allein erkennen wir die Bedeutung des Herrschers, und wissen, daß er nur als aus göttlicher Gnade entstanden, begriffen werden kann. Der trennende, sinnliche Verstand sieht in ihm nur Einen aus den Vielen, und selbst der König wird nur als eine Geburt der Majorität willkürlich gesetzt und begriffen, wie das Universum aus der Unendlichkeit der geistlosen Zahl. Diese ist herrschend in Frankreich, und würde schon jetzt neben der Virtuosität der Mathematik und der exacten Auffassung des Sinnlichen dasjenige völlig ausgebildet haben, was mir die Barbarei der Uebercultur ist, wenn nicht alle, auch die tiefsten Momente der Geschichte, in einem jeden Volke schlummerten. Diese Virtuosität, die nichts Schöpferisches in sich hat, bildet die technische, wie politische Gewalt des Volkes, und den Liberalismus, für welchen der

Verstand alles ist, der nur ein willkürlich auf der Oberfläche des Daseins Spielendes erschaffen, den Staat als eine mathematische Aufgabe behandeln und lösen will. In dieser hat die Tiefe des Daseins als solche kein Recht; nur die Form der Lösung, die nie gefunden werden kann, weil das Volk, als ein solches, sein geschichtliches Dasein nie aufzugeben vermag.

Wie in Frankreich der berechnende Verstand den inneren Streit unterhält, und für jetzt das Uebergewicht hat, so sind in England die als Natur erscheinenden Elemente der Geschichte selbst im Kampfe begriffen; daher tritt hier das positive Mysterium der Geschichte, wie es den Franzosen abhanden gekommen zu sein scheint, hervor; daher wird hier der Streit durch geschichtliche Wirklichkeiten unterhalten, die sich als solche anerkennen und nie aufgeben wollen: zwischen König und Staat, zwischen Adel und Volk, zwischen Agricultur und Industrie. Daher, wenn wir die geschichtliche Bedeutung dieser Völker betrachten wollen, besitzt Frankreich eine einseitig ideale, England eine einseitig reale Gewalt. In Deutschland will die Einheit beider sich entwickeln, und der sinnliche Verstand eine göttliche Richtung nehmen. Aber eben deswegen

sehen wir Frankreich wie England in Deutschland mächtig kämpfen, und die geschichtliche Verwickelung der Gegenwart ist hier die größte.

Ich nenne die Religiosität in allen ihren Formen eine geschichtliche Masse, die Substanz der Geschichte, das den Menschen entgegentretende rein positiv Allgemeine, nie ganz zu Verdrängende, im Geschlecht als ein Ganzes, in einem jeden Volke, ja in einem jeden Menschen Unverwüstliche. Die Religiosität bindet ein jedes sinnliche Dasein unmittelbar an ein übersinnliches, das Denken in einer sinnlichen Zeit an ein Ewiges. Der reflectirende Verstand hat sich von dieser Quelle alles Daseins getrennt, und es ist allgemein anerkannt, welchen mächtigen Sieg er in den letzten Jahrhunderten errungen hat, als es Paris gelang, die frühere Rolle Roms in der Geschichte zu spielen. Von jetzt an war nur von idealen Größen die Rede; man hörte häufiger als sonst das Volk nennen. Aber in diesem Worte lag so wenig der Geist der Entwickelung, wie die Musik in dem Holze der Flöte oder in dem Metalle des Waldhorns. Sind wir nicht alle in einer Zeit geboren, in welcher es kaum einem Zweifel unterlag, daß die Literatur das Volk repräsentirte;

das, was nicht durch sie laut wurde, ein Nichtiges aus dem verständigen Calcül Auszuschließendes sei? Dieses ist der noch herrschende Hauptirrthum; er ward zuerst anerkannt in Deutschland, als die große philosophisch-ästhetische Krise sich ausbildete; und so trat dieses feindselige Element der Literatur selbst in diese hinein, und ist nicht mehr von ihr zu trennen. Aber sie ward zu einseitig und fast nur künstlerisch aufgefaßt. Das Volk, als solches, birgt in sich die geschichtliche Masse, deren Tiefe dem Verstande ein Räthsel ist. Der calculirende Verstand bildet sich nur für die Gegenwart, in und für welche seine Probleme gelten; aus keiner lebendigen Vergangenheit erzeugt, vermag er keine Zukunft zu entwickeln.

Wie überzeugt waren wir alle, als wir den Aberglauben weichen, den Fanatismus unterliegen, Vorurtheile besiegt, fliehen sahen, daß nun auf immer jener Feind des klaren Verstandes überwunden und aus der Geschichte verdrängt sei. Und doch hat es sich gezeigt, daß er noch da war, und viel mächtiger als wir uns gedacht hatten, ja, daß er in ein Bündniß trat mit einem Geiste, der selbst die Besten und Hochbegabtesten an sich zu ziehen wußte; die Nüchternen

wurden in sich ungewiß; das Klarste und Evidenteste schien ohne Inhalt, als durch die philosophische Krise im Anfange des Jahrhunderts Alles, was man mit so vieler Sicherheit zu besitzen wähnte, erschüttert ward. Allerdings durfte man hoffen, daß diese Erschütterung nur eine vorübergehende sei; denn die Philosophie selbst erklärte sich durch mächtige Repräsentanten gegen die religiöse Bewegung, während die rationalistische Ausbildung des Verstandes immer mehr in die Volksmasse eindrang, und jene nicht bloß äußere, sondern auch innere Gleichheit hervorrief, durch welche die tiefere Volksmasse von den Bewegungen der Literatur ergriffen, ihrer geschichtlichen Eigenthümlichkeit entsagte, und mit den Aufgeklärten ebenbürtig wurde. Doch waren die Gemüther von der Sicherheit des bloß sinnlich begründeten Gebäudes abgeführt, irre geworden, und wie seltsam, ja gefährlich verlockend jene unmittelbare Richtung, der schwankende Zustand auch erschien, in mannigfach wechselnder philosophischer, ästhetischer, politischer Form, so ward es doch immer klarer, daß die Krise eine wahrhaft geschichtliche im tiefsten Sinne genannt werden mußte. Diese Krise, durch Persönlichkeiten wie Kant, Fichte, und vor Allen

Schelling, durch die Schlegel, Tieck, Novalis, herbeigeführt, aber keineswegs erzeugt, hatte allmälig allen Gedanken des deutschen Volkes eine andere Richtung gegeben, in welche unwillkürlich und bewußtlos selbst die Gegner hineingerissen wurden. Die Sprache ward fast unmerklich eine andere: in dieser erkannten die alten Gedanken sich selber nicht mehr; und während diese Gährung immer weiter um sich griff; das innere Frankreich in Deutschland immer ohnmächtiger wurde; die Erschütterung der drohenden Unterjochung gegenüber tief genug war, um in Deutschland eine Ahndung von der besonderen Eigenthümlichkeit des Volkes zu erwecken, trat die äußere Demüthigung desselben immer drohender hervor; sie erschien Vielen entschieden. Aber das Volk erkannte sein eigenes nationales Wesen, und daß etwas da war, etwas Heiliges, was unbedingt, ja mit Aufopferung des sinnlichen Daseins gerettet werden mußte. Zum ersten Male regte sich das Deutschland, welches seit Jahrhunderten in sich zerrissen und zersplittert war; seit dem dreißigjährigen Kriege Frankreich geistig unterthan, so daß man nach Paris wallfahrtete, wie sonst nach Rom; — dieses Deutschland hatte nun ein Vaterland gefunden, und

sich ihm hingegeben. In dieser Bewegung war der armselige Unterschied zwischen Literatur und Volk, und der dadurch entstandene Kampf völlig verschwunden.

Als nun in Rußland Gott für uns gekämpft hatte, regte sich das Volk; aber erst nachdem es sich echt volksthümlich um seinen Fürsten geschaart hatte, und das große geschichtliche Wunder unserer Tage trat hervor. Wir scheinen es schon vergessen zu haben; das Volk kämpfte für seine Selbständigkeit und siegte. Deutschland war der Mittelpunkt aller europäischen Kämpfe, wie im dreißigjährigen Kriege, wo es unterlag. Alle Fürsten Europa's versammelten sich in Wien mit den Deutschen zur gemeinschaftlichen Berathung; aber der Sieg war zu neu; der Begriff einer echten deutschen Selbständigkeit mußte sich erst entwickeln. Französische Freiheitsideen herrschten noch, und waren so mächtig, daß sie selbst von den Fürsten anerkannt werden mußten. Die Länder wurden vertheilt; die Seelen nach der Zahl ausgetheilt; dem Ganzen lag ein Calcül zu Grunde; an die Stelle des Enthusiasmus war die gemeine Politik getreten. Der Erfolg war vorauszusehen. Die Trennung zwischen Völker und Fürsten, die Trennung zwischen Literatur und

Volk trat ganz im französischen Sinne wieder hervor. Wie der Enthusiasmus des Kampfes, verschwand auch die Erinnerung an die geistige Krise, mit welcher das Jahrhundert begann. Politisch, wie der Wiener Congreß, ward nun auch die Literatur. Wissenschaft und Kunst traten in den Hintergrund, und wurden, wie die stillen Gemeinden, als der Protestantismus das allgemeine nationale Interesse verloren hatte, auf Schulen und Universitäten geduldet, von den Fürsten gefürchtet, von dem Volke anerkannt, in sofern sie eine politische Richtung annahmen. Aber was die geistige Krise erzeugt hatte, was der Enthusiasmus des kämpfenden Volkes inhaltsschwer hervorrief, war nur scheinbar verschwunden; ganz im Stillen wuchs es, von der lauten Literatur nicht geachtet, oder, wo man es wahrnahm, als eine Armseligkeit gering geschätzt. Es war das, was ich die geschichtliche Masse genannt habe, die immer einen religiösen Grund hat. Mit Verwunderung sah man diese Bewegung immer mehr um sich greifen, immer mächtiger werden, in der Literatur, im Volke, ja manchmal mit Erstaunen, in dem eigenen Gemüthe. Das göttliche Kind einer göttlichen Zeit erschien schwach, ohnmächtig. Die geschichtliche Masse

ist zwar im Allgemeinen religiös, aber keineswegs rein. Religiös nenne ich sie, nicht weil sie den Kampf schlichtet, sie erregt ihn vielmehr, ingrimmiger, heftiger; deswegen aber nenne ich sie so, weil sie die Quelle des Kampfes im Uebersinnlichen sucht; weil sie in dem Ursprunge desselben das wachgewordene Gewissen des Geschlechtes erkennt. Es ist Kants größtes, nie genug zu erkennendes Verdienst, daß er aus der Mitte der Weisheit der Reflection, nach dem übersinnlichen Ursprunge des Gewissens hinwies. Was Kant innerhalb der engen Grenzen der reflectirenden Schule that, ward jetzt eine überraschende, geschichtliche Thatsache. Die Macht, nach welcher er, als nach einer fremden, nie zu beherrschenden hinwies, trat als eine geschichtlich positive immer entschiedener hervor. Der Kampf ward jetzt auch immer heftiger. Der Versuch, das Christenthum philosophisch zu deuten, und so für den reflectirenden Verstand zu gewinnen, galt nicht mehr, seit dem die geschichtliche Masse, in ihrer allerdings unbestimmten, ja die gefährlichsten Widersprüche in sich einschließenden, positiven Macht sich geregt hatte. Der Kampf selbst nahm einen entschiedenen, offensiven Character an; er mußte, was bis jetzt im Dunkeln

schlummerte, laut verkündigen. Das Christenthum, mit diesem das tiefste, geschichtliche Element aller christlichen Formen, wird in seinem Centrum angegriffen. Es ist ein Krieg auf Leben und Tod; aber der Sieg ist nur zu erringen, wenn er redlich durchgekämpft wird, wenn Geister mit Geistern kämpfen. Soll die sinnliche Macht die Mittel hergeben, den Kampf zu entscheiden, so hat das Christenthum sich auf den Standpunkt der Heiden gestellt, als sie das keimende Heil verdrängen wollten. Das sinnlich gewordene Christenthum, in einem Bündnisse mit irdischen Götzen, hat seine eignen Waffen verkannt, aber das wahre, mächtige, geistige, unterliegt nicht, wohl aber die unselige Verirrung, ergriffen von ihrem eignen Widerspruch. Wir kämpfen alle mit inneren Zweifeln; je geistig tiefer der Ruf der göttlichen Liebe laut wird, die uns zur Hingebung auffordert, desto mächtiger tritt die absolute Selbstthätigkeit des Denkens hervor, die keine andere Schöpfung erkennen will, als die eigene. Alle tiefe Christen haben erfahren, und zwar zu allen Zeiten, daß dieser Kampf ein unvermeidlicher sei; ein jeder abgewiesener Zweifel ist ein doppelt ge-

fährlicher; aber dieser Streit ist, zu dieser gefährlichen Spitze getrieben, nicht ein allgemeiner.

Wo Gemeinden sich im gemeinschaftlichen Glauben zusammen finden, und in sich beruhigt den Kampf beschwören, darf der ruhige Friede nicht gestört werden. Alles, was in den Gemeinden laut wird, muß ihnen eigenthümlich sein, und der Staat, die sinnliche Gewalt, hat die Pflicht, solche Gemeinden zu schützen. Die Stätte der Zweifel, die laut werden müssen, und eine geschichtliche Bedeutung erhalten haben, ist die Wissenschaft; in ihr kämpfen Geister. Der Sieg ist, einmal errungen, entschieden, und muß endlich erlangt werden. Die Zuversicht des Sieges ruht in dem Glauben, der an sich selber glaubt; er ist in seinem innersten Wesen verschwunden, wenn er an seiner Allmacht zweifelt; — dieses ist das protestantische Grundprinzip; das innerste Wesen des Protestantismus. Dadurch nun unterscheidet sich das Christenthum unserer Tage von dem jeder früheren Zeit. Man fordert den Glauben der Gemeinde, den noch nicht entstandenen, oder innerlich überwundenen Zweifel, von einem jeden Lehrer, und weil der irreligiöse, berechnende Verstand in seiner leeren Allgemeinheit noch zu mächtig ist, weil

von ihm eine jede religiöse Eigenthümlichkeit schon als solche nicht anerkannt wird, so erscheint diese Forderung hier als eine nicht zulässige und unpopuläre. Diese innerlich in einem Jeden und äußerlich in der Zeit liegende Popularität ist noch nicht besiegt; aber die immer mächtiger werdende Volksstimme waffnet sich gegen die falsche Popularität. Aber ebenso gehört zur geschichtlichen Eigenthümlichkeit unserer Zeit, neben diesem Schutze der Gemeinden, die unbedingte Freiheit der wissenschaftlichen Forschung zu fördern, ja hervorzurufen. Die Stellung des Staates in dieser Rücksicht ist noch eine unreife. Es herrscht, und muß eine Unsicherheit herrschen, so lange die Gemeinden die Sicherheit ihrer eigenthümlichen Gestaltung, die Philosophen in leerer Abstraction, von aller gegebenen Wirklichkeit absehend, ihre eigene Stellung nicht begreifen. Daß aber unser König die doppelte Seite der Aufgabe richtig gefaßt hat, gleich entfernt von einer falschen Union und einer sectirerischen Abgeschlossenheit, hat mich mit innerer Freude erfüllt, und meine Hoffnung wächst, wenn ich den mir freundlich gesinnten Minister, eine jede falsche Popularität verachtend, seinem Könige treu dienend, erkenne. Und in dieser

Rücksicht verstehe ich das große Vertrauen, welches der König einem Manne geschenkt hat, der sich durch seine geschichtliche Bedeutung, durch seine religiöse Gesinnung, wie durch seine wissenschaftliche Bildung auszeichnet. Es gehört zum reichen Glück meines Lebens, daß ich Bunsen schon seit mehreren Jahren zu meinen bedeutenden Freunden zählen darf.

Denke man sich dieselbe nationale, religiöse Bewegung, die jetzt im Wachsen ist, zur Zeit des Wiener Congresses. Der dreißigjährige Krieg hatte die Stellung der Protestanten gegen die Katholiken zum Nachtheile der ersteren entschieden. Man ließ sich die negative Stellung der Protestanten, den Katholiken gegenüber, gefallen, und schien überzeugt von dem Rechte der letzteren, wenn diese mit der Behauptung hervortraten, daß die religiöse Anerkennung ihrer Gegner eine Vernichtung des Katholizismus sei; daß, wenn wir Protestanten aufhörten ihnen Ketzer zu sein, die nur geduldet werden könnten, so lange Gott die Mittel der Vernichtung den echten Christen versagte, auch der Katholizismus verschwinden müsse. Als wenn dasselbe nicht von den Protestanten gälte, wenn diese sich als solche in Staaten vereinigten. Wie nun der

Protestantismus sich seinem Gegner gegenüber ausbildete, muß hier unberührt bleiben. Daß er aber von Seiten des Staates anderthalb Jahrhunderte hindurch in der negativen Stellung blieb, ist nur daraus zu erklären, daß man Rom in seiner Ohnmacht geringschätzte. Wenn man den Moment nach dem Kriege benutzt hätte; wenn die damals siegenden Protestanten, durch welche offenbar der Enthusiasmus entstanden war, durch den der Sieg errungen ward, die positive Anerkennung gefordert hätten, die allein eine wahre, nicht bloß simulirte, wechselseitige Verständigung möglich machte; wie ganz anders wäre die Stellung der beiden geschichtlichen Kirchenformen geworden. Aber Rom kannte seine Stellung. So lange der frische protestantische Enthusiasmus, der den Krieg erregt, und den siegreichen Feind herbeigeführt hatte, noch lebendig war, schwieg es. Damals hätte es Zugeständnisse, die es jetzt als völlig unmöglich abweist, als ein Glück betrachten und annehmen müssen. Aber leider die Protestanten waren von dem Sieges-Entzücken noch erfüllt, und Fürsten wie Völker ganz von politischen Hoffnungen durchdrungen. Englands Kirche hatte eine insularische Form, wie das Land; sie war

eine Landeskirche im engsten Sinne, mit der Staatsgewalt völlig verschmolzen, und wer in außereuropäischen Ländern gewonnen wurde, ward (die Chinesen ausgenommen) Engländer, wenn er durch die englischen Missionäre Christ wurde. Die Religion war mit der Staatsgewalt verschmolzen, und beherrschte das katholische Irland, wie ein erobertes Land. Die einseitige Anerkennung ist von einer Unterwerfung nicht sehr verschieden, und man tröstete sich nur mit der geistigen Ohnmacht des geistigen Herrschers, mit dem mächtigen Bündnisse des Protestantismus, und mit der ideal herrschenden Literatur in allen europäischen Ländern.

Da trat ein Ereigniß hervor, welches geeignet war mit der steigenden Macht des Protestantismus die Bekenner desselben auf ihre falsche Stellung aufmerksam zu machen; der Streit nämlich über die gemischten Ehen. Der zündende Funke schlug wie ein Blitz ein, in ein Verhältniß, welches das engste persönliche, zugestanden durch die Natur als geistige Macht, wie durch die Geschichte geheiligte, genannt werden mußte; in eine Verbindung, die, man mußte es bekennen, in ihrer Entstehung und Begründung höher lag, als

jede in der Sinnlichkeit sich ausbildende Staatsgewalt. Man hatte schon früher die Einrichtung getroffen, die die zweckmäßigste schien: die Kinder wurden getheilt, die Mädchen in der Religion der Mutter, die Knaben in der des Vaters erzogen; wenn die Eltern gemeinschaftlich es nicht anders beschlossen. Dadurch ward das Staatsgesetz, als solches, aufgehoben, indem es gegeben ward; denn ein Gesetz, der Willkür preisgegeben, ist keins, und der Zustand unterhielt sich nur, weil der erblaßte Katholicismus im Volke wie die geistige Verirrung in der Literatur eine Gleichgültigkeit gegen alle kirchliche Formen erzeugt hatten, und selbst wo ein religiöser Ernst der einen Ehehälfte stattfand, meist ein stilles Nachgeben der andern hervorgerufen wurde. Die völlig unnatürliche und aller religiösen Bildung gefährliche Trennung der Mutter von ihrem Kinde ward geduldet.

Nun fand für die Rheinprovinzen eine neue Verfügung statt: die Religion des Mannes sollte die religiöse Erziehung aller Kinder bestimmen. Aber in den überwiegend katholischen Ländern glaubte man in dieser Verfügung eine protestantische Propaganda, die auch eine politische Bedeutung hatte, wahrzunehmen; denn

die meisten gemischten Ehen fanden zwischen den einwandernden protestantischen Kriegern und Beamten, und den katholischen Töchtern des Landes statt. Jetzt ward in diesen Ländern ein Bündniß Roms mit den Unzufriedenen möglich. Ich will nicht behaupten, daß irgend eine politische Absicht zu Grunde lag; bei dem religiös gesinnten Urheber gewiß nicht; aber wo ein tief bewegtes Volk sich ihm zur Hülfe darbot, wo die Geschichte ihm eine große rechtliche Macht gelassen hatte, da mußte er sich verpflichtet fühlen, beide zu benutzen. Es zeigte sich nun, was man bis jetzt für unglaublich hielt, wie schwach die Literatur ist, wenn sie sich von der unergründlichen Substanzialität der geschichtlichen Masse zu trennen wagt. Selbst in Frankreich, wo man sie ganz überwunden glaubte, ward sie immer gefährlicher, und man kann einer neuen mächtigen Vendé vielleicht entgegen sehen, in welcher das Volk sich unmittelbar für den Papst, und mittelbar für die vertriebene Dynastie bewaffnen wird.

Im protestantischen Deutschland ist aber das Bedürfniß einer innern, allgemeinen Vereinigung auf eine erfreuliche Weise hervorgetreten, und zwar so, daß das factische Resultat dieser Vereinigung die po-

sitive Stellung der Protestanten herbeiführen muß, so wenig diese von den Urhebern beabsichtigt, ja nur gewünscht wird. Diese kämpfen vielmehr für eine schon besiegte und flach gewordene Literatur, und ahnden nicht, welch einen mächtigen Feind sie zu ihrem Schutze herbeigerufen haben. Ich spreche für den Verein, der den äußerlich herabgesunkenen Zustand der protestantischen Kirche erkennt und abhelfen will; Kirchen bauen, wo diese fehlen, vor Allem aber den Lehrstand der Armut, der Dürftigkeit und damit der Geringschätzung entreißen. Giebt es ein hoffnungsvolleres Ereigniß, man kann wohl sagen, ein überraschenderes als dieses? — Es entstand zuerst aus einem Bündnisse mit einer flachen Bewegung der Literatur, wie die positive Macht des Katholizismus sich durch ein Bündniß mit der finstern religiösen Masse erhob; dieses Bündniß wird aber durch die Macht der göttlichen Zeit sich selber vernichten; es ist keine geschichtliche Wahrheit in ihm. Ich bedaure einen Jeden, der sich aus beschränkter Religiosität von dem Vereine trennt, ihm fehlt recht eigentlich der Glaube an den Glauben. Alle Streitigkeiten des Protestantismus bleiben unerörtert, aber sie sind innere geworden, und

alle Protestanten bilden ein Individuum, welches mit den eigenen inneren Zweifeln kämpft. Als dieser Verein um sich griff, als er eine Volkssache wurde, als viele Tausende in allen protestantischen Ländern des Festlandes ihm zuströmten, da jauchzte ich hoch auf, und eben der unfertige, ungeschickte Ursprung begründete meine Hoffnung. Nicht ein menschlich Fertiges sollte entstehen, ein Zukünftiges vielmehr, welches wir aus Gottes Hand, nicht von Menschen erhalten sollten.

In ihrem Glauben beschränkte christliche Gemeinden drängten sich hinzu und wurden abgewiesen; die Theologen eilten herbei mit ihrer Dogmatik und wurden nicht gehört; was sich regte, war nicht Dieser oder Jener, es war die göttliche Geschichte. Wohl erwarte ich eine mächtige Persönlichkeit; mit dieser einen Anfang einer Geschichte der protestantischen Kirche; aber der Zeiten Fülle ist noch nicht da. Ich aber lebe im abrahamitisch geschichtlichen Glauben; wo das Volk willig Opfer bringt, und wenn diese noch so gering sind, da ist es gewonnen. Wo es in ganzen Ländern sich erhebt, da ist es geschichtlich mächtig und seine Zukunft gewiß, denn da ist die Natur nicht verdrängt,

wohl aber aus der grundlosen Tiefe der Schöpfung zeugungskräftig in die Geschichte getreten. Da wird der Glaube das Erkennen umarmen; Wissenschaft und Kunst aus den ewig reichen, verborgenen Quellen des Glaubens ernährt werden und wachsen; die Sprache veredelt, klangvoll aus ihm hervorquellen, und jeder Gedanke immer klarer seinen eigentlichen Inhalt, jede Trauer ihre Grenze, jede Freunde ihr verschönerndes Maaß finden; denn eine jede Persönlichkeit wird immer mehr in der reinen Hingebung selbstständig und in ihrer Gebundenheit frei.

Unser König hat sich dieser Volksbewegung angeschlossen, und so den Protestantismus, ohne seine Grenzen als Herrscher zu übertreten, verkündigt. So sehe ich in ihm, Wissenschaft und Kunst, bürgerliche Vereine, die ihre innere tiefe Eigenthümlichkeit begründen wollen, sich wechselseitig nähern und ihre sichere religiöse Einheit zugleich verwirklichen. Eine solche Einheit der Entwickelung ist nur durch eine mächtige Persönlichkeit möglich. Man glaube nicht, daß diese hoffnungsvolle Ansicht der Zukunft in mir sich plötzlich ausgebildet habe; sie ward das immer innigere, immer mächtigere Element der letzten zwanzig Jahre meines Le-

bens. Es giebt einen nie aufgehenden Rest des Staatslebens; er wird gebildet, wo die Bedingungen, innerhalb welchen die Staatsordnung sich bewegt, das persönliche Dasein nicht in selbsterhaltender Thätigkeit zu setzen vermögen. Der Staat soll diesen Rest, so weit sein Kräfte reichen, verkleinern; je mehr es ihm gelingt, desto glücklicher ist er zu preisen; ihn völlig zu verdrängen, vermag er nie.

Auch hier tritt eine schöne Zukunft uns entgegen: im Volke regt sich das Bedürfniß, die Armut zu unterstützen, dem hülflosen Alter beizustehen, die Kranken zu pflegen. Das Volk ist in sich bewegt, die zarteste Blüte des christlichen Glaubens, die rein menschliche Liebe, die tiefer liegt, als alle sinnliche Verfügung, will sich wieder hervorwagen. Der Formalismus des Staates drohte diese Blüte zu ersticken, und als man sich von Theologen allein seine Religion so oder so einrichten und durch Consistorien zufertigen ließ, als man seine eigensten Geschäfte durch Collegien administriren, ja seine Vaterlands-Vertheidigung durch gemiethete Heere besorgen ließ, übergab man auch das Allerinnerste, das Allerpersönlichste ruhig und gleichgültig den Armenanstalten. Das Volk hat immer

entschiedener den Muth erlangt, sich selbst zu verthei-
digen: das Geschick in Anspruch genommen, das eigene
Wesen seines Geschäftes zu ergründen, und ist von
dem heiligen Ernste durchdrungen, der seinen Glauben
durch geschichtliche Gemeinden innerlich festhält. In
allen diesen Regungen der Zeit sah ich die gemein-
schaftliche Verständigung, die innerste Einheit der ver-
schiedenen Bündnisse mächtig werden in Demjenigen,
der ein Verbündeter Aller war.

Und als nun jene rein menschlichen Vereine thätig
wurden, die aus dem liebenden Gemüthe Hülfe boten,
die der Staat nicht zu leisten vermochte, da sah ich
Ihn, von keiner Staatsgewalt unterstützt, rein per-
sönlich, unter den persönlich Vereinigten, hervortreten
und Alles, was ein gütiges Geschick dem Fürsten dar-
bot, nicht etwa bloß die äußere Stütze der Macht,
Geld und Geldeswerth, — diese Mittel zu freigebig ge-
boten, würden dem Vereine seinen eigentlichen Werth
rauben, — wohl aber die klare Uebersicht aller Ver-
hältnisse, die freilich das Vertrauen fordert, welches
da vorausgesetzt werden muß, wo die rein menschliche
Liebe eine Wahrheit ist, anbieten.

Als der König Deutschlands Einheit verkündigte, jubelte das ganze Volk; als er sich mit dem christlichen Vereine öffentlich verband, ward Mancher zweifelhaft, Wenige schienen die Bedeutung eines solchen Bündnisses anzuerkennen. Als er sich dem Bündnisse der freien menschlichen Liebe anschloß, verstummten Alle; mich aber durchdrang eine unsägliche Freude; jetzt wußte ich, daß die Zukunft, die ich ahnete, **meine** war; ich hatte sie Jahre lang kommen sehen; das Dunkel, welches mich noch umgab, täuschte mich nicht, und als eine unselige Thatsache mein ganzes Innere erschütterte und die nächtliche Gewalt durch eine wunderbare Fügung, dem Königlichen Paare gegenüber, ohnmächtig erschien, gewann mein Glaube an eine heitere göttliche Leitung, die den König erhalten wird, eine neue Stärke. Auch bei diesem furchtbaren Ereignisse gewann die heitere Ansicht, die sich seit Jahren ausgebildet hatte, eine überraschende Bestätigung. Als das drohende Gewitter verschwunden war, trat der schöne Tag der Geschichte wieder hervor; der König fühlte sich ein Verbündeter der in Gott gesicherten Geschichte; geschützt durch diese, nicht durch äußere Vorkehrungen. „Er ruht nach, wie früher, vertrauensvoll in

dem Schooße eines jeden seiner Unterthanen," und in mir befestigt sich die Zuversicht, daß Gott sein Leben lange erhalten wird, damit, was er zu begründen berufen ist, Wurzel fasse, die keine Zeit zu zerstören vermag.

So bin ich bereit das Leben zu verlassen, wie ich früher mein Vaterland verließ. Die um mich herrschende Verwirrung stört mich nicht, und meine jugendliche Hoffnung liegt vor mir; sie ist nicht eine abstracte, von mir getrennte: sie ist im vollsten Sinne Meine.

Ende.


National-Bibliothek
Wien

I.

Inhaltsverzeichniß zu Steffens Leben.

Chronologische Uebersicht,

dient zugleich als Nachweis der äußern Lebensereignisse, besonders der Kriegsjahre.

1773. 2. Mai geboren in Stavanger in Norwegen I. 14—16. III. 20.
1776—1779. Aufenthalt in Trondhiem; nur einzelne Erinnerungen I. 19—24.
1779 Dec. gefahrvolle Reise durch Norwegen nach Helsingör I. 24—26.
1779—1785 in Helsingör, Beginn der zusammenhängenden Lebensgeschichte I. 27—88.
Erziehung und Schulbesuch 27—49, heftige Schulscene 39—46. — Zusammentreffen mit der Königin 54—56, — lebendiges Natur- und Seeleben 57—82. Landleben 82—88.
1785—1787 in Roeskilde I. 88—160. vgl. X. 424—427.
Die reichste u. friedlichste Zeit mit allen Keimen der Zukunft I. 95. 126. Schulbesuch 88—94. Selbstbeschäftigung 94—112. Vogelschießen 112. 113. Verschwörung der Schüler 114—126. Wochenschrift 127—129, religiöser Umgang mit der Mutter 130—160.
1787 in Kopenhagen, das erste Vierteljahr zerstreut I. 161—165. 176—183, — erster Theaterbesuch 166—175, — wird zugleich mit dem zweiten Bruder durch einen Privatlehrer drei Jahr lang zur Universität vorbereitet 183—191, — einsames Familienleben 204—218, — selbständige Studien besonders in Naturwissenschaften 219—258.
1788. Phantasieliebe I. 262—270. — Tod der Mutter 270—273. — Zerstreuung der Familienglieder 273—275.
1789. Ostern: Confirmation I. 276. 287—292. — Göthe's Faust 292—295, — tritt seinem Oheim Bang etwas näher 295—297, — erhält Bücher aus der Suhm'schen Bibliothek 298—302, — hört naturwissenschaftliche Vorlesungen, besonders bei Vahl 303. 309—314, — lebhafte Theilnahme an der französischen Revolution 362—365.
1790. Juni: merkwürdiger Sonnenaufgang I. 324—327. (entgegengesetzt dem Schwindel auf dem Thurm des Tycho Brahe 331. 334. vgl. Traumwelt,) beschließt die mythische Zeit seines Lebens 330, — glänzende Prüfung 191—193.
1790 Herbst bis Herbst 1791. Universität; im Winterhalbjahr Vorbereitung zur sogenannten philosophischen Prüfung mit großem Fleiße II. 10—26, manuducirt daneben 14, — im zweiten Halbjahr überließ er sich seiner Neigung II. 45. 46, — der Vater nach Rendsburg versetzt 46.
1791 Herbst bis Herbst 1792. Hauslehrer in Odsherred, Krankheit II. 47—55, — eröffnet seinem Oheim Bang seine Abneigung gegen Theologie und seine Liebe für Naturwissenschaft 55—60.

1792 Herbst bis Frühling 1794, sehr reiche Zeit II. 61—63.
Literarisches Treiben, lebhafte Theilnahme am Schauspiel unter Rahbek's Leitung, Lust des Lebens II. 63—141. — Erste Liebe 144—151.

Wissenschaftlicher Kreis bei den Brüdern Mynster II. 151. 152. 158—173. Durch den ältern M. in allen wissenschaftlichen Beschäftigungen gefördert 168. 169, durch den jüngern M. in religiöser Hinsicht 170—182. Mineralogische Beschäftigung 192—208. Mynsters naturwissenschaftliche Gesellschaft, jugendlicher Uebermuth 209—121. Philosophische Verhältnisse 222—238.

Politisches Treiben II. 239—314. In einen Volksauflauf verwickelt 280—306.

Letzte Tage in Kopenhagen: einsames Leben II. 315—337. Trübe Stimmung 338. 339.

1794 Frühjahr. Reise nach Norwegen im Auftrage der Gesellschaft für Naturgeschichte II. am Ende und III. 7—121. vgl. II. 63. 238. 239. Hauptbestimmung, Mollusken zu sammeln und die Struktur der Gebirge zu erforschen III. 17—19. Seereise III. 7—38. Reisegefährten 9. 24. 25. 28. 29. Heftige Krankheit am ersten Tage 7—9. Kurzer Aufenthalt in Helsingör 10—12. Längerer Aufenthalt im norwegischen Sirivaag 19—30. Fahrt durch den Felsen-Archipel 31—38.

Aufenthalt in Bergen III. 39—72. — Durch das rohe Leben der Einwohner zurückgestoßen 42—48. 53—59. Außerdem durch den geringen Erfolg der geognostischen Untersuchung gedrückt 60—64. Geräth ohne seine Absicht in Opposition gegen den allgemein verehrten Bischof Bruun 49—52. 65—71. — Zubereitung zum Molluskenfang 73.

Aufenthalt an der Nordwestküste Norwegens im Juli und August III. 74—109. — Molluskenfang 78. 79. — Einsame glückliche Familie 80—82. — Kirche aus Steinpappe 83—85. — Abenteuer mit dem Kraken 86—89. — Nacht auf einem Boot im freien Meer 90—93. — Bauernhochzeit 94—101. — Gastfreiheit der Bauern 105—109.

Zweiter Aufenthalt in Bergen bis 15. Okt. III. 109—121. — Trostlos über den ungenügenden Erfolg der Reise 109—117. Entschluß nach Deutschland zu reisen 118—121. Geduldsprobe 119.

Mitte Okt. bis Mitte Nov. Reise von Bergen nach Hamburg III. 122—139. — St. übernimmt Matrosenarbeit 124—126. Bestimmt durch Seekarten die Gegend, in welcher das durch Sturm verschlagene Schiff sich befand 126—129. — Schiffbruch in der Elbmündung, stumpfe Todeserwartung, verliert Alles 129—138.

1794 Mitte Nov. bis 1795 Ende Febr. in Hamburg ohne Geld und Beschäftigung III. 139—167.

Umgang auf zwei Kaufmannsfamilien beschränkt, auf den gebildeten Madsen 141. 146 und auf den Kaufmann L. 138. 141. 142.

ben und in der Wissenschaft 30. 36. — Seltsame Bekanntschaft mit dem Herzog von Meiningen 31. 32, wird durch ihn Heim vorgestellt 33—35. — Aufenthalt in Ilmenau bei Voigt und in Rudolstadt 40—44. — Abenteuer mit dem Pferde 44—47. — Literarische und philosophische Studien im Schwarzathale 48—64.

1798 Herbst bis Frühjahr 1799 in Jena IV. 65—166.

Jena, St.'s deutsche Geburtsstadt VII. 4. — Diese reiche glückliche Zeit verglichen mit dem Leben in Roeskilde IV. **138. 139.** — Bekanntschaft mit den Naturforschern Batsch, Lenz und Büttner IV. 65—74. — Freundschaft mit Frommann 74. 75. 93. 129, mit A. W. Schlegel, Justizrath Hufeland und Gries 82. 96. — Erste Vorlesung Schellings 75—77. — Fichte's Vorlesung 79. 80. — Ungünstiges Zusammentreffen mit Göthe 93—97, ausgesöhnt, wohnt mehrere Tage bei Göthe in Weimar 99—103. — Erste Aufführung der Piccolomini von Schiller 107—116. — Erlebt in Jena den neuen Aufschwung der deutschen Literatur 119 ff. — Lernt Tieck's Dichtungen kennen 129. — Entwirft eine Bittschrift für Fichte's Erhaltung bei der Universität, wird durch dessen Absetzung zu ernsten Betrachtungen veranlaßt 152—164. — Abschied von Göthe in Weimar 166. 167.

1799 Frühjahr. Reise nach Berlin IV. 168—182. — Unangenehmer Auftritt in Halle 170—174. — Lernt dort Reichardt und Reil kennen 178—182.

Einsamer Aufenthalt in Berlin im Mai IV. 182—192. — Reichardt's Gastmahl, Bekanntschaft mit Tieck 192—196. — Uhrverkauf 197—202.

Reiset mit Möller nach Freiberg 202. 203.

1799 Frühjahr bis Frühjahr 1801 in Freiberg IV. 202—294. Studirt die Mineralogie unter Werner 205—215. — Umgang mit Charpentier 215—218. — Besuch der Bergwerke und Beschäftigung mit dem Bergwesen 218—227. — Innige Freundschaft mit Möller 274—280. — Umgang mit den andern Fremden 227—233. 249. — Bleibt in Verbindung mit Jena und mit den Fortschritten der Literatur 227. 251. 257—270. — Arbeitet die „Beiträge u. s. w." aus 286—294.

Reitet mit Möller im August nach Dresden, erregt Aufsehen in der Gemälde-Gallerie 233—243. — Oefterer Aufenthalt daselbst 243—247. 250. — Weite Ausflüge von Freiberg in den Sommermonaten 250.

1800 Dec. Fußreise mit Möller nach Jena IV. 294. 295. 407. — Lernt Fr. Schlegel kennen 302 ff. 313 und Novalis 320—325. — Neujahrsnacht auf dem Maskenball in Weimar im engen Kreise mit Göthe, Schiller und Schelling 408—412.

1801 Frühjahr, begleitet Möller auf der Reise nach Paris zu Fuß bis Mainz IV. 326. 330—333. — Läßt auf der Rückfahrt nach Frankfurt aus Geldmangel den Postillon für sich zahlen 334. 335.

— Wird in Bamberg glänzend empfangen 348—362. — Hält zweien Aerzten auf der Fußreise von Bamberg über Banz nach Dresden naturphilosophische Vorlesungen 362—368.

Sommer: wohnt in Tharand, ist fast täglich in Dresden bei Tieck IV. 380. 381. — Lernt dort Reichardt's Tochter, seine spätere Gattin, kennen 413. 418. — Viel Umgang mit jungen Künstlern und Dichtern 381—399. — Sehr reiche Zeit 420. — Schlägt einen Ruf nach England aus 421—423.

180½ Winter in Tharand in stiller Einsamkeit mit Vorbereitung auf seine Vorlesung in Kopenhagen IV. 424—436.

1802 Frühjahr, schmerzlicher Abschied von Dresden und Jena IV. 436. — Verlobung in Giebichenstein 437. — Aufenthalt in Hamburg 438.

1802—1804 in Kopenhagen V. 1—111.

Erste Zeit V. 1—5. — phantastische Wohnung 18. 19. — Erlangt durch Graf Schimmelmann eine Pension 6—8. vgl. 60. — Sein Ruf wird durch einen Brief Göthe's vergrößert 9—14. — Beleidigt den Herzog von Augustenburg 14—18. — Umgang mit Rahbek und seiner Familie 21—24. — Innige Freundschaft mit Adam Oehlenschläger 25—29 und durch ihn mit A. S. Oersted 30. 31. Freundliches Verhältniß zu seinem Oheim Bang 32, und inniger Umgang mit seinem ältesten und seinem jüngsten Bruder 33. 34. — Fühlt sich doch fremd 35. 36. — Opposition der Ultradänen 44—47, durch seinen Uebermuth vermehrt 48—50. — Verspottet die Opposition bei einem Schauspiel 63—65.

Okt. Beginn der Vorlesung über Philosophie unter großem Aufsehn 51—62. vgl. unten Vorlesung.

1803 Sommer, im Auftrage Schimmelmann's geognostische Reise durch Schonen, Seeland, Holstein und Meklenburg V. 66—72. — Besuch in Hamburg 72—75. — Reise nach Giebichenstein 75—79.

4. Sept. Hochzeit in Giebichenstein V. 79—81. — Reise mit der jungen Frau über Berlin (lernt Schleiermacher kennen) und Hamburg und die dänischen Inseln nach Kopenbagen 81—85. Angenehmer Familienumgang 87—91, aber durch Schulden gedrückt 92. und durch die Ungunst des Grafen Reventlow 93. 94. und durch die Besorgniß der Behörde vor seinem (St.'s) Einfluß an jeder Thätigkeit verhindert 95—98. — Dazu allerhand Geklatsch 99—102. Daher

1804 März, Ruf nach Halle (ohne Einwirkung des Schwiegervaters) angenommen V. 102—105. — Schuldforderung der dänischen Regierung niedergeschlagen 109. — Reise über Berlin, Gespräch mit den Ministern v. Beyme und v. Massow 111—118. — Ankunft in Halle im Sept. 118.

1804—1806 Professor an der Universität in Halle V. 118—227. Unangenehme Stellung zum Ministerium 119—122. — Feindliches

Verhältniß zu Gilbert und Polemik dagegen 123—133, zur philosophischen Fakultät 135. 136. — Aber zwei Docenten sind für Naturphilosophie 137. — Freundschaft mit Wolf 138, Reil 139. 140, Schleiermacher (schöne Nacht am Petersberge) 141—149. Zusammenkunft der gemeinsamen Zuhörer am Theetisch, schöne glückliche Zeit 152—158. vgl. VI. 32. — Göthe, St.'s unsichtbarer Zuhörer VI. 49. — Oehlenschlägers Besuch V. 159—163. — Umgang mit Achim v. Arnim VI. 100—110. IX. 357.

1806 Jan. Geburt der Tochter V. 164. — Frühjahr: Reise mit Schleiermacher nach Berlin, politische Bewegung 164—179. — Ankunft preußischer Truppen, Kriegsgerüchte 183—190.

16. Okt. Gefahren beim Einrücken der Franzosen, in Gesellschaft von Schleiermacher und Gaß 190—200. — Wohnt mit Schleiermacher zusammen 206—209, nach der Aufhebung der Universität (212) in großer Dürftigkeit 216. 217. Dennoch unvergeßliche Abende im Umgange mit Wenigen 218. 223. — St. widersetzt sich vergeblich unwürdigen Beschlüssen der Professoren 214. 215. Hebt den Muth der Bürgerwache 220.

Wird durch Vermittlung des jüngsten Bruders aufgefordert, nach Dänemark zurückzukehren, erhält von der preußischen Regierung Urlaub 224—227. — Verläßt mit seiner Familie Halle zwischen Weihnachten und Neujahr 227.

1807 Neujahr gefährliche Ueberfahrt über die Elbe nach Hamburg V. 228—230. — Lernt den Hessen Martin kennen 232—234. — Reiset im März allein nach Kiel 235—237. — Heftige Audienz beim Prinz-Regent 243—249. — Höchst bedenkliche Umstände und Glück in Kopenhagen 250—263.

Sommer, lebt mit seiner Familie in Holstein auf den Gütern Berger's V. 271. 272. 309, Hülsen's 273—277, am längsten bei Thaden 277—284. 304—309. — Bemühungen um eine Anstellung mißglücken, gänzliche Trostlosigkeit 278—284. — Noch finsterer gestimmt durch den Raub der dänischen Flotte 284—301. — Ende Sommer, Aufenthalt mit der Familie in Hamburg, ausgebreiteter Umgang im Sieveking'schen Hause 308—324. — Anderer Umgang 329—334, mit Runge 335—365.

1808 Winter bei Lübeck im Schloß des v. Rumohr unter Studien und politischen Entschlüssen V. 367—377.

1808 Frühjahr bis 1811 Herbst, zweiter Aufenthalt in Halle, Band VI.

Findet von seinen Freunden nur Reil und Blanc in Halle, hat wenig Zuhörer, betrachtet seine Thätigkeit als überflüssig VI. 1—6. — Vorstellung beim König Jerome 11—16. — Gespräch mit Joh. v. Müller 17. 18. — Sucht ein wissenschaftliches Bergwerks-Institut einzurichten 20—24. — Wissenschaftliches Eremitenleben nur in Verbindung mit Reil 31—44. 62—70. — Theilnahme an der Literatur 71—80. — Familienleben 82—100. — Umgang mit

Brentano 110—116, mit Wilh. Grimm 116—120, mit reformirten Predigern, besonders Blanc 120—122, mit Harthausen 122—126.

Politische Unternehmungen VI. 153 bis Ende des Bandes. — St. zeigt offen seine feindliche Stimmung und nährt sie bei Andern VI. 159 163.

Herbst. Zusammenkunft in Dessau mit Blanc, Schleiermacher, Reimer, weiht ihn in die politischen Unternehmungen ein VI. 167. 170—173. — Bleibt mit Schleiermacher und Martin in beständiger Korrespondenz 175. — Gefährliche Korrespondenz mit Graf Chasot 176—181. — Verhindert einen tollkühnen Streich 182—185.

1809 hält sich von der Theilnahme am Schill'schen Zug fern 187 ff. 194—199. — Befördert die Flucht des Hessen Martin 203—208. Besuch des jüngsten Bruders 210—212. — Gefährlicher Besuch des v. Hirschfeld 217—221. — Bekanntschaft mit Schele und Krosigk 227. 228.

Winter. Besuch mit seiner Familie in Jena bei Frommann VI. 239—243 und bei Göthe in Weimar 249—258.

1810 bei der Stiftung der Universität zu Berlin ausgeschlossen, ungeachtet Schleiermacher's und Reil's großmüthigen Anerbietens VI. 142—152. 278. VIII. 281. — Im Frühjahr Tod der beiden jüngsten Kinder VI. 125. 127. — Reil verläßt Halle 71. 151.

1811 Ruf nach Breslau VI. 238. 239. — Im Sommer Abschiedsbesuch bei Frommann und Göthe 258—263. — Reise nach Berlin 263. 266. 278—282, wird durch Fr. v. Raumer dem Staatskanzler v. Hardenberg vorgestellt 295—297.

Juli, Rückkehr nach Halle VI. 298. — Nimmt, von Gneisenau aufgefordert, die geheimen Verbindungen wieder auf, besonders mit Blanc, Harthausen und Krosigk 299—306. — Verrath 309—315.

Sept., gefahrvolle Abreise mit seiner Familie aus Halle VI. 317—320. 331. — Warnungsschreiben in Breslau 323—327.

1811—1813. Ankunft in Breslau unter Vorurtheil gegen Schlesien VII. 1—9. Wohnnng 11. 12. 19. X. 45. 46. — Tadelt in einer Vorlesung das Rohe des bisherigen Studentenlebens 25. 26, daher stürmischer Auftritt mit den Studenten 27—29. — Mitglied des Professoren-Club 30—33, der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur 33—36. Unangenehmer Vorfall in dem Club 103—106. — Bekümmert um Preußens Lage 37—45.

1812 Apr., geheime Zusammenkünfte mit Gneisenau, Chasot, Justus Gruner, Moritz Arndt und Blücher VII. 46—48. 57. — Entgeht der österreichischen Gefangenschaft 344.

1813 mit dem Aufenthalt in Breslau ausgesöhnt durch die bedeutungsvolle Ankunft des Königs VII. 67—70. — Weil im königl. Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung der Feind nicht genannt 71. 72, so erklärt St. in einem vorher angesagten Vortrage vor einer großen Menge den Krieg gegen Frankreich und sich als Frei-

16. Okt., während der Schlacht bei Möckern von Gneisenau an den Kronprinz von Schweden gesandt, zugleich um die schwedischen Truppen zu begeistern 281—286.

18. Okt. Abentheuer auf der Rückkehr in der Nacht zum 18. Okt. 290—293. — In der Schlacht bei Leipzig anfangs in der Nähe von Blücher 294—299. — Nimmt Theil am Sturm auf Dorf Schönfeld 299—301. — Muß sich am Abend den Russen anschließen 302—306. — Vertheidigt bei Freiburg eine Gräfin gegen Blüchers Verdacht 307—311. — Beute an Briefen und Orden 312. 313. — In Gießen 314—318.

Auftrag, die Westphalen gegen französische Truppenreste zu waffnen und überall den preußischen Adler in den Städten anzuschlagen 319. 320. — Glänzender Empfang und Reden in Marburg 320—333. — Feierlicher Empfang in Arnsberg 333—335. — Hat seit Borstels Ankunft bloß die Bewaffnung der Landwehr zu beschleunigen 335. 336. 345. — Umarmung in Dortmund 341—343. — Zwei Monate in Düsseldorf bei Justus Gruner in heiterm Umgange 345—352. Befördert die Gründung des Gymnasiums 353—358.

1814 Jan. Reise zur Armee, Aufenthalt in Köln und Trier VII. 359—366. — Gefährlicher Marsch nach Frankreich im Zuge des Grafen von Haacke VIII. 2—10. — Findet im Blücherschen Hauptquartier seine Freunde K. v. Raumer und Blanc 10—12. — Gefährlicher Rückzug von Champeaubert 10—20. — Seitdem meist im Kreise der Freunde 22. 23. 47. — Mangel an Nahrungsmitteln und sonstige Leiden 26—34. 40. 45. 46. — Zum Theil erhaltene Villa 36—39. — Streit mit den Freunden wegen seiner Nachsicht mit den Franzosen 47—50. 59—61. — Schlacht von Laon 64. 68—71. — Krankheit, Gneisenau's Theilnahme 72--77. Reitet bei La Fere Champenoise an Gneisenau's Seite ins feindliche Quarré 78—84. — Aufgeheitert durch wissenschaftliche Gespräche mit Blanc 86. 87. — Schläft während der Schlacht am Montmartre 88. 89. — An Gneisenau's Seite tiefer Eindruck beim Anblick von Paris 90—93. — Kann wegen Mangel einer Parade-Uniform nicht Theil nehmen am feierlichen Einzug in Paris 95. — Reitet mit einem Freunde voraus 96—100. — Besucht Cuvier 100—103.

Aufenthalt in Paris, drei Monate VIII. 107—153. — Lustiger Verweis von Blücher 108—110. — Besucht die verschiedenen Sammlungen 112. 113. — Hazardspiel 114. — Theater 115—119. — Ausgebreiteter Umgang 114. 115. 132, mit Graf Schlaberndorf 120—125, mit York 137, mit den Abgesandten von Hamburg und Bremen 138—141. — Sieht hier seinen jüngsten Bruder zum letzten Mal 132. 146. — Geognostische Excursion mit Raumer und Greenough 126—130. — Erhält vom Könige die Dienstentlassung 142. 143. — Courierpaß 152. 153.

Rückkehr; französische Reisegesellschaft 153—155. — Aufenthalt in Heidelberg 156. 157. — Bei Jean Paul 158—160. — Ankunft in Breslau 160. 161. Fenster eingeworfen 171. 172.

Herbst beginnt wieder die Thätigkeit bei der Universität VIII. 172. — Anerbieten beim Wiederausbruch des Krieges vom König abgelehnt 181. — Thätigkeit bei einem Concert zum Besten der Freiwilligen 182—184. — Drückende Schuldenlast 187. 188.

1815—1823. Wirksamkeit als Schriftsteller und in politischer Hinsicht IX. 115. VIII. 189 ff. — Steht allein in seinem Bestreben als Naturphilosoph 190—196, so wie in der politischen Thätigkeit 197—204.

1817 Reise nach Berlin, lernt Jahn kennen, wird entschieden gegen die Turnanstalten (vgl. unten Turnstreit) VIII. 309—316. 320. — Badereise nach Karlsbad VIII. 319-321, Kur 336. 337, angenehmer Aufenthalt 325—329. 333—335. Gespräche mit Neander 339—341.

Reise mit Schütz nach Süddeutschland VIII. 341—411. — In Franzensbrunn 341—345. — In Eger numismatische Vorlesung eines Scharfrichters 346—350. — In Landshut Bekanntschaft mit Sailer 350—357. — In München acht Tage bei Schelling 366. 374. Bekanntschaft mit Jacobi 379. 380. 386—390, mit einigen bedeutenden Aerzten 391—396, mit Franz Baader 397—401. — In Nürnberg und Augsburg 404—408. — Rückreise beschleunigt wegen beunruhigender Gerüchte über Breslau 409—411.

1817—1819 bloß für Wissenschaft lebend, in innigem Familienleben, besonders mit Graf v. d. Gröben VIII. 412. 413. 423. Freundschaft mit Scheibel 420—423, mit seinen Collegen 423—426, mit dem Schauspieldichter Schall 426-433, mit Offizieren 433—435. — Große wöchentliche Abendgesellschaften 435. 436. — Lernt Fürst Biron kennen 442—446. — Besuch von Graf Reuß IX. 14—16.

1818 Herbst Reise mit dem Kronprinzen ins Riesengebirge VIII. 448. — Gewinnt die Gunst desselben durch die Darstellung der norwegischen Bauern 449. 450. — IX. 1—3. 6-9. 21—26.

18¹⁸/₁₉ Weihnachtsferien, vom Staatskanzler wegen seiner Schrift „Turnziel" nach Berlin beschieden IX. 32-34. — Stürmischer Abend bei Reimer 35—38. 47. — Besuch beim Staatskanzler in Glienicke 38—43. — Findet bei der Rückkehr in Breslau seine Gattin gefährlich krank 44. 45.

Durch die innere Trennung von seinen besten Freunden, besonders von K. v. Raumer, gequält 77—81. — Erhält nach Raumers Versetzung nach Halle die Aufsicht über die Mineraliensammlung 81.

1821. Tod seines letzten, jüngsten Bruders I. 13. V. 265.

Nach langen Parteikämpfen zum Rektor gewählt IX. 81. — Leitet die Untersuchung gegen die Arminia mit inniger Theil-

nahme 82—92. 116, bewirkt ihre Gleichstellung mit den andern Verbindungen und eine Milderung der Strafe 93—97. — Erklärt sich gegen die Auslieferung eines polnischen Studenten 108—114.

1824 Skandinavische Reise mit seinem Neffen IX. 119—274.

Von Breslau bis zur Landung in Schweden IX. 119—125. — Durch Schweden nach Stockholm 125—133. Aufenthalt daselbst 137. 158—160. Lustfahrt nach Drotningholm 138. 141. 145—150, nach Gripsholm 151—158. — In Upsala bei der Promotion 160—168. Bekanntschaften 169—177. 181—186. — Von Upsala nach Christiania 186—188. Ankunft daselbst 189—193. 231. 232. — Wird durch seinen Neffen Holst auf den Zustand der Gefängnisse aufmerksam 195. 201. — Aufenthalt bei der Schwester in Hedemarken, lernt das Leben der norwegischen Bauern genauer kennen 232—244. — Geognostische Excursion mit Keilhau 244—254. 255—258. — Lernt den Kronprinz Oskar kennen 258—262. — Aufenthalt in Dänemark 263—269. 274. V. 264—268.

18²⁴⁄₂₅ Winter in Berlin IX. 274. 275.

1825—1832 in Breslau, der Wissenschaft und der religiösen Thätigkeit lebend IX. 115. 275—277. — Seitdem größerer Einfluß auch auf junge Männer, die nicht die Naturwissenschaft studirten 118. 119, so auf die Brüder Müller und auf die Brüder Suckow 284—290.

Graf York überträgt ihm die Aufsicht über die Erziehung seines einzigen Sohnes IX. 298. 306. 310—312. — Musikalischer Kreis mit v. Winterfeld und Mosevius 312—319. — Theilnahme am Theater 323—329. 332—340. — Wird Vormund einer jungen Schauspielerin 330—332.

Vertheidigt Scheibel'n, beginnender Kampf mit dem Ministerium X. 86—90.

1830 Juni, Einführung der Union in Breslau X. 133 ff.

Ende Juni bis 1. Nov. St. erklärt sich für die lutherische Gemeinde und vertheidigt sie, obgleich nicht ganz einverstanden mit ihr X. 137—189. vgl. unten Lutherisch.

Ende Dec. bis Jan. 1831 vertheidigt er sich gegen den Vorwurf des Ministeriums in Betreff aufrührischer Gesinnung, und bittet um Abschied 191—196.

Die Meisten ziehen sich von ihm zurück 196—198. 217. — Mißverständnisse 209—214. — Wünscht sich aus den Verhältnissen in Breslau heraus 215—217. 227, die übrigens durch die bewiesene Gunst des Kronprinzen sich etwas günstiger gestalten 218.

1832 Apr., durch Verwendung des Kronprinzen nach Berlin berufen X. 231—235. — Stellung zu den Professoren 290—295, zu den Studirenden 296—302, besonders zu den Theologen 306—309.

1835 Rektor X. 309—317. — Mundt's Promotion 312—317.

1837 Reise mit seiner Familie nach Tyrol und Wien X. 317—338.

1838 Anwesenheit des Kronprinz Christian von Dänemark und der Kronprinzeß in Berlin X. 338–341.
1840 mit seiner Familie von dem neuen Könige Christian VIII. von Dänemark zur Krönungsfeierlichkeit eingeladen X. 343. 344.
Juni. Tod des Königs Friedrich Wilhelm III. X. 344—347.
Reise mit der Familie nach Dänemark und Norwegen X. 350—433. — Reise und Aufenthalt in Kopenhagen 350—358. 390. Krönung 364—376. — Versammlung der nordischen Naturforscher 400—405. — Reise nach Christiania und Aufenthalt daselbst 405—413. — Gebirgspartbie 415—419. — Rückkehr nach Dänemark 420—422. — Reise durch dasselbe, Roeskilde 423—429. — Hamburg und Rückkehr nach Berlin 429—434. V. 268–270.
Sept. Einzug des Königs Friedrich Wilhelm IV in Berlin X. 434—440.

Alphabetisches Verzeichniß,

besonders für das innere Leben von Steffens.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

R.

T.

U.

Z.

II.

Namen- und Sachverzeichniß.

B.

C.

D.

F.

J.

K.

L.

O.

T.

W.





Druckfehler des zehnten Bandes.

Seite 133	Zeile 3	von unten,	statt: Sonntag,	lies: Sonnabend.
— 137	— 5	—	statt: ihn,	lies: sie.
— 146	— 9	—	statt: hätten,	lies: haben.
— 169	— 2	von oben,	statt: ich und an,	lies: ich an.
— 193	— 5	—	statt: Beschluß,	lies: Schluß.
— 202	— 3	—	statt: Männer,	lies: Männern.
— 213	— 2	—	statt: Afsimulation,	lies: Assimilation.
— 237	— 10	—	statt: kritische,	lies: Kritische.
— 239	— 2	von unten,	statt: sich,	lies: sich so.
— 242	— 5	von oben,	statt: dem,	lies: den.
— 326	— 1	—	statt: kühlen,	lies: kühnen.









